



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BP 367.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828



Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1866.

Erster Band.

© **Göttingen.**

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1866.

BP 367.1

1874, June 13.
Miss Fend.



4
53-112
1-72

Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
W. Fr. Kaestner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

3. Januar 1866.

Neutestamentliche Studien von J. C. M. Laurent, Phil. Dr. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1866. XVI u. 209 Seiten in Octav.

Wenige aber im Ganzen recht unterrichtende und nützliche Blätter, der Zahl nach (wie der Verfasser sie benennt) sieben Studien. Manches ist in ihnen mehr durch das blosse Lesen der neuesten Schriften des Erlangischen Theologen von Hoffmann veranlasst: man findet hier aber auch sonst manche genauere Untersuchung und selbständigere Forschung. Wir heben das Wichtigste in der Kürze hervor, und bemerken nur noch zuvor dass diese gelehrten Arbeiten sich fast nur um die Paulusbriefe und die Apostelgeschichte drehen.

Vor allem unterwirft der Verf. das Aeussere der Paulussendschreiben einer sorgfältigen Untersuchung. Er findet der Apostel habe sich zu seinen Sendschreiben nicht des Pergamens sondern des Papyrus bedient, auch sie nicht zuvor selbst entworfen und dann abschreiben lassen sondern sie sogleich in die Feder gesagt;

wohl aber habe er am Ende jedes Sendschreibens an eine Gemeinde einige Worte mit eigener Hand hinzugefügt, um die Aechtheit des Schreibens zu bezeugen und aus anderen Gründen. Man wird dies im Allgemeinen als richtig erkennen, wiewohl die schärfere Untersuchung darüber fast bei jedem der Sendschreiben wiederkehrt und es sich z. B. sehr fragt ob der Apostel nicht den ganzen Galaterbrief mit eigener Hand schrieb. Allein der Verf. geht hier nun einen sehr wichtigen Schritt weiter indem er meint und an vielen Beispielen lehren will der Apostel habe auch mit eigener Hand manche Randbemerkungen hinzugefügt die man als solche noch sehr gut erkennen und wieder absondern könne, wie z. B. zwischen Röm. 2, 12—16 die Worte v. 14 f. hinter καὶ ἀπολοῦνται. Die meisten Stellen welche der Verf. hieher zieht, lassen sich indessen in anderer Weise erklären. Dagegen stimmen wir ihm nach einer nun gegen vierzig Jahre gehegten Ueberzeugung vollkommen bei wenn er fast das ganze letzte Capitel des Römerbriefes diesem Werke abspricht und für ein Sendschreiben an die Ephesische Gemeinde hält. Diese Einsicht ist neu und steht in unsern Tagen noch sehr vereinzelt da: allein sie wird sich gewiss immer allgemeiner als die allein richtige erweisen. Ob freilich so wie der Verf. meint die Worte Röm. 16, 1—20 für sich allein ursprünglich ein besonderes Schreiben an die Ephesier bildeten, scheint uns höchst zweifelhaft: die vielen Grüsse Röm. 16, 3—16 (denn die Worte v. 1 f. konnten sehr gut an die Römer gerichtet sein) geben sich weit mehr als einem grösseren Sendschreiben angehängt, welches man sich dann als für uns verloren denken muss. Dass alle diese Grüsse zugleich mit den

ermahnenden Schlussworten 16, 17—20 nur den paar Empfehlungsworten für die abreisende Phöbé v. 1 f. angehängt seien, ist so unwahrscheinlich als möglich. Wir kommen hier also auf die Frage von den für uns verlorenen Sendschreiben des Apostels: darauf lässt sich unser Verfasser nicht ein, wie er auch von zwei verlorenen Briefen an die Korinthier und dem an die Laodikeer nichts wissen will obgleich uns so viele ganz zuverlässige Spuren auf sie hinführen.

Noch mit mehr Erfolg untersucht der Verf. eine andere Seite des grossen Gegenstandes indem er die Frage nach der Reihenfolge der Paulusbriefe aufwirft. Unsre heutige Wissenschaft war zwar schon dahin gelangt dass sie deutlich einsah diese Briefe seien nur nach ihrer äussern Grösse só an einander gereiht wie sie wesentlich in allen Handschriften sich finden. Allein indem der Verf. dieses mit der schärfsten Genauigkeit verfolgt, giebt er eine erfreuliche Bestätigung der Wahrheit. Sollte sich diese Reihe also gar nicht nach anderen Rücksichten z. B. der Zeitfolge richten, so konnte der kleinere und daher jetzt als der zweite gezählte Brief an die Thessaloniker der Zeit nach vielmehr der frühere sein: und da sich dies wirklich in unsern Zeiten anderweitig aus den sorgfältigsten Erforschungen ergab, so konnte man das desto züversichtlicher vertheidigen. Dass der zweite Brief an die Thessaloniker in der Wirklichkeit der erste und damit überhaupt der früheste sei welcher sich vom Apostel erhalten hat, wurde in unsern Zeiten zuerst von dem Unterz. behauptet, ohne dass er wusste dass bereits Hugo Grotius dieselbe Ansicht einst freilich sehr wenig begründet hingeworfen hatte. Man hat nun zwar diese Einsicht von manchen Seiten her

wieder wankend zu machen gesucht: allein der Verf. erweist sie S. 49—64 aufs neue aus so guten Gründen und nach allen Seiten hin so sicher dass man künftig sie gewiss immer allgemeiner als die allein richtige annehmen wird. In der That gewinnt man erst mit ihr einen festeren Grund nicht nur für das Verständniss der zwei Thessalonikerbriefe sondern auch für einen sehr wichtigen Theil der Lebensgeschichte des Apostels; und wir stehen nicht an zu sagen dass die sorgfältige Abhandlung dieses bis dahin für so viele Augen noch zweifelhaften Gegenstandes einer der verdienstlichsten Abschnitte des vorliegenden Werkes ist. Man wird nun wohl künftig aufhören noch immer da Zweifel aufzutreiben wo sie vor jeder näheren Erforschung sogleich verschwinden müssen.

Dagegen stossen wir in diesem selben Zusammenhange auf eine andere Annahme des Vf. welche wir nicht billigen können. Ist es nämlich einmal (wie er so richtig nachweist) gewiss dass man die Paulussendschreiben, voran die an die Gemeinden, rein stichometrisch d. i. nach der höheren oder geringeren Zahl der handschriftlichen Zeilen eines jeden zusammenreihete, so macht allein das an die Ephesier eine seltsame Ausnahme. Dies ist um ein bedeutendes länger als das an die Galater (mit 18, 5 gegen 16, 45 nach der Sinaihandschrift und allen übrigen Urkunden), und steht doch hinter diesem. Unser Verf. behauptet daher S. 47 es sei wirklich anfangs diesem vorangestellt gewesen: allein dies lässt sich durch nichts beweisen, und ist auch an sich unwahrscheinlich, weil man das Sendschreiben an die Ephesier wegen der höheren Wichtigkeit dieser Gemeinde gewiss immer an seinem ersten Platze gelassen haben

würde, wenn es diesen jemals wirklich gehabt hätte. Wir finden in dieser seltsamen Erscheinung vielmehr eine Bestätigung des schon anderweitig feststehenden Satzes dass das Sendschreiben an die Ephesier unsprünglich gar nicht in diese Reihe gehörte sondern erst aufgenommen wurde als die Reihe der Paulussendschreiben längst festgestellt war. Wer den Ursprung dieses Sendschreibens welches nicht einmal ursprünglich seine gegenwärtige Aufschrift trug näher kennt, der begreift leicht dass es erst in einer verhältnissmässig späteren Zeit an seine gegenwärtige Stelle kam.

Eine andere Frage welche der Verf. S. 153 bis 193 sehr befriedigend und erschöpfend beantwortet, betrifft die im NT. und bei einigen anderen der ältesten christlichen und sonstigen Schriftsteller erwähnten Brüder des Herrn. Diese Frage war, nachdem sie der von Päpstlichen und anderen Schriftstellern heute wieder nur zu viel gerühmte Hieronymus gründlich verwirrt und für anderthalb Jahrtausende zum grossen Nachtheile vieler ächt christlichen Dinge völlig verkehrt entschieden hatte, zwar schon von Herder in einer seiner früheren Schriften treffend beantwortet, es bedurfte aber auch bei ihr erst aller Anstrengungen unserer neuesten Zeit um endlich ihre allgemeine richtige Betrachtung herbeizuführen; und da darin noch immer viele Geister unter uns unklar zu bleiben vorziehen, so ist auch hier das Verdienst des Verfs anzuerkennen. Er urtheilt treffend die Brüder des Herrn seien seine wirklichen Brüder, und schwächt diese richtige Erkenntniss dadurch nicht ab dass er sie auch nur zu Halbbrüdern oder zu blossen Söhnen Josef's machen will. Erst dadurch kommt auch Jakobos der Bruder des Herrn, jener erste

berühmte Bischof der Muttergemeinde, zu seiner wahren Ehre und Würde.

Einige andere Bemerkungen des Verfs betreffen die Stelle des ächten Klemensbriefes welche sich über das Leben und das Ende des Apostels Paulus ausspricht: wir besitzen bekanntlich von ihm nur die einzige höchst lückenvolle und schwer zu lesende Alexandrinische Handschrift im Britischen Museum, und aus ihr theilt der Verf. hier S. 105—8 diese dunkle Stelle nach einer neuen Vergleichung der verwitterten Buchstaben der Handschrift mit. Was die Hauptsache betrifft, so entscheidet sich der Verf. aus guten Gründen dahin dass der Apostel nach der Aussage des Klemens wirklich aus seiner ersten Gefangenschaft befreiet und noch bis Spanien gekommen sei. Auch in dieser Frage hatte die Baur'sche Schule alles verwirrt, und es hat in der neuesten Zeit Mühe gekostet das Richtige zu behaupten. Wir freuen uns den Vf. auch hier auf dem geraden guten Wege zu treffen, können aber mit ihm nicht annehmen dass der Apostel erst im J. 67 zu Rom gefallen sei, obgleich wir nicht zweifeln dass Petrus schon vor ihm durch Nero zu Rom vernichtet war. Der Verf. theilt auch über die ganze Zeitrechnung des Lebens und Wirkens des Apostel Paulus manche eigenthümliche Ansichten mit: allein ehe man über die Entstehung der Sendschreiben an die Ephesier an Timotheos und Titos nicht im Klaren ist (und gerade hier zieht doch auch der Verf. die Schwierigkeiten nicht gerade anzuschauen vor), kann man die noch entfernter liegenden dunkelsten Stellen in der Geschichte dieses Apostels nicht glücklich zertheilen. Aehnlich müssen wir über seine Versuche das Muratori'sche Bruchstück über den Kanon des

Neuen Testaments zu erläutern und herzustellen S. 108 f. 197—209 urtheilen: man kann ihm leicht zugeben dass dieses Bruchstück nicht aus einer Lateinischen Uebersetzung eines Griechischen Werkes sondern aus einer ganz ursprünglich Lateinischen Schrift geflossen ist: in der That ist dies schon deswegen weit wahrscheinlicher weil wir uns unter diesem Werke von welchem sich unglücklicher Weise nur das grosse Bruchstück erhalten hat, am richtigsten ein Sendschreiben denken worin eine Lateinische Gemeinde sich gegen die andere über die ächten oder unächten Bestandtheile des Kanons aussprach. Allein die Schwierigkeiten eines richtigen Verständnisses dieses in seiner Art sehr wichtigen Bruchstückes liegen doch tiefer als der Verf. zu ahnen scheint.

Dies ganze Werk scheint uns auch deshalb denkwürdig weil es von einem Verf. aus der sogenannten frommen Theologenschule ist welcher dennoch die Rechte der Wissenschaft vollkommen anerkennt und ihnen selbst gerecht zu werden sich eifrig bemühet. Die schroffen Stellungen der verschiedenen Schulen neuester Zeit stampfen sich so immer mehr ab; und nichts ist auch vom rein wissenschaftlichen Standorte aus mehr zu wünschen als dass das Beispiel welches der Verf. darin giebt immer mehr glückliche Nachfolge finde.

H. E.

Catarrh und Influenza. Eine medicinische Studie von Dr. Franz Seitz, ordentl. Professor der Medicin an der Universität München. München literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1865. 464 Seiten in Octav.

Der um die Epidemiologie schon vielfach verdiente Verfasser will in der vorliegenden Monographie, die sich seinen früheren Arbeiten über Friesel, Typhus, Scharlach, Masern und Cholera anschliesst, nicht eine ausführliche Schilderung der einzelnen Catarrh-Formen, sondern eine Darstellung des catarrhalischen Processes im Allgemeinen nach allen seinen Beziehungen geben. Er fasst hiebei den Begriff des Catarrhs etwas weiter, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, indem er auch die croupösen und diphtheritischen Processe der Schleimhäute dahin rechnet. Ganz besonders war es aber seine Aufgabe das Verhältniss des epidemischen Catarrhs, der meist noch als spezifische Krankheitsform geltenden Influenza, zu dem gewöhnlichen Catarrh, und die Bedingungen ihres Auftretens genauer festzustellen und er hat deshalb namentlich der Aetiologie ein sehr eingehendes und umfassendes Studium gewidmet.

Um im Grossen den Einfluss der atmosphärischen Verhältnisse auf die Entstehung der Catarrhe zu verfolgen, giebt er im ersten Abschnitt eine Uebersicht der geographischen Verbreitung derselben über die Erde, in welchem mit grossem Fleiss alle bekannt gewordenen Thatsachen zusammengestellt sind. Es ergibt sich daraus, dass Catarrhe unter allen Himmelsstrichen vorkommen, dass aber ihr verbreitetes Vorkommen in allen Zonen mit dem Eintritt und der Andauer extremer Temperaturgrade und namentlich dem raschen Wechsel derselben zusammenfällt und im bestimmten Verhältniss zu den herrschenden Winden steht, weil diese Luftschichten von verschiedener Temperatur und Dampfmenge verbreiten, so zwar dass niedrige Temperaturen mit kalten und

feuchten Winden vorzugsweise Catarrhe der Respirationsorgane, hohe solche der Digestionsorgane bedingen. Die ersten sind desshalb in der Polarzone und den angränzenden Ländern, die letzten in den Tropen die herrschenden Catarrh-Formen, doch fehlen auch jenen in den heissen Sommermonaten verbreitete catarrhalische Erkrankungen der Intestinalschleimhaut, diesen namentlich beim Eintritt der Regenzeit, wo durch starke Regengüsse die Temperatur rasch abgekühlt wird und in der trockenen Zeit, wenn heisse Tage mit kalten Nächten wechseln, solche der Athmungsorgane nicht. Die gemäßigten Zonen schliessen sich je nach ihrer Lage und der Jahreszeit bald mehr den Verhältnissen in den Polargegenden, bald mehr denen in den Tropen an, zeigen überhaupt die grösste Häufigkeit an catarrhalischen Erkrankungen. Speciell in Europa treten Catarrhe in grösster Menge und Verbreitung im Frühjahr auf, weil hier die Temperatur in Folge der gleichzeitigen Herrschaft der Winde am meisten veränderlich ist, während sie im Herbst, wo die Temperatur am constantesten zu sein pflegt, mehr zurücktreten. Auch im Einzelnen lässt es sich verfolgen, dass Gegenden, die zufolge ihrer Lage ein auffällig veränderliches Klima besitzen, besonders von Catarrhen zu leiden haben. Den von Schönbein beschuldigten Ozongehalt der Luft fand Verf., wie er in einem späteren Abschnitt anführt, nach zweijährigen genauen Beobachtungen ohne Einfluss auf die Entstehung von Catarrhen. Ganz dieselben atmosphärischen Verhältnisse, wie sie der Entstehung der Catarrhe überhaupt zu Grunde liegen, finden sich nun bei dem Auftreten von Influenza-Epidemien in ganz besonders hohem Grade entwickelt, wie der Verf. aus der

Geschichte derselben in den letzten 3 Decennien nach seinen eigenen Beobachtungen in München mit den gleichzeitigen Nachrichten anderer Aerzte an anderen Orten im zweiten Abschnitt im Einzelnen näher nachweist. Es gingen denselben stets grelle Temperaturwechsel, plötzlich einfallende strenge Kälte mit heftigen Winden, oder grosse anhaltende Feuchtigkeit der Luft voraus und auch während derselben war die Zunahme an Kranken und häufige Recidive bei schon befallen Gewesenen immer in Folge von Witterungswechsel, starkem Regen, Sturmwinden aus Nordost oder Nordwest zu beobachten. Verf. erklärt desshalb das epidemische Auftreten der Influenza allein aus der grösseren Andauer, Intensität und weiten Verbreitung der für den Catarrh überhaupt gültigen ursächlichen Momente. Er bestreitet aus diesem Grunde überhaupt ihre specifische Natur und hält sie durchaus für identisch mit dem gewöhnlichen Catarrh und man wird ihm Recht geben, wenn er behauptet, dass alle Erscheinungen, durch welche man sie zu charakterisiren versucht hat, auch ganz in derselben Weise bei diesem vorkommen können, nur dass sie dort in Folge der intensiver einwirkenden Störlichkeiten, weit stärker ausgeprägt sind. Die Annahme eines Miasma oder Contagium hält er durchaus für unerwiesen; Versuche die er selbst mit catarrhalischen, meist eiterig zerfliessenden, Bronchialspulis an Thieren anstellte, und die er in dem Abschnitt über Aetiology ausführlich mittheilt, ergaben, dass dieselben zwar, wie alle in Zersetzung begriffene thierische Substanzen, als krankmachende Potenzen wirken und unter Umständen selbst tiefgreifende zum Tode führende Ernährungsstörun-

gen hervorrufen können, ohne jedoch eine spezifische Krankheitsform zu erzeugen.

Diese beiden ersten Abschnitte sind die bei weitem umfang- und belangreichsten des Werks, doch geben auch die folgenden, welche das Sterblichkeitsverhältniss der Catarrhe, den normalen Bau und die physiologischen Verrichtungen der Schleimhäute, die pathologisch-anatomischen Veränderungen derselben bei Catarrhen, die Veränderung der Secrete und Blutmischung, das Wesen des catarrhalischen Processes, die Aetiologie und Therapie behandeln, eine recht ausführliche und eingehende Darstellung dieser Punkte, bieten indess weiter nichts wesentlich Neues, was hier besonders zu erwähnen wäre. In einem Anhang wird eine Reihe von Krankengeschichten mitgetheilt, welche zur Erläuterung der wichtigeren Formen des Catarrhs dienen sollen. Die Ausstattung des Buchs ist gut, nur ist die grosse Menge der oft Sinn entstellenden Druckfehler störend. L.

Monumenta Boica. Volumen trigesimum septimum (Auch unter dem Titel: Monumentorum Boicorum Collectio nova. Volumen X). Edidit Academia scientiarum Boica. Monachii, sumptibus academicis (Typis Dr. Fr. Wild (Parcus)). 1864. VII u. 600 Seiten in Quart.

Die grosse Sammlung Bairischer Urkunden, die vor mehr als hundert Jahren begonnen (der erste Band erschien 1763), hat in dem jetzt veröffentlichten 37. Bande eine erwünschte Fortsetzung erhalten. Derselbe umfasst Monumenta

episcopatus Wirceburgensis, wie es in der kurzen Vorrede heisst den ersten Theil derjenigen »documenta, quae aut ipsa aut apographa in Bavariae tabulariis adservantur.«

Eine solche Sammlung wird man besonders willkommen heissen, zumal ein grosser Theil derselben bisher unbekannt oder doch ungedruckt war. 489 Nummern vom Jahr 788 bis 1287, dem Tode Bischof Berthold II., werden hier gesammelt, davon freilich ein Theil nur kurz dem Inhalt nach angegeben oder in einem etwas ausführlicheren Auszug mitgetheilt: das Erste ist bei den Urkunden der deutschen Könige und Kaiser der Fall, die in früheren Bänden der Monumenta Boica zum Abdruck kamen, dies bei einzelnen, die anderweit bekannt gemacht oder an sich von geringerer Bedeutung sind. Daneben ist ein anderes einigermassen auffallendes Verfahren beobachtet, ein Theil nemlich der früher publicierten Urkunden mit kleinerer Schrift gedruckt. Hat dies an sich keinen rechten inneren Grund — bei unechten oder nicht authentisch überlieferten Urkunden dürfte man wohl passend so verfahren —, so ist es auch nicht einmal mit voller Consequenz zur Anwendung gekommen, indem Stücke, die in denselben Büchern gedruckt vorliegen, bald in der gewöhnlichen, bald in der kleineren Schrift erscheinen (vgl. Nr. 178 mit 205, 248 mit 226. 289). Im ganzen kann man nur wünschen, dass bei einer solchen Sammlung alles zum Abdruck gelange was überhaupt einen solchen verdient und nicht in früheren Bänden des Werkes selbst schon zur Veröffentlichung gekommen ist.

Die Grundsätze der Edition sind nicht ganz dieselben die in den frühern Bänden befolgt wurden und nähern sich mehr dem was anderswo

empfohlen ist: nur die Eigennamen sind gross geschrieben, eine der jetzt üblichen nahe kommende Interpunction durchgeführt; dagegen ist einiges andere nach den Originalen beibehalten, was wenig gerechtfertigt erscheint, u statt v und umgekehrt, Worttrennungen wie Quo circa, Dum taxat, selbst ad misso (wo es ein Wort sein soll). Die Wiedergabe des Textes macht überall den Eindruck voller Genauigkeit; auf ungewöhnliches ist aufmerksam gemacht; hie und da die Lesung des Originals in einer Note angegeben. Einiges, das so geändert ist, musste aber wohl gelassen werden, z. B. S. 129 die Form mundeburgii; s. Ducange ed. Henschel IV, S. 574. 575. Die Inhaltsangaben, die sich zum Theil an die von Lang in dem ersten Band der Regesta Boica anschliessen, sind meist wohl zutreffend, aber nicht gleichartig genug, — manchmal überflüssig ausführlich, wenn z. B. zu den immer wiederkehrenden Namen der Bischöfe mitunter »Wirziburgensis« oder »Wirziburgensis ecclesiae« oder ähnliches hinzugefügt wird, was an andern Stellen als selbstverständlich fehlt; dagegen ist Nr. 130 das unentbehrliche »successoris sui« ausgefallen. Erläuternde Anmerkungen sind gar nicht beigelegt; das Nöthige wird den für die Fortsetzung in Aussicht gestellten Registern vorbehalten sein. Mehr vermisse ich die Angabe über die Aufbewahrung der einzelnen Stücke: nichts als die schon angegebene kurze Notiz »quae in Bavariae tabulariis adservantur«, findet sich; aber schon ihre Fassung deutet an, dass es sich nicht bloß um ein Archiv, das Reichsarchiv in München oder das Provinzialarchiv in Würzburg, handelt. Wir erfahren auch nicht, inwiefern eine, vor nicht langer Zeit in öffentlichen Blättern erwähnte Wiederauffindung von Originalen Würz-

burger Urkunden in Würzburg selbst dieser Sammlung zu gute gekommen ist, können nur vermuthen, dass die hier zu den Kaiserurkunden nachgetragene K. Ludwigs vom 19. Dec. 823 (übrigens früher gedruckt) daher stamme. Man darf erwarten, dass einige der früher nur aus Copialien gedruckten dort im Original zu Tage gekommen sind; dann aber wäre hier wohl der Ort gewesen, um etwaige Berichtigungen bekannt zu machen.

Doch sollen diese kleinen Desiderien dem Werth dieser Veröffentlichung keinen Abbruch thun. Es ist eine Fülle wichtiger und nach vielen Seiten hin interessanter Documente, welche hier gesammelt, grösstentheils auch zuerst bekannt gemacht sind, und war von einem Theil auch der Inhalt aus den Regesta Boica bekannt, doch konnte dieses nur in wenig Fällen den Geschichtsforscher befriedigen; auch fehlt es nicht an jetzt erst zur Kunde kommenden Stücken.

Einzelnes hervorzuheben hat bei einer Sammlung, die mehrere Jahrhunderte umfasst, seine Schwierigkeit, und nur auf einiges mag diese Anzeige hinweisen.

Zu Anfang überwiegen Schenkungen und Tausche von Gütern, Erhebungen in das Verhältniss von Censualen oder Ministerialen und andere auf den Besitz der Kirche bezügliche Urkunden. Auch diese beginnen aber erst gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts. Aeltere Traditionen haben sich also nicht erhalten. Unter den mitgetheilten sind einige nicht ohne Interesse, so gleich die erste von Bischof Bruno über die Schenkung seines Hofes Sunrike in dem Bisthum Paderborn mit der merkwürdigen Angabe von den »*duabus tabulis ereis concatenatis in capella Sunrike locatis, litteris legibilibus insculptis*«, welche sich

auf die Einkünfte, die Rechtsverhältnisse der Angehörigen des Hofes u. s. w. bezogen: die Urkunde war freilich schon gedruckt und hat auch hier nur aus einem Copialbuch mitgetheilt werden können. Daran reiht sich eine Ausfertigung über den Erwerb des Gutes Salz von der Königin Richiza, der dafür Güter in Thüringen und im Grabfeld als *precaria* gegeben werden: aber nicht, wie man nach der Angabe in den Reg. B. erwarten sollte, in einer Urkunde der Richiza, sondern des Bischofs Adalbero: dass auch jene vorhanden gewesen, ist nicht zu bezweifeln, dass sie aber Lang vorgelegen und jetzt, sei es übergegangen oder verloren, kaum wahrscheinlich, ob schon eine andere von jenem angeführte Urkunde dieses Jahrs hier keine Aufnahme findet. Mit der Schenkung von Salz hängt eine Urkunde des B. Embrico, Nr. 78, zusammen, deren Inhalt die Reg. ganz falsch angegeben haben: den *ministeriales et censuales* wird ihr altes Recht gesichert, wie es durch die Feuerprobe eines derselben und den Eid »*tercia manu*« des Vogtes bekräftigt worden. Auf die Rechte solcher abhängiger Leute beziehen sich auch eine Anzahl anderer Stücke, Nr. 88. 89. 91. 94. 146 u. s. w., einige zum Theil zugleich auf die Rechte der Vögte.

In Nr. 72 aus dem Jahr 1103 wird ein Friede erwähnt, den der Bischof verkündet und seine Untergebenen beschworen (*ea quam omnes regimini meo subjacentes concordii voluntate susceperant et juramentis corroboraverant*) und für dessen Bruch ein miles mit Verlust aller seiner Leben und Güter bestraft war. — Eine Geldzahlung von 5 *talenta Wirzib. monetæ* wird Nr. 111 (1169) *jure beneficii* verliehen; in Nr. 200 aus dem J. 1221) geschenkte Güter als Lehn gegeben »*ita videlicet quod et ipse et omnes he-*

redes sui tam masculi quam feminae eodem feudali successione libere potiantur.* Genauere Bestimmungen über lehnrechtliche Verhältnisse enthalten z. B. Nr. 229 (vom J. 1231) über die Verleihung des Marschallamts an die von Eberstein, Nr. 283 (vom J. 1244) über die Annahme eines edelen Mannes zum castrensis.

Anderes ist von Bedeutung für die Geschichte der Stadt Würzburg. Dahin gehören schon die zahlreichen Urkunden für hier wohnhafte Juden, Nr. 113. 126. 129. 131. 135. 136. 142 u. s. w., in denen ein vicus Judeorum, eine scola Judeorum erwähnt werden: eine, Nr. 126, unlängst von Wegele besonders publiciert, enthält interessante Bestimmungen über das Tropsrecht und Fensterrecht benachbart liegender Häuser. Andere Stücke beziehen sich auf Niederreissung von Häusern am Main auf den Wunsch fremder Kaufleute (Nr. 144, vom J. 1189), Ablösung der »marchpfennige« (Nr. 273, v. J. 1243), Befreiung der Bürger durch den Papst Alexander IV. von fremder Gerichtsbarkeit (Nr. 345, v. J. 1260), Bund des Capitels und der Stadt (Nr. 385, vom J. 1272), Aufhebung und Herstellung der Zünfte (Nr. 433 und 435, v. J. 1271, früher in einer deutschen Uebersetzung von Fries in seiner Würzburgschen Chronik mitgetheilt), Vertheilung der Marktabgaben zwischen Bürgern und Bischof (Nr. 478, v. J. 1285).

Landesherrliche Rechte des Bischofs betrifft eine ihm von allen Eingessenen gezahlte Steuer von Weinbergen (Nr. 405, v. J. 1276), die Befreiung des Klosters Ebrach von dem Recht der Lantleite (Nr. 449, vom J. 1281). Hierhin kann man auch die Vereinbarung mit dem edeln Mann Gotfried von Hohenlohe über die Rechte in ei-

ner villa Heitingesvelt rechnen (Nr. 318, vom J. 1253), die auf mannigfache Verhältnisse eingeht.

Zahlreiche Urkunden erläutern die Verhältnisse zu den weltlichen Gewalten in der Nachbarschaft, den Grafen von Henneberg, Kastell, Oettingen, Rineck, Wertheim, den von Hohenlohe u. s. w. Namentlich die Beziehungen zu den Hennebergern, welche längere Zeit die Burggrafschaft in der Stadt haben, sind zahlreich und verschiedenartig: das Hennebergsche Urkundenbuch erhält hier eine sehr bedeutende Ergänzung; Nr. 336 ist aber auch hier IV, S. 1, nicht bloß wie angegeben bei Gruner, mit anderer Datierung gedruckt.

Auch mit den benachbarten Stiftern, besonders Mainz und Bamberg, fanden manche Berührungen statt. Ich hebe die Ausgleichung von Streitigkeiten mit jenem im J. 1216 (Nr. 190), mit diesem im J. 1230 (Nr. 218), auch eine Urkunde Siegfrieds von Mainz in Beziehung auf seine Verbindung mit Wilhelm von Holland (Nr. 298 v. J. 1248) hervor.

Anderes betrifft kirchliche Verhältnisse: Aufforderung zu Sammlungen und Ablass für die Heiligsprechung des Bischofs Bruno (auch eine Notiz über von ihm geübte Wunder ist aufgenommen, Nr. 142, S. 158—162, die wohl kaum zu den Urkunden gehört) und einen Neubau der Kirche, Bestimmungen über das Verhältniß der Bettelmönche (*fratres praedicatorum*) und der Eremiten ord. S. Augustini zu der Weltgeistlichkeit (Nr. 233 v. J. 1232, Nr. 356 v. J. 1263). Bemerkungswerth ist die Protestation des Würzburger Clerus gegen die Erhebung eines Kreuzzugszehntens im J. 1277 (Nr. 415). — Auffallend erscheint die geringe Zahl päpstlicher Urkunden:

die ersten, soviel ich bemerkt, von Celestin III. (1195).

Anderes was man hervorheben könnte, die *pensiones annuae*, quae vulgo *obeles* dicuntur (S. 192), der *spisarius curiae nostrae* (S. 258; das Wort fehlt bei Ducange) ist schon in den Auszügen der Reg. Boica enthalten, wenn auch bisher wenig beachtet. Die Veröffentlichung des vollständigen Textes wird hier und überall dazu beitragen, um auf den Werth dieser Würzburger Urkunden aufmerksam zu machen und zu ihrer Benutzung für alle Seiten geschichtlicher Forschung einladen. Und dazu hat auch diese Anzeige einen Beitrag liefern, zugleich den Bearbeitern der Sammlung, die bescheiden ihren Namen zurückhalten, den Dank der Historiker darbringen wollen.

G. Waitz.

Anecdota graeca et graecolatina. Mittheilungen aus Handschriften zur Geschichte der griechischen Wissenschaft von Dr. Valentin Rose. Erstes Heft. Mit einer Tafel in Steindruck. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann). 1864. 201 Seiten in Octav.

Als der Herausgeber für seine Sammlung der Bruchstücke des Aristoteles sorgfältig auch die handschriftlichen Schätze der bedeutendsten europäischen Bibliotheken durchforschte, entdeckte er zugleich manche ferne Seitenäckerchen aus dem reichen aristotelischen Quell, die bisher unbeachtet geblieben waren. Zwei solche Schriftchen theilt er hier mit.

Das erste *περὶ ἀνέμων* (p. 29 48), genauer

περὶ ἀνέμων γενέσεως (p. 48, 11), findet sich in der wichtigen HS. 56, 1 der Laurentiana, über welche Rose schon Aristot. pseudepigr. p. 568 kurz gesprochen hat. Aus dem, was er jetzt S. 6 ff. erörtert, erfahren wir, dass Sotions Bruchstücke (Westerm. paradoxogr. p. 183 ff.), das kleine Stück περὶ τῆς τοῦ Νείλου ἀναβάσεως, das jetzt dem 2. Buch des Athenaeus, früher den Ausgaben des Herodot angehängt wurde, die Bruchstücke über γυναῖκες ἐν πολέμοις συνεῖται καὶ ἀνδρεῖται mit ähnlichen, die Heeren herausgab (Westerm. p. 213 ff.), das certamen Homeri et Hesiodi, endlich die Auszüge aus Aristoteles Peplos, alle ursprünglich aus dieser HS. stammen, in der sie H. Stephanus zuerst auffand. Es erhellt daraus, dass Sotions Name nur auf einer Vermuthung von H. Stephanus beruht, während die Bruchstücke eher auf Isigonos ἀπισία, unmittelbar oder, wie vielleicht auch die nächsten Excerpte, zunächst auf ein Sammelwerk Polymnemon von Rheginos, der aber aus Isigonos schöpfte, zurückzugehn scheinen (Rose S. 9 ff.). Ausserdem enthält die HS. rhetorische Bruchstücke des Menander (Walz rhet. gr. IX p. XXI), vier Reden des Theophylaktos, zwei des Polemon, Stücke des Gregorius Corinthius zu Hermogenes, die letzten Bücher des Pollux. den Polyaenos und zuletzt die bisher ungedruckte Schrift über die Winde. Das wichtigste aus diesen Erörterungen ist der Nachweis, dass diese HS. des 13. Jahrh. das Original aller erhaltenen des Polyaenos ist: denn die Lücke, welche alle HSS. am Ende haben, ist im Laur. dadurch entstanden, dass das Blatt, welches den Schluss des Polyaen und den Anfang des Aufsatzes über die Winde enthielt, verloren gegangen ist (S. 8). Von diesem Aufsatz ging

mit dem Anfang auch der Name des Verfassers verloren, aber durch Vergleichung von Aetios 3, 163 und Ioannes Diaconus Galenus zu Hesiods θ . p. 479 G. (Stellen, die übrigens schon Franz physiognom. script. vet. praef. p. XXI zu ähnlichem Zweck angeführt hatte) beweist Rose (S. 22 ff.), dass Adamantios der Sophist, wie ihn Aetios nennt, wahrscheinlich derselbe mit dem Verf. der Physiognomik, ein Arzt aus der Schule des Archigenes, denselben etwa im 3. Jahrh. n. Chr. schrieb. Wenn aber Rose aus p. 31, 21 δ η μέτερος Νεῖλος δ ποταμός δ Αἰγύπτιος schliesst, dass Adamantios zu Alexandria gelebt habe, so widerspricht p. 32, 3: καὶ γὰρ πάλιν (δ ἥλιος) ἐν γῇ τῶν Αἰθιοπῶν γινόμενος περὶ τὴν μετοπωρινὴν τροπὴν ποταμὸν μὲν ἐκ πελάγους τὸν Νεῖλον ποιεῖ, τὰς δὲ Αἰθιοπῶν πηγὰς ἐκροφῶν, ὡς ἂν εἴποι τις, πάντα τὰ ἐν θ άδε περικλύζει τοῖς ὕδασιν. Man ist fast versucht an der ersten Stelle δ ὑμέτερος zu vermuthen. Dem Adamantios hat Rose die Stelle des Aetios nach einer HS. der Laurentiana (S. 49 ff.) und aus den ungedruckten *Prisciani quaestiones ad Chosroem* Kap. 10 de ventis nach zwei londner HSS. (S. 53 — 58) angehängt. Eine lithographische Tafel giebt die Windrose aus einer HS. der epitome physica des Nicephorus Blemmidas. Der Text des Adamantios, der übrigens nichts Neues, das ich wüsste, bietet, ist in der HS. oft genug verdorben: vieles hat Rose glücklich verbessert, manches aber auch übersehn. So giebt p. 29, 20 keinen Sinn: οὐτε γὰρ ἂν τις τὴν τυχοῦσαν ῥύσιν τοῦ ὕδατος ποταμὸν ἐνδίκως καλέσειεν, ἀλλὰ τὴν ἀπὸ γῆς τοῦ ὕδατος ἀφθονόν τε καὶ συνεχὲς ἀπερευγομένην. Es muss heissen οὐδὲ γὰρ ἂν τις — ἀλλὰ τὴν ἀπὸ πηγῆς τοῦ ὕδατος ἀφθονόν τε καὶ σ.

ἀπερευγομένης. — p. 32, 3 ff. ἐπεὶ οὖν περὶ τὰς κράσεις καὶ τὰς ἀποστάσεις τοῦ ἡλίου διάφορός ἐστιν ἢ γῆ ψυχρότητι καὶ θερμότητι, εἴ τι δὲ ξηρότητι καὶ ὑγρότητι, εἰκότως ἂν ὁμοίοις ὑβρίζετο πάθει. Das letzte ist offenbar verdorben für: εἰκότως ἀνομοίοις ὑβρίζεται πάθει. — p. 35, 10: ἄλλους δὲ τρεῖς δυτικούς κατὰ διάμετρον τούτων ἀνισταμένους καὶ πνέοντας (ἀνέμους). Natürlich schrieb Adamantios ἀνθισταμένους, vgl. 32, 9. — p. 35, 20 stört μὲν den Sinn, denn das folgende οὐ μὴν αἰσθητὴν — ποιεῖ τὴν τροπὴν steht dem τρέπει μὲν γὰρ am Anfang des Satzes entgegen, das die beiden Participia ἐπιπορευόμενος und ἔχων begründen. — p. 39, 11 schrieb A. μὲν εἶναι, nicht μένειν, p. 43, 15 beginnt mit συνάδοι ἂν der Nachsatz, nachdem die Gründe, weshalb $40 = 4 \times 10$ eine Zahl von ganz besonderer Kraft sei, auseinandergesetzt sind, also muss man καὶ vor συνάδοι streichen und dann wohl ὦν nach φύσεως hinzufügen. — 44, 10 ist τῇ νοτίῳ πόλῳ nur Versehen für τῷ ν. π. — Die stärkste Aenderung ist p. 46, 22 nöthig; denn nur wenn man die Sätze umstellt, wie folgt, kommt ein Sinn heraus: ἐπεὶ οὖν κατὰ Πυθαγόραν τὸν Σάμιον ἢ τριάς εἰς γάμον συνελθοῦσα τῇ τετραδί ἀπεγέννησε τὴν ἑβδομάδα καὶ ἡ μὲν τριάς τὸν πατρὸς ἔχει λόγον καὶ ἀρρενική ἐστιν, ἡ δὲ τετράς τὸν μητρὸς καὶ θῆλυ ἐστιν, αἰεὶ δὲ ὁμοιοῦται τῷ πατρὶ τὸ τικόμενον, δῆλον ὡς ἡ ἑβδομάς ἐστὶ περιττὴ καὶ τῇ τριάδι ὁμοιωται. — Endlich p. 48, 13 hat Adamantios δῆλωσον· ἀσμενέστατα γὰρ καὶ κεῖνο πληρώσομεν geschrieben, nicht, wie jetzt steht: δῆλωσον ἀσμενέστατα· καὶ γὰρ καὶ κ. πλ.

Das zweite, wichtigere Anecdoton ist die Aristot. pseudepigr. p. 696 ff. angekündigte und kurz besprochene *Physiognomonica* des Apuleius

nach Polemon mit Zusätzen aus Eudoxus und Aristoteles (S. 103—169). In einer Anzahl von HSS. des 12. 13. 14. Jahrh. findet sich ein *liber physiognomie secundum tres auctores*, von dem Albertus Magnus den Theil, den er kannte, in seine Thiergeschichte aufnahm. Als Quellen nennt gleich der Anfang *Loxus medicus*, *Aristoteles philosophus*, *Polemon declamator*. In diesem letzteren erkannte Rose den Zeitgenossen Hadrians, den seiner Zeit berühmten Sophisten Polemon, da der erste Theil der fraglichen Schrift mit den physiognomischen Abhandlungen des sogenannten Polemon und seines Epitomators Adamantios übereinstimmt, nur dass sich derselbe als eine ziemlich treue Uebersetzung des Originals ergibt, während jene Abhandlungen nur Auszüge sind. Auch die aristotelischen Zusätze weisen auf einen viel vollständigeren Text, als der jetzt in den *Φυσιογνωμονικά* (bei Bekker p. 805 ff.) vorliegt: s. Aristot. pseudopigr. p. 699 ff. In dem Arzt Loxus aber glaubt der Herausgeber den berühmten Eudoxos von Knidos zu erkennen (S. 80). Wenn mir diese Vermuthung wohl begründet erscheint, so vermag ich dagegen die Gründe nicht als überzeugende anzuerkennen, dass Apuleius der Verfasser dieser Schrift sei. Dass der Verfasser eine Schilderung, die Polemo gegeben hatte, als Portrait des Favorinus zu bezeichnen weiss (S. 128, 23), dass in dem Index einer londoner Miscellanhandschrift des 14. Jahrh. nach: *Apuleius de secta platonica* erst: *Item de deo Socratis* und dann: *Item de phisnomia* steht (S. 74), dass endlich Albertus Magnus etwas aus der Schrift mit den WW. *tales referuntur ab Apuleio fuisse oculi Socratis* anführt, reicht zum Beweise nicht aus. Nennt doch Albertus sonst den Verfasser Loxus, Plato, Pla-

tonici, Philemon und die einmalige Nennung des Apuleius mag, wie Rose S. 78 selbst zugiebt, auf Missverständniß der Angabe einer HSS. wie die londner ist beruhen, zumal da auf den Namen des Apuleius eine Menge naturwissenschaftlicher Schriften gingen (O. Jahn in den Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss 1850 S. 284 ff.). Berührungen mit der Sprache des Apuleius vermag ich nicht zu erkennen, vielmehr scheint mir die Art, wie Apuleius Apolog. 38 von seinen Uebersetzungen spricht, mit der Aeussderung unserer Schrift (S. 105, 5): sane ubi difficilis mihi translatio vel interpretatio fuit, graeca ipsa nomina et verba posui wenig zu stimmen. Dass aber der Verf. spätestens in der Mitte des 3. Jahrh. geschrieben habe (S. 102), wird man Herrn D. Rose gern zugeben.

Der Text erscheint nach 6 HSS. Eine lütticher des 12. Jahrh. giebt allein die Schrift vollständig (nur der Schluss fehlt auch in ihr), aber in arger Umstellung der Theile und von nicht ungeschickter Hand durchkorrigiert, eine berliner vom J. 1132 und eine oxforder, selbst des 14. Jahrh., aber Abschrift einer vom J. 1152, enthalten nur einen Theil der Schrift, geben aber für die zweite Hälfte die richtige Ordnung und im Ganzen die alte, freilich sehr oft verdorbene, aber in der lütticher falsch verbesserte Ueberlieferung, nur dass die flüchtig geschriebene oxforder wieder kleinere Versehn anderer Art in den Text ihres Originals gebracht hat. Drei londner endlich geben einen Text, wie er auch Albertus Magnus vorlag, der mit der ersten Hälfte abbricht, auch durchkorrigiert ist, aber in anderer Weise als der lütticher, und in einzelnen Fällen das Richtige erhalten hat. Die Bearbeitung war daher eine schwierige Auf-

gabe, die der Herausgeber mit grossem Geschick gelöst hat. Nicht nur die Herstellung der richtigen Ordnung, sondern auch eine Menge von Aenderungen im Einzelnen bekunden scharfen Blick und feste Hand. Natürlich ist darunter auch manche, die Bedenken erregt, Anderes ist ihm entgangen. Gleich zu Anfang p. 105, 7 schreibt Rose: *primo igitur constituendum est quid physiognomonia profiteatur: itaque ex qualitate corporis qualitatem se animi considerare atque perspicere*. Nur eine londner HS. hat *profiteatur*, die lütticher und berliner *profitetur*: dies weist mit Sicherheit darauf, dass Bormans das Richtige sah: *profiteatur*. *Profitetur itaque* —; mit Rose *profitetur* zu *itaque* zu ergänzen ist ganz gegen den Stil dieser Schrift. — Unmittelbar nachher kann es nicht heissen: *corpus autem omne et partes eius, quae signa dant, pro vivacitate vel inertia sanguinis — dare signa diversa*, sondern die WW. *quae signa dant* müssen als Randbemerkung gestrichen werden. — Gegen den Grundsatz die berliner HS. als die treue Ueberlieferung anzusehn, die nur dann, wenn der Sinn auf einen Fehler weist, verändert werden dürfe, verstösst nicht Weniges, z. B. S. 106, 15 die Zusetzung von *animus*. Gleich darauf wird als Eigenschaft des Mannes genannt *capillus crassior, rubeus vel niger suffusus rubore, stabilis id est modice inflexus*. So Rose mit lond. 2, aber die berl. hat: *vel. subrubeorum. stabilis. modice inflexus* und auch die Lüt. *sub rubore stabili m. i.* Darnach war doch wol *subrubeus, stabilis, modice inflexus* zu schreiben; *suffusus rubore* in d. lond. 2 stammt nur aus Z. 21. — S. 109, 18 *quo observarent, quo quis esset cultu* ist vielleicht nur Druckfehler: dass *vultu* allein richtig sei, zeigt

Z. 19: *id est quis esset vultus irati.* — S. 113, 16. Warum stehen die Worte *capilli—densi*, die im Berl. fehlen und die die Anm. selbst als *errore iterata, ut videtur* bezeichnet, im Text? — S. 117, 20 schreibt Rose: *Pupillae defixae et status oculorum propemodum defixus, hic omnis ingratus est.* nach der lütticher HS., dass aber *propemodum* zu *omnis* gehöre, zeigt 118, 18: *haec sola species stabilium oculorum probatur.* Ferner bezeichnet *status oculorum* schon für sich die *Starrheit der Augen* (z. B. 118, 11) und weder *defixus*, noch *propemodum defixus* sind als Attribute dazu nöthig. Also ist die Lesart des Berol. allein richtig: *Pupillae defixae et status oculorum propemodum hic omnis ingratus est.* Nur *hic* ist wol zu streichen. — S. 131, 7 *nam post oculos frontis et narium oris et genarum ipsiusque capitis idonea signa — sunt.* Was hier *oris* solle und wie es stehn könne, weiss ich nicht. — S. 132, 9: *quare discernes — cui animalium sit propinquius similis* mit der lütt. HS., während die 1. Lond. *propinquus similis*, die 2. 3. *propinquior et similis* haben. Daraus geht, glaub' ich, hervor, dass es ursprünglich hiess: *propinquior.* Dies Wort kommt in der Bedeutung von *similis* bei unserm Verfasser bisweilen vor: 150, 15. 168, 26. 169, 6. — S. 136, 1 haben die HSS.: *quae ergo moderata et proluxa et vasta cervix est ac minus rotunda, et virtutem animi approbat et habilis est corpore.* Offenbar muss es heissen *moderate*, vgl. Adamantios p. 391: *ὁ δὲ (näml. τράχηλος) μετρίως μήκους ἔχων καὶ πάχους.* Aehnlich 151, 15 *moderate rubeus* und 157, 25 *moderate proluxos.* Auch S. 137, 12 kann *stabilis ergo cum temperata est* von der *cervix* nicht richtig sein. Entweder ist *stabilis* — *temperate* oder mit Lond. 1. 2. 3 und Alber-

tus *Magnus stabilitas — temperata* zu schreiben. — Kurz vorher S. 137, 6 *vocis tremore quae conatu proficiscitur facillime effeminati deleguntur* nach der lütt. HS. *quae conatu proficiscitur* versteh ich nicht. Da Lond. 1. 2. 3 und Alb. M. haben: *cum vocis tremula conatu proficiscitur*, so schrieb der Lateiner wol: *et voce, quae tremulo conatu proficiscitur*. — S. 163, 10 ergänzt Rose in den Worten: *Misericordem ex his intelliges esse: membris esse debet cuius nominis significationem supra insinuavimus* die Lücke, die offenbar nach *debet* ist, durch *γλαφυροῦς*: auf ein griechisches Wort weist die folgende Bemerkung nach der Gewohnheit des Verfassers hin und die griechischen Worte sind in den HSS. bald mit Belassung eines leeren Raums, bald ohne dieselbe regelmässig ausgelassen. Allerdings steht bei Aristoteles p. 808 a 33 *ἐλεήμονες ὅσοι γλαφυροί*. aber sollte nicht doch der Lateiner *ύγροῦς* gesetzt haben, so dass *supra* auf S. 136, 16 ff. gieng, während über *γλαφυρός* nirgends etwas gesagt ist? Ebendas gilt von S. 164, 2: *Loquaces sunt — qui vultus habent γλαφυρούς, superius autem expositum est hoc nomen*. Auch hier hat erst Rose das griech. Wort eingefügt, nach Adamantios p. 391 Fr. *γλαφυροὶ τῷ εἶδει*. — S. 167, 9 heisst es von Menschen, die einer Gans ähnlich sind: *fidem autem minus repraesentant ex eo magis, quod edaces sint, quod parum fideles*. Das ist ohne Sinn, aber auch *quo parum fideles*, was Rose vermuthet, versteh' ich nicht. Es ist doch wol unzweifelhaft, dass der Lateiner schrieb: *quam quod p. fideles*.

Dieser Physiognomonik hat endlich der Herausgeber (S. 171–201) noch das vierte Buch eines ungedruckten Lehrgedichtes des Egidius Corboliensis *de signis morborum* aus einer er-

furter HS. beigefügt, weil es *de physonomiis* handelt und der Verf., Gilles de Corbeil, Arzt zu Paris gegen Ende des 12. Jahrh., offenbar auch die *Physiognomonica secundum tres autores* vor sich hatte, aber auch er nicht mehr als Albertus Magnus.

Hermann Sauppe.

Rechtsquellen von Basel Stadt und Land.
Zweiter Theil. Basel, Bahnmaiers Verlag (C. Detloff). 1865. VII und 780 Seiten.

Dieses schöne Werk verdankt seine Entstehung dem unermüdlichen Kenner und Bearbeiter des schweizerischen Rechts, dem Basler Civilgerichtspräsidenten und Professor J. Schnell, dem einige jüngere Juristen, jedoch nur wenige bis ans Ende ausharrend, zur Seite standen. Mit dem zweiten Theile, welcher die Rechtsquellen der Landschaft Basel, d. h. des jetzigen Cantons Baselland und des zum Canton Baselstadt gehörigen Landbezirks, enthält, ist das Ganze beendet. Der erste Theil, welcher (X und 1114 Seiten) in zwei Abschnitten in den Jahren 1856 und 1859 erschien, enthält die Rechtsquellen der Stadt Basel, von dem ältesten bekannten Denkmal des 12ten Jahrhunderts bis zum Jahr 1798. Dieses Jahr bildet auch den Schluss des vorliegenden zweiten Theils, da von hier an die Gesetze und Verordnungen im Cantonsblatt gedruckt wurden, und daher allgemeiner zugänglich sind: freilich hat die Rechtsbildung in der Landschaft ihren jetzigen Abschluss erst in der 1813 erschienenen und für den Canton Baselland und den städtischen Landbezirk noch gültigen Lan-

desordnung gefunden, und es wäre zu wünschen gewesen, dass, sowie die jetzt noch geltende Stadtgerichtsordnung von 1719 ganz im ersten Theile aufgenommen wurde, dies hier auch mit der Landesordnung geschehen wäre, trotzdem dass sie ausserhalb des bezeichneten Zeitraums liegt; um so mehr als sie für den Canton Baselstadt, wenn das im Entwurf vorliegende neue Civilgesetz wird in Kraft getreten sein, nur noch rechtshistorische Bedeutung hat. — In beiden Theilen ist nur das aufgenommen, was sich auf das Privatrecht bezieht (mit Einschluss des Strafrechts), im Gegensatz zum öffentlichen und Kirchenrecht; nur einige wenige polizeiliche Bestimmungen machen eine Ausnahme.

Es ist auf den ersten Blick auffallend, wie arm dieser Theil an Rechtsaufzeichnungen aus älterer Zeit ist. Während die Stadt aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert vier, und aus dem 14ten über funfzig Stücke besitzt, finden wir hier nur Ein Weisthum, welches ein bestimmtes Datum des 14ten Jahrhunderts trägt. Ueberhaupt sind die Weisthümer, welche sich in einzelnen Theilen der Schweiz und im Elsass sehr häufig finden, verhältnissmässig nur in geringer Zahl vertreten. Von diesen sind einige (Pratteln Nr. 598, Bielbenken Nr. 601, Bubendorf Nr. 602) bereits gedruckt in der Schrift von L. A. Burckhardt, die Hofrödel von Dinghöfen Baseler Götteshäuser und Anderer am Ober-Rhein, jedoch nicht mit der gehörigen diplomatischen Genauigkeit; auch in Grimms Weisthümern (I, S. 305), wo Auszüge der Rodel von Pratteln und Bielbenken sind, fehlt dieselbe durchaus. Ausserdem ist das Weisthum von Riehen (Nr. 606), aus dem Carlsruher Archiv, theilweise schon in

Mones Zeitschrift gedruckt, das Recht der Leute zu Muttenz und Mönchenstein (610), und das Dinghofrecht von Muttenz (611) in der Ztschr. für Schweiz. Recht III. Bd. S. 12. Das Weisthum von Bettingen (Nr. 600), die Rechte der Eptingerleute zu Pratteln (Nr. 599. 607. 618), und die Rechte der Mönche zu Rothenfluh (603), sind hier zum ersten Mal mitgetheilt. Eine Anzahl Urkunden über Gerichtsverhandlungen der Dompropsteidinghöfe zu Bubendorf und Bielbenken, aus der zweiten Hälfte des 15ten und dem Anfang des 16ten Jahrhunderts, sind im Auszug beigegeben (S. 14—21).

Auffallend ist ferner, wie die Vorrede hervorhebt, das Fehlen aller Bestimmungen über Wald- und Feldgenossenschaftsrechte. Leider ist das basellandschaftliche Archiv zu Liestal, wohin bei der Theilung des Cantons ein Theil des Basler Archivs wandern musste, und wo es bis jetzt nicht einmal einen Archivar gibt, in einem höchst mangelhaften Zustande, welcher wohl an dem Fehlen manches wichtigen Stücks schuld ist.

Weitaus die meisten Stücke der Sammlung sind Beschlüsse des (Kleinen, später auch des Grossen) Rathes der Stadt Basel, deren Unterthanenland die Landschaft war, und sind den Rathsprotokollen entnommen. Die wichtigsten hiervon sind die grössern gesetzlichen Ordnungen, welche die Vorläufer und Grundlagen der geltenden Landesordnung von 1813 bilden, und das allmälige Entstehen dieser letztern klar machen. Die erste derartige Aufzeichnung ist das Stadtrecht von Liestal vom Jahr 1411 (Nr. 604), welches gleichzeitig auch fast gleichlautend als Ordnung für die Vogtei Wallenburg erlassen wurde. Dasselbe wird in der Art mitgetheilt, dass die spätern Abweichungen und Zusätze aus

den Jahren 1506 u. 1654, sowie die entsprechenden Artikel der Landesordnung von 1611 in den Noten angegeben sind; grössere Nachträge zum Stadtrecht von Liestal aus den Jahren 1506 und 1654, sowie einige zu den Ordnungen von Waldburg folgen in einem Anhang. Hiebei haben wir ein Versehen in der Ueberschrift zu Artikel 16 (S. 28) bemerkt, wo es statt Ehe unter Ungenossen heissen sollte Mehrfache Ehe: denn offenbar von dieser ist in der ersten Hälfte jenes Artikels die Rede (und aber eins unter ihnen vorhin zer e gegriffen), wie schon die Hinweisung auf die geistliche Gerichtsbarkeit des Offizials, und die Zusammenstellung mit der Ehe zwischen nahen Verwandten beweisen. — Ebenso sind bei dem Amtsrecht der Grafschaft Farnsburg vom Jahr 1556, und bei dem Gesetz von 1603 über Intestaterbrecht etc., die entsprechenden Stellen der Landesordnung von 1611 mitgetheilt.

Diese Landesordnung von 1611 (No. 635), für die Grafschaft Farnsburg und die Herrschaften Waldburg, Homburg und Ramstein, früher schon gedruckt in der Zschr. f. schweiz. R. III. S. 22 bildet die erste für die vier Vogteien erlassene Vereinigung des alten Landrechts. Auch hier sind das Stadtrecht von Liestal vom J. 1411, welchem hauptsächlich die strafrechtlichen Bestimmungen entnommen sind, das Farnsburger Amtsrecht von 1556, das Gesetz von 1603, sowie die spätern Landesordnungen von 1654 und 1757 in Vergleich gezogen; leider fehlt in dieser Concordanz die neueste Landesordnung von 1813. Aehnlich ist auch später bei der Landesordnung von 1654 in den Noten auf die von 1611, und in derjenigen von 1757 auf die von 1654 hingewiesen.

Sehr spärlich ist in der Sammlung der erst

im Jahr 1815 dem Canton Basel einverleibte, früher bischöfliche Bezirk Birseck vertreten. Ein Schiedspruch vom Jahr 1529, welcher die Rechte der bischöflichen Leute zu Reinach, Alschwiler und Oberwiler festsetzt, und die Gerichts- und Dorfordnung des obern Birsecker Amts v. J. 1627, allerdings zwei werthvolle Dokumente, sind Alles, was aus diesem Gebiet mitgetheilt werden konnte, obwohl auch das bischöfliche Archiv in Pruntrut zu diesem Zwecke durchsucht wurde.

Von nicht nur lokalem Interesse mögen in culturhistorischer Beziehung die Bestimmungen aus den beiden letzten Jahrhunderten über Auswanderung sein, besonders das Mandat von 1749, welches, um das Wegziehen der Unterthanen nach Carolina, Pensylvanien, Georgien, und in andere Länder zu verhüten, die Anwerber zu solcher Auswanderung und die Ausgewanderten, welche wieder zurückkehren, sowie die Beamten, welche in Verzeigung solcher Vergehen nachlässig sind, mit Strafe bedroht, und den Auswanderern alles Erbrecht im Canton entzieht.

Eigenthümlich sind die Verordnungen, welche es den Unterthanen unmöglich machen wollen, Geld zu einem niedrigeren Zinsfuss als 5 $\frac{1}{2}$ % aufzunehmen; der Grund hievon war, weil das in der Reformationszeit säkularisierte Vermögen der Kirchen und Klöster in Zinsbriefen zu 5 $\frac{1}{2}$ % angelegt war, und der Rath durch Heruntergehen des Zinsfusses eine Verminderung seiner Einnahmen zu befürchten hatte. So wird 1677 den Beamten der Landschaft befohlen, keine Obligationen zu weniger als 5 $\frac{1}{2}$ % auszufertigen; ein Mandat vom Jahr 1682 bestätigt dieses unter Strafandrohung, und setzt fest, dass für Obligationen mit niedrigerem Zins kein Recht

solle gehalten werden. Dabei wird auseinander-gesetzt, dass 5 $\frac{1}{2}$ kein wucherlicher Zins seien, sondern ein von unvordenklichen Jahren herge-brachter, und bisher bei allen Benachbarten und besonders in löblicher Eidgenossenschaft üblicher landläufiger Zins gewesen seien, den man dess-halb auch den göttlichen Zins genannt habe. Noch im Jahr 1723 wird diese Verordnung erneuert.

Von Interesse sind auch die Bestimmungen, welche den Schutz der Hauptindustrie Basels, der Bandfabrikation, bezweckten. Dieselben be-ziehen sich einmal auf das Wegziehen von Ar-beitern, und dann auf den Verkauf von Band-stühlen. In letzterer Hinsicht setzt eine Ver-ordnung von 1786, um die Bandstühle möglichst in die Hände der Fabrikanten zu bringen, und ihren Ankauf durch Unterthanen und daherige Ermöglichung der Verbringung ins Ausland zu verhüten, fest, dass die Fabrikanten vier Wo-chen lang nach Vergantung eines Bandstuhls das Zugrecht gegen den kaufenden Unterthan haben sollen. Es ist diess eines von den seltenen Beispielen eines Zugrechts an Fahrnissgegenständen.

Aus dem Strafrecht verdienen die Bestim-mungen des Liestaler Stadtrechts von 1411 über Heimsuche, gleichlautend in die Landesordnung von 1611 aufgenommen, hervorgehoben zu wer-den, weil sie offenbar uraltes Recht enthalten. Darnach ist der Hausbewohner, welcher den nächtlichen Heimsucher tödtet, straflos. Wenn er ihn aber nicht tödtet, sondern verjagt, und seinem Herrn den Frevel klagt, und wenn dann sein Herr Recht darum verlangt, so können der Heimgesuchte und sein Hausgesinde als Zeugen des Herrn in dieser Sache auftreten. Dann heisst es weiter: hatt er aber nit hußgesindes und hatt uf die zyte einen hunde in sinem huse

gehept, als er gesücht wart, den mag er nemen an ein seil und drie halme von sinem tache und für gerichte komen und sweren, das des herren clage also ergangen sie, er erzüget in damitte. hatt er aber uf die zyte keinen hund, sunder ein katzen hinder der herdstatt oder einen henen uf dem sädel, er nimpt eins under den zwein, welches er wil, an den arme und ouch drie halme von dem tache und swert als vorstat. damitte hatt der herre in aber erzüget und wirt die getat ouch für einen mort erkennt. In der Landesordnung von 1654 ist dieses ganze merkwürdige Verfahren weggelassen, und einfach gesagt, dass, wenn der Heimgesuchte bei der Obrigkeit klage, sein Hausgesinde Zeuge sein könne. — Als Curiosum aus dem Strafrecht erwähne ich noch den Lasterstecken, welcher i. J. 1690 und 1727 vorkommt. Eine Rathserkenntniss von 1690 setzt fest, dass ein Hans Stempflin, welcher seit Mai den Lasterstecken wegen seiner Verbrechen trug und um Begnadigung einkam, denselben das Jahr aus zu tragen habe, wenn er sich im hiesigen Territorium befinde, dass ihm aber, wenn er ausser Landes sei, vergönnt werde, ihn zu Hause zu lassen. Anderwärts kommt wohl das Tragen eines Lastersteins zur Strafe, und zwar wohl nur für Weiber, vor; diese Strafart des Lastersteckens habe ich sonst nirgends gefunden.

Ein Anhang zu diesem Theil bringt einen Nachtrag zum ersten, nämlich den Entwurf einer Stadtgerichtsordnung um 1520, mit Vergleichung der entsprechenden Stellen der ältern Gerichtsordnungen, und mit einer Notiz von einem der Mitarbeiter, H. Staatsanwalt Thurneisen über das Alter dieses Entwurfs und sein Ver-

hältniss zu ältern und jüngern Aufzeichnungen der Stadtgerichtsordnung.

Sehr reichhaltig und sorgfältig ausgearbeitet sind die vier weitläufigen Register, welche den Inhalt beider Theile umfassen. Das erste enthält die chronologisch geordneten Formeln, welche bis zum Ende des sechzehnten Jahrh. vorkommen. Das zweite bildet ein sich über den ganzen Zeitraum erstreckendes Idiotikon, eine Sammlung von der baslerischen Rechtssprache eigenthümlichen technischen Ausdrücken. Das dritte ist das chronologische, und das vierte das Materialregister. Die beiden letztern erleichtern den Gebrauch des Werkes wesentlich.

Zum Schluss kann ich nur den Wunsch der Vorrede theilen, es möge die Aussicht, dass nun auch in den andern Cantonen der Schweiz solche Zusammenstellungen erfolgen, sich bald und reichlich erfüllen. Die schweizerische juristische Gesellschaft hat den Beschluss gefasst, die Herausgabe der kantonalen Rechtsquellen bis 1798 zu bewirken und durch Geldbeiträge zu unterstützen. Vorerst sind die des Cantons Bern bereits in Angriff genommen.

Basel.

Dr. Karl Burckhardt.

Histoire des Provinces-Unies des Païs-Bas. Depuis le parfait établissement de cet état par la paix de Munster. Par M. Abraham de Wicquefort. Tome I, publié par M. Ed. Lenting. LV u. 538; Tome II, publié par C. A. Chais van Buren. XX u. 715 Seiten in Octav. Amsterdam 1861 u. 1864.

Mit dieser im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Utrecht veranstalteten Ausgabe gewinnen wir zum ersten Male einen vollständigen

unverfälschten Abdruck des bis dahin nur in einem Bruchstücke bekannten Werkes von Wicquefort über die niederländische Geschichte. Die gedrängte Biographie des Vfs, welche dem ersten Theile in der Einleitung vorangestellt ist, gewährt einzelne Berichtigungen von Thatsachen, die sich im zweiten Bande der »Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg« finden und gewinnt wiederum durch die letztgenannte Sammlung — beide Werke scheinen ihren Herausgebern gegenseitig unbekannt geblieben zu sein — manche werthvolle Zusätze.

Wicquefort, welcher, nach der unstreitig wohlbegründeten Angabe des vorliegenden Werkes, am 24. December 1606, und nicht, wie in den brandenburgischen Quellschriften bemerkt wird, etwa ums Jahr 1598 geboren war, zeichnete sich durch umfassendes Wissen, durch eingehende Kenntniss des niederländischen Staatsrechts und durch einen nicht gewöhnlichen Scharfblick in der Beurtheilung politischer Zustände aus. In Paris, wo er das 1621 in Leyden begonnene Studium der Rechtswissenschaft fortgesetzt hatte, fröhnte er einer Ausgelassenheit und einem Leichtsinne, der ihn zu den gröbsten Verwirrungen getrieben zu haben scheint und Veranlassung wurde, dass er nach kurzer Dienstzeit aus der weimarschen Bestellung entlassen wurde. Dann begegnet man ihm als brandenburgischen Residenten in Paris und von hier aus liess er gegen gute Zahlung seine politischen Berichte verschiedenen Höfen zugehen. Seine indiscreten und satyrischen Bemerkungen über Mazarin und Ludwig XIV. zogen ihm die Feindschaft des Cardinal-Ministers und damit die Abführung nach der Bastille zu. Es sei auffallend, bemerkt der Her-

ausgeber bei dieser Gelegenheit, dass der Kurfürst den Gefangenen nicht reclamirt habe und man dürfe vielleicht die Erklärung dafür in dem Umstande suchen, dass Brandenburg, weil es gleichzeitig einen zweiten Residenten in Paris gehabt, sich durch das Verfahren des Cardinals weniger verletzt gefühlt habe. Wie wenig diese Deutung ausreicht, liegt auf der Hand und in der That ersehen wir aus den dem Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris entnommenen Actenstücken des obengenannten brandenburgischen Quellenwerks, ein Mal, dass Mazarin in einem Schreiben an Le Tellier (August 1659) die strenge Haft Wicqueforts nur bis zu der Zeit anordnete, dass der Kurfürst dessen Befreiung verlangen werde, sodann dass sich Letzterer in Zuschriften an Lionne wiederholt und lebhaft für seinen Residenten verwendete und, falls derselbe in Wort oder Schritt sich unziemlicher Aeusserungen bedient habe, die Nachsicht der königlichen Regierung für ihn in Anspruch nahm. Diesen Mittheilungen schliesst sich zugleich eine interessante Denkschrift Wicqueforts an, in welcher derselbe seine Thätigkeit als brandenburgischer Resident und schliesslich die Gründe seiner Entzweigung mit Mazarin auseinandersetzt.

Nach seiner Befreiung, an welche sich das Verbot der Rückkehr nach Frankreich knüpfte, begab sich Wicquefort (1659) nach Holland zurück, wo der talentvolle, sprachenkundige Mann beim Grosspensionarius Beschäftigung fand, durch Correspondenzen und Gutachten den Abschluss der Tripleallianz förderte und zugleich als Gesandter Johann Casimirs von Polen und als Minister-Resident der braunschweig-lüneburgischen Herzöge Georg Wilhelm und Ernst August, mit

denen er, wie Actenstücke im Königl. Archiv zu Hannover ergeben, schon im Jahre 1656 in Briefwechsel stand, im Haag auftrat.

Auf Witts Empfehlung wurde Wicquefort, wenn er auch damals nicht, wie man wohl behauptet hat, zum Historiographen in der Republik ernannt wurde, von den Staaten beauftragt, gegen ein nicht unerhebliches Jahrgeld die Geschichte der vereinigten Provinzen vom Frieden zu Münster bis zum Frieden von Breda zu schreiben. In diesem seinem Werke zeigt er sich als unbedingter Anhänger Witt's und als Gegner Wilhelms von Oranien, dessen Schwächen und Fehlgriffe bei jeder Gelegenheit hervorzuheben er nie unterliess. Das zog ihm nach dem Morde des Ersteren schwere Verfolgungen zu, wozu dann freilich kam, dass er heimlich und nach verschiedenen Richtungen politische Correspondenzen über Angelegenheiten der Republik geführt hatte. Diese seine Doppelstellung im Dienste der Staaten und gleichzeitig fremder Höfe war allerdings mehr als misslich. So erfolgte im März 1675 die Verhaftung des 69jährigen Mannes, ohne dass auf dessen amtliches Verhältniss zum braunschweig-lüneburgischen Hause Rücksicht genommen wäre. Der Schluss der gegen ihn geführten Untersuchung lautete auf ewige Gefangenschaft und beurkundete die Rachsucht der Partei, die nach dem Sturze der Brüder Witt die herrschende geworden war. Bis zum Februar 1679, also 4 Jahre, befand sich der Unglückliche in einem Cachot des Schlosses Lövestein; dann gelang ihm durch Mitwirkung seiner Tochter die Flucht und er begab sich an den Hof Georg Wilhelms nach Celle, wo er 1682 starb. Man wird auch diese Angabe des Todesjahres als die richtige anzunehmen berechtigt

sein, während es in dem gedachten brandenburgischen Geschichtswerke heisst, es habe Wicquefort aus Unwillen, dass sich der Herzog der Revocation seiner Verurtheilung nicht eifrig genug angenommen, Celle im Jahre 1681 wieder verlassen.

Wicquefort gehörte zu jenen Naturen, die keine Widerwärtigkeit niederschlägt; sein Geist behauptete stets dieselbe Frische, seine Energie blieb ungeschwächt, auch die lange Kerkerhaft konnte den Muth nicht beugen. Während derselben verfasste er verschiedene Schriften, namentlich die viel verbreitete unter dem Titel: *»L'ambassadeur et ses fonctions«*, und zwar ohne alle Beihülfe von Büchern und doch durch Reichtum an Thatsachen und leitenden Gedanken so ausgezeichnet, dass sie bis zur jüngeren Zeit ihren Werth behauptet hat. Der klare und lebendige Stil verräth auf keine Weise eine Spur des Alters, das den Vf. beschlichen hatte. Im Jahre 1719 erschienen die ersten 4 Bücher seiner Geschichte im Druck und fast 30 Jahre später die Fortsetzung derselben bis zum 11. Buche, bei welcher man sich Abänderungen jeder Art willkürlich erlaubte.

An die ersten Bücher des Werks, welche bis zum Frieden von Breda reichen, knüpfte der Vf. die Fortsetzung von abermals 16 Büchern bis zum Frieden von Nimwegen. Nach seinem Tode beauftragten die Staaten den berühmten Jacques Basnage mit der Fortsetzung der geschichtlichen Darstellung, zu welchem Behufe dann freilich die Veröffentlichung des noch nicht gedruckten Theils der Niederzeichnungen von Wicquefort erforderlich war; aber Basnage hielt diesen Druck für nicht rathsam, theils wegen der politischen Richtung, theils wegen mancher von ihm als irrthümlich bezeichneten Erörterungen.

Wicquefort schrieb den älteren Theil seiner Geschichte auf dem Grunde des von den Staaten ihm gebotenen Materials; vermöge seiner Correspondenz mit dem Auslande kannte er die politischen Zustände der in Frage stehenden Mächte und war zugleich im Stande, die diplomatischen Verhandlungen mit grosser Genauigkeit zu verfolgen. Er redet meist als Augenzeuge und Ref. darf hinsichtlich der Treue seiner Zeichnung auf dessen eigene Worte (Th. I. S. 2) verweisen: »Je sçay bien que mon entreprise n'est pas petite, et je connois assez, que l'exécution en sera très-difficile, parce que c'est une chose très-délicate que d'écrire les affaires du vivant de ceux qui les ont maniées.« Es wird gesagt, dass Witt diese Niederzeichnungen einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen habe; welches Gewicht er auf dieselben legte, ergibt sich schon daraus, dass er in seinen noch nicht veröffentlichten Briefen, wie der Herausgeber bemerkt, häufig auf die Darstellung Wicqueforts eingeht.

Wenn Basnage den Vf. der Parteilichkeit anklagt, so wird man immerhin einräumen können, dass Letzterer mit ganzem Herzen dem Grosspensionarius angehörte und dessen politische Ueberzeugung in allen Beziehungen theilte, sodann dass er nach dem Tode dieses seines Gönners eine wohl begreifliche Animosität gegen den Oranier durchblicken lässt; aber in dem älteren Theil seiner Geschichte hält er sich von der Leidenschaft der Partei fern, stellt Witt nicht höher als die Verdienste dieses bedeutenden Mannes es erheischen, und erst in dem jüngeren Theil seiner Arbeit, namentlich im 20sten Buche, neigt er sich, wie der Herausgeber bemerkt, dem Stil des Pamphletisten zu. Aber auch hier darf man fragen, ob der über Wilhelm III. ausgegossene

Tadel, die Schärfe, mit welcher das Streben desselben nach Begründung monarchischer Gewalt gezeichnet wird, jeder Rechtfertigung entzogen ist.

Von dem vorliegenden, der Hauptsache nach auf dem Autographum von Wicquefort beruhenden Werke enthält Theil I die ersten vier Bücher, die Geschichte der Jahre 1648 bis 1660 oder den Zeitraum vom westphälischen Frieden bis zum Tode Wilhelm II. und verbreitet sich mit besonderer Umständlichkeit über die endliche Anerkennung der Unabhängigkeit der Provinzen von Seiten Spaniens und die Zerwürfnisse der Staaten von Holland mit Wilhelm II. Von den zahlreichen Belegstücken, welche Wicquefort diesen Niederzeichnungen angehängt hat, sind nur die wichtigsten und zwar mit Ausnahme solcher, welche bereits Dumont veröffentlicht hat, hier aufgenommen. Der Herausgeber hat für erforderlich gehalten, diesen bereits gedruckten Abschnitt der Geschichte um so weniger auszuschliessen, als die ältere Ausgabe die Erzählung vielfach interpolirt wiedergiebt. — Theil II enthält die folgenden 8 Bücher, von denen die beiden letzten bisher nie edirt waren, und schliesst mit dem Jahre 1660. Zwei in Aussicht gestellte Bände sollen die nachfolgenden 12 Bücher, wahrscheinlich die letzten, bringen, da bis jetzt trotz aller Nachforschungen der Schluss der Handschrift — 8 Bücher — noch nicht wieder aufgefunden ist.

Für den wichtigen Zeitraum, während dessen die Leitung der niederländischen Angelegenheiten in den Händen Witts ruhte, dessen Einfluss weit über die engen Schranken der Republik hinaus sich erstreckte, ist dieses Werk, selbst den Forschungen der Neuzeit gegenüber, von unbestreitbarem Werthe und steht der Arbeit von Basnage weit voran.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

10. Januar 1866.

Procopius von Caesarea. — Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums von Dr. Felix Dahn, a. o. Professor an der Hochschule zu Würzburg. Berlin 1865. Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. 502 Seiten in Octav.

Die Erforschung der Uebergangszeit, welche aus dem Alterthum in das Mittelalter führt, liefert der historischen Forschung bei der unbestreitbar hohen Bedeutung dieses Zeitraums eine Reihe der wichtigsten Aufgaben. Es ist die Zeit der grossen Scheidung und Zersetzung, der grossen Umbildungen auf allen Gebieten des geistigen und politischen Lebens. Das richtige Verständniss, die Würdigung des Mittelalters ist wesentlich bedingt durch eine Ergründung dieses Vormittelalters. Es ist freilich keine leichte Arbeit, in diese dunkle, unruhige Zeit, für welche die Quellen so dürftig fliessen, gehörig eindringen. Doch hat die neuere Forschung mit neuer gewissen Vorliebe sich dieser Periode zuwendet, und eine Reihe grösserer und kleinerer

nerer Arbeiten haben sich in den letzten Jahren mit ihr beschäftigt. Ich verweise auf die Bücher von Wietersheim und Pallmann über die Völkerwanderung, auf Derichsweiler, Geschichte der Burgunder, Bornhak, Geschichte der Franken, auf eine Reihe kleinerer Aufsätze, die theils in den »Forschungen zur deutschen Geschichte« theils in Dissertationen niedergelegt wurden. Hier ward die Geschichte von ganzen Zeiträumen, von einzelnen Völkern und Persönlichkeiten, gelegentlich auch ein Beitrag zur Quellenkunde dieser Zeit gegeben. Letzteres ist verhältnissmässig am wenigsten geschehen, wohl ohne Zweifel deshalb, weil es bei der immer weiter hinausgeschobenen Veröffentlichung der betreffenden Editionen in den Monumenten noch immer an geprüften Texten fehlt. Besser wie mit den lateinischen Quellen sind wir freilich in dieser Beziehung mit den Byzantinern daran. Doch haben sich auch hier im Laufe der Zeit mannichfache beachtenswerthe Fragen und Aufgaben herausgestellt, durch deren Lösung wir eine nicht unbedeutende Erweiterung unserer Kenntniss jener Zeit erwarten können. Als solche Aufgabe ist eine genaue Prüfung der Schriften des Prokopius von Caesarea, eines der bedeutendsten Quellenschriftsteller, anzusehen. Felix Dahn, der bereits in seinem Buch über die Könige der Germanen einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der deutschen Vorzeit geliefert hat, unterzieht sich in dem vorliegenden Buche dieser Aufgabe, die in so umfassender und eingehender Weise bisher noch nicht aufgestellt war. Ausgehend von einer Frage der reinen Quellenkritik, ob nämlich Prokop ausser den Büchern über den vandalischen, persischen und gothischen Krieg, sowie über die

Bauwerke Justinians auch die sogenannte *historia arcana* oder *ἀνέκδοτα* geschrieben habe, erkannte Dahn, dass durch die Sichtung des hier einschlagenden Materials wichtige Aufschlüsse für den gesammten geistigen, sittlichen und politischen Zustand des damaligen Byzantinerthums gewonnen werden könnten. Er kam auf den Gedanken, durch seinen »Prokopius von Caesarea« ein Seitenstück zu Loebells trefflicher Monographie »Gregor von Tours und seine Zeit« zu liefern. Zwar giebt er den tiefgehenden Unterschied zu, der zwischen den Schriften, Persönlichkeiten und Umgebungen beider Männer besteht. Hier wie dort tritt allerdings eine Schilderung des römischen Verfalls hervor, bei Gregor aber sehen wir auch die Ansätze zu den neuen kräftigen Bildungen des Germanenthums, während Prokop uns byzantinische Verhältnisse und nur den Untergang einiger germanischen Völker schildert. — Prokop war der Sohn einer gesunkenen, elenden Zeit, deren ganze Hoffnungslosigkeit für sein Vaterland er klaren Blicks und mit tiefem Ingrimm erkannte: nach Aussen unaufhaltsamer Verfall, im Inneren der ungeheuerlichste und verheerendste Despotismus. Im Gegensatz zu unzähligen Menschen, die sich dies wenig kümmern liessen, hat Prokop weder durch die eingehende Beschäftigung mit den Wissenschaften noch durch das Christenthum Beruhigung gefunden. Er blieb zeitlebens »ein ruheloser Skeptiker ohne die rechte geistige und sittliche Energie«. Das Elend seiner Zeit, seines Landes hat ihn verderbt, hat die ursprüngliche Tüchtigkeit seiner Anlagen verkrüppelt und ihn zum Lügner gemacht. Denselben Kaiser Justinian, den er als die Ursache des Verfalls seines Landes ansah, den er in einer Schrift

auf das Schmähhchste herabsetzt, vermochte er in einer anderen aus irgend welchen äusseren Motiven schamlos zu erheben und zu loben. Prokops Charakter ist der lebendige Beweis der schlimmen Wechselwirkung, die zwischen einem unfreien, macht- und ehrlosen Staatswesen und der Entwicklung des Individuums besteht.

Nach solchen einleitenden Erwägungen wendet sich Dahn zu dem Leben und den Schriften Prokops. — Nur wenig ist über das Leben des Autors überliefert. Er war zu Caesarea, Hauptstadt der Provinz Palästina prima, gegen Ende des 5. Jahrhunderts (490 n. Chr.) geboren. Er hatte die Laufbahn des Rechtsgelehrten eingeschlagen und wurde im Jahre 527 von dem Kaiser Justinus dem Belisar, der gegen die Perser im Felde lag, als rechtsverständiger Gehülfe (*πάρεδρος σύμβουλος*) beigegeben. In dieser Stellung begleitete er auch später noch den Belisar nach Afrika in den Vandalenkrieg, alsdann nach Italien und nochmals nach Persien. So gelangte er zu vielen bedeutenden Wahrnehmungen und Kenntnissen und hatte Gelegenheit ausführlich in die Pläne Belisars eingeweiht zu werden. 542 kehrte er mit dem Feldherrn aus Persien zurück und nahm seinen Aufenthalt in Byzanz. Von da ab fehlen weitere Mittheilungen über sein Leben. Dass der im Jahre 562 genannte Stadtpräfekt Prokop identisch sei mit unserem Autor, ist nicht wahrscheinlich. Uebrigens darf man aus vielen Schilderungen Prokops entnehmen, dass er, abgesehen von den Feldzügen, noch weite Reisen in ferne Länder gemacht hat. — Verbunden mit diesen Notizen über das Leben unseres Autors hätte sehr wohl eine historische Einleitung über den Zustand des damaligen Byzantinerreichs Platz finden

können, nicht nur zur allgemeinen Orientirung, sondern namentlich zur zusammenfassenden Charakterisirung der mannichfachen Einflüsse, denen der Einzelne unterlag. Die vielen und meist trefflichen Bemerkungen, die Dahn hierüber vereinzelte an verschiedenen Stellen seines Buches gemacht hat, vermögen nicht, eine einleitende Darstellung dieser Art zu ersetzen. Eben deshalb bleibt auch die etwas abgerissene und kurssorische Aufzählung des Inhalts der einzelnen Bücher vielfach unklar und im Ganzen ziemlich werthlos.

Von den Werken Prokops, deren Entstehungszeit Dahn überzeugend feststellt, haben die Historien d. h. die 8 Bücher über die Kriege gegen die Perser, Vandalen und Gothen, sowie die Bauwerke stets als entschieden prokopisch gegolten. Anders steht es mit der Geheimgeschichte. Hier ist die Autorschaft Prokops ebenso energisch bestritten wie behauptet worden. Die Gegner Justinians, vor Allem die römisch-katholische Kirche, hielten die Anklagen, die in diesem Werke enthalten sind, für begründet, und fanden darin, dass Prokop sie mittheile, eine besondere Gewähr ihrer Glaubwürdigkeit. Die Freunde des Kaisers dagegen, die Juristen, bestritten überhaupt, dass jene Schmähschrift von Prokop sei, mindestens war er ein falscher Ankläger. Dahn ist nun überzeugt, dass die Schrift echt sei, weil Sprache, Inhalt und Anschauung der Geheimgeschichte mit Sprache, Inhalt und Anschauungen der Historien und der Bauwerke vollständig übereinstimmen. »Wäre die Geheimgeschichte das Werk eines Fälschers, so müssten wir in diesem Fälscher eine übermenschliche Gabe annehmen, sich in eine fremde und andere Persönlichkeit zu verwandeln«. Die

äusseren Gründe, die für die Echtheit oder Unechtheit sprechen, lässt Dahn nicht gelten; er fertigt sie kurz ab. So legt er kein Gewicht darauf, dass Suidas die Arcana dem Prokop zuschreibt oder Nikephoros Kallistas, dass sich ferner augenscheinliche Beziehungen in den Arcana auf die Historien finden. Ebensowenig soll es dann gegen die Echtheit beweisen, dass die Codices der Geheimgeschichte durchaus getrennt von denen sämmtlicher anderer Werke überliefert sind, denn Prokop hat die Geheimgeschichte wahrscheinlich gar nicht veröffentlicht, weil er dies weder bei Justinians Lebzeiten (bis 565) noch unter dessen nächsten Nachfolgern Justin II. und Tiberius II. (bis 582) wagen durfte. Auch lässt sich für die Zeitgenossen eine Kenntniss des Werkes nicht nachweisen. — Demnach werden nur die schon angedeuteten Kriterien angelegt, wozu alsdann noch eine Behandlung der psychologischen Frage tritt: Wie kam Prokop nach seiner günstigen Beurtheilung Justinians zu einer so durchaus entgegengesetzten? — Seinen Hauptbeweis führt Dahn durch eine Vergleichung der Sprache, und zwar nicht nur durch die Heranziehung besonders charakteristischer Redensarten, die ja jeder Fälscher nachahmen konnte, sondern durch den Nachweis einer total erschöpfenden Uebereinstimmung in Redensarten und Worten. »Prokop brauchte für alle Gedanken, Gefühle, Sachen, Eigenschaften, für Ereignisse und deren Schilderung bestimmte Lieblingswörter und entsprechende Wendungen, die an sich nicht ungewöhnlich sind, aber so nur von ihm angewendet werden, mit Ausschluss synonyme Bezeichnungen, die vielleicht die Monotonie des Stiles ändern konnten«. Das nach dieser Seite hin Uebereinstimmende zwischen

den Arcana und den anderen Werken hat D. nach einer umfassenden und äusserst mühevollen Prüfung des Sprachgebrauchs in mehr als tausend Beispielen zusammengestellt, eine erhebliche Anzahl, wenn man bedenkt, dass die Geheimgeschichte an Ausdehnung noch nicht dem zehnten Theile der anderen Werke gleichkommt. Zu dieser Konformität der Sprache gesellt sich noch die »der ganzen Bildung, Denkungsart, Weltanschauung, schriftstellerischen Eigenart«. Es wird sich sonach darum handeln, zunächst aus den echten Schriften ein Bild von dem ganzen Wesen Prokops, von seinen gesammten Anschauungen zu gestalten. Hierauf ist Dahn mit grössster Ausführlichkeit und Gründlichkeit ausgegangen. Man darf wohl sagen, dass er uns in seiner eingehenden Schilderung eine Menge werthvoller Aufschlüsse und Gesichtspunkte zur Beurtheilung des Autors und seiner Schriften so wie der ganzen Zeit gegeben hat. Nur in dem Abschnitt, der von den Quellen Prokops handelt, durfte er sich nicht begnügen, allein auf die Autopsie sowie auf die alten Berichte zu verweisen. Denn wenn Prokop auch vielen Ereignissen, die er schilderte, selbst beiwohnte, wenn er auch ferner den leitenden Personen nahe stand und Vieles durch diese über byzantinische Verhältnisse, wie durch die deutschen Krieger im Heere Belisars über germanische Dinge sich mittheilen lassen konnte, so hat er doch ohne Frage auch aus den schriftlichen historischen Berichten der unmittelbar vorangegangenen Zeit geschöpft. Wir verweisen hierüber auf die einleitenden Kapitel der Vandalen- und Gothenkriege. Man sollte denken, dass es nicht unmöglich sein könnte, nach dieser Seite hin bestimmte Beziehungen zu den Historikern der letzten Zeit her-

auszufinden. — Prokop galt den Zeitgenossen als ein höchst unterrichteter Mann, der die ganze Weltgeschichte durchforscht habe: *»ὡς πλεῖστα μεμαθῆναι καὶ πᾶσαν ὡς εἰπεῖν ἱστορίαν ἀναλεξάμενον«*. Uebrigens wird man für die Kritik des grössten Theiles von dem, was Prokop hinterlassen, einen selbständigeren Massstab anlegen dürfen, der sich aus den Schriften von selbst aufdrängt. Man kommt gar bald, wie Dahn ausführlich nachweist, zu der Wahrnehmung, dass »feine Kritik und grobe Unkritik« dicht neben einander stehen. Während Pr. Mythen, die irgend welche angeblichen Reste hinterlassen haben, gläubig als Geschichte recipirt, kann er da, wo eine greifbare Beziehung fehlt, sich äusserst skeptisch verhalten. Weil er das Schiff des Aeneas zu Rom oder die Hauer des kalydonischen Ebers zu Benevent gesehen hat, ist ihm Alles, was zu diesem Mythenkreise gehört, historisch; bei der Prometheussage dagegen verfährt er mit dem grössten Skepticismus und beim Amazonenmythus versucht er sogar eine durchaus nüchterne, rationalistische Deutung. — Besonders charakteristisch für den Geist jener Zeit ist es, wie man den Glauben an die in den Mythen hervortretenden heidnischen Gottheiten mit dem Christenthum zu vereinigen strebte. Man musste eben den heidnischen Göttern noch immer eine gewisse Existenz beilegen, musste annehmen, dass sie noch jetzt als Dämonen wirkten, nachdem sie früher auf Erden eine grosse Macht gehabt. — Wenn Prokop so bei der Wiedergabe der alten Ueberlieferung häufig zwischen Glauben und Unglauben schwankt, so darf man sich doch da, wo er aus der jüngsten Vergangenheit referirt, gern auf seinen strengen Empirismus in der Aneignung des Stoffes verlassen. »Der Au-

genschein bleibt ihm stets das trefflichste Beweismittel. Man wird es dabei einem Historiker des 6. Jahrhunderts nicht verargen, wenn er von der Ansicht, dass alle Erscheinungen auf natürlichem Wege erklärt werden können, noch weit entfernt ist, wenn er z. B. bei der Beurtheilung der grossen Pest vom Jahre 542 neben den psychischen, klimatischen und lokalen Ursachen noch auf übernatürliche Einflüsse zurückgehen zu müssen glaubt. — In Betreff der zahlreichen Reden und Briefe, die den Historien eingefügt sind, hebt Dahn hervor, dass abgesehen von denen, die nur rein rhetorische Uebungen sind, wie es der Zeitgeschmack mit sich brachte, eine grosse Anzahl derselben sehr wohl historisch zu verwenden sind. Aktenstücke sind diese Reden und Briefe nicht, aber Pr. hat sie auch keineswegs rein erfunden; namentlich sind die politisch-militärischen Argumentationen meist authentischen Mittheilungen entnommen, wie sie Pr. in seiner Stellung bei Belisar und durch sonstige Verbindungen leicht erhalten konnte. Ausserdem ist in diesen Reden und Briefen mancherlei gesagt, was Pr. in seinem eigenen Namen nicht auszusprechen wagte, obwohl er es für die Wahrheit hielt, so Fehler und Schwächen des Kaisers, Missstände der Regierung, Gründe und Ziele von Handlungen: kurz, es tritt gerade in dem, was Pr. andere sagen oder schreiben lässt, seine eigene innige Ueberzeugung hervor.

Dahn wendet sich nach diesen Auseinandersetzungen zu einer eingehenden Schilderung der prokopischen Weltanschauung. Es ist dies ohne Frage die bedeutendste Leistung des Buches; wir heben gern die Hauptpunkte seiner Ausführungen hervor. — In jener Zeit des Uebergangs und der Mischung, in welcher Pr. lebte, war er

ein Sohn der überwundenen, scheidenden Zeit. Er lebt noch inmitten der antik-politischen Anschauungen, die auch nach dem Siege des Christenthums im römischen Reich massgebend geblieben waren. Freilich konnten die Einwirkungen des neuen Lebens nicht spurlos an ihm vorübergehen, aber sie haben im Ganzen nicht günstig auf ihn gewirkt, und was gut an ihm ist, stammt namentlich aus der alten Zeit. So vor Allem sein Patriotismus, seine Hingebung für den Staat, die überall hervortritt und seinen Berichten Wärme giebt. Echt antik ist sein Stolz auf das Römische, sein Hass gegen das Barbarenthum. — Er hat einen scharfen Blick für diesen Gegensatz und den daraus hervorgegangenen Kampf. Klar sieht er ein, dass das beliebte System, die Barbaren durch Landanweisungen und Jahrgelder unschädlich zu machen, ein durchaus verfehltes ist. Denn »aller Barbaren schärfstes Sinnen und Trachten geht auf das Verderben der Römer, und aufs Eifrigste führen sie aus, was sie also ersonnen«. Deshalb giebt es auch kein anderes Mittel die Barbaren den Römern in Treue zu erhalten, als die Furcht vor den römischen Waffen. Er hält den Massstab der alten Römerzeit fest und giebt nichts von der Anschauung auf, dass alle Landgründungen der Barbaren nach wie vor dem Imperium unterworfen seien. Freilich das Rom von jetzt ist ein anderes als das von ehemals: Aetius und Bonifacius sind ihm die letzten Römer. Es ist die Schuld Justinians, dass sich die Dinge so trostlos gestalteten. Dies zieht sich als stiller Vorwurf durch die Historien, als offene, schwere Anklage durch die Arcana. So lebt Pr., weil er vor Allem römischer Patriot ist, in den Reminiszenzen und Traditionen der guten

alten Zeit römischer Macht und römischer Siege. Sein Ideal ist die Wiederherstellung der früheren Zustände. Seine Anschauung geht dabei allerdings nicht über das Imperatorenthum Diokletians und Konstantins zurück. Und auch von diesem Standpunkt aus ist sein stark hervortretender Conservatismus in der inneren und äusseren Politik, sein Hass gegen *νεωτερίζειν* und *νέωτερα πράγματα* zu fassen. Mit dem Despotismus an und für sich hat er sich längst abgefunden, aber eine Verletzung des Hofceremoniels den Barbaren gegenüber, die Herabsetzung einer hohen Staatswürde ist ihm ein Greuel. Daneben besteht sehr wohl eine Geringschätzung des *δῆμος*, des niederen, entarteten Volkes. — Nicht minder auf griechisch-römischer Bildung beruhen Pr's ethische Anschauungen. Von christlichen Moralbegriffen ist wenig zu merken. Der Begriff der *ἀρετή*, der gesammten Mannestugend, in welcher Tapferkeit *ἀνδρεία* obenan steht, gestaltet sich ihm durchaus nach antikem Muster, wie er es traditionell überkommen hatte, ohne es sich irgendwie selbständig zu gestalten. Er lobt am liebsten mit den Worten: »Gerecht im Frieden, tapfer im Kriege«. Mit Tapferkeit soll vor Allem Vorsicht gepaart sein; daneben dürfen Verständigkeit *ξύνοσις*, Besonnenheit *σωφροσύνη*, nicht fehlen. Von einem natürlich edlen Schwung der Gefühle hält Pr. nicht viel. Das führt leicht zu leidenschaftlicher Masslosigkeit, zu Uebermuth und Zuchtlosigkeit und so in's Verderben. »Stets wache Selbstbeherrschung, die in allen Dingen das von der Gottheit gesetzte Mass einhält, das ist das sittliche Ideal Pr's, in jedem Zuge zugleich das antik-hellenische.« — Daneben steht eine wohl zu erklärende Anerkennung des Erfolges ohne Kritik der an-

gewandten Mittel. Belisars grossen Verrath an den Gothen bei der ersten Belagerung Roms erzählt er ohne ein Wort des Tadels. Uebrigens ziehet er für die Erringung eines Erfolges die Schlaueit der Gewaltsamkeit vor. Es ist eben der Byzantiner, der hier durchblickt.

Eine sehr eigenthümliche und ganz besonders charakteristische Mischung der Ansichten zeigt sich in den Anschauungen Pr's von den weltregierenden Mächten. Sein absoluter Skepticismus, der nichts für unumstösslich gewiss hält, und doch auch das Albernste nicht gerade bestreiten mochte, konnte nach theologisch-religiöser Seite zu keiner bestimmten Ansicht kommen. Abergläubische Einbildungen, christliche und heidnische Religionsvorstellungen, philosophische Begriffe laufen hier durcheinander. Es dünkt ihn sonderbar und unmöglich, über das Wesen Gottes soviel Detail zu wissen, wie die christlichen Orthodoxen vorgaben. Die verderblichen Leidenschaften in den darüber entbrannten Kämpfen vermehrten seine Zweifel, über die ihm weder Christenthum noch Philosophie hinweghelfen. Dicht neben einander stehen bei ihm Theismus und Fatalismus, nüchterner Rationalismus und albernere Aberglaube. Sein Denken ist zu energielos, um zum völligen Verneinen zu kommen. Dahn bezeichnet diesen Skepticismus nicht unrichtig als einen moralisch-individuellen im Gegensatz zu dem logisch-abstrakten des philosophischen Denkers. — Ganz und gar antiker Art ist Pr's Aberglaube. Er giebt viel auf Träume, Wunderzeichen, Vorbedeutungen und richtet sich in seinen Handlungen darnach. Traumgesichte werden als Motive des Handelns angeführt und in vollem Glauben wird darüber berichtet. Er findet es ver-

kehrt darüber zu spotten, und weil ihm bei seiner Skepsis nichts gewiss ist, so ist ihm so vieles möglich. Eben deshalb acceptirt er die Wunder aller Religionen als glaublich; so werden persische, hellenische, römische und christliche Märchen vorgetragen. Da, wo er nicht zu deuten versucht, gesteht er jeder anderen subjectiven Auffassung noch volle Berechtigung und lässt die Wahl zwischen rationeller und übernatürlicher Auffassung.

In dieser verworrenen, durchaus unklaren Verbindung antiker, christlicher, rationalistischer Anschauungen überwiegt allerdings einigermassen die christliche Färbung. Schon deshalb, weil Prokop bei der Unselbständigkeit seines Denkens sich vielfach der Zeit akkommodirte, konnte dies nicht anders sein. Von einer warmen Erfassung des Glaubens ist dabei keine Rede. »Prokop steht dem Christenthum als einer objectiv wichtigen, historisch bedeutsamen Erscheinung gegenüber, sonder Abneigung, sogar mit Anerkennung, wegen der milderen Sitten, die es bringt.« Gerade dieser befremdlichen Objectivität wegen hat man Prokop für einen Juden gehalten und sich dabei auf den Umstand gestützt, dass er in Palästina geboren war. Doch bleibt dies nur vage Vermuthung, zumal Prokop als Jude schwerlich kaiserlicher Beamter hätte sein können.

Einen auffälligen Gegensatz zu den so charakterisirten Anschauungen Prokop's bildet sein Buch über die Bauwerke, in welchem ein streng orthodoxes, fanatisches Christenthum hervortritt. Die ganze Terminologie der Staatskirche mit allen Dogmen wird hier scheinbar gläubig herausgekehrt, die hellenische Gottlosigkeit herabgezogen. Es ist nicht nachzuweisen, dass diese veränderte

Gesinnung aus einer Bekehrung hervorgegangen sei; vielmehr erkennt man leicht die Ostentation. Die überall hervortretende absichtliche Beziehung des Christenthums auf den Kaiser zeigt, dass es sich nur um einen Beitrag zu dem allgemeinen Panegyrikus auf Justinian handelt, dass die ganze Umstimmung, die religiöse wie die politische, auf reine Heuchelei herauskommt. Das Massgebende für die Gesinnung Prokop's ist, wie ausführlich gezeigt wird, nur den Historien zu entnehmen. — Neben der schwankenden Anschauung von einem persönlich waltenden Gott ist Prokop noch zur Annahme eines unpersönlichen Schicksals gelangt, dessen Verhältniss zur Gottheit er sich nie ganz klar gemacht hat. Man nahm an, er habe diesen Fatalismus einfach dem Herodot entlehnt, doch mit Unrecht, denn aus seinen vielen Zweifeln geht die selbständige Verarbeitung dieser Vorstellung hervor. Diese Schicksalsidee, ursprünglich der Antike entlehnt, war bei Prokop befestigt durch das Elend und die grossen Katastrophen der Zeit, die er mit dem Theismus nicht vereinen konnte. Es fehlt nicht an Versuchen, Fatalismus und Theismus in einen gewissen Einklang zu bringen. Bald ordnet Prokop Gott dem Schicksal unter, bald umgekehrt; zur Klarheit gelangt er nicht. Die Mehrheit der Stellen kommt darauf hinaus, Gottes Willen und das Schicksal identisch zu denken. Und endlich begegnet auch die Auffassung, dass die Menschen nur den Begriff des Schicksals geschaffen, weil sie den Zusammenhang der Ereignisse nicht begreifen, dass aber Gottes Wille in Wahrheit Alles lenke. »Die menschlichen Dinge gehen nicht, wie die Menschen vermuthen, sondern nach der Entscheidung Gottes — was die Menschen Schicksal zu

nennen pflegen — weil sie nicht einsehen, aus welchen Gründen die Ereignisse so sich gestalten, wie sie sich ihnen darstellen«. Aber diese Urtheile ändern sich nach der jedesmaligen Stimmung, und Zweifel bleiben stets. Die Dinge sind nach Pr's Ansicht nun einmal unbegreiflich und werden es bleiben; jeder sucht sich über sein Nichtwissen durch eine ihm wahrscheinliche Combination hinwegzuhelfen. Und weil die Menschen sich mit der Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse nicht begnügen, so nehmen sie das Schicksal an.

Dies ist in kurzen Zügen das Bild, das uns Dahn von den Anschauungen Pr's aus den Historien giebt. Er schreitet nun zu dem Nachweis, dass derselbe Prokop, der in seiner Eigenthümlichkeit soeben geschildert wurde, auch der Verfasser der Arcana sei. Der Inhalt dieser Schrift ist eine Darstellung der Frevel Justinians und Theodorens, denen alles Elend, das den Staat betroffen, in gehässiger Weise zugerechnet wird. Es kann für die Hauptfrage nicht von Belang sein, dass in der Arcana vielerlei Motive und Thatsachen berichtet werden, die aus begreiflichen Gründen den Historien fremd bleiben mussten. Auch die mangelnde chronologische und sachliche Ordnung beweist nur, dass das Ganze rasch und leidenschaftlich hingeworfen ist, dass die letzte Feile fehlt. Und ebenso erklärt sich die wesentlich heftigere und gröbere Sprache. Dagegen weist Dahn durchaus schlagend die Uebereinstimmung der ethischen, religiösen und politischen Anschauung nach.

Wir gehen auf die etwas breite und häufige Wiederholungen bringende Untersuchung im Einzelnen nicht ein. Der sorgfältigen Erhebungen über den gleichen Sprachgebrauch ist bereits

gedacht worden. Dahn kommt dann auf den einigermaßen bedenklichen Einwand der angeblichen Verschiedenheit in dem politischen Urtheil über Justinian und andere hervorragende Persönlichkeiten, so wie auf den hiermit zusammenhängenden psychologischen Widerspruch, wodurch Glaubwürdigkeit und Charakter des Autors in Frage gestellt werde. Hierüber nun ist nachgewiesen, dass der Gegensatz des Urtheils keineswegs durchschlagend ist, und jedenfalls nicht grösser wie zwischen Historien und Bauwerken. Prokop ist in den Historien keineswegs ein unbedingter Lobredner Justinians. Er tadelt sehr häufig, wenn auch verhüllt, während er in der Geheimgeschichte mit offener Gehässigkeit zu Werke geht und jedes Lob schwinden lässt. Offen bezeichnet er in den Historien die schlechte Finanzwirthschaft als den Grund alles Uebels, den Steuerdruck, die Erpressungen, die gesammte Missregierung. Offen deutet er die hieraus hervorgehenden schlimmen Folgen an, die ja auch dem Kaiser zugerechnet werden müssen. Und ebenso trifft er diesen durch das schonungslose Urtheil, welches er über die Werkzeuge des kaiserlichen Systems fällt. Einen nicht geringen Tadel wirft er endlich auf die äussere Politik; er hebt die Schmach hervor, die den Römern durch die Duldung und Abfindung der Barbaren erwachse, obwohl ihm sonst die mannichfachen Kriegserfolge schmeicheln. Genug man darf von den Historien sagen, dass sie im Ganzen ein unparteiisches Urtheil über Machthaber, Volk und Soldaten fällen. Natürlich hatte Pr. in allen Beziehungen auf die Person des Kaisers und noch mehr der Kaiserin sehr vorsichtig und zurückhaltend sein müssen. Für diese nothgedrungene Beschränkung hat sich Pr. in der Geheim-

geschichte entschädigt. Eine Fluth von Schmähungen, die zum Theil unbegründet, übertrieben und widersprechend sind, ergiesst sich über die Personen des Kaisers und der Kaiserin; daneben werden eine Menge der schmutzigsten Skandalosa erzählt. Doch nach Abzug dieser Persönlichkeiten stimmen die wirklich politischen Anklagen durchaus mit denen der Historien. Es ist ausserdem noch hervorzuheben, wie es in der Arcana bei der Erwähnung solcher That-sachen, die in den Historien schon berührt waren, oft heisst: »wie ich in dem Bericht darüber nicht undeutlich gesagt zu haben glaube«, oder, »wie ich früher geschildert habe«. Dahn hat Beziehungen dieser Art in einer grossen Menge von Beispielen gezeigt und nachgewiesen, wie die Arcana vielfach die Berichte der Historien ergänzt und begründet. »Nur ein und derselbe Autor konnte einen dort angedeuteten Gedanken so aufnehmen und fortführen, so jede Kleinigkeit des früheren Werkes kennen«.

Dahn wirft nach Beendigung dieser Untersuchung noch einen Blick auf das Verhältniss der Bauwerke zu den Historien und zu der Geheimgeschichte. Auch hier zeigt sich bei derselben Uebereinstimmung in Form und Sprache eine ebenso bedeutende Verschiedenheit des Inhalts. Denn die »Bauwerke« sind nichts weiter als eine gesinnungslose Lobhudelei des Kaisers und seiner Bauleidenschaft. In Betreff der Motive zu dieser Schrift nimmt Dahn an, Pr. habe sie geschrieben, um eine ihm von Seiten des Kaisers drohende Benachtheiligung zu vermeiden. Aehnlich hatte bereits Teuffel vermuthet, dass Pr. durch dieses Buch seine Loyalität bei dem Kaiser habe retten und dessen Ungnade habe entgehen wollen. Jedesfalls ist ein Einfluss, ein

Auftrag des Kaisers bei der Abfassung dieser Schrift nicht zu verkennen; denn es findet sich betreffs der Eintheilung des Stoffes die Hinweisung, dass sie dem Kaiser so beliebt habe. Pr. fand nicht den Muth, einen derartigen Auftrag abzulehnen, und schrieb das bestellte Lob gegen seine Ueberzeugung gezwungener Weise. Als die Folge des hierüber in ihm kochenden Ingrimmes soll die *Arcana* angesehen werden, die in ihrem Tadel immer das gerade Gegentheil zu den Lobsprüchen der *Aedificia* enthält. Uebrigens mögen sich Pr's Ansichten immerhin nach der Zeit der Kriege, als er in Byzanz lebte, wesentlich geändert haben, so dass auch hierdurch seine wachsende Gereiztheit gegen den Kaiser zum Theil erklärt wird. Vergessen wir endlich für die psychologische Erklärung der ganzen Erscheinung nicht, dass Pr. in der Hauptstadt des verkommenen Byzantinerreichs lebte, im 6. Jahrhundert des despotischen Imperatorenstaates, »dass Geist und Charakter des Schriftstellers dieser Zeit entsprechend nicht gesund und fest, sondern sehr krank und sehr schwankend war«. Doch geben wir Dahn Recht, wenn er die Mittheilungen Pr's im Ganzen und Grossen für durchaus glaubwürdig hält, zumal er uns so treffend und scharf die Gesichtspunkte gegeben hat, nach denen Kritik zu üben ist. Nur das Bild Justinians, das die *Arcana* giebt, ist einigermassen zu rectificiren. Hier ging der wüthende Hass Pr's zu weit. Es ist entschieden unrichtig, denselben als unbedeutenden Menschen hinzustellen, ihm Freude am Bösen und am Verderben des Reiches zuzurechnen. Allerdings sind die Hauptanklagen Pr's in Bezug auf die Politik Justinians zutreffend. Namentlich ist das Bestreben des Kaisers Geld zu erpressen

schwerlich übertrieben; und auch der Tadel gegen viele nutzlose Kriege hat seine Berechtigung, zumal die Grenzvertheidigung des Reichs so sehr im Argen lag und die Erfolge gegen die Barbaren, weil vorwiegend durch fremdländische Söldner erfochten, so gut wie gar nicht auf die Hebung der Nation wirkten. Aber Pr. übersieht bei seinem schonungslosen, gehässigen Urtheil, dass die Keime für das allgemeine Verderben schon lange vor Justinian da waren, dass dieser den Staat in einem höchst elenden Zustand übernahm, wo an eine Rettung schwerlich zu denken war. Er übersieht viele grosse und wohlthätige Massregeln des Kaisers, vor Allem seine gesetzgeberische Thätigkeit.

In einem Schlussabschnitt fügt Dahn noch einige schätzenswerthe Bemerkungen über die Erwähnung der ostgothischen und fränkischen Verhältnisse in den Schriften Prokop's hinzu, auf welche wir bei der Ausdehnung, die diese Anzeige bereits gewonnen hat, nicht mehr eingehen wollen.

In den Anhang des Buches sind die umfangreichen sprachlichen Untersuchungen, sowie einige Excurse verwiesen, die sich mit der Prüfung kontroverser Ansichten beschäftigen, so über die Entstehungszeit der Schriften und die Todeszeit des Autors, über die Weltanschauung Herodots und Prokop's, endlich eine ausführliche Darstellung der Ausgaben und gesammten Literatur. Gegen die Resultate der Untersuchungen wird sich kaum etwas einwenden lassen; sie sind ganz darnach angethan, um die erschöpfende, scharfe Kritik des Verfassers, sein massvolles, unparteiisches Urtheil, das jede »Rettung« Pr's vermeidet, in glänzendem Lichte zu zeigen. Die Sorgfalt und Eindringlichkeit der

Einzelkritik bilden den Hauptvorzug von Dahn's Buch. Die leitenden Gesichtspunkte, nach denen er seine Untersuchung gestaltete, die Beurtheilung und Lösung der Hauptfrage über die dem Prokop beigelegte Autorschaft der Arcana — alles dieses ist nicht neu. Es findet sich in allgemeinen Zügen bereits in einer kleinen, 40 Seiten langen Abhandlung von Teuffel (Prokopius, Schmidts Zeitschrift Bd. VIII. 1847), die Dahn selbst als das Beste und Geistvollste bezeichnet, was über Pr. geschrieben ist. Wir heben für eine zusammenfassende Beurtheilung des Buches schliesslich noch das hervor, was wir bereits oben andeuteten. Prokop erscheint uns nicht genügend im Zusammenhang mit der ganzen Zeitentwicklung betrachtet, die er eben nur in einzelnen ihrer Symptome widerspiegelt; wir vermissen einen Hintergrund, welcher die saubere Zeichnung noch lebensvoller gemacht haben würde. Dahn hat die Detailfrage nach der Autorschaft der Arcana zu stark betont und sie zu sehr in die Mitte seiner Untersuchung gestellt. Sie hätte sich unseres Erachtens besser in einem gesonderten Excurs behandeln lassen, wodurch der Verf. alsdann eine viel ungezwungene und freiere Disposition über sein treffliches Material erhalten haben würde, noch abgesehen davon, dass hiermit auch manche breite Wiederholung fortgefallen wäre. Doch hierüber sehen wir bei dem reichen Inhalt des Buches gern hinweg und heissen dasselbe dankbar willkommen als eine ohne Zweifel sehr wesentliche Bereicherung unserer Kenntniss von der Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums.

Berlin.

Dr. Immanuel Rosenstein.

Das Beweisurtheil des germanischen Processes. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des deutschen Processes und des deutschen Rechtes von L. v. Bar. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1866. 286 u. XVI Seiten in gr. Octav.

Eine der wichtigsten in Deutschland erforderlich gewordenen legislativen Arbeiten ist ohne Zweifel die Reform des Civilprocesses. Bekanntlich ist in Folge eines Beschlusses der deutschen Bundesversammlung eine Commission von Abgeordneten einer grossen Anzahl deutscher Bundesstaaten in Hannover zusammengetreten und hat bereits den Entwurf einer allgemeinen deutschen Civilprocessordnung in erster Lesung vollendet und im Jahre 1864 veröffentlicht, während Preussen, welches einen Abgeordneten zu dieser Commission nicht entsandt hat, gleichfalls einen Entwurf einer neuen Processordnung für den preussischen Staat hat ausarbeiten und veröffentlichen lassen.

Sowohl von der preussischen als von der deutschen Commission ist nun die hervorragende Bedeutung anerkannt worden, welche dem gemeinrechtlichen Beweisurtheile zugeschrieben werden muss. Während aber der preussische Entwurf, wie die Motive bemerken, auf Grund reicher Erfahrungen die gemeinrechtlichen, schon in der gegenwärtigen preussischen Gesetzgebung verlassenen Grundsätze hier verwirft, und auch die deutsche Commission im Wesentlichen das gemeine Recht hier aufgegeben hat, sind von einem hervorragenden Mitgliede der letzteren Commission (Leonhardt: Zur Reform des Civilprocesses. Hannover 1865) die ernstesten Bedenken gegen diesen Beschluss erhoben und für die Beibehaltung der gemeinrechtlichen Grund-

sätze gewichtige Gründe geltend gemacht worden — Grundsätze, welche mit einer freilich nicht unerheblichen Modification auch in der gegenwärtigen hannoverschen Processordnung ihren Platz gefunden haben. Und wenn von preussischen Schriftstellern die Verbannung des gemeinrechtlichen Beweisurtheils als die vortheilhafteste Auszeichnung des preussischen Processes vor dem gemeinrechtlichen bezeichnet ist, so haben hannoversche Juristen den Zerfall des in Hannover geltenden mündlichen Verfahrens als mit dem Aufgeben des gemeinrechtlichen Beweisurtheils identisch betrachtet. Auf dem Juristentage endlich ist über wenige Fragen so heftig gestritten worden, als gerade über die Behandlung des Beweisurtheils.

Unter diesen Umständen liegt die Vermuthung nahe, dass für die Erledigung jener wichtigen legislativen Streitfrage der Boden durch die Wissenschaft noch nicht genügend geebnet sei, und insbesondere im Wege geschichtlicher Forschung noch Material zu jenem Zwecke gewonnen werden könne. Einen Versuch dieser Art enthält die angezeigte Schrift des Verf.

Die bisjetzt allgemein angenommene Ansicht, welche namentlich auf das in vieler Hinsicht so ausgezeichnete Werk Planck's über das Beweisurtheil sich stützt, hält das gegenwärtig im gemeinen Civilprocesse geltende Beweisurtheil für identisch mit dem Beweisurtheile des deutschen Rechtes, welchem wir überall schon in den älteren deutschen Rechtsquellen begegnen. Die Bedeutung des gemeinrechtlichen Beweisurtheils besteht darin, dass es den Process in zwei (scheinbar) durchaus getrennte Theile scheidet. In dem ersten Theile stellen die Parteien ihre Behauptungen auf, in dem zweiten haben sie

dieselben zu beweisen. Diese Scheidung wird aber herbeigeführt durch das Beweisurtheil, welches den ersten Theil schliesst und zugleich in den zweiten Theil hinüberleitet, indem der Richter in einer dem späteren Endurtheile präjudicirenden Weise, also falls nicht sogleich etwa Rechtsmittel ergriffen werden, unabänderlich feststellt, ob und welche einzelne Thatsachen von den Parteien bewiesen werden sollen. Das Beweisurtheil ist so ein durch die Beweisführung bedingtes Endurtheil. Die Abweichung, welche in der hannoverschen Processordnung gilt, besteht nur darin, dass die Berufung an das höhere Gericht erst dann erhoben werden kann, wenn der Richter erster Instanz das Endurtheil gefällt hat. Nach preussischem Rechte dagegen bindet der Bescheid, in welchem Beweise aufgelegt werden, auch den Richter nicht, welcher den Bescheid abgegeben hat, und diesem Grundsatz hat sich auch der Entwurf der deutschen Commission angeschlossen.

Es ist nun klar, dass die gemeinschaftliche Einrichtung, so Vieles auch auf den ersten Anblick für ihre logische Richtigkeit zu sprechen scheint, eine sehr künstliche genannt werden muss. Ohne Zweifel ist es das einfachste und einem einfachen Rechtszustande, wie dem des älteren germanischen Rechts, angemessene Verfahren, den gesamten Rechtsstreit auch in Bezug auf die Beweise zunächst vollständig zu prüfen und dann erst das Endurtheil abzugeben, nicht aber vorher durch ein bedingtes Endurtheil sich für das wirkliche Endurtheil die Hände zu binden. Die Vermuthung ist also wenigstens nicht von vornherein abzuweisen, dass dasjenige Stück des Verfahrens, welches im germanischen Prozesse dem gemeinrechtlichen Be-

weisurtheil zu entsprechen scheint, eigentlich eine durchaus andere Bedeutung gehabt habe, als das gemeinrechtliche Beweisurtheil. Und diese Vermuthung findet ihre Bestätigung in einer sehr bedeutenden Verschiedenheit beider. Während das heutige Beweisurtheil beiden Parteien Beweise auferlegen kann und wenigstens immer, wenn es eine Partei zum Beweise zulässt, der anderen den Gegenbeweis gestattet, ist von einem zweiseitigen Beweise im germanischen Processe nie die Rede; nur einer Partei wird der Beweis zuertheilt. Der Beweis erscheint daher nicht wie im heutigen Processe als eine Last, sondern als ein Recht, zu welchem die Parteien sich mit allen Mitteln drängen; denn diejenige Partei, welcher Beweis zuertheilt wird, ist in den meisten Fällen sicher den Process zu gewinnen. Sie hat nur einfach, das Beweis-thema entweder allein oder mit Eidhelfern oder Mitschwörenden (Zeugen) eidlich zu erhärten, ohne dass das Gericht irgend berechtigt wäre, die Glaubwürdigkeit des Schwurs und zwar nicht nur der Partei, sondern auch ihrer mitschwörenden Genossen irgend in Zweifel zu ziehen oder gar beide zur nähern Begründung, ihrer eidlichen Behauptung durch Angabe einzelner thatsächlichen Umstände zu zwingen.

Für diese eigenthümlichen Erscheinungen des germanischen Processes hat aber die herrschende Ansicht eine befriedigende Erklärung zu finden nicht vermocht. Zunächst hat sie die Vorstellung einer besonderen germanischen Freiheit zu Hülfe nehmen müssen, welche mit einem jeden Gemeinwesen — und reiche die Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen noch so weit — unvereinbar erscheint, indem sie der Volksge-meinde jede entscheidende Gewalt gegenüber

dem Einzelnen abspricht, jene dagegen verpflichtet das feierliche Wort des Einzelnen in allen Fällen als unumstössliche Wahrheit gelten zu lassen. Eine Verhüllung dieser unhaltbaren Annahme ist es nur, wenn Planck der urtheilenden Gerichtsversammlung doch das Recht des rechtlichen Beifalls (?) und der rechtlichen Unterstützung im älteren germanischen Rechte zuschreibt. Endlich aber ist es bis jetzt noch nicht gelungen eine genügende Erklärung aufzufinden für die eigenthümlichen Entscheidungen, welche in den Quellen über die Ertheilung des Beweisrechtes an die eine oder die andere Partei sich finden. Keine der so vielfach versuchten Erklärungen hat bis jetzt die allgemeine Stimme für sich gewonnen; und alle scheinen an dem Fehler zu leiden, dass sie bei unseren Vorfahren voraussetzen einen wahrhaft kindlichen Glauben und daneben einen Skepticismus ohne Gleichen, einen hohen Grad juristischer Abstraction und Spitzfindigkeit und gleichzeitig einen Mangel fester und klarer Rechtsbegriffe.

Der zuerst wirklich befremdende Eindruck, welchen das germanische Beweisrecht hervorzu- bringen geeignet ist, verschwindet dagegen, wenn man versucht einen Standpunkt zu gewinnen, der es gestattet, neben den Einzelheiten das Gesamtbild des Verfahrens im Auge zu behalten und die Bestimmungen des Processrechtes als ein Resultat der staatlichen Zustände und Culturverhältnisse des Mittelalters mit diesen in Verbindung zu setzen. Danach ist aber das Beweisurtheil des germanischen Processes von dem des heutigen Rechtes durchaus verschieden und nichts Anderes als ein Urtheil nach Wahrscheinlichkeitsgründen und Präsumtionen, die in grossen Zügen in allen Pro-

cessen wiederkehrend zu einem Systeme fester Rechtsregeln werden und durch den Schwur der Partei und ihrer Genossen die Bedeutung einer formell und für das Gericht bindend festgestellten Wahrheit erhalten.

Um dieses zu beweisen, war es aber erforderlich auf die Entscheidungen der Quellen über das Beweisrecht genau einzugehen; letztere bilden daher den Gegenstand, mit welchem sich der grösste Theil der Schrift des Vfs beschäftigt.

Nachdem (S. 1—16) gezeigt ist, dass auch im älteren germanischen Prozesse die Gerichtsversammlung eine wirklich entscheidende Gewalt dem Einzelnen gegenüber besessen habe, und nachdem diejenigen Erscheinungen, welche die entgegengesetzte Ansicht für sich angeführt hat, dadurch erklärt sind, dass man im Mittelalter bei dem damaligen einfachen und unmittelbar im Volksbewusstsein wurzelnden Rechtszustande, unbedenklich viele auf die rechtliche Beurtheilung des Rechtsstandes bezügliche Punkte, welche heut zu Tage einer genauen Erforschung durch den Richter selbst bedürftig erscheinen, der Feststellung durch den Schwur der Parteien und ihrer Genossen überlassen konnte, folgt (S. 17—41) eine Kritik der bis jetzt in der Wissenschaft vertretenen Ansichten über die Vertheilung des Beweisrechtes im germanischen Prozesse; hierauf aber (S. 41—50) die Darlegung derjenigen Einrichtungen des germanischen Processes, welche in Verbindung mit den damaligen Culturverhältnissen es ermöglichten, dass die Gerichtsversammlung schon nach dem Anhören der Parteibehauptungen ohne weiteres Beweismaterial dafür sich entschied, für welche der beiden Parteien die Wahrscheinlichkeit spreche. Es ergibt sich aus dieser Auffassung des so ge-

nannten Beweisurtheils zunächst, dass immer nur Einer Partei der Beweis zuerkannt werden konnte. Sodann aber zeigt der Verf. wie hiermit auch der Gebrauch der Beweismittel in den einzelnen Fällen im Zusammenhange steht. So kommen, um nur dies zu erwähnen, Zeugen überall da vor, wo präsumtiv, falls die behauptete und zu beweisende Thatsache wahr ist, davon mehrere Personen sichere Kunde haben müssen, während entgegengesetzten Falles die Partei nur allein zu schwören braucht.

In den folgenden Abschnitten werden die einzelnen Fälle der Vertheilung des Beweisrechtes durchgegangen; S. 51—57 der Fall, wenn eine Partei auf die eigene Wissenschaft des Gerichts selbst sich beruft; S. 58—92 die Delicts- und S. 92—130 die Contractsklagen; S. 130—228 das Beweisrecht im Gebiete des Sachenrechtes und S. 229—232 das Beweisrecht beim Streite über Personen- und Standesrechte.

Nun ist schon vielfach aufmerksam gemacht worden auf den Zusammenhang, in welchem das materielle Recht und der Process stehen. Kaum irgendwo aber wird dieser Zusammenhang sich deutlicher und wirksamer zeigen als im germanischen Rechte. Wenn man davon ausgeht, dass das germanische Beweisurtheil ein Urtheil nach Wahrscheinlichkeitsgründen und Präsumtionen ist, so gewinnt man eine einfache Erklärung nicht nur der Vertheilung des Beweisrechtes in den einzelnen Fällen, sondern zugleich eine Erklärung mancher Sätze des materiellen Rechtes, die uns im Mittelalter begegnen und für uns ein so seltsames Ansehen annehmen. Das unvollkommene Beweisrecht drängte zu einer Reihe selbst unwiderleglicher Präsumtionen, welche, wenn man nicht eine längere geschichtliche Ent-

wicklung im Auge hat, dann vom Standpunkte des systematischen Rechtes aus als Widersprüche gegen sonst anzuerkennende Principien erscheinen. So sind z. B. die Bestimmungen des älteren deutschen Rechtes, welche oft einen völlig Schuldlosen für einen entstandenen Schaden haften oder Denjenigen, der in Nothwehr einen Anderen tödtet, noch Wergeld zahlen lassen, nur aus Präsumtionen über die Schuld zu erklären. Hierdurch wird zugleich die rasche Reception des römischen Rechts in vielen Punkten erklärlich. Da das germanische Recht oft des unvollkommenen Beweisrechtes wegen seine Grundsätze mangelhaften Präsumtionen hatte anbequemen müssen, so konnte nicht mit Unrecht oft der römische Rechtssatz nur als ein genauerer und besserer Ausdruck des germanischen gelten, als an die Stelle des germanischen unvollkommenen Beweisrechtes das vollständigere römisch-kanonische getreten war. Auch die Beschränkungen der Vindication beweglicher Sachen, welche wir im älteren deutschen Rechte finden, sind auf solche Präsumtionen zurückzuführen. Der unfreiwillige Besitzverlust, den der Vindicant behaupten musste, galt als der einzige zulässige Beweis, dass das Recht an der beweglichen Sache ihm noch zustehe; sofern er nicht etwa zu behaupten und zu beweisen vermochte, dass er mit dem Beklagten selbst einen Contract über die Rückgabe seines Eigenthums abgeschlossen habe. So kam man dazu gegen Dritte nur eine Vindication gestohlener oder geraubter oder verlorener Sachen zu gestatten. Der Verf. zeigt, wie allmählig diese aus dem alten Beweisrechte entspringenden Beschränkungen der Eigenthumsverfolgung durch Einschlebung einer weiteren Präsumtion darüber, wann der Erwer-

ber die Sache als eine nicht gestohlene zu betrachten berechtigt sei, zu denjenigen Bestimmungen wurden, welche in der neueren Gesetzgebung immer mehr Beifall gefunden haben. Und da dem grossen Verkehr des Handels in der Sicherheit und leichten Erkennbarkeit der Rechtsverhältnisse ein wichtiger Hebel entsteht, so erscheint es dem Verf. begreiflich, dass gerade auf diesem Gebiete die oft unwiderleglichen Präsumtionen des germanischen Rechtes, welche so gern an leicht erkennbare Thatfachen sich anknüpfen, eine besondere Wichtigkeit erlangt haben, dass ein Theil des heutigen Wechselrechtes und das Recht der Papiere auf den Inhaber fast ausschliesslich auf die Präsumtionen des germanischen Rechtes zu gründen ist; eine Ansicht, deren Beweis jedoch der Verf., um nicht den Umfang der vorliegenden Schrift zu sehr zu vergrössern, für eine andere Gelegenheit vorbehalten zu müssen geglaubt hat.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Vf. der s. g. Gewere des mittelalterlichen Rechtes gewidmet (S. 163—228). Nach einer Kritik der bisherigen Versuche, diese so eigenthümliche Erscheinung der mittelalterlichen Rechtsinstitutionen zu erklären und namentlich der Ansichten von Albrecht, Gerber und Stobbe sucht der Verf. zu zeigen, dass auch hier nur eine Einwirkung des Wahrscheinlichkeitsbeweises des germanischen Rechtes vorliegt. Da einerseits ein Besitz mit gewissen Qualificationen als der beste Beweis für das Recht an einem Grundstück gilt, andererseits der germanische Process wegen seiner Einfachheit und Schnelligkeit einen besonderen vom Streite über das Recht selbst getrennten Besitzprocess nicht kennt, so tritt in dem Streite über das Recht der qualificirte

Besitz praktisch in den Vordergrund und wird in den Quellen, welche die praktische Geltendmachung des Rechtes im Processe vor Augen haben, statt des Rechtes selbst die Behauptung eines qualificirten Besitzes, der Gewere, erwähnt, selbst wenn Derjenige, dem die letztere zugeschrieben wird, nicht factisch im Besitze sich befindet, sofern nur der Rechtsstreit dazu führen kann, den Kläger in den factischen Besitz des Grundstückes zu setzen.

Diese Erklärung der Gewere, welche hier freilich nur angedeutet werden kann, macht es auch begreiflich, weshalb von der Gewere erst in den Rechtsbüchern, nicht schon in den alten Volksrechten die Rede ist, und weshalb sie gegen Ausgang des Mittelalters völlig wieder verschwindet. Anfangs war der Wahrscheinlichkeitsbeweis noch zu wenig ausgebildet, um zu einem bestimmten Systeme und einer technischen Beziehung Anlass zu geben, und gegen Ausgang des Mittelalters wurde er durch den vollständigen auf die Begründung richterlicher Ueberzeugung abzielenden Beweis des römisch-kanonischen Rechtes verdrängt. Daraus folgt zugleich, dass der von Albrecht gemachte und von Anderen wiederholte Versuch die Gewere als ein Institut von materiellem Inhalte darzustellen, ein verfehlter bleiben musste, und dass, wenn es auch wichtig ist, zu untersuchen, ob die Quellen von einer Gewere, als einem Kennzeichen eines dinglichen Rechtes, im einzelnen Falle wirklich reden, die Untersuchung, ob die Quellen in einem anderen Falle eine Gewere hätten annehmen müssen — eine Untersuchung, die z. B. Albrecht und Stobbe anstellen — nothwendig eine resultatlose sein muss. Für unsere Untersuchungen über das materielle Recht kann es nicht

mehr darauf ankommen, festzustellen, welche Behauptungen der Parteien dasjenige Gewicht bei Abwägung des Wahrscheinlichkeitsbeweises im mittelalterlichen Verfahren besaßen, welches man in anderen Fällen dem factischen Besitze, der Gewere in diesem Sinne, beilegte, abgesehen auch davon dass uns die Mittel für eine derartige Feststellung im Geiste des mittelalterlichen Rechtes völlig mangeln. Nur in der s. g. rechten Gewere ist die Gewere aus einer Präsumtion zu einer unwiderleglichen Präsumtion und damit zu einem materiellen Rechtssatze geworden, der in Verbindung mit der Auffassung zu der s. g. Publicität des modernen Grundbuch- und Hypothekenwesens geführt hat.

Eine andere Nachwirkung des älteren deutschen Processrechts findet der Verf. in dem heutigen Executivprocesse. Während dieser von den Meisten auf eine Erfindung der italienischen Jurisprudenz des Mittelalters zurückgeführt wird, haben in neuerer Zeit Ortloff und nach ihm jetzt Bayer die sächsische Jurisprudenz zu Anfang des XVI. Jahrhunderts als die Quelle des Executivprocesses darzulegen sich bemüht. Der Verf. zeigt nun in einem Anhang (S. 255 bis 283), dass keine dieser Ansichten die richtige ist, dass der Executivprocess vielmehr ein Ueberrest des älteren deutschen Processes ist, und dass, wenn auch die Theorie der älteren sächsischen Juristen, wie der Italiener auf diese gemeinsame Wurzel zurückzuführen ist, doch weder die eine noch die andere jener Theorien unbedingt als Muster für die Gesetzgebung aufgestellt werden kann. Der Executivprocess ist vielmehr ursprünglich nichts Anderes als der deutsche Process mit dem Beweismittel des Gerichtszeugnisses, an dessen Stelle später

die gerichtliche Urkunde und noch später auch die Privatkunde getreten ist. Da der Urkundenbeweis und der auch in diesem Falle später in gewissem Umfange zulässige Parteieid des deutschen Processes in vielen Punkten dem römischen Urkundenbeweise und dem deferirten Eide des römischen Rechtes gleichgestellt werden konnte, so war es möglich den germanischen Process insoweit als eine besondere Art des gemeinen römisch-kanonischen Processes in diesen einzuschieben, eine Einrichtung, die um so mehr sich empfahl, als der römisch-kanonische Process des Mittelalters ein höchst langwieriges und das gute Recht des Gläubigers auf das äusserste gefährdendes Verfahren war, der germanische Process aber sehr schnell zum Ziele führte. Diese letztere Betrachtung, sowie der Umstand, dass der germanische Urkundenprocess nur formelle Beweismittel anerkennen konnte, während der römisch-kanonische Process auf die Begründung einer vollständigen richterlichen Ueberzeugung gebaut ist, führten unwillkürlich zu der schon von den Italienern angenommenen Ansicht, dass der Executivprocess nur ein summarisches Verfahren sei, dessen Entscheidung mittelst einer Nachklage im ordentlichen Processe wieder entkräftet werden könne. Alle Controversen aber, welche bis auf den heutigen Tag — man vergleiche noch die officiellen Protokolle der in Hannover tagenden deutschen Civilprocess-Commission über die Behandlung des Executivprocesses geherrscht haben, finden, wie der Vf. nachweis't, ihre Erklärung in der Schwierigkeit, dieses Processstück mit formellem, altgermanischem Beweisrechte harmonisch zu verbinden mit dem ordentlichen Processe, dessen Beweisrecht ein materielles, auf Herstellung einer

vollständigen richterlichen Ueberzeugung gerichtetes ist. Der Verfasser giebt zugleich kurz an und zwar im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit den von der hannoverschen Processordnung und der deutschen Civilprocess-Commission angenommenen Grundsätzen, wie die Gesetzgebung den Executivprocess werde zu behandeln haben.

In der Schlussbetrachtung (S. 232—255) stellt der Verf. das Beweisurtheil des heutigen und das des germanischen Processes einander gegenüber und gelangt zu dem Schlusse, dass dieses jenem in keiner Weise gleichgestellt werden kann, dass jenes vielmehr nur auf einem Missverständnisse beruht, indem die Juristen des XVII. Jahrhunderts eine alte Form, welche für den einseitigen, formellen Beweis des alten Rechtes passte, kritiklos auf eine ganz verschiedene Art des Beweises, wie solche im römisch-kanonischen Prozesse wesentlich ist, anwendeten. Es wird zugleich angedeutet, dass der heutige gemeine Civilprocess zum grossen Theile nur Missverständnissen seinen Ursprung verdankt, eine Ansicht, die schon Wieding in anderer Weise zu begründen versucht hat. Indem man den principiellen Unterschied nicht zu erfassen vermochte, der zwischen dem germanischen und dem römischen Beweisrechte und Prozesse stattfindet, legte man, von der Ansicht ausgehend, dass auch im römischen Rechte überall formelle Acte wesentlich seien, da, wo der römische Process eine lebendige und freie Bewegung in Gemässheit der Bedürfnisse des einzelnen Falls gestattete, ein vielgetheiltes Fachwerk an, in welches der Process gepresst werden musste. So konnte eine Unzahl der Rechtskraft fähiger Zwischenurtheile das Verfahren zerschneiden und durch die auf diese Weise nothwendig werden-

den Rechtsmittel vermochten die Processe zu jener monströsen Länge anzuwachsen, gegen welche die Gesetzgebung fortwährend mit unzulänglichen Mitteln gekämpft hat. Die Rechtskraft aber gerade des Beweisurtheils ist keine besondere Eigenschaft des letzteren im germanischen Prozesse; sie ist vielmehr Folge eines allgemeinen, den gesamten germanischen Process beherrschenden, auf den heutigen Process dagegen des veränderten Beweisrechtes wegen unanwendbaren Grundsatzes, welcher jeden Bescheid des Gerichts sofort unumstösslich werden lässt, falls nicht die benachtheiligte Partei sofort Widerspruch erhebt, wie denn die italienische und später auch die deutsche Jurisprudenz sich vergebens bemüht haben ein haltbares allgemeines Unterscheidungsmerkmal zwischen Bescheiden und Zwischenurtheilen aufzustellen, und daneben mag es bemerkt werden, dass auch die so oft als eine altnationale Einrichtung gepriesene Eventualmaxime keineswegs diese Bezeichnung verdient, dass sie vielmehr nur durch die Schriftlichkeit des Verfahrens veranlasst, dagegen im älteren germanischen Prozesse gar nicht möglich war, und wäre sie möglich gewesen, den gesamten Process hätte zersprengen müssen.

Wie bemerkt spricht sich der Verf. entschieden gegen die Annahme einer s. g. germanischen Freiheit aus, bei welcher der Einzelne gewissermassen nur aus gutem Willen dem Gemeinwesen gehorcht hätte. Dennoch erkennt Verfasser nicht, dass durch die germanischen Gerichtseinrichtungen die Freiheit und das Recht des Einzelnen auf eine äusserst wirksame Weise vor Uebergriffen des Gesamtwillens der Gemeinde gesichert war. Der germanische Process

versetzt nämlich den Besitzer in eine äusserst günstige Lage, eine viel günstigere als diejenige ist, welche ihm im heutigen oder im römischen Rechte eingeräumt ist, und als Besitzer können wir im Strafverfahren mit Fug auch den Angeklagten bezeichnen, welcher sein Leben, seine Ehre und seine Freiheit gegen den Angriff des Anklägers vertheidigt. Da das Gericht beschränkt ist auf die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit, welche für oder gegen den Beklagten spricht, nach allgemeinen und grossen Zügen, die zu einem Systeme fester Rechtsregeln werden, so ist der Beklagte gegen jede Macht gesichert, falls er einen dieser allgemeinen Wahrscheinlichkeitsgründe für sich geltend machen und mit seinem Eide und dem einiger Genossen erhärten kann. Es ergiebt sich daraus zugleich der Zusammenhang, in welchem das moderne Geschworenengericht mit dem altgermanischen Prozesse steht, ein Zusammenhang, den man über der in neuerer Zeit vorherrschenden Detailuntersuchung zu übersehen pflegt. Das Geschworenengericht ist nichts Anderes als die den veränderten staatlichen und Cultur-Zuständen entsprechende Entwicklung des germanischen Grundsatzes, welcher die angegriffene Partei schützt, sobald diese eine Anzahl ausgewählter Genossen von ihrem Rechte zu überzeugen vermocht hat. Nur dieser Zusammenhang kann die grossartige Verbreitung der Jury erklären.

Der Verf. hat, wie die vorstehende Uebersicht ergiebt, eine Anzahl sehr verschiedenartiger Gegenstände in den Kreis seiner Untersuchung gezogen. Er verhehlt sich nicht, dass dies bei Manchen Bedenken erregen mag. Indess glaubt er daran erinnern zu dürfen, dass das Recht in allen seinen Theilen gleichsam als ein

lebendiger Organismus zusammenhängt, und dass die Eintheilung, welche vom Standpunkte theoretischer Systematik befolgt werden mag, nicht immer übereinkommt mit denjenigen Verbindungen der einzelnen Theile jenes Organismus, aus denen geschichtlich die Rechtsinstitute emporwachsen. Und wenn einerseits die Aufstellung allgemeiner und umfassender Grundsätze in der Geschichte des Rechtes der Vorsicht und Besonnenheit dringend bedarf, so ist es doch andererseits nicht weniger wahr, dass auch die isolirte Betrachtung der Einzelheiten ihre Gefahren hat, und dass erst beide, die genaue Untersuchung der Einzelheiten und die Betrachtung aus allgemeinen Gesichtspunkten, welche Ursache und Wirkung in der Geschichte erkennen lässt, vereinigt ein richtiges Ergebniss zu liefern im Stande sind. Im Organismus des Rechtes empfängt eben das Einzelne seine richtige Bedeutung erst in der Beziehung zum Ganzen, und die Veränderung eines Theiles ist oft nicht ohne den erheblichsten Einfluss auf einen anderen scheinbar unberührten und entfernten Theil. Wollte die Rechtsgeschichte sich auf eine Untersuchung der Einzelheiten gleichsam mit bewaffnetem Auge beschränken, ohne den Versuch zu machen, zu höheren und allgemeineren Gesichtspunkten emporzusteigen, so würde sie leicht Das, was sie scheinbar an Genauigkeit gewinnt, wieder einbüßen durch eine ungehörige Verengerung und eine ungenügende Beleuchtung des Gesichtsfeldes. Die Betrachtung aus allgemeineren und umfassenderen Standpunkten ist daher an sich nothwendig und nur dann gefährlich, wenn sie die Untersuchung der Einzelheiten verschmäht. Dieses letzteren Fehlers aber wird man den Verf. mit Grund nicht zei-

hen können. Er giebt sich vielmehr der Hoffnung hin, dass es ihm gelungen ist, eine Reihe von Einzelheiten, welche bisher der künstlichsten Deutung unterlagen, auf einfache und daher dem Rechtsbewusstsein unserer Vorfahren entsprechende Grundzüge zurückgeführt zu haben.

Gegenwärtig aber, wo die Codification des Rechtes mehr und mehr als unabweisbares Bedürfniss empfunden wird, scheint dem Verf. eine dringende Aufforderung vorzuliegen, an die Detailuntersuchung, für welche so viel Ausgezeichnetes geleistet ist, auch die allgemeinen Schlüsse zu reihen, welche eine Verwerthung des geschichtlichen Materials für die Zukunft ermöglichen. Einen Versuch dieser Art hat Verf. in der angegebenen Schrift begonnen, zu beenden hofft er in einer anderen Schrift, in welcher er die Reform des Civilprocesses überhaupt näher ins Auge zu fassen gedenkt. Da die Untersuchungen über das ältere Recht doch theilweise einen anderen Leserkreis finden werden, als derjenige ist, der sich für die Reform des Civilprocesses vorzugsweis interessirt, schien es zweckmässig hier auch auf eine Kritik der in neuerer Zeit gemachten Reformvorschläge in Betreff des Beweisurtheils nicht einzugehen und überhaupt das Urtheil über die legislative Behandlung dieser Einrichtung des Processes, welche ohnehin mit anderen Reformen in genauem Zusammenhange steht, noch vorzubehalten.

L. v. Bar.

De l'arsenic dans la pathologie du système nerveux, son action dans l'état nerveux, la chlorose, les névralgies et les nevroses particulières,

l'adynamie et l'ataxie liées aux maladies aiguës, la cachexie des maladies chroniques. Etude sur la médication arsenicale par le docteur Charles Isnard de Marseille. Paris, Victor Masson et fils. 1865. 271 Seiten in Octav.

Vorliegendes Werk hat eine therapeutische Tendenz. Der Verfasser hat die Wirkungen der arsenigen Säure in den meisten acuten und chronischen Krankheiten geprüft, deren lange Liste auf S. 252 verzeichnet steht. In einer Anzahl von Krankheiten erwies sich ihm die Anwendung des Arseniks nützlich, indem theils Heilungen, theils wesentliche Besserungen dadurch erzielt wurden. Dieses ergibt sich aus 86 Krankengeschichten, welche ausführlich im Texte mitgetheilt werden, übrigens dem grössten Theil nach sich auf weibliche Kranke beziehen. Auf diese Erfahrungen sich stützend, welche bruchstückweise schon früher in medicinischen Journalen von demselben Autor veröffentlicht wurden, glaubt letzterer die Anwendung des Arseniks in folgenden Affectionen warm befürworten zu können.

In den nervösen Zuständen, welche auf andere Krankheiten folgen, in der Schwangerschaft, während der Lactation, während und nach der Pubertät, bei dem Aufhören der Menstruation. Ferner in der Chlorose, der Anämie, den Neuralgien, der Chorea major und minor, in der Bewegungs-Ataxie, im Typhus, in der Pneumonie und Influenza, in der Reconvalescenz von acuten Krankheiten, in der Scrophulose und Tuberculose.

Die Einleitung bringt Allgemeines über die Rolle des Nervensystems im thierischen Organismus, über die Pathologie desselben und die Anwendung des Arseniks dabei. Das erste Kapitel

handelt von den nervösen Zuständen im Allgemeinen, das zweite von der Chlorose, das dritte von den Neuralgien, das vierte von der Reconvalescenz, das fünfte von der Bewegungs-Ataxie und ihren verschiedenen Formen, das sechste von der Tuberculose und Scrophulose. Auffallend ist es bei einem so warmen Vertheidiger des Arseniks, dass so wenig von seiner Anwendung in schweren Wechselfiebern gesagt wird, in welchen dessen Wirksamkeit so unwiderleglich von den erfahrensten Praktikern dargethan ist. Aber vielleicht kamen dem Verf. in Marseille gerade keine geeigneten Fälle zur Behandlung und überhaupt scheint sich derselbe auf die Mittheilung seiner eigenen Erfahrungen haben beschränken zu wollen. In periodischen Neuralgien dagegen trat die heilende Wirkung des Mittels am deutlichsten vor die Augen.

Im siebenten Capitel wird die Anwendungsweise des Arseniks erörtert. Es wurde meistens folgende Formel gebraucht:

Arsenige Säure	20 cgrm.
Destillirtes Wasser	1 litre.

Etwa dreissig Minuten lang werden in einem Glaskolben etwa 100 grm. Wasser mit dem Arsenik gekocht. Nach dessen Lösung fügt man das übrige Wasser hinzu. Man giebt dann in mehr chronischen Zuständen auf zwei bis drei Dosen vertheilt täglich 50 grm., welche 1 cgrm. arsenige Säure enthalten. Oder man lässt 1,5 — 2 — 3 — 4 — 5 cgrm. täglich in drei bis vier Dosen nehmen. Zuweilen kann man mit letzterem Verfahren beginnen und dann auf die Vorschrift entsprechend 1 cgrm. täglich fallen.

Die Seltenheit, mit welcher Beschwerden bei einem methodischen Gebrauche der arsenigen

Säure auftreten, was sowohl für Erwachsene, als für Kinder Gültigkeit hat, veranlasst den Verf. zu der Bemerkung, dass alle die mannigfaltigen bedenklichen oder gefährlichen Zufälle, welche man nach Arsenik-Gebrauche auftreten sah, auf Fälle, die eigentlich den Vergiftungen angehören, zu beziehen sind. Die Ausscheidung des Metalles aus dem Körper ist zufolge der Untersuchungen von Chatin und Orfila bei Hunden binnen 12 Tagen nach der Aufnahme vollendet, während bei anderen Metallen viel mehr Zeit darüber verstreicht. Beim Menschen soll die Ausscheidung des Arsens ca. dreimal langsamer vor sich gehen, was Verf. jedoch bezweifelt. Jedenfalls kommen Fälle vor, in denen ein Gebrauch des Mittels während vier oder sechs Jahren, ohne schädliche Folgen nach sich zu ziehen, vom Verf. durchgeführt wurde.

Die Verdienstlichkeit einer therapeutischen Monographie wird bei der directen praktischen Anwendbarkeit der empfohlenen Methode Niemand bezweifeln. Um so mehr wird eine derartige Leistung in einer Zeit geschätzt werden müssen, die arm an solchen ist, wie die jetzige. Wünschenswerth und interessant wäre ein eingehendes Studium des Stoffwechsels bei jenen mit Arsenik behandelten Kranken gewesen, wozu freilich dem Verf. die äusseren Mittel gefehlt haben mögen.

W. Krause.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

17. Januar 1866.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum herausgegeben von Moriz Haupt. Neue Folge. Ersten Bandes erstes Heft (XIII. Band). Berlin Weidmannsche Buchhandlung. 192 Seiten in Octav.

Jeder Freund Deutscher Literatur und Geschichte wird mit Freuden die Fortsetzung dieser Zeitschrift begrüßen, die in einer langen Reihe von Jahren die wichtigsten Beiträge zur Erforschung der verschiedenen Seiten des deutschen Alterthums gegeben hat, zuletzt eine Zeitlang etwas in Stocken gekommen war, nun aber mit neuem Eifer begonnen wird. Wenn aber an dieser Stelle davon Erwähnung geschieht, so giebt dazu den Anlass vor allem die Abhandlung, welche den neuen Band eröffnet, die man nicht anstehen kann als eine auch für die geschichtliche Wissenschaft überaus interessante und bedeutende zu bezeichnen.

Herr Prof. Dietrich in Marburg, der sich bereits in mehreren Schriften mit der Entzifferung und Deutung von Runeninschriften beschäftigt hat, giebt unter der Ueberschrift: Die Runen-

inschriften der Goldbracteaten entziffert und nach ihrer geschichtlichen Bedeutung gewürdigt, eine ausführliche Untersuchung über diese bisher so räthselhaften Denkmäler, die, man kann nur sagen, zu überraschenden Resultaten führt.

Schrift und Sprache dieser über Norddeutschland und besonders Skandinavien verbreiteten Denkmäler werden hier als entschieden nicht skandinavisch, sondern altsächsisch nachgewiesen, den angelsächsischen Runen und Sprachformen verwandt, aber durchweg alterthümlicher, offenbar den Völkerschaften welche die brittische Insel einnahmen und germanisierten in der ursprünglichen Heimat angehörig. Die Deutung der Inschrift des goldenen Horns aus der Gegend von Tondern, nach dem Vorgang Munch's und J. Grimm's von Müllenhoff (14. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer S. 15 ff. 16. Bericht S. 4 ff.) gegeben, hat dieser Auffassung Bahn gebrochen, die Hr. Dietrich dann in einigen früheren Abhandlungen bereits näher begründet, neuerdings aber bei kürzeren Inschriften auf einem Schildbuckel und einer bronzenen Zwinge unter den merkwürdigen Funden zu Taschberg im Schleswigschen durchgeführt hat (s. diese Anzeigen Jahrg. 1865. St. 27. S. 1063 *), und der er hier eine umfassende Bestätigung und weitere Ausführung giebt durch die Deutung von mehr als 50 kürzeren oder längeren Inschriften auf sogenannten Goldbracteaten, die, nicht als Münze, sondern als Schmuck oder vielleicht als Amulete gedient haben. Ueber

*) Eine weitere Ausführung citirt der Verf. aus Germania X, S. 218 ff., d. h. dem dritten mir noch nicht zugekommenen Heft des betreffenden Bandes dieser Zeitschrift.

die Deutungen mancher Zeichen und Worte mag Zweifel bleiben: sie sind keineswegs alle gleich überzeugend, und von dem Verfasser selbst werden mehrere nur als Vermuthung hingestellt; anderes, was er für gesichert hält, wird zu Bedenken oder anderen Erklärungen Anlass geben. Aber auf einem Gebiet so schwieriger Untersuchung, bei Inschriften oft weniger Zeichen, in Umschriften auf engem Raum, wo Abkürzungen oder ungewöhnliche Stellungen geboten waren, in einer an sich unbekannten nur nach späteren Denkmälern zu deutenden Sprache, kann es sicher nicht anders sein. Ueber das Resultat im allgemeinen bleibt kein Zweifel, und man darf nicht anstehen, was hier gegeben den bedeutendsten Entdeckungen, die in neuerer Zeit durch Entzifferung und Erklärung alter Schriftdenkmäler gemacht sind, an die Seite zu stellen, und einen besonderen Werth gewinnt es dadurch, dass es hier nicht fernliegende Völker und Zeiten, sondern die heidnische Vorzeit ist, welcher diese Denkmäler angehören und über die sie ein neues oder helleres Licht verbreiten.

Was man wohl auch aus anderen Gründen anzunehmen Grund hatte, und darf ich hinzufügen von mir immer vertreten ist, dass deutsche Völkerschaften in älterer Zeit die sogenannte Cimbrische Halbinsel vollständig inne hatten und wahrscheinlich auch über die benachbarten Inseln sowie einen Theil der skandinavischen Halbinsel verbreitet waren, erhält hier volle Bestätigung. Mit Sicherheit nimmt, der Verf. nur das Erstere an, und meint, die Verbreitung der Bracteaten auch über den weiteren Norden erkläre sich leicht, auch wenn sie nur auf der Cimbrischen Halbinsel und in den benachbarten Gegenden heimisch waren: so gut

wie später angelsächsische Münzen in grosser Zahl nach dem Norden kamen, so dass man hier ihrer mehr als in England selbst gefunden hat, können auch diese Bracteaten dort eingeführt sein. Die entgegengesetzte Ansicht nordischer Forscher, dass vielmehr Skandinavien die Heimat der Bracteaten gewesen, der auch manche Deutsche beige pflichtet, findet die bestimmteste Abweisung: Schrift und Sprache sind auf das entschiedenste dagegen. Die Zeit aber wird durch die zugleich gefundenen oder in den bildlichen Darstellungen nachgeahmten römischen und byzantinischen Münzen bestimmt: hauptsächlich das 4—6te Jahrhundert kommen in Betracht, einzelne Stücke gehen bis ins 7te hinab. Aelter sind jene Fundstücke von Taschberg (s. diese Anz. 1863 St. 42), und auch das goldene Horn wird der Verf. jetzt nicht mehr so spät anzusetzen geneigt sein, als da er zuerst über seine Runen handelte. Am schwierigsten zu erklären bleibt das Vorkommen derselben Schrift und einer, wie es hier heisst, halbnordischen Sprache auf Steininschriften der schwedischen Landschaft Bleking und an der Südküste Norwegens (von Tunöe), in wesentlicher Verschiedenheit von den zahlreichen Runeninschriften nordischen Charakters, über die Herr Dietrich früher besonders gehandelt hat: es scheint dass sie nicht wohl so hoch hinauf gesetzt werden können, dass man sie als der Einwanderung der eigentlichen Skandinaven vorhergehend zu betrachten habe: so bleibt nur übrig, sie zurückgebliebenen Abtheilungen der älteren deutschen Bevölkerung beizulegen oder an spätere mehr vereinzelte Ansiedlungen von der Jütischen Halbinsel aus an den nordischen Küsten zu denken. Hier bleiben noch Dunkelheiten. Aber in der Hauptsache

sind sichere Thatsachen gewonnen. Der Verf. hat gewiss ein Recht zu sagen (S. 93): »fest ermittelt ist schon aus den vorgelegten Untersuchungen erstlich, die Goldbracteaten mit den sächsischen Runen gehören nicht zu den skandinavischen, sondern im weiteren Sinne zu den deutschen Alterthümern, und fürs andere, in Jütland und Schleswig herrschte bis zum 6ten Jahrh. wie in Holstein eine deutsch redende, an Goldbesitz reiche Bevölkerung, und dieselbe erstreckte sich bis über die nördlicher gelegenen Inseln und Küsten als Trägerin einer nicht geringen Bildung.«

Von den letztern geben, wie die Denkmäler des Lebens, Geräthe und Schmuck, so auch die der Sprache Kunde. Die freilich rohen Bilder sind auch nicht ohne Interesse: Reiter mit Helmen auf Pferden mit verzierten Zäunen, Falken, ausserdem mancherlei eigenthümlich deutsche Verzierung ist dargestellt. Die Sprüche, welche in den Inschriften entziffert werden, zeigen zum Theil rhythmischen Bau und Alliteration, die Sprache erscheint wohlklingend, reich entwickelt; dem Gothischen selbständig an die Seite tretend, lässt sie eine ähnliche Stufe der Bildung erkennen: wie der Verf. meint, zeigt manches auffallende Aehnlichkeit mit dem Northumbrischen, »d. h. einer aus Anglien stammenden Mundart«. Eben an die alten Angeln neben den Sachsen wird gedacht; ausserdem war für die Inseln wohl an Müllenhoffs Vermuthung, der hier die Sitze der Warzen ansetzt, zu erinnern.

Einige Stücke ist übrigens der Verf. geneigt noch anderen Stämmen und Gegenden beizulegen. Einen Bracteaten mit lateinischer Inschrift bezieht er auf den westgothischen König Suintila und findet auch bei einigen anderen westgothischen Ursprung wahrscheinlich; eine Inschrift

aber, in der er den latinisierten Namen Gunthious entziffert, meint er auf den Burgunderkönig Gundioch am Anfang des 5ten Jahrhunderts deuten zu dürfen. Namentlich das Letzte scheint aber sehr unsicher und kaum als Vermuthung berechtigt.

Dagegen weist Hr. Dietrich in einer zweiten Abhandlung dieses Heftes nach, dass allerdings auch die Burgunder noch in Gallien den Gebrauch der Runen hatten. Eine in der Nähe von Dijon bei Charnay neben anderen zahlreichen Gegenständen des Alterthums (wie vermuthet ist an einer Stätte, da die Burgunder von dem fränkischen König Chlodovech geschlagen wurden) gefundene silberne vergoldete Spange mit zahlreichen Runen, die in einem in Deutschland wenig bekannten Werke von Baudot schon 1860 abgebildet ist, zeigt oben und an den Seiten Runen in grösserer Zahl, die hier zuerst eine befriedigende Deutung finden: eine ganz verkehrte eines Theiles hatte der Däne Rafn dem französischen Herausgeber mitgetheilt. Es zeigt sich, dass hier einmal, wie auch auf einem der Bracteaten, das Runenalphabet (Runenfuthark), nur nicht ganz vollständig, geschrieben ist, dann ein Spruch, der sich gleich als entschieden deutsch, dem Gothischen verwandt, kundgiebt, wenn auch die Deutung der einzelnen Worte nicht ohne Bedenken ist und den Verf. vielleicht zu einigen etwas kühnen Combinationen hinreisst (er findet hier das Stammwort unsers »kühn«, ja vielleicht sogar der »Infanterie«, in den Formen bei gothischem Grundcharakter eine gewisse Verwandtschaft mit dem Alamannischen), ausserdem einen Namen, Fusia, der an das »fons« in den westgothischen Namen anklingt. Das Futhark aber zeigt eine Verwandt-

schaft mit dem sogenannten Hrabanschen Runenalphabet, und dies erhält dergestalt durch diese Entdeckung weitere Beglaubigung. Auch die hier erhaltenen Runennamen gewinnen eine neue Bedeutung; der Verf. verspricht darüber eine weitere Untersuchung, indem er vorläufig nur auf die Wichtigkeit der Form »Othil« hinweist. Eine Abbildung der Spange, vergleichende Zusammenstellung des Futharks von Charnay, Vadstena (des Bracteaten) und des Hrabanus sind dieser Abhandlung beigegeben, wie der ersten eine genaue Zusammenstellung der verschiedenen Formen, in denen nach des Verfs Deutung die einzelnen Runen auf den verschiedenen Bracteaten vorkommen.

Neuerdings ist von zwei andern Runeninschriften auf Spangen, einer aus den bekannten Nordendorfer Ausgrabungen, einer zweiten aus Westdorf in Rheinhessen, Kunde gegeben (Correspondenzblatt 1865. Nr. 12). Hoffen wir, dass auch diese bald Hrn Dietrich zugänglich und in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen werden, die über wichtige Seiten des altdeutschen Lebens in ungehoffter Weise neue Aufschlüsse bieten.

G. Waitz.

Lexicon linguae aethiopicae cum indice latino (vergl. weiter Gel. Anz. 1863 S. 41 ff.). Lipsiae, T. O. Weigel, MDCCCLXV. — XXXII und 1522 mit VI u. 64 S. in gr. Quart.

Chrestomathia Aethiopica edita et glossario explanata ab Augusto Dillmann phil. et theol. Dr., hujusque in academia Ludoviciana Gissensi professore p. o. Lipsiae, T. O. Weigel. MDCCCLXVI. XVI u. 291 S. in gr. Octav.

Wir haben das Erscheinen des Aethiopischen Wörterbuches von Dillmann zwar schon an der oben bemeldeten Stelle in den Gel. Anz. etwas näher besprochen, kommen nun aber nachdem es ganz vollendet der wissenschaftlichen Welt übergeben ist noch einmal auf dieses so grosse und so überaus nützliche Werk zurück, um es erst jetzt zugleich mit dem zweiten der eben bemerkten Bücher etwas weiter zu beurtheilen. Weit und breit lag für den Zustand unserer heutigen Wissenschaften kein so grosses Bedürfniss vor als das eines Aethiopischen Wörterbuches: man hätte, wäre dieser Zustand noch von langer Dauer gewesen, sogar leicht auf den verzweifelten Gedanken kommen können das jetzt beinahe zweihundert Jahre alte Wörterbuch Hiob Ludolf's einfach wieder abdrucken zu lassen; und wie jetzt in viele Gebiete gerade dieser Wissenschaften eine üble Flucht vor jeder schwereren Arbeit einreissen will, so hätten gewiss dann Manche bei einem solchen Werke Thätige sich wunder wie gerühmt der Wissenschaft einen guten Dienst erwiesen zu haben. Dank der seltenen Arbeitsamkeit des Verfs, den besonderen Kenntnissen weitesten Umfanges welche er sich im Aethiopischen Schriftthume schon längst erwarb und seiner ausgezeichneten Liebe zur Förderung dieses sonst so sehr vernachlässigten Feldes unserer Erkenntnisse ist nun hier ein ganz neues grosses Werk entstanden welches nicht nur alles was Ludolf Brauchbares gab in sich aufgenommen hat sondern auch sein ganzes Buch in völlig neuer Weise só wiedergiebt wie jener herrliche Deutsche Mann es etwa selbst verfasst haben würde wenn er heute lebte. Das Wörterbuch einer fast untergegangenen und nur in einer Menge höchst zerstreuter schwer sam-

melbarer Bücher erhaltenen Schriftsprache muss, wenn es den heutigen Anforderungen entsprechen will, viele tausend einzelner kleiner oder grosser Abhandlungen enthalten, da leicht jedes Wort genauer zu beschreiben oft auch schwer auffindbar ist und nicht wenige só dunkel sind dass man schon über jedes allein die weitläufigsten und schwierigsten Untersuchungen anzustellen hat. So giebt sich nun wirklich jedes der tausend Steinchen aus denen dies ganze weite Wortgebäude zusammengesetzt ist als ein mit ganz neuer Mühe sorgfältigst geglättetes und schön beschriebenes; manche dieser Stücke enthalten sogar auch Auszüge aus noch gar nicht veröffentlichten Aethiopischen Büchern, oder geben sonst werthvolle Beiträge zu unsern Kenntnissen. In den *Prolegomena* aber fasst dann der Verf. vieles von dem was sich auf allgemeinere Einsichten zurückführen lässt übersichtlicher zusammen, und theilt gelegentlich nicht weniger eine Menge unbekannter Thatsachen aus dem Gebiete des Aethiopischen Schriftthumes mit. Alle die Fremdwörter welche im Aethiopischen wie es in seinen Schriften uns jetzt vorliegt ziemlich zahlreich und oft schwerer erkennbar sind, so wie was sonst ungewisseren Verständnisses und Ursprunges ist, auch die Eigennamen sammelt der Vf. in besonderen Anhängen. Recht nützlich sind auch als weitere Anhänge die Wortverzeichnisse von Mundarten der heutigen Tigré-Sprache, welche der unsern Lesern aus den Gel. Anz. vorigen Jahres S. 618 ff. bekannte Herr Werner Munzinger und der als Erforscher Aethiopischer heutiger Völkersprachen und Schriften schon länger vielgenannte Ant. d'Abbadie dem Vf. mitgetheilt haben. Letzterer besitzt, wie man durch ihn selbst längst

weiss, noch eine Menge nicht veröffentlichter Wörterverzeichnisse der so sehr verschiedenen heutigen Sprachen Aethiopischer Länder; und was davon unterrichtend ist sollte doch endlich vollständig gedruckt werden. So erinnert sich der Unterzeichnete wie d'Abbadie ihm im Febr. 1857 hier in Göttingen mündlich mittheilte er habe im Tigré den Namen רבק für die *pubes* gebräuchlich gefunden, eine Nachricht welche ihm wegen des dunklen Wortes רבקה 1. Kön. 22, 34 (wiederholt 2. Chr. 18, 33) wichtig schien: in den vorliegenden Verzeichnissen findet sich aber nichts was man hierher ziehen könnte.

Indessen hat Dillmann die ausgezeichneten Verdienste welche er sich 1857 durch seine Aethiopische Sprachlehre und nun durch sein grosses Aethiopisches Wörterbuch erwarb, so eben durch die obenbemerkte Aethiopische Chrestomathie noch auf eine sehr erfreuliche Weise erhöht. Man begreift leicht dass der Name einer Chrestomathie bei den Morgenländischen Sprachen, nimmt man vorzüglich das Hebräische aus, eine ganz andere Bedeutung hat als sonst. Wünscht ein Freund und Beförderer der Kenntniss dieser Sprachen einige unbekannte handschriftliche Stücke zu veröffentlichen, daneben vielleicht auch für solche Wissbegierige welche eins der theuern Wörterbücher nicht leicht gebrauchen können ein kleineres ihnen hinzuzufügen, so benennt er ein solches Werk mit jenem allbekannten Namen: so ist dies nicht nur die erste Aethiopische Chrestomathie, sondern wird aus nahe liegenden Gründen auch wohl sehr lange die einzige bleiben, und wird gewiss dennoch zur leichteren Verbreitung der Kenntniss des Aethiopischen sehr nützlich sein. Für die Wissenschaft ist jedoch nur dies die Hauptsache

dass es auf diesem Wege gelungen ist wieder eine schöne Anzahl Aethiopischer Stücke welche bis heute fast sämmtlich ungedruckt waren in die Oeffentlichkeit zu bringen; und da heute niemand so gut wie Dillmann die Schätze des Aethiopischen Schriftthumes zur Hand hat, so versteht sich von selbst dass man hier solche Stücke zusammengestellt findet welche nach der Bedeutung ihres Inhaltes oder nach ihrem höhern Alter einen besondern Werth haben; und ebenso leicht versteht sich dass man sie hier mit den wichtigeren verschiedenen Lesarten und einigen anderen ganz kurzen Bemerkungen sehr zuverlässig abgedruckt findet. Sogleich das erste Stück S. 1—15, das B. Barukh welches sich mit den Jeremiasbüchern enger verbunden noch ausser dem sonst unter diesem Namen bekannten in der Aethiopischen Kirche und Bibel erhalten hat und obwohl wahrscheinlich aus dem Syrischen übersetzt sich bis jetzt nur in Aethiopischer Sprache findet, würde uns hier zu vielen Bemerkungen Anlass geben wenn der Raum es erlaubte. Wir heben daher nur noch hervor dass dieser Druck auch reiche Beispiele von Aethiopischer Dichtkunst giebt, deren Art aus den bisher gedruckten Büchern nur schwer zu erkennen war.

Kehren wir jedoch von diesem äusserst nützlichen kleineren Werke des Verfs zu seinem ungleich grösseren zurück, so weiss und fühlt gewiss Niemand besser als er wie lückenhaft und unsicher Manches noch in dem weiten Gebiete des Aethiopischen Sprachschatzes für uns heute ist, trotzdem dass wir in den letzten zwanzig bis dreissig Jahren (denn vor diesen Jahren lag hier beinahe seit Ludolf's Zeiten selbst alles vollkommen öde) die bedeutendsten

Fortschritte auf ihm zurückgelegt haben. Das beste Zeugniß darüber giebt der Verf. indem er in der auch sonst an Inhalt sehr reichen Vorrede zu dem kleineren Werke kurze Zeit nach der Vollendung seines grossen Wörterbuches auf einige Fälle im Aethiopischen Wortschatze und Sprachbaue hinweist wo er schon jetzt Manches noch genauer zu verstehen meine. Wir bringen hier noch einige andere Beispiele zur Sprache, nur um zu zeigen mit wie grosser Theilnahme wir dies alles fortwährend verfolgen. Vieles ist dazu in jeder Sprache, sobald man es mit dem Verständnisse aller ihrer auch der kleinsten Theile genauer nimmt und den ganzen Stoff in den höheren Zusammenhang zurücknehmen will aus welchem er sich erst zersplittert hat, noch besonders dunkel und verlangt wiederholt die schärfste Untersuchung. Obgleich man von der andern Seite auch nicht verzagen darf das bis dahin noch Dunklere endlich weit sicherer zu verstehen; und gerade im Semitischen Gebiete ist das in unsern Tagen in so vielen und so gewichtigen Fällen glänzend bewährt dass wir auf vielen bereits gebahnten Wegen getrost weiterschreiten können.

Ludolf ebenso wie alle die früheren Sprachgelehrten vernachlässigten das genauere Verständniss der Wörtchen (d. i. der Partikeln) im Aethiopischen wie in allen übrigen Sprachen bei weitem zu sehr. Desto nützlicher ist es offenbar dass man gerade in unsern Tagen auch diese nur scheinbaren Kleinigkeiten umgekehrt mit der grössten Sorgfalt zu durchforschen strebt und sich durch keine Schwierigkeit darin ein festes Ziel zu erreichen abhalten lässt. Auch der Verf. widmet ihnen in seinem grossen Werke einen besondern Antheil, und weicht gerade darin

von Ludolf zum grossen Vortheile der Sache sehr merklich ab. Nehmen wir nun die Wörtchen **አንዘ** (*enza*) in dem **አንከ** (*enka*) nun **አንጋ** (*engâ*) also, so bemerkt man leicht dass sie trotz der so sehr verschiedenen Bedeutungen dennoch insoferne einen gleichen Ursprung und gleiche Ableitung haben müssen als sie alle drei mit einem Wörtchen *en-* zusammengesetzt sind, so dass man vor allem wissen muss was dieses Wörtchen bedeute. Denn der zweite Bestandtheil jener Wörtchen welcher bei jedem verschieden ist, lässt sich von vorne an leichter erkennen. Das **-H** muss das bezügliche Wörtchen sein welches auch vor ganze Sätze gesetzt unserm *dass* entspricht; das **-ከ**, verkürzt aus **ከ** *kae* ist dem **ከ** entsprechend unser *so*; und von ihm nur wenig im Laute verschieden muss das **-ጋ** *gâ* ebenfalls etwa soviel wie unser *so* sein. Hinweisende Wörtchen werden aber überall leicht durch veränderte Stellung und Aussprache bezügliche: so haben wir nie gezweifelt dass das Wörtchen **ፆጋ** (*jôgî*) dem Arabischen **لعل** vielleicht (eigentlich ob dass...) nicht bloss der Bedeutung sondern auch der Zusammensetzung nach entspreche, obgleich diese auf den ersten Blick ebenso schwer wiederzuerkennen ist wie dass **لعل** (wie man jetzt endlich allgemein anerkennt) aus **لو أن** entstand. Ist es nämlich nach *LB.* §. 52 *a* vgl. §. 51 *b* möglich dass das *jô-* vermittelt *nô-* aus *lô-* entstand, so kann sich in der zweiten Sylbe nach einem bekannten Lautgesetze in der Wortbildung dieser Sprachen das *gî-* nach dem hohen *ô* aus *-gô* ge-

senkt haben, ähnlich wie das *i* in dem gemeinen Hebräischen bezüglichem Wörtchen *י* selbst schon aus einem höheren Laute sich herabgesenkt hat. Wir sind daher bei der ganzen Reihe jener Aethiopischen Wörtchen vorläufig nur darüber ungewiss was das vorangesetzte *en-* bedeute.

In dieser Beziehung nun meint der Vf. dies Wörtchen sei einerlei mit dem rein hinweisenden *יִנָּה* *inna* welches ursprünglich durch alle Semiti-

schen Sprachen hindurchgeht und eine in vieler Hinsicht so denkwürdige Einerleiheit mit dem Lat. *en* zeigt. Allein sowohl die Bedeutung selbst als die Lautverhältnisse scheinen uns eine solche Möglichkeit auszuschliessen. Was die Bedeutung betrifft, so ist dies Wörtchen *יִנָּה*

in allen Semitischen Sprachen nur von *dér* Art dass es auf etwas ganz Neues die Aufmerksamkeit wie mit Gewalt hinlenkt, unserm stark hinweisenden *dá* entsprechend. Daher haften ihm zwei Eigenthümlichkeiten an wodurch es sich von allen übrigen Wörtchen scharf unterscheidet und trotz seiner geringen Laute ein für den Satzbau wo es einmal angewandt wird übermächtiges Gewicht empfängt. Einmal kann es nur im Anfange eines Satzes stehen, und weist wo es sich finden mag immer *dá*rauf hin dass mit ihm im Wesentlichen immer ein neuer Anfang der Rede sich erhebe. Und zweitens beherrscht es den ganzen Satz welcher mit ihm beginnt, weist sogleich auf dessen Grundwort (das Subject) hin, unterwirft sich sogar dieses stärkste Glied des Satzes, und könnte höchstens von diesem aus auch das Aussagewort sich unterwerfen, wie letzteres im Lateinischen (*en eum*

vincum), nicht aber ebenso leicht in den Semitischen Sprachen möglich ist. Das Wörtchen ist daher das gerade Gegentheil aller Präpositionen; es unterscheidet sich aber auch von dem bezüglich hinweisenden أَنَّ (*anna*) dass hinreichend: denn letzteres theilt zwar im Arabischen die mächtige Kraft des Hinweisens mit ihm, weicht aber sonst der Bedeutung nach hinreichend von ihm ab und findet sich im Aethiopischen zu ኣ (*nā*) verkürzt nur am Ende anderer bezüglichlicher Wörtchen. Ist dies alles aber so, so versteht sich von selbst dass das Wörtchen zur Bildung jener Weise von zusammengesetzten Wörtchen gar nicht angewandt werden kann. Denn wohl kann es sich in sich selbst verstärken, wie im Lat. *ecce* im Arabischen ... أَنَّ—أَنَّ und im Hebräischen כִּי הִנֵּה , nie aber mit untergeordneten Begriffen sich verbinden und selbst im Satze mit diesen nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Auf dasselbe Ergebniss führen seine Lautverhältnisse. Diese wechseln nach den verschiedenen Semitischen Sprachen schon stark genug. Im Aramäischen ist es beständig schon zu dem einfachen *hā* erblasst, und spielt so theilweise auch ins Arabische hinüber, was wir hier nicht verfolgen wollen. Im Aethiopischen dagegen ist es ebenso beständig zu ኣ *nā* oder vielmehr zu ኣ *nā* verkürzt, findet sich aber überhaupt nur noch vor den persönlichen Fürwörtern die es sich nach Obigem unterworfen hat, eine Beschränkung wozu es sich auch im Arabischen schon hinneigt. Auch möchten wir nicht mit dem Vf. sagen es wechsle im Aethiopischen mit den Lau-

ten *nav* oder *naj*: in Fällen wie **፳፱** *navá* drängt sich der Halbvocal nur nach sonst üblichen Lautbedingungen zwischen die zwei Selbstlaute ein. Allein wenn es mit den Lautverhältnissen dieses Wörtchens im Aethiopischen so steht, so versteht sich nun auch von dieser ganz anderen Seite aus dass es nicht das erste Glied jener Reihe von zusammengesetzten Verhältnisswörtchen bilden kann. Zum Beweise für diese Möglichkeit könnte man sich höchstens mit dem Verf. auf die Zusammensetzung **አንከ** berufen welche soviel bedeutet als *nehmet*! Allein mit diesem wird es sich vielmehr wie mit dem Arabischen **ذَكَ** verhalten, welches etwa dieselbe Bedeutung hat (vergl. sogar **ذَوْنَكَ** *al-ik* *nimm es zu dir!* Hamâsa p. 422, 15): das *en-* wird hier nämlich aus der Präposition *enta* verkürzt sein, ganz ebenso wie es nach dem so gleich zu erweisenden in jener Reihe von Verhältnisswörtchen ist. Wir müssten daher etwa bis zum Amharischen **አኒ** zurückgreifen um den Beweis für jene Möglichkeit zu beginnen: allein weder klingt auch dieses ähnlich genug obgleich es der Bedeutung und Zusammensetzung nach dem Lat. *ecce* entspricht, noch lässt sich überhaupt das Amharische mit dem ächten Aethiopischen oder *Geéz* zusammenwerfen wo die beiden grossen Mundarten die so gut wie zwei verschiedene Sprachen wurden deutlich auseinander gehen.

Doch wir sind in der That hiedurch schon ziemlich vorbereitet das Richtige einzusehen. Der Unterzeichnete hat (so viel er sich erinnert) von jeher dafür gehalten dass das erste Glied in der Reihe jener Zusammensetzungen aus der

Präposition አፃተ verkürzt sei: dadurch erklären sich die Bedeutungen der Wörtchen vollkommen. Das አፃህ bei so ergibt sich dann von selbst, da es beständig nur im zeitlichen Sinne angewandt wird, als bei solcher Zeit d. i. noch oder auch einfacher nun bedeutend; denn dies sind die beiden Bedeutungen welche das Wörtchen wirklich hat, die erste besonders in verneinenden Sätzen. Das ihm ursprünglich so nahe stehende አፃጋ *engâ* bei so wird nur zu Schlussfolgerungen angewandt und entspricht etwa unserm also. Das አፃዘ mag unter diesen drei Zusammensetzungen die jüngste sein, erklärt sich aber in seiner Bedeutung indem hinreichend aus der Zusammensetzung bei dem dass Was aber bei allen diesen Begriffen ein hinweisendes siehe wolle, lässt sich nicht begreifen.

Den Ursinn und die scharfe Bedeutung aller solcher Verhältnisswörtchen richtig zu erkennen ist übrigens im Aethiopischen von umso höherer Wichtigkeit da dieses sich durch den ebenso häufigen als feinen Gebrauch einer seltenen Menge derselben vor allen übrigen Semitischen Sprachen auszeichnet. Das Aethiopische dient dadurch nicht wenig ein schlimmes Vorurtheil über diese Sprachen abzuweisen welches in den neuesten Zeiten so herrschend geworden ist. Man hält diese Sprachen jetzt so oft für höchst unvollkommene arme und dürftige Zungen, welche die Feinheiten eines Sanskrit- oder eines Griechischen Satzbaues nicht ausdrücken könnten, und die daher einen Beweis für das heute unter uns so beliebt gewordene Urtheil geben könnten dass der Geist der Mittelländischen Völker den der anderen weit überrage. Wir haben gegen

dies Vorurtheil wo und wie es sich unter uns ausbreiten wollte (und geschadet hat es nach so vielen Seiten hin genug) überall sogleich uns erhoben und ihm wie wir vermochten sein Gift zu nehmen gesucht. Einen wichtigen Beitrag zu seiner Bekämpfung reicht nun auch die alte Aethiopische Sprache, eine der ältesten und ächtesten Semitischen Sprachen, welche ihren Reichtum und Schmuck ebenso wie ihren feinen Gebrauch der Partikeln rein aus ihren eignen Antrieben und Stoffen heraus und nicht im mindesten etwa erst in Nachahmung des Griechischen gebildet hat, und die sich von der Arabischen Schwestersprache welche der grossen Wüste gleich erst ganz so dürre und so steif wurde wie sie wenigstens im Satzbaue ist durch nichts so sehr als durch ihre Partikeln und deren Gebrauch unterscheidet.

Etwas anderes sehr wichtiges worauf es bei dieser Sprache ankommt, ist ihre Wörter und einzelnen Laute genau mit denen des ganzen Kreises ihrer näher oder entfernter verwandten Schwestern richtig zusammenzuhalten und das allen wirklich Gemeinsame zu erkennen. Auf den ersten Blick weicht sie von den übrigen Sprachen auch vom Arabischen in sehr vielen Dingen so weit ab dass man in neuern Zeiten sich schon ganz verkehrte Vorstellungen über sie entworfen hat. Allein bei näherer Erforschung thut sich, sobald man nur einige grosse Hauptsachen worauf es hier ankommt sicher erkannt hat, vielmehr eine so weit greifende und so fest gegründete ursprüngliche Gleichheit zwischen ihr und ihren alten Schwestern auf dass man mit hoher Freude dabei verweilt und die wichtigsten Ergebnisse daraus ziehen kann. Der Verf. hat nun auch sein ganzes grosses Werk

hindurch hierauf ein Hauptaugenmerk gerichtet, und vieles sehr richtig erkannt. Doch bleibt darin noch manches zu thun, auch (um dabei hier stehen zu bleiben) in dem Gebiete jener oben erwähnten Wörtchen; ja man kann mit Recht sagen der Nachweis der wesentlichen Gleichheit sei bei diesen Wörtchen von um so grösserer Wichtigkeit je wahrer es ist dass sie den unveränderlichsten und tiefsten weil geistigsten Bestandtheil einer Sprache und eines ganzen Sprachstammes bilden. Es ist z. B. nicht gleichgültig dass man einsieht jenes oben erläuterte Aethiopische አዝH entspreche im Wesentlichen völlig dem Arabischen عذما während dass . . . Ein anderes wichtiges Beispiel scheint uns das Aethiopische ተፈ zu geben. Der Vf. erklärt dieses im Aethiopischen vielangewandte Wörtchen bloss nach der Annahme dass die Wurzel ጠፍ einerlei sei mit פָּ fein sein. Ohne läugnen zu wollen dass diese Wurzeln sich entsprechen können, muss man doch wohl vor allen festhalten dass ተፈ unter Umsetzung der Wurzellaute ganz dem Arabischen قَط gleichet und wie dieses ursprünglich die Bedeutung genug hatte. Es stellt sich immer deutlicher heraus dass ursprünglich alle die Semitischen Sprachen dies Wörtchen hatten, dessen Geschichte freilich in den einzelnen eine sehr verschiedene geworden ist. Im Hebräischen scheint es ganz zu fehlen, und hat sich dennoch in dem צָ einmal bei Hezeziel 16, 47 erhalten. Im Aramäischen ist es in der Aussprache ܩܦ geblieben, sogar mit der Endung -u welche bei solchen Wörtchen vom höchsten Alterthume her

sich fester erhalten haben kann. Im Arabischen hängt mit ihm, wie wir überzeugt sind, sogar das **آ** zusammen, welches mit dem *Perfectum* seltener mit dem *Imperf.* eine untrennbare Wortverbindung oder (wie man kürzer sagen kann) eine Wortkette eingeht. Im Aethiopischen endlich wird es am freiesten und häufigsten angewandt, und tritt so in die grosse Reihe von Wörtchen welche in ihrer ungemein freien und doch so feinen Anwendung allerdings dem Aethiopischen ganz eigenthümlich geworden sind. Jemehr aber bei alle dem die ursprüngliche Gleichheit aller solcher Wörtchen wiedererkannt wird, desto sicherer tritt uns das Bild jener Ursprache wieder vor die Seele aus welcher alle die uns bekannten Semitischen Sprachen schon in der vorgeschichtlichen Zeit sich herausgespalten haben. Dass aber im Aethiopischen als einer am frühesten von ihrem Stamme völlig abgerissenen Sprache auch stärkere Lautwechsel aller Art und daher auch viele Lautversetzungen eingerissen sind, steht heute anderweitig so fest dass man in diesem besondern Falle umso weniger daran zweifeln kann.

Ueberblicken wir schliesslich was der Verf. auch ausser der Ausarbeitung der drei hier etwas näher zusammengefassten Werke durch Herausgabe und theilweise auch durch Uebersetzung alter Aethiopischer Schriftwerke sowie sonst zur Förderung unserer (um kurz zu reden) Aethiopischen Kenntnisse gethan hat, so können wir nicht umhin zu sagen dass er ein leuchtendes Beispiel von den glänzenden Verdiensten giebt welche sich ein heutiger Deutscher Gelehrter auch unter den ungünstigsten Verhältnissen erwerben kann. Wir hoffen er werde auch fer-

ner zur Beförderung dieses Zweiges unserer heutigen Wissenschaften thätig zu sein genug von der rechten Musse und Lust finden; und hoffen zugleich dass nun auch die Zahl sowohl der edeln Beförderer als der fleissigen Anbauer dieses Gebietes sich immer fröhlicher vermehren werde.

H. E.

Hestia-Vesta. Ein Cyclus religionsgeschichtlicher Forschungen von Dr. August Preuner, Docenten an der Universität Tübingen. Tübingen 1864. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. X u. 508 Seiten gr. Octav.

Eine so gründliche und schätzbare Arbeit wie die vorliegende verdient wohl, dass auch an dieser Stelle ihr, wenn auch etwas spät, die wohlverdiente Anerkennung zu Theil werde. Sie bildet eine erschöpfende Monographie über einen in mehrfacher Beziehung wichtigen Gegenstand, der zwar zunächst, wie der Titel es besagt, die Religionsgeschichte (und zwar nicht nur die der Römer und Griechen allein) angeht, sich aber auch mit der Alterthumskunde und Culturgeschichte im Allgemeinen in mehr als einem Punkte berührt. — Was nun die Hauptresultate in Betreff des zunächstliegenden Gegenstandes anlangt, so ergibt sich, dass es bei den Griechen vorzüglich zwei Dinge sind, welche der Hestia in deren Götterwelt einen etwas hervorragenden Platz anzuweisen gestatten oder nöthigen: nämlich ihre Vorehre bei Opfern ($\alpha\varphi'$ Ἑστίας ἀρχαῖαι) und ihre heiligen Feuer in den Prytaneen, während sie als Göttin der Fa-

milie nicht in gleicher Weise heraustrat. Ursprünglich aber muss Hestia Feuergottheit gewesen sein, und das Bewusstsein davon ist den Griechen nie ganz und gar und noch weniger den Römern verloren gegangen, wenn schon sie später Heerd- und Hausgöttin geworden war und die Griechen schliesslich bei ihrem Namen an Heerd und Altar dachten (S. 186). Sie war ihnen also zuerst das Feuer, dann das heilige Feuer, das heilige Opferfeuer, das Feuer auf Altar und Heerd, hierauf Altar und Heerd selbst, endlich von der Bedeutung Heerd, Feuerstätte des Hauses aus: das Haus, die Wohnung. Demgemäss billigt der Verf. die Ableitung des Namens vom Sanskr. *vas* glänzen, leuchten (S. 146). Trat nun also in Hellas die Feuergöttin etwas mehr hinter die des Altars und Heerdes zurück, so drängte sich in Rom die Bedeutung des Heerdfeuers für die Ernährung der Hausgenossenschaft gemäss dem nüchtern-praktischen Charakter, den die römische Religion so vielfach trägt, mehr in den Vordergrund und scheint auch frühe darauf hingewirkt zu haben, dass aus Vesta eine zugleich mütterliche, nicht bloss jungfräuliche Göttin wurde, obschon die Bedeutung des den Zwecken des Cultus dienenden Feuers auch in Rom nicht verdrängt ist. Hier endlich wie in Hellas symbolisirte der Cult der Göttin die ewige Verbindung wie der Hausgenossenschaft so des dieser nachgebildeten Staats mit den Göttern, nur dass durchweg die mit der Göttin verknüpften Ideen in Bezug auf Familie, Staat und Religion tiefer und mächtiger waren, und diese selbst eine weit grössere Bedeutung erlangte. Hieraus so wie durch ihre engen Beziehungen zu den Laren und Penaten erklären sich, nimmt man vollends die Einwir-

kung der griechischen Speculation hinzu, die Umbildungen im Wesen der Göttin wie ihre Identificierung mit andern Gottheiten (S. 420). — Dies sind, kürzlich dargelegt, die Endergebnisse von Preuner's Untersuchungen über Hestia-Vesta im Privat- und öffentlichen Leben, über ihr Auftreten in Poesie und Mythos, in Litteratur und Kunst sowohl in Rom wie in Griechenland, woran sich dann noch allgemeine Betrachtungen über Familie, Staat und Religion im Alterthum nebst einigen Excursen schliessen. Ref. glaubt jene Resultate als wohlbegründet betrachten zu können, während die Punkte, in denen er von des Verfassers Ansichten abweicht, nur von secundärer Wichtigkeit sind. So z. B. sagt derselbe (S. 188): »Die Mächte und Erscheinungen der Natur sind von Anfang an nur die Hülle ethisch-religiöser Ideen für den Menschen, der in ihnen das Walten der Gottheit ahnt. Man hat Recht, hinter den concreten menschlichen Gestalten und Handlungen der hellenischen Götter die Naturgrundlage aufzusuchen, aus der sie erwachsen sind. Aber es ist das nur die eine Seite der Sache. Die Sonne, der Himmel, das Meer sind an sich keine Gottheiten und sind es auch für den Naturmenschen nie gewesen . . . Vor natürlichen Mächten als solchen empfindet der Geist keine Ehrfurcht. Nur Geistern huldigt der Geist. Es sind die erhabensten Eigenschaften des Menschen, deren Ahnung in ihm erwacht beim Anblick jener Erscheinungen, welche seine Sinne so mächtig erregen, und sie sind es, die er in jenen Erscheinungen, wenn auch noch unbewusst, bloß ahnungsweise verehrt, weil er sie ihnen hypostasirt glaubt« (Vgl. S. 488). Freilich ist dies eine Ansicht, die auch andere Forscher ausgesprochen haben, so z. B. Petersen

in seiner ideenreichen Nordisk Mythologie (Copenhagen 1849), der jedoch hinzufügt: »Ethische Erklärung ist ein zu beschränkter Ausdruck; ich will lieber sagen mental oder geistig, so dass darunter alles verstanden wird, was den Eindruck auf den menschlichen Geist betrifft« (S. 45). Indess ist dies alles erst noch auf ein späteres Stadium der menschlichen Entwicklung anwendbar und wenn Petersen (S. 40) sagt: »Was man mit Recht gegen viele Naturerklärungen einwenden kann, ist die Beschränktheit und Leere, womit sie hervortreten; in jeder Religion muss Fülle und Wärme sein«, so möchte Ref. wohl wissen, wo denn in dem Holzklötzchen, welches der Neger Mittelafrikas anbetet, oder auch in andern Fetischreligionen die Wärme und Fülle eigentlich steckt? Und doch hat derselbe Neger schon einen Fortschritt im Vergleich zu demjenigen Wilden gemacht, der gar keine, auch nicht diese roheste religiöse Anschauung besitzt. Bei diesem wenigstens sind die ethisch-religiösen Ideen, die in ihm »von Anfang an das Walten der Gottheit ahnen«, noch nicht zum »Durchbruch« gekommen. Bei andern begünstigten Völkern freilich sind sie es schon vor Jahrtausenden; doch darf durchaus nicht vergessen werden, dass diese Völker einst immer noch andere Jahrtausende lang da gestanden hatten, wo noch jetzt jene Neger, vielleicht sogar auch in geographischer Beziehung, wenn wirklich, wie neuerdings wieder behauptet worden, Afrika die Wiege des Menschengeschlechts ist. Preuners Ansicht steht übrigens auch im engsten Zusammenhang mit dem, was er an einer andern Stelle äussert (S. 418): »Man pflegt Sprache und Religion zusammen zu nennen als die ersten Aeusserungen der erwachenden Gei-

stethätigkeit des Menschengeschlechts. Gewiss mit Recht. Denn wie ohne Sprache kein Denken möglich ist, so fiel zweifellos das Erwachen des menschlichen Bewusstseins zusammen mit dem des Gottesbewusstseins*. Hierbei ist Ref. dessen eingedenk, was Preuner selbst anderswo äussert (S. 187): »Wir müssen versuchen uns Urzeiten zu vergegenwärtigen, die durch Jahrtausende von uns getrennt sind und in die wir uns doch nicht mit unsern Gedanken versetzen können, ohne stets wieder von neuem von unsern heutigen Gefühlen und Anschauungen abstrahiren zu müssen, die, wie oft wir sie zu verbannen suchen, eben so oft zurückkehren«. Bergmann in seiner scharfsinnigen Abhandlung »L'unité de l'espèce humaine et la pluralité de la langue primitive« (Strasbourg 1864) bemerkt: »Quant à leur développement intellectuel, les hommes primitifs étaient réduits au minimum, c'est à dire que leur intelligence se trouvait au degré le plus bas du développement intellectuel; ils étaient, sous ce rapport, en quelque sorte, de grands enfants, comme le sont encore aujourd'hui certaines tribus de l'Afrique, de l'Australie et du Nouveau Monde. Or, l'esprit humain étant le créateur des langues, et le langage de l'homme étant toujours proportionné à son développement intellectuel, il suit que le langage des hommes primitifs, comme l'est celui des enfants, était excessivement imparfait, bien que parfaitement approprié à leurs besoins moraux et intellectuels On comprend, d'après cette marche du développement spirituel, que les hommes primitifs, loin de vivre dans l'intelligence intuitive, n'avaient pas même atteint le degré de la perception ni du jugement rationnel. Ils ne vivaient encore spirituellement que par

les sens ou par l'intuition sensitive. Ils ne pouvaient, par conséquent, avoir d'autre langage que celui qui est l'expression immédiate des sensations, moyennant les interjections, les cris et les exclamations. Or, remarquons le bien, le langage exclamatoire ne porte pas encore les caractères distinctifs et essentiels du langage humain«. Bergmann setzt hierbei das Alter des Menschengeschlechts auf etwa 25000 Jahre an. Einige Naturforscher wollen bekanntlich letzteres sogar von den Affen herleiten, wozu Schleiden, der dies nicht für unzulässig hält, bemerkt: »Hierbei werden aber Zeiträume von hunderttausend Jahren uns das erklärlich und begreiflich machen können, was in kleinern mit dem kurzen Menschenleben gemessenen Perioden als eine Unmöglichkeit erscheinen möchte«. Freilich muss man bei diesen Anschauungen vielerlei vorgefasste Ideen fahren lassen, indess, wie dem auch sei, so ist das Angeführte mit Bezug auf Preuner's Untersuchungen nur von untergeordneter Bedeutung und musste hier nur deshalb erwähnt werden, weil es an und für sich für weitere Forschungen, in Betreff deren Preuner selbst bemerkt »non omnia possumus omnes« (S. 419), allerdings von unläugbarer Wichtigkeit ist. Die indo-europäische und daher auch die graeco-italische Mythologie ist jedoch bereits wirklich in den Bereich der ethischen Anschauungen eingerückt, weshalb aber auch jener Mythos von Zeus und Semele (Preuner S. 361 f.) keineswegs ein ursprünglicher in dem Sinne ist, dass er den ersten religiösen Vorstellungen der Menschheit angehört, sondern er entstand erst zu einer viel spätern, wenn auch für uns relativ frühen Zeit. — Da hier von ursprünglichen religiösen Sagen die Rede ist, so sei bei

dieser Gelegenheit erwähnt, dass Preuner (S. 397) die Gründungssage von Lanuvium für ursprünglicher hält als die verwandte von Lavinium; aus welchem Grunde, sagt er nicht, indess schon der Umstand, dass in der lavinischen auch ein Fuchs auftritt und eine wesentliche Rolle spielt, zeigt, dass diese die ältere ist und deshalb auch mit noch ältern buddhistischen Sagen (s. Benfey *Pantschat.* 1, 236 f.) genauer übereinstimmt. Auf letztere in ihrer Verbindung mit der lavinischen hat Ref. hingewiesen in Eberts *Jahrb. f. roman. und engl. Liter.* 3, 81. 152, wo auch eine andere vielleicht aus dem Ramayana stammende indische Sage mitgetheilt ist. In den von Benfey besprochenen Kreis gehört auch eine talmudische Sage, nach welcher bei der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem die Spinnen Feuer, die Schwalben hingegen Wasser herbeitrugen; ferner eine arabische, wonach, als Nimrod den Freund Gottes Abraham ins Feuer werfen liess, eine Anzahl Frösche den Mund voll Wasser nahmen, es auf das Feuer spritzten und dieses auslöschten, so dass Abraham unverletzt blieb; cf. Garcin de Tassy, *Les Animaux. Traduit d'après la version hindoustani.* Paris 1864 p. 57 *). Vgl. auch noch J. W. Wolf, *Hessische Sagen* no. 198 »Storch hilft löschen«. Es handelt sich also hierbei von sehr alten weitverbreiteten Sagen und Anschauungen, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, die aber zur Genüge die Unrichtigkeit der bisherigen Auslegungen der lavinischen Gründungssage erkennen lassen (vgl. Preuner a. a. O.). — Einige weitere nicht erhebliche Verschiedenheiten zwischen den Ansichten des Verf. und des Ref.

*) Eine deutsche Uebersetzung des Originals erschien bereits von Dieterici. Berlin 1858.

mögen übergangen und auch nur im Vorübergehe mag die Frage aufgeworfen werden, wie wohl das ewigbrennende Feuer auf dem griechischen Hausaltar gegen Wind und Wetter geschützt wurde wenn letzterer im Hofe stand; s. Preuner S. 88 f. Ein blosses Schutzdach würde nichts geholfen haben. — In Betreff der von demselben erwähnten Lustrirung durch Feuer und Wasser, wie sie in Rom und Griechenland Statt fand (S. 64 f. 71. 195 f. 306 f. Anm. 3), verweist Ref. auf seine Ausgabe des Gervasius von Tilbury S. 103 f. Anm., woraus erhellt, dass die Feuerlustration auch bei Tataren und Finnen in Gebrauch war oder noch ist; was die heilige und heiligende Kraft des Wassers angeht, s. ebend. S. 65. Mit der dort aus der Hist. Orient. des Jacobus a Voragine angeführten Stelle vergleiche man Pl. H. N. 29, 3 (12): »Profuger raptorem equo: serpentes enim insequi donec arceantur amnis alicujus interventu«. S. auch A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 179 no. 191. Herabkunft des Feuers S. 252. Justi in Benfey's Or. und Occid. 2, 72. — Hinsichtlich der »in unheimlichen Waldesdunkel erschallenden Stimmen«, welche die Römer dem Faunus zuschrieben (vgl. Preuner S. 343 f.), die aber nicht nur in Europa sondern auch in andern Welttheilen vorkommen und zu den mannichfachsten Vorstellungen Anlass gegeben haben, finden sich bei Nork, Mythologie der Volkssagen (Kloster Bd. 9 S. 24 ff.), sehr interessante Mittheilungen nach Autenrieth und andern Schriftstellern zusammengestellt. — Nur diese kurzen Andeutungen über einzelne von Preuner mehr oder minder ausführlich besprochenen Punkte kann Ref. sich hier gestatten; weiteres wie z. B. die Argei, die Römische *lupa* u. s. w. gedenkt er an anderer Stelle.

eingehend zu erörtern. — Schliesslich will Ref. nur noch darauf aufmerksam machen, dass die vorliegende Arbeit sich mit dem vom Ref. früher (1865 Stück 22) angezeigten Werke von Coulanges vielfach berührt und zuweilen zu denselben Schlüssen gelangt, wie z. B. in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Staat und Religion (Preuner S. 457 ff. 463) u. s. w.; noch öfter aber abweicht, und da muss man denn sagen, dass Letzterer in seinen Detailuntersuchungen jedesfalls sorgfältiger zu Werke geht und daher in dieser Beziehung zuverlässiger ist als der französische Gelehrte, der gar oft die Beweise für seine Angaben schuldig bleibt oder ungenügend giebt, zuweilen sogar sich Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lässt, wie z. B. wenn er S. 28 sagt: »A Rome la première adoration était toujours pour Vesta« und sich dabei auf Cicero de nat. Deor. 2, 27 beruft, wo gerade das Gegentheil gesagt ist, vergl. Preuner S. 27 f. Beweist auch wohl Plut. Arist. 11 (gemeint sind wahrscheinlich die Worte: *θύοντες ἡρώσιν Ἀνδροκράτει, Λεύκωνι, Περσάνδρῳ — Πολυτῶ*) die allgemeine Behauptung, dass »ces génies ou ces Héros étaient la plupart du temps les ancêtres du peuple«? (p. 84). Ferner bemerkt Coulanges (p. 300): »Le patricien qui ne connaît pas d'autre union régulière que celle qui lie l'époux à l'épouse en présence de la divinité domestique, peut-il dire en parlant des plébéiens, *connubia promiscua habent more ferarum*«. Coulanges hat hier muthmasslich sein Absehen auf die bekannte Stelle Liv. 4, 2, wo jedoch die Worte ganz anders lauten und einen ganz verschiedenen Sinn haben (»quam enim aliam vim connubia promiscua habere, nisi ut ferarum prope ritu vulgentur concubitus

plebis patrumque? *). Auch dies genüge zur Beweise des oben in Betreff des Werkes von Coulanges Bemerkten; auf Weiteres wenn auch zuweilen viel Wichtigeres kann hier nicht eingegangen werden, und wenn Preuner (S. 35) von K. Böttichers mehr geistreich combinirter als kritischer Behandlungsart spricht, so lässt sich gutentheils ein gleiches Urtheil über Coulanges fällen, dessen Ansicht über die Bedeutung der Hestia bei den Hellenen übrigens mit der Böttichers übereinstimmt, welche letztere aber von Preuner mit Recht als zu weit gehen verworfen wird. Allerdings hat Coulanges seinen Gegenstand von einem höhern, umfassenden Standpunkt aus behandelt, da jedoch, wo derselbe mit Preuners Arbeit zusammenfällt, wird letztere immer zu Rath zu ziehen sein, die sich überhaupt, wie bereits bemerkt, in jeder Beziehung als eine besonnene und erschöpfende Untersuchung über eine der inhaltreichsten Figuren des alten Olymps documentirt und also von nicht gering anzuschlagender Wichtigkeit ist.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Der Kaukasus. — Eine naturhistorische sowie land- und volkswirtschaftliche Studie (ausgeführt im Jahre 1863 und 1864) von Alexander Petzholdt. Erster Band. Mit einer Ansicht von Tiflis und einigen Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Hermann Fries 1866.

Der aus Sachsen gebürtige und seit einiger Zeit in Dorpat wohnende Agronom Hr. A. Petzholdt hat es sich zur Aufgabe gestellt die land- und volkswirtschaftlichen Verhältnisse des Russ-

schen Reichs in seinen verschiedenen Provinzen durch Bereisung und eigenen Augenschein kennen zu lernen und sie dem deutschen Publikum durch seine Berichte und Schriften bekannt zu machen. Für die westlichen und südlichen Provinzen des Europäischen Russland hat er diesen Zweck auf einer im Jahre 1855 unternommenen und im Jahre 1864 publicirten Reise verfolgt*). In dem vorliegenden Werke beginnt er die von ihm in den Jahren 1863 und 1864 bereisten Kaukasischen Provinzen sowohl im Allgemeinen als auch namentlich und vorzugsweise in den genannten Beziehungen zu schildern.

Der Verf. schliesst sich mit diesem Werke, so weit es uns vorliegt, den bekannten Arbeiten seiner deutschen Vorgänger Koch, Wagner, Bodenstedt, Haxthausen u. s. w. auf eine sehr würdige Weise an. Er tritt uns darin als ein gewandter, unternehmender, energischer Reisender, der überall gerade auf sein Ziel losgeht, als ein für sein Fach (Agronomie) begeisterter und allseitig ausgerüsteter Mann, so wie als ein Schriftsteller entgegen, der, was er mittheilen will, meistens einfach, klar und deutlich vorzutragen versteht, wobei man zugleich auch diess noch sehr lobend hervorheben mag, dass er, obwohl er in Russischen Diensten oder mit Unterstützung der Russischen Regierung reiste, und obwohl er sein Werk dem Russischen Grossfürsten Michael Nikolajewitsch, dem Statthalter des Kaukasus, dedicirt hat, sich doch in Bezug auf Beurtheilung Russischer Zustände des grössten Freimuths befleissigt und alle gewährten Uebel-

*) Der Verf. ist übrigens dem wissenschaftlichen Publikum auch schon durch andere Werke z. B. durch seine Schrift: »Beiträge zur Geognosie von Tyrol« Leipzig 1843 bekannt.

stände, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, rügt und aufdeckt.

Das ganze von ihm projektirte Werk hat er in sechs Abschnitte g. theilt. In dem ersten derselben giebt er eine Skizze der Reise-Routen oder Wege, die von Europa aus zu den Kaukasischen Ländern führen. In dem zweiten stellt er seine Erfahrungen, welche er über die Art des Reisens im Kaukasus machte, zu einer Art von kleinem Katechismus für Kaukasus-Reisende zusammen. In dem dritten schildert er das Land, und zwar so, dass er zunächst eine allgemeine Betrachtung seiner naturhistorischen und geographischen Verhältnisse vorausschickt und dann seine im Kaukasus ausgeführten Reisen und seine Erlebnisse darstellt. — Diese drei Abschnitte, von denen die Reiseschilderungen die Hauptsache sind, erhält der Leser in dem vorliegenden Bande.

In einem vierten, fünften und sechsten Abschnitte, welche in einem noch nicht gedruckten Theile erscheinen sollen, will der Verf. erstlich das Volk, seine Sitten, Gebräuche, Wohnungen dann den jetzigen Zustand der transkaukasischen Landwirthschaft darstellen und endlich Vorschläge zur Verbesserung der dortigen Landes-Cultur geben. — Dieser letzte noch zu erwartende Abschnitt des Werks wird der wichtigste sein. Denn bei den in demselben abgehandelten Gegenständen hat der Verf., wie ersagt, »keinen Vordermann. Hier ist er ohne Widerrede der Erste, der diese Zustände zur Kenntniss des Deutschen Publikums bringt; denn was etwa auf Landwirthschaft Bezügliches sich in dem sonst sehr werthvollen Buche von Haxthausen vorfindet, das ist nur ganz beiläufige Zuthat«, während der Verf. dies

Gegenstände ganz und gar als die Hauptsache und als seine eigentliche Aufgabe betrachtet hat.

In seinen ersten beiden Abschnitten, I. »Wie gelangt man in den Kaukasus? Erste Reise-Route, Zweite Reise-Route« etc. und II. »die Art und Weise des Reisens im Kaukasus«, scheint mir der Verf. ein wenig aus seiner Rolle eines wissenschaftlichen Reisenden gefallen zu sein. Wenigstens giebt er durch dieses Arrangement des Stoffs seinem Buche den Anschein, als sollte es eine Art von Reisehandbuch und Rathgeber für die Wanderer im Kaukasus werden. Da indess Verf. alle die berührten Routen selber betreten hat und Selbsterlebtes schildert, so enthalten auch diese Abschnitte natürlich viel Bemerkenswerthes und Neues, z. B. (S. 29—30) eine Schilderung der grossartigen und bedeutenden Auswanderung Kaukasischer Völker nach der Türkei, die eine Folge der Russischen Bewältigung ihrer Gebirgsheimath gewesen ist, — eine lebhafte Schilderung der Umstände, wie es bei dem Verkaufe Tscherkessischer Mädchen an Türkische Paschas zugeht (S. 42 sqq.), — eine sehr poëtische und charakteristische Schilderung der Natur, des Lebens und Treibens in der Steppe, das der Verfasser ein Mal in völliger Einsamkeit zu belauschen Gelegenheit fand (S. 73 sqq.), und vieles Andere.

Die einleitenden Paragraphen des III. Abschnitts (»das Land«): Geologie, Klima, Orographie, Hydrographie, Vegetation, Thierreich etc. sind uns zum Theil etwas dürftig und skizzenhaft erschienen, was aber wohl wieder nur eine Folge des Arrangements war. Sollte nicht die Untersuchung solcher grossartigen und umfangreichen Verhältnisse aus einem speciellen Zwecken gewidmeten Reise-Werke ganz verbannt

werden? Und sollten nicht diese Verhältnisse nur da gelegentlich herbeigezogen werden, wo sie zur Illustrirung der Haupt-Angelegenheit dienen, übrigens aber als aus anderen umfassenderen Werken, wo sie gründlich und speciell durchgenommen werden können, bekannt vorausgesetzt werden? Bis zur Sonderbarkeit dünnt sich die Skizze (auf S. 122) aus, welche der Verf. im Inhalts-Verzeichnisse (S. XV) »die Hydrographie« überschrieben hat, und die er nach einer mehr eingehenden Orographie mit den zwei Worten abfertigt: »Die im Vorstehenden enthaltene orographische Schilderung Kaukasiens schliesst selbstverständlich die hydrographische Darstellung mit ein, da ja Wasseransammlungen und Flussläufe einzig und allein von der Oberflächengestalt des Landes bedingt sind. Ich kann daher über die Hydrographie Kaukasiens hinweggehen«. Ueber diese Bemerkung hätte man beinahe Lust mit dem Verf. ein wenig in nähere Diskussion einzutreten. Denn er verfährt dabei etwa so, wie jemand, der in einem Verzeichniss von Geschenken einen Kuchen versprochen hat, sich aber davon dispensirt, weil er ja die Kuchenform schon hergegeben habe, und man sich darnach denken könne, wie der Kuchen aussehe. Er äussert selbst ein Mal gelegentlich (S. 168), »dass es jedenfalls interessanter sein dürfte den Leser zur Kenntnissnahme des Landes mittelst einer Reiseschilderung auf den Schauplatz selbst zu führen, als es zu unternehmen, eine Abhandlung von Geographie Kaukasiens zu schreiben« und doch hat er uns diese Art von Geographie nicht erspart. Ein rechter Uebelstand für die Leser dieses Bandes ist es auch, dass so häufig demselben auf eine Karte hingewiesen wird, d

man aber erst später erhalten soll. Zuweilen möchte ich auch den zwar nie besonders schwungvollen oder poëtischen, aber doch fast immer, wie gesagt, deutlichen und gesunden und mitunter humoristischen Styl und das Deutsch des Verfs. als nachlässig oder nicht sehr polirt bezeichnen, z. B. wenn er (S. 130) sagt: »Was die mittlere Abtheilung der Tertiär-Formation Kaukasiens anlangt, so ist hierauf bezüglich Folgendes zu bemerken«, oder (S. 164, wo er von Antilopen spricht): »Die Thiere liessen nicht nahe genug ankommen, um zu sehen, ob es die eine oder die andere Art war«.

Alle diese Dinge fallen Einem jedoch nur bei dem ersten Anblick des Buchs und in seinen einleitenden Capiteln auf. Je weiter man mit dem Verfasser hineinkommt, desto besser gefällt er dem Leser und am Ende wird sich jeder gestehen müssen, dass er sein Werk nicht ohne vielfache Belehrung empfangen zu haben und nicht ohne grosse Befriedigung aus der Hand legen kann, und wird die bescheidene Frage, die der Verfasser in seiner Vorrede (S. IX) aufwirft, »ob seine Beobachtungen wirklich eine Veröffentlichung durch den Druck verdienen oder ob Jemandem wohl anzurathen sei, sich mit der Lectüre des Werks zu beschäftigen« gern und entschieden mit »Ja« zu beantworten geneigt sein. Der Bericht über seine Reisen in den westlichen sowohl als den östlichen und südlichen Parteen Transkaukasiens, am Kaspischen und Schwarzen Meere, am Araxes, an der Persischen und Türkischen Gränze, und über seine mühevollen Kreuz- und Quërzüge in den wunderreichen Gebirgen und Thälern und Steppen dieser Länder ist ausserordentlich reichhaltig, und seine Schreibart bis, wie an-

gedeutet, auf einige sich wiederholende Nachlässigkeiten eben so keck und schlank weg wie seine Reise-Manier. Als ein nicht sehr meditativer und poëtischer Geist, sondern viel mehr als ein praktischer Mann bleibt er nicht lange an den Gegenständen seiner Schilderungen hängen, vertieft und verliert sich nie in sie, obgleich er sowohl hinreichend gebildet und kenntnissvoll, als auch theilnehmend und allgemein empfänglich ist, um ihre ganze Bedeutung allseitig zu würdigen. Er ist daher auch nie langstylig, geschweige langweilig. Zuweilen scheint er einem gewöhnlichen Leser wohl nur allzu kurz über ganz ungewöhnliche Erlebnisse und Anschauungen hinweg zu gehen. Doch hat er dies wohl nur planmässig gethan in der Absicht, auf seinen Hauptgegenstand, den übersichtlichen und zusammenfassenden agronomischen Bericht, zu kommen, zu dem der ganze Reisebericht und die Landesschilderung nur als eine Vorbereitung, zu einem Ueberblicke des ganzen vom Verfasser bereisten grossen und bunten Gebiets, dienen sollte.

Sehr merkwürdig sind die Nachrichten über den lebhaften Seidensamenhandel im fernen Kaukasus, der eine Folge der in Europa ausgebrochenen Seidenraupen-Krankheit gewesen ist (S. 193 sqq.), so wie über die Einwirkung der Entdeckung der Petroleum-Quellen in Amerika auf die Gewinnung dieses modisch gewordenen Leucht-Materials am Kaspischen Meer (S. 210 sqq.). Hier und da fügt der Verfasser seinem Reiseberichte auch sehr interessante und lebhafte Schilderungen von National-Festen der Kaukasischen Völker bei, wie z. B. die eines höchst eigenthümlichen Festes der Mohamedaner.

nischen Schiiten in der Stadt Nucha bei Baku. Ausgezeichnet anziehend ist die Erzählung seiner Erfahrungen und Anschauungen in dem romantischen und wohl cultivirten Lande Karabag, einer früher Persischen, jetzt Russischen Provinz im südöstlichen Transkaukasien (S. 234 sqq.), die er mit so guter Laune durchgeführt hat, wie er denn überall mitten unter allen Schwierigkeiten und Strapazen ein frischer und munterer Reisender ist, ferner sein Bericht über das alte und grossartige Kloster Tatiew daselbst (S. 247), über die eben so grossartige als liebliche Gegend von Ordubat, wohin die Kaukasus-Bewohner das Paradies verlegen, und Anderes.

Ungemein reizend sind seine Mittheilungen über die anmuthige Sitte der Mingrelier und anderer Kaukasier, ihre Feldarbeiten mit Chorgesang zu begleiten (S. 303), wie wir denn auch sonst noch von ihm gelegentlich viele hübsche Bemerkungen über die Musik und den Nationalgesang der Kaukasier hören (z. B. auf S. 276). Hie und da befreist er sich auch, übertriebene Berichte anderer Reisenden, die über den Kaukasus leider nur vom Hörensagen sprachen, zu widerlegen (z. B. auf Seite 198 sqq.). Uns Deutsche müssen ganz besonders seine Mittheilungen über die Deutschen (Schwäbischen) Colonien im Kaukasus und ihren blühenden Zustand interessiren, und über sie besonders hätte man wohl gern noch mehr von ihm gehört. Aber der Verfasser ist auch hierüber, wie eben überall etwas lakonisch, weil er des Denkwürdigen so äusserst Vieles mitzutheilen hatte. Man mag auf den zusammenfassenden und überschaulichen Bericht über die Volks- und Land-

wirthschaft der Transkaukasischen Länder, die ein so viel erfahrener und intelligenter Reisender für den zweiten Theil dieses Werks verspricht, wohl mit Recht gespannt sein.

Bremen.

J. G. Kohl.

Anacharsis Clootz. Ein historisches Bild aus der französischen Revolution von 1789. Dargestellt von Dr. Carl Richter. Berlin Julius Springer, 1865. 78 Seiten in Octav.

Man kennt einen Jean Baptist Clootz fast nur nach der Stellung, die er zu Paris in den stürmischsten Zeiten der französischen Revolution einnahm und danach erscheint der deutsche, von väterlicher Seite einer jüdischen Familie Hollands entstammende Baron mehr als eine Curiosität, denn als Träger einer bedeutenden Rolle im Ständesaal oder in Volksversammlungen. Ein grösseres Interesse wird sich an diese Erscheinung knüpfen, wenn man sich nach ihrer innersten Natur, nach ihrem Bildungsgange, den Entwicklungen und Uebergängen ihres geistigen Lebens, den wilden und tollen Irrfahrten des Denkens verfolgt. Diese psychologische Aufgabe ist es, die der Vf. sich zunächst gesetzt hat.

Clootz war bis zu seinem Jünglingsalter der Zögling eines Seminars in Paris, in welchem auch Lafayette seine Jugend verlebte. Dann trat er, ein unreifer Jünger der Encyclopädisten, unklar im Wissen und Streben und gleichwohl von der Ueberzeugung getragen, dass e

in Bezug auf Fragen des Glaubens und der Politik die endgültige Lösung gefunden habe, die Reise durch den Continent an. In Deutschland gewann er zu Dohm, Johannes von Müller, Mauvillon, Sömmering, Jacobi nahe Beziehungen, in England verbrachte er geraume Zeit im Zusammenleben mit Burke und bei der Rückkehr nach Frankreich debütierte er (1780) mit einer Schrift (*La certitude des preuves du Mahométisme*), deren Inhalt in dem Ausspruche »lieber Muselmann als Christ« zusammenläuft. Den »blutdürstigen Gott der Juden, Türken und Christen« wollte der mehr mit den Lehren als mit dem Geiste Rousseaus Gesättigte durch den jeder weiteren Definition entzogenen Gott des Universums verdrängen. So führt der Verf. mit der »die Lehrjahre« überschriebenen Skizze in die Vorhalle, dann in den Strudel der Revolution hinein, nicht immer in richtiger Würdigung der Genesis eines mit jedem Tage ungestümer entbrennenden Kampfes und seiner Träger und Förderer. So dürfte z. B. die Behauptung, dass der Clerus, indem er für die Behauptung seiner Besitzthümer eingetreten, den Haider auf dem Gebiete des Glaubens hervorgerufen und den Gegner gezwungen habe, den Letzteren zu untergraben, um das Kirchengut für den Staat in Anspruch zu nehmen, schwerlich den nothdürftigsten Nachweis finden; desgleichen zeugt die Angabe, dass der als geistvoller Journalist bezeichnete Camille Desmoulins von Robespierre aufs Schaffot geschickt sei »weil er den Tacitus commentirt habe« nicht eben von einer gründlichen Kenntniss der politischen Partheiungen jener Zeit.

Den unteren Schichten der Bevölkerung von

Paris galt Cloutz bald als der Reformator d. Glaubens. Seine Verkündigung, dass nur d. Materie ewig sei, dass ohne Jongleurs und Theologen der Tod den Lebenden unbekannt geblieben sein würde, fand so viel Beifall wie sein vom rüstigen Fortschritt im Wahnsinn zeugende Erklärung, vermöge welcher er sich als d. persönlichen Feind Gottes hinstellte und d. Spuk der Anbetung der Vernunft vorbereitete. Zu welcher politischen Rolle dieser »Redner und Gesandter des Menschengeschlechts« in Eitelkeit und Aberwitz sich berufen fühlte, wird hier d. Auseinandersetzung nicht bedürfen; nur möge bemerkt werden, dass die Stellung, welche Cloutz als Deputirter im Convent einnahm, keineswegs eine so hervorragende war, wie der Versatz sie bezeichnet. Dagegen wird man gern, auch ohne gerade auf das Urtheil von Manon Roland zurückgehen zu müssen, dem Ausspruche beistimmen, dass der persönliche Charakter von Cloutz keinesweges ein liebenswürdiger gewesen sei. Ref. wird bei der fieberkranken Thätigkeit und dem Ausgange dieses Menschen unwillkürlich an die Worte Barnave's (Oeuvres de Barnave, Theil I, S. CXIX) erinnert: »Combien d'esprit dans les individus, combien de courage dans la masse; mais combien peu de caractère réel, de force calme et surtout de vertu«!

Schreibfehler wie Mavillon, Sömering (S. 2) und Jogleurs (S. 39) statt Mauvillon, Sömmerring, Jongleurs, berühren höchst unangenehm

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

24. Januar 1866.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Dritter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Academie der Wissenschaften.

Die Chroniken der fränkischen Städte. — Nürnberg. Dritter Band. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1864. IX u. 463 S. in Octav.

Den beiden ersten Bänden der Sammlung (vgl. d. Bl. Stück 31 vom J. 1863, Stück 12 v. J. 1864) ist der vorliegende dritte Band, den wir leider etwas verspätet zur Anzeige bringen, rasch nachgefolgt. Seinen Hauptinhalt macht die Nürnberger Chronik des Sigmund Meisterlin aus (S. 1 — 336). Geht man von dem Begriff der Chronik als einer Form der Geschichtsaufzeichnung aus, die ein historisches Ganze darzustellen beabsichtigt (vergl. Bd. I. p. XXXII), so haben wir hier die erste Nürnberger Chronik vor uns. Was die frühern Bände brachten, waren überwiegend Producte zeit-

genössischer Geschichtschreibung, mochte dies nun eine Reihe von Jahren hindurch die bunte Fülle der in den Gesichtskreis des städtischen Beobachters tretenden Thatfachen oder der Gang eines einzelnen grossen Ereignisses verfolgen. Die einzige der früher veröffentlichten Nürnberger Aufzeichnungen, die über diese Linie hinausgieng, die Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit, beschränkte sich doch darauf, den Notizen zur gleichzeitigen Geschichte eine Reihe vereinzelter Daten aus älterer Zeit voranzuschicken. Erst Sigmund Meisterlin unternahm es, eine zusammenhängende Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis in das 15. Jahrh. herab zu schreiben. Der Verfasser, Pfarrer in der Nähe von Nürnberg, hatte sich schon vorher in mancherlei Arbeiten zur Kirchen- und Profangeschichte versucht; im Jahre 1456 als er Mönch in dem Benedictinerkloster St. Ulrich und Afra zu Augsburg war, auch eine Geschichte dieser Stadt geschrieben. Aber obwohl er in seinem Alter auf die Chronographia Augustensium mit Geringschätzung zurückblickte und sie »exili stylo in pueritia exarata« nannte, wird unser Urtheil über den Werth der beiden Chroniken, der Augsburger und der etwa 30 Jahre jüngern Nürnberger, nicht erheblich verschieden ausfallen. In beiden verfolgte der Verf. eine Aufgabe, die seine und, wir werden hinzufügen dürfen, seiner Zeit Kräfte überstieg. Für die Entstehungsgeschichte der Stadt, ihr ganzes Jugendalter fehlte es an ausreichenden Quellen. Und doch konnte er nicht über diese Zeit hinweggehen oder sich an Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen genügen lassen. Gerade diese Urzeiten interessirten die Chronikenschreiber wie das Publikum, für das sie schrieben, am mei-

sten. So musste denn die gelehrte Phantasie den leeren Raum erfüllen helfen. Als Anhaltspunkt, von dem aus sie die Vorzeit zu construiren unternimmt, hat sie kaum mehr als ein Bibelcitat, einen Namen, eine Reminiscenz der classischen Schriftsteller. Desto bestimmter sind ihre Ziele. Die Darstellung muss vollständig, ohne Lücken sein, die Gründung der Stadt möglichst hoch hinauf gerückt und mit einem der berühmten Völker des Alterthums in Verbindung gebracht werden. Bei einer so verhältnissmässig jungen Stadt wie Nürnberg hatte das, sollte man glauben, seine besondern Schwierigkeiten: der Name der Stadt wird nicht vor der Mitte des 11. Jahrhunderts genannt, und es fehlt ihr an Erinnerungen eines kirchlichen Alterthums, die anderer Orten sich wohl als Stütze für eine städtische Urgeschichte erwiesen haben. Meisterlin besann sich nicht lange, der Name der Stadt war ihm ein ausreichender Beweis, dass Nürnberg eine von Tiberius Nero gegründete und zubenannte römische Colonie sei. »Neronberg« heisst ihm deshalb der ursprüngliche Name, und seine Chronik bezeichnet er als »Nieronbergensis cronica«. In der Chronographia Augustensium nimmt die Untersuchung der Frage nach der Herkunft der ältesten Bewohner Augsburgs von den vier Büchern, in welche das Ganze zerfällt, zwei ein. In der Nürnberger Chronik musste sich Meisterlin, da hier das verfügbare antiquarische Material so ungemain dürftig war, und die Urgeschichte noch keinen Bearbeiter vor ihm gefunden hatte, kürzer fassen, doch sucht er dem Geschmack seiner Zeitgenossen dadurch Ersatz zu bieten, dass er zugleich auf die Urgeschichte benachbarter Landschaften und Städte Rücksicht nimmt. Es

geschieht das, wie sich von selbst versteht, einer Weise, die der Grundidee entspricht. Der Verfasser bietet sich damit eine günstige Gelegenheit, das Licht seiner Gelehrsamkeit strahlen zu lassen, für uns bleibt eine Darstellung, die sich für Geschichte ausgiebt, und doch weder der Geschichte noch volksthümliche Sage, sondern nur gelehrte Dichtung und Fabel enthält, eine historisch unfruchtbare Lectüre, bei der nur die Wahrnehmung erfreulich ist, wie oft der Verf. bei seinen waghalsigen Aufstellungen und Deutungen sich polemisch gegen Widersacher wenden genöthigt ist. Es hat also doch schon damals solchem gelehrten Treiben gegenüber nicht an Misstrauen, nicht an einer Kritik gefehlt, wenn sie auch nicht immer den kurzen und schlagenden Ton der Beurtheilung getroffen haben mag, wie jener Leser, der zu der Zusammenstellung von Batavi und Passau an den Rand schrieb: »O du grober münch«! (S. 4 Var. 18).

Wie diese Arbeiten der gelehrten Thätigkeit ihren Ursprung verdanken, so ist auch das Gewand, in dem sie auftreten, das der gelehrten Sprache. Dies gilt von Meisterlins Nürnberg wie seiner Augsburger Chronik. Aber beides hat er dann sogleich nach ihrer Vollendung aus der lateinischen in die deutsche Sprache übertragen und umgearbeitet. Erst in dieser Form mochte sie seinen Auftraggebern zusagen; denn erst so konnte sie »ainem gemainen nutz«, wie das bei der Augsb. Chronik ausdrücklich hervorgehoben wird, dienen. Beide Geschichtswerke Meisterlins sind nemlich nicht reine Privatunternehmungen. Von der Nürnberger Chronik sagt M. gradezu, er habe sie »durch stettin anligent gebet und fordrung des gar weise

senats- und insbesondere der beiden Losunger Ruprecht Haller und Niclas Gross unternommen; zu der Augsburger hat ein hervorragendes Mitglied der Geschlechter, Sigmund Gossenbrot, der im J. 1458 Bürgermeister wurde, die Anregung gegeben. In beiden Städten hat man den Verfasser nach Vollendung seines Werks aus dem öffentlichen Seckel belohnt: in Augsburg erhielt er den Rechnungen zufolge »umb daz bûch der statt herkommens« 30 fl. (Städtechron. IV, 267 A. 1), in Nürnberg ausser den Summen, die ihm für seine Reisen zu gelehrten Zwecken, Durchforschung der Klosterbibliotheken u. s. w. gezahlt waren, »von der statt cronica wegen« 37 fl. (Städtechron. III, 312, 313). — In der verdeutschten Gestalt haben die Chroniken Meisterlins bei den Zeitgenossen und Spätern vielen Beifall gefunden, wie die grosse Zahl der uns erhaltenen deutschen Handschriften beweist. Die weitem literarischen Schicksale der beiden Meisterlinschen Chroniken waren dann aber verschieden: während die deutsche Chronik von Augsburg im J. 1522 — unter Hinweglassung der Eingangscapitel — durch Melchior Raminger zu Augsburg gedruckt wurde, die lateinische Form ungedruckt blieb, gelangte umgekehrt von der Nürnberger Chronik die lateinische Gestalt — in Ludewigs Reliquiae manuscriptorum tom. VIII. (1726) — zur Veröffentlichung. Die deutsche Bearbeitung wird zum erstenmale durch die vorliegende Sammlung der Städtechroniken bekannt.

So viel Aehnlichkeiten auch die beiden Werke Meisterlins in der Hauptsache bieten, so fehlt es doch nicht an wichtigern Unterschieden. Es ist ganz bezeichnend, wie das Augsb. Rechnungsbuch an der angeführten Stelle Meisterlins

Chronik benennt; es interessirt sie eigentlich nur die Frage nach dem Ursprunge Augsburgs die Zeit der fabelhaften Kämpfe der die Götti Zisa verehrenden Schwaben mit Amazonen und Römern. Meisterlin führt die Geschichte der Stadt zwar bis in sein Jahrhundert herab, aber dieses selbst und das ihm vorausgehende ist doch nur in einem dürftigen Anhang von Notizen vertreten, die aus lokalen Chroniken gezogen sind, und die Behandlung der frühern Jahrhunderte auf Grund der lateinischen Annalen und Vitae verräth mehr ein erbauliches als ein geschichtliches Interesse. Die Nürnberger Chronik Meisterlins will das Gebiet der Geschichte gleichmässiger beherrschen. Trotz aller Dürftigkeit der Nachrichten sucht er ein möglichst vollständiges Bild der städtischen Entwicklung zu entwerfen, und in seiner Weise ist ihm dies gelungen. Ja, bei der Ungunst der sonstigen Ueberlieferung ist es dahin gekommen, dass man, während die Augsburger Chronograph keinen andern Werth hat als einen historiographischen, der Nürnberger Chronik für einzelne Parteen eine sachlich-historische Bedeutung nicht absprechen kann. In wie bestimmter Einschränkung aber diese Anerkennung zu verstehen ist zeigt die unter allen derartigen Stellen am meisten in Betracht kommende: die Schilderung des Zunftaufruhrs von 1348. Ueber diese wichtige Begebenheit hat sich kein historischer Bericht von einiger Ausführlichkeit erhalten, der älter wäre als der der Meisterlinschen Chronik und die nachfolgende Geschichtschreibung hat lediglich auf diesem weiter gebaut. Trägt nun schon die zeitliche Entfernung, mehr noch die Parteilichkeit des Vfs, der in den Zunftbewegungen nur frevelhaftes, teuflisches Treiben e

blickt, dazu bei, die Zuverlässigkeit des Berichts abzuschwächen, so wird der Einblick in den Sachverhalt noch durch das allegorische Gewand erschwert, worein der ganze Vorgang gebüllt ist. Doch schliesse man aus dieser Einkleidung, die gewiss ganz im Sinn der Zeitgenossen war, nicht auf eine frostige, trockene Darstellungsweise. Trotz des allegorischen Apparats vom Satan und den von ihm gegen die Stadt entsendeten Geistern des Neides, der Hoffahrt und der Habsucht, trotz der Reminiscenzen aus Sallusts Catilina, mit denen die Schilderung des Aufstandes gespielt ist, wird man die frische und lebendige Erzählung mit ihren zahlreichen dem täglichen Leben entnommenen Zügen und Bemerkungen, ihren volksthümlichen Wendungen, ihren sprichwörtlichen Redensarten gern lesen. Dieses Lob gebührt der Form nicht bloß an dieser einzelnen Stelle, sondern der Nürnberger Chronik überhaupt, recht im Gegensatz zu der Chronographie von Augsburg, deren »armseligen Styl« der Verf. bei der Erinnerung an diese Jugendarbeit daher auch vor allem bedauert (s. ob. S. 122).

Bei einem Geschichtswerke, dessen Bedeutung wenn auch nach dem frühern nicht ausschliesslich, so doch vornehmlich in seiner historiographischen Stellung beruht, muss es die Hauptaufgabe des Herausgebers sein, die Quellen zu ermitteln, aus denen der Autor geschöpft hat. Grade diese Untersuchung hat bei der Meisterlinschen Chronik zu interessanten Ergebnissen geführt. Aus den Quellennachweisungen Dr. Kerlers ergibt sich, welch bedeutenden Einfluss die neuere humanistische Literatur der Italiäner, insbesondere die Schriften des Aeneas Sylvius ausgeübt haben; nicht weniger ergiebig ist für Meisterlin aber eine deutsche

Quelle gewesen, deren Existenz erst jetzt aufgedeckt wird. Die Nachrichten, welche er seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zur deutschen und nürnbergischen Geschichte mittheilt, zeigen eine grosse Verwandtschaft mit dem Excerpt einer Weltchronik, das von dem bekannten nürnbergischen Polyhistor Hartmann Schedel in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts verfasst ist. Die Vergleichung, welche Dr. Kerler zwischen den Quellen des Excerpts — wie Heinrich von Reichenbach und Ulm. Stromer — dem Excerpt selbst und Meisterlin anstellt, zeigt aufs deutlichste, dass Meisterlin das Excerpt benutzt hat. Dadurch wird dies selbst von entschiedener Wichtigkeit für die deutsche und speciell die nürnbergische Historiographie. Prof. Hegel hat daher aus Veranlassung genommen, in einem besondern Anhang (II) zum Meisterlin (S. 257—305) die Arbeit Schedels näher zu beleuchten und bis in ihre Grundlagen zu verfolgen. Diese haben sich in einer zu Nürnberg im Jahre 1493 vollendeten Weltchronik wiedergefunden, als deren Verf. die leider unvollständige Handschrift der Nürnber. Stadtbibliothek die städtischen Schreiber Johannes Platterberger und Dietrich Truchsess nennt. Die Arbeit Hartmann Schedels bestand darin, dass er aus dieser Weltchronik, welche sich die Thaten und Geschichten »der alten und neuen Ee« in deutscher Sprache zu erzählen vorgesetzt hatte, eine Chronik deutscher und nürnbergischer Geschichte seit Julius Cäsar bis zum Tode König Ruprechts oder, wie er sie selbst bezeichnet, eine »Historie von Geschichten, besonders in deutschen Landen und Nürnberg bis auf das Ende König Ruprechts« herstellte. Von dem Schedelschen Auszug ist ein grösseres Bruchstück mitgetheilt, aus dem

die Benutzung dieser Quelle in Meisterlins Chronik, ausserdem die Anlage und der Charakter des Werkes selbst ersichtlich wird.

Was die Art der Veröffentlichung der Meisterlinschen Chronik von Nürnberg in der vorliegenden Sammlung betrifft, so musste dem Plan der letztern entsprechend dem deutschen Text der Vorzug oder richtiger Vorrang eingeräumt werden; die lateinische Gestalt wurde diesem als Anhang I (S. 179—256) beigegeben. Der Handschriftenstand beider Formen ist ein sehr verschiedener. Während von dem lateinischen Text wenn auch nicht das Original, so doch eine diesem sehr nahe stehende Abschrift Hartmann Schedels, dem Meisterlin selbst seine Chronik übersandt hatte, in der Handschrift der Münchener Hofbibliothek cod. lat. no. 472 vorlag und bei der Ausgabe, die Dr. Kerler besorgte, zu Grunde gelegt werden konnte, musste Professor Lexer bei Herstellung der deutschen Uebersetzung sämmtliche in grosser Zahl überlieferte Handschriften gleichmässig zu Rathe ziehen und ihnen den besten Text abzugewinnen suchen; denn keine der erhaltenen Handschr. gieng ins 15. Jahrhundert zurück, und unter denen des 16. verdiente keine besondere Bevorzugung. Die historische und kritische Bearbeitung führte Dr. Kerler in Erlangen aus; die Anmerkungen wurden in der Weise unter den doppelten Text vertheilt, dass die sacherklärenden dem deutschen, diejenigen, welche die von Meisterlin benutzten Quellen im Einzelnen nachweisen, dem lateinischen Text beigegeben wurden. Von den drei Beilagen, welche der Bearbeiter der Chronik Meisterlins hinzugefügt hat, beschäftigt sich die erste (S. 309—313) mit der Person des Autors, zu dessen Geschichte hier

urkundliche Mittheilungen aus Briefen und städtischen Büchern gegeben werden. Die beiden folgenden haben es mit dem Inhalt der Chronik zu thun: die erste mit der in letzterer zweimal mehrfach besprochenen Sage von »Sifrid der Swebferman« (S. 314—316 vergl. mit S. 12). Sie weist nach, dass Meisterlin dieselbe bereits in der erwähnten deutschen Weltchronik gefunden, aber selbständig bereicherte und vervollständigte. Die letzte Beilage (S. 317—336) spricht den Zunftaufstand des Jahrs 1348 und stellt die Urkunden zusammen, die sich zur Geschichte desselben erhalten haben.

Den übrigen Raum des vorliegenden Bandes füllen drei kleinere Stücke aus. Die beiden ersten gehören der Kategorie officieller Denkwürdigkeiten an, welche in der Einleitung Band p. XXXI näher charakterisirt sind. Von den dort angezogenen amtlichen Beschreibungen der Vorgänge bei Empfang und Aufenthalt der Könige und Kaiser in Nürnberg, den sogenannten Einreiten der Könige und Kaiser, sind hier die ältesten mitgetheilt: der Einzug K. Sigmund und seiner Gemahlin im J. 1414 (S. 337—340) und der K. Friedrich III. im J. 1442 (S. 341 bis 401). Die zweite Aufzeichnung ist sehr ausführlicher ausgefallen als die erste, da sie sich nicht wie diese auf Beschreibung der königlichen Empfangsceremonien, überhaupt nur auf die Anstalten und Vorkehrungen beim Einritt des Königs beschränkt, sondern zugleich eine Darstellung der Verhandlungen giebt, welche zwischen der Stadt Nürnberg und dem erwählten Könige in den J. 1440—1444 über die Bestätigung ihrer Privilegien und Lehen sowie die Aufbewahrung der Reichskleinodien geführt wurden. Der kurze lateinische Bericht über

Eintrag K. Sigmunds ist von Dr. v. Kern bearbeitet und durch Mittheilungen aus den Brief- und Schenkbüchern vervollständigt. Den Text der zweiten Relation hat Prof. Lexer hergestellt, die historische Bearbeitung haben Dr. v. Weech und Dr. Kerler ausgeführt. Die hinzugefügten urkundlichen Beilagen geben ein Verzeichniss der der Stadt aus dem Aufenthalt K. Friedrich III. erwachsenen Kosten. — Das letzte Stück des Bandes (S. 403—416) »Von den creuczern die an den Durken zugen« enthält eine gleichzeitige Beschreibung des Auszuges und der Schicksale der Nürnberger, welche an dem von Papst Calixt III. angeregten Kreuzzuge des Jahres 1456 theilnahmen. Der Bericht ist in den Schürstab'schen Sammlungen und Aufzeichnungen enthalten, welche die im zweiten Bande der Städtechroniken veröffentlichten Relationen über den Zug nach Lichtenberg im Jahre 1444 und den Markgrafenkrieg (1449—1450) überliefert haben. In die Bearbeitung dieses Stückes haben sich Dr. v. Kern und Prof. Lexer getheilt. Von letzterm rührt auch das Glossar, von Dr. Kerler Personen- und Ortsverzeichniss des Bandes her.
F. Frensdorff.

Vindiciarum Aristophanearum liber.
Scripsit Augustus Meineke. Ex officina
Bernhardi Tauchnitz. Lipsiae MDCCCLXV.
VIII u. 232 Seiten in Octav.

Vor Kurzem sind die in der praefatio zur
Tauchnitzer Ausgabe des Aristophanes von 1861
angekündigten Vindiciae Aristophaneae von Mei-

neke in einem stattlichen Band erschienen. Wenn man nach jener Ankündigung glauben musste, der Verf. würde sich darauf beschränken, einzelne in der *adnotatio critica* der Ausgabe angedeutete Emendationen näher zu begründen und nur dann und wann Gelegenheit nehmen, den Text der Ausgabe zu verbessern und neue Vermuthungen vorzutragen, so hat er jetzt nicht nur eine grosse Anzahl jener Emendationen zum Theil ausführlich besprochen, diese und jene Lesart seiner Ausgabe zurückgenommen und durch eine bessere ersetzt, sondern auch einen guten Theil dessen, was er in den Text aufgenommen, sei es handschriftlich Ueberliefert, seien es eigne oder fremde Vermuthungen, durch Herbeiführung von Argumenten sprachlicher und sachlicher Art gestützt, und endlich eine unwartet grosse Anzahl neuer Emendationen beigebracht. Wir dürfen daher in den *Vindiciae* nach der einen Seite hin ein Stück kritischer Commentars zu der uns vorliegenden, nach der andern ein reiches Material für eine neue verbesserte Ausgabe des Aristophanes sehen, wofür die Kritik des Dichters darf sich freuen, in wenigen Jahren, als seit dem Erscheinen der Ausgabe verstrichen sind, einen so bedeutenden Fortschritt gemacht zu haben.

Ref. glaubt seiner Pflicht am besten zu genügen, wenn er das Verhältniss der *Vindiciae* zur Ausgabe ins Klare zu setzen sucht. Es versteht sich, dass bei einer so grossen Masse schätzbarsten Materials eine grosse Beschränkung sowohl in den anerkennenden als in den richtigenden Anführungen geboten ist, und was man, was hier gegeben wird, nur als sehr ringe Proben des Vorhandenen betrachten dürfen.

Mit apologetischen Besprechungen der von ihm in den Text aufgenommenen handschriftlichen Lesarten hat Meineke die Vögel, Acharner und Ritter am reichsten bedacht. Ich hebe hier besonders hervor die Rechtfertigung der handschriftlichen Ueberlieferung in Av. 462 63 gegen Halbertsma und Bergk, der Worte *κατὰ τὸν Ὅμηρον* in demselben Stück V. 910, der Lesart *ποιῆς ταῦθ'* gegen Cobets *ποιήσης* V. 977, der Ueberlieferung *καὶ δόμους Ἀμφίονος* gegen die Vermuthung — der vir doctus in Mnemosyne ist van Gent Mnem. VII. p. 215 — *καὶ δόμους Ὀλυμπίους* V. 1287, der Worte *ὑπ' ἐμοῦ τότε* gegen Hirschig Ach. 216, von *λέγουσιν* V. 307 gegen Hamaker und Bergk, der Reihenfolge von VV. 549. 50 gegen Hamaker, des *γοργόνιστον* V. 1142 gegen Nauck (p. 65), der Form *λαῶν* Eq. 163 gegen Cobet, von *κραμβοαῖων* V. 539 gegen Kiehls *κραμβοφάγον* und V. 811 *πρὸς Ἀθηναίους καὶ τὸν δῆμον* gegen Halbertsma. Aus den Bemerkungen zu den übrigen Stücken mache ich aufmerksam auf die Vertheidigung von Nub. 100 *μεριμνοφρονισαί* gegen Naucks *μετισφροσφισαί*, von Pac. 138 *καταφάγω τὰ σπία* gegen Cobets *καταφάγω ἡ γὰρ σπία*, von V. 341 *πλεῖν μένειν* gegen Herwerdens *πλημμελεῖν*, von Lys. 554 *ἐν τοῖς Ἑλλήσι καλεῖσθαι* für *ἐν τ' Ἑ. κ.* und 986 *οὐ τὸν Δι'* gegen Brunck und Bothe, Ran. 359 *στάσιν ἐχθρῶν* gegen Cobets *σταῖσιν ἐχθρῶν*, von *καλεῖ* Eccl. 645 u. von *ὡς δὴ π' ἀληθείᾳ* Plut. 891 gegen Hemsterhuis und van Gent. Bedenklich scheint mir die von Meineke befürwortete Festhaltung der handschriftlichen Lesart nur Ach. 314 *ἀλλ' ἐγὼ λέγω ὅδε πόλλ' ἂν ἀποφῆναιμ' ἐκείνους εἰς θ' ἃ κἀδικουμένους* und Eccl. 575 *πολίτην δῆμον*. Wenn uns dort die Stellen, welche Meineke bei-

gebracht hat, allerdings verbieten, an der Stellung des *ἄν* vor *ἀποφάναι* Anstoss zu nehmen, so hat doch die Construction *»ὅτι οὐ πολλὰ λέγει ἀποφάναι» ἄν* i. e. longa oratione ostendit, quod possim esse etiam quae illi a nobis iniuste passae sunt von Seiten des Gedankens das Böse, das so Dikäopolis nur behauptet, in einer langen Rede beweisen zu können, dass in einigen Punkten den Lakedämoniern sogar Unrecht geschehen sei, während er vernünftigerweise entweder sagen musste: »ich kann eine lange Reihe von Punkten aufzählen, in welchen u. s. w. oder »ich kann sogleich einige Punkte nennen, in welchen u. s. w.«. In der Stelle der Ekklesiazuchäen aber hebt uns die nicht eben schlagende Analogie von *δῆμος πικρίας* Eq. 42 nicht über die Schwierigkeiten hinweg, welche v. Velsen dem Meineke leider unbekannt gebliebenen Saubrückner Programm von 1860 sorgfältig nachgewiesen hat.

An andern Stellen bespricht der Verf., zu Theil ausführlich, von ihm recipirte eigene oder fremde Conjecturen. Viele von diesen Conjecturen sind der Art, dass man ihren Entstehungsgrund auch ohne Commentar leicht erräth, bei andern kommt es uns sehr erwünscht, dass sich Meineke jetzt über sie ausspricht. Die Erörterungen haben natürlich, sobald sie einigermaßen tiefer eingehen, insofern ihren nicht zu unterschätzenden bleibenden Werth, als sie die richtigen Vermuthungen vollends über allen Zweifel erheben, die unrichtigen wenigstens in soweit fruchtbar machen, als jeder nicht unbegründete Irrthum die Wissenschaft fördert. In dieser Beziehung zeichnen wir besonders aus die Besprechungen von *πρώ* für *καταπρώ* Ach. 30 Eq. 210 *αἶα*, 600 *σάραδ'* *ἐλάας* *κρόμνα*, 75

ἐς τὸ πρόσθε, Nub. 1363 ἀράττεσθαι, Vesp. 599
 Εὐθυμίδου, Pac. 217 νῆ τὴν Ἀθηναίαν· μὰ Δί'
 οὐχὶ πιστέον, 234 καὶ γὰρ αὐτός, 316 οὐχὶ χαί-
 ρων, Av. 247 πτέρων, 566 γύρους, 567 θύῃσι,
 979 λαίως, Thesm. 38 Οἴμαί γε für δοικε, 278
 und 888 θεσμοφορεῖω, 844 κείρεσθαι, Ran. 397
 πῶς ἐοριγῆς. An manchen Stellen ist Ref. frei-
 lich nicht in der Lage, mit dem Verf., wenn er
 noch jetzt frühere Vermuthungen festhält, über-
 einstimmen zu können. So kann er es nicht
 billigen, wenn Meineke über Nub 816 οὐχ εὖ
 φρονεῖς μὰ τὸν Δία τὸν Ὀλύμπιον sagt: »Aper-
 tum est scripsisse poetam μὰ τὸν Δί' οὐ τὸν
 Ὀλύμπιον, de quo iam olim admonui, probavit-
 que in novissima editione Kockius«. Kock ver-
 weist uns auf seine Note zu V. 1066, wo er die
 Worte des Textes ἀλλ' οὐ μὰ Δί' οὐ μάχαιραν
 ganz richtig und treffend mit drei Stellen des
 Xenophon zusammenbringt, Oek. 1, 7: οὐ μὰ
 Δί' οὐχ εἰ τι κακὸν, τοῦτο πτῆμα ἐγὼ καλῶ. 21, 7:
 οὐ μὰ Δί' οὐχ οἱ ἄν ἄριστα τὸ σῶμα ἔχωσι.
 Gastm. 2, 4: οὐ μὰ Δί' οὐ παρὰ τῶν μυροπωλῶν.
 Allein diese Stellen beweisen ebenso wenig als die
 Worte, für welche sie als Belege dienen sollen,
 die Möglichkeit der Meinekeschen Lesart μὰ τὸν
 Δί' οὐ τὸν Ὀλύμπιον: denn es ist gewiss, ein
 Unterschied, ob οὐ vor dem Begriff, welcher ver-
 neint, oder vor dem Beinamen des Gottes, bei wel-
 chem etwas verneint werden soll, wiederholt wird.
 Ueberhaupt etwas an der Lesart der Handschrif-
 ten zu ändern hat sich aber Meineke durch die
 Bemerkung Hermanns zu eben dieser Stelle ver-
 anlasst gesehn, wonach mit Ausnahme von Lys.
 24 καὶ νῆ Δία παχύ. — κατὰ πῶς οὐχ ἔχομεν
 die zweite Silbe von Δία nirgends betont er-
 scheint. Die Bemerkung ist unzweifelhaft rich-
 tig, und Ref. legt auf jene Ausnahme darum

gar kein Gewicht, weil er den Vers, auch nach dem ihn Meineke in den *Vindiciae* durch Aenderung des *καὶ τῇ δια παύ* in *τῇ δια παύ* zu retten versucht hat, für interpolirt hält. Allein wenn sich hier die Kritik zu fragen erlaubt, ob das einmalige Vorkommen einer, wie in diesen Fall zugestanden werden muss, an sich weder von sprachlicher noch von metrischer Seite her bedenklichen Erscheinung für sie Grund genug zur Annahme einer Corruptel sei, so wundere ich für meinen Theil diese Frage, und wundere mich nur, hierin gerade Meineke nicht zum Vorgänger zu haben, da er doch in zwey andern Fällen sich nicht gescheut hat, durch Conjectur Seltenheiten in den Text zu bringen, die schon an und für sich etwas bedenklich haben. Es hat gewiss seinen Grund in der Natur des anapästischen Rhythmus, wenn Aristophanes im anapästischen Tetrameter ein spondeisches Wort nie anders als in der Weise gebraucht hat, dass der Ictus auf die zweite und vierte Silbe fällt; die entgegengesetzte Betonung findet sich nur in der Meinekeschen Ausgabe Vesp. 570 in den Worten: *καὶ δὲ συγκύπτων βληχῆται* oder, wie der Verf. jetzt lieber will *καὶ δὲ συγκύπταντα βλ.* Und wenn er Plut. 3 auch jetzt noch lesen will *ἀλλ' ἰσὺν ἐπίδηλον πεπανούργησεν*, so sündigt er gegen das Gesetz, welches Cobet Mnem. V. p. 256 in den Worten aufgestellt hat: In Comicis dactylus in tertio sede et quinta in ingenti exemplorum copia naturaliter quam hac lege recte ponitur, ut prima caesura sit aut dactylus totus eodem vocabulo contineatur. Nachdem Haupt hinlänglich festgestellt hat, dass Av. 182 *διὰ τοῦτον* zu lesen ist, widersprechen diesem Gesetz, wenn wir Eccl. 532 mit Bothe und Meineke *ἐνταυθα*

καὶὼν schreiben, nur noch die drei Verse Plut. 171, 174, 176 ἐκκλησία δ' οὐχὶ διὰ τοῦτον γί-
γνεται, ὁ Πάμφιλος δ' οὐχὶ διὰ τοῦτον κλαύσεται
'Ανιόριος δ' οὐχὶ διὰ τοῦτον πέσεται. Wenn
nun auch diese drei Verse sich gegenseitig schüt-
zen und Cobets δέ γ' οὐ sich nicht einmal von
Seiten des Sprachgebrauchs rechtfertigen lässt,
so spürt man doch leicht, dass hier die nach
dem Subject eintretende Diäresis die Bedenklich-
keit jenes Dactylus ebenso vermindert als V. 368
der Mangel jeder Diäresis und Cäsur sie er-
höht. — Vesp. 671 hatte Meineke οἷσσετε τὸν
φόρον für δώσσετε τὸν φόρον geschrieben. Der
leicht zu errathende Grund war nach der aus-
drücklichen Angabe der Vindiciae, dass nicht
διδόναι τὸν φόρον, sondern φέρειν τὸν φόρον die
stehende Ausdrucksweise ist. Wenn er dagegen
hinzufigt, der Imperativ sei hier passender als
das Futurum, so hatte Ref. das, übrigens bei
Aristophanes sonst nicht vorkommende, οἷσσετε
für den Indicativ, nicht aber für den ohne Zwei-
fel schwer nachweisbaren Plural von οἷσε halten
zu müssen geglaubt, lässt aber dieses Argument,
da der Verf. schwerlich ein grosses Gewicht
darauf legen wird, gern auf sich beruhen. Den-
selben Hauptanstoß aber hat, was Meineke ent-
gangen zu sein scheint, Hamaker Mnem. III.
p. 193 allerdings noch gewaltsamer als dieser
dadurch zu heben gesucht, dass er δωροφο-
ρεῖτ' ἢ γῶ schreiben wollte; einen Vorzug hat
indess diese Vermuthung. Denn wenn an die-
ser Stelle den Beamten das δωροδοκεῖν zum
Vorwurf gemacht wird, so sind sie in dem Au-
genblick, wo sie, wenn auch unter den heftigsten
Drohungen gegen die Säumigen, doch ihrer
Pflicht gemäss den Tribut einfordern, von je-
dem Vorwurf freizusprechen, während sie dem-

sein ἐπεχαρῖσα μὲ ξένε, Eq. 1303 schreibt jetzt mit Casaubonus Καλχηδόνα, 1311 mit Bentley καθῆσθαι μοι δοκεῖ, 1373 οὐδεὶς ἀγορᾷ mit den Codices gegen Hermanns οὐδ' ἀγορᾷ, Nub. 948 verwirft er als unnöthig seine Conjectur τῶν γνωμίδων, 1194 auf Bücheles Erinnerung hin διαλλάττων' gegen ἀπαλλάττων' Vesp. 1222 theilt er jetzt ganz dem Bdelycleon V. 1223 ganz dem Philocleon zu, schützt V. 136 das von RV überlieferte οἷς gegen οἷως selbst richtig durch Vergleichung von Ran. 909, und nimmt Av. 181 und 182 nach Haupts bekannter Darlegung, VV. 724—26 nach Kocks Excerpt. p. 4 wieder zu Gnaden an. Glaubt R. hier unbedenklich zustimmen zu sollen, so scheint ihm in andern Fällen der Verf. entweder die Richtige noch nicht entschieden genug ausgesprochen oder geradezu etwas falsches gebilligt zu haben. Ich denke dabei besonders an die Stellen, Nub. 664, Vesp. 967 und Ran. 720. an der Stelle der Wolken hatte M. nach Hermann Aenderung πῶς δῆ, φέρ'; — ὅπως; ἀλεκτρὺν καὶ λεκτρῶν geschrieben; jetzt zweifelt er, ob nicht besser πῶς δῆ; φέρε πῶς; gelesen werden muss. Dass ohne allen Zweifel so gelesen werden muss, ergibt sich einfach daraus, dass die Trennung der zweiten Silbe einer zweisilbigen Thesis durch den Personenwechsel ebenso unerhört und bespiellos ist als die Stellung des φέρε hinter einer Frage vgl. meine Dissertation De Rav. Ven. p. 28. — Vesp. 967 billigt der Vf. Bernleys Vermuthung ὃ δ αἶμον ἔλκει, während früher mit Duldung des Proceleusmaticus ὃ δ αἶμόν' ἔλκει geschrieben hatte, und bezieht die Anrede auf den Heros Lykos, dessen Bild V. 8 auf die Bühne gebracht worden ist. Hier gesteht er, nicht zu begreifen, was eine Bitte um M.

leid an diesen Heros, der doch nur in ganz äusserlicher Beziehung zum Gericht stand, gerichtet an dieser Stelle, wo es sich um Verurtheilung und Freisprechung handelt, zu bedeuten haben könnte. Hier konnte doch wohl nur der Richter um Mitleid angefleht werden, wie es V. 975 ἰθ' ἀνυβολῶ σ'· οἰκτιρεῖν αὐτὸν ὃ πάτερ, V. 986 ἰθ' ὃ πατρίδιον ἐπὶ τὰ βελτίω τρέπον geschieht. Ferner aber muss meines Wissens erst noch bewiesen werden, dass der Heros Lykos ὃ δαῖμον angeredet werden konnte statt ὃ δέσποθ' ἤρωος oder ähnlich, vgl. 389 ὃ Αἴκε δέσποτα, γέλων ἤρωος, 821 ὃ δέσποθ' ἤρωος. Mir unterliegt es danach keinem Zweifel, dass Aristophanes den Bdelycleon hier wie V. 962 ὃ δαιμόνιε hat anreden lassen. Wegen des Proceleusmaticus aber habe ich schon De Rav. et Ven. p. 19 darauf aufmerksam gemacht, dass hier wie Plat. ap. Mein. Com. II p. 682 das Lästige des Proceleusmaticus dadurch gemindert ist, dass mit der Arsis des Fusses ein neues Wort beginnt. Ran. 719. 20 endlich hatte M. geschrieben ταῦτ' ὃς τε τῶν πολιτῶν τοὺς καλοὺς τε καὶ ἀγαθοὺς ὃς τε τὰρχατον νόμισμα καὶ καλῶς κεκομμένον, für welche letztere drei Worte die Handschriften geben: καὶ τὸ καινὸν χρυσίον. Er sagt darüber in den Vindiciae: Prorsus absurdum est, cives καλοὺς καὶ ἀγαθοὺς comparari cum veteribus numis et novis h. e. cum bonis et malis. Cum sequentibus autem haec pessime coeunt ideo, quod statim pergit οἷτα γὰρ τούτοις οὐσιν οὐ κεκισθλημένοις, quae grammatica ratio ad τὸ καινὸν χρυσίον adulterinos numos referri, sententia autem ad τὰρχατον νόμισμα trahi postulat. Aus diesen Gründen hatte er mit Hamaker die Worte καὶ τὸ καινὸν χρυσίον für interpolirt erklärt; jetzt nach vier

Jahren glaubt er die Schwierigkeiten leicht dadurch zu heben, dass er mit Beibehaltung des *καὶ τὸ καινὸν χρυσίον* V. 719 schreibt *κακούς τε πάραθους*, V. 720 aber *τούτοι τοῖσιν*. Mit dieser letztern Aenderung, welche übrigens schon in der *adnotatio critica* vorgeschlagen war, kann Ref. sich um so mehr vollständig einverstanden erklären, als, was Meineke wunderlicher Weise gar nicht erinnert, die Verbindung des Particips *οὖσιν* mit dem Particip *περιβηλεμένους* in der Lesart der *Codices* an sich anstössig genug ist. Dagegen sieht er nicht, wie die Worte *τούς κακούς τε πάραθους* anders als auf Leute bezogen werden könnten, welche schlecht und gut zugleich wären von welcher Klasse von Menschen hier doch sicher nicht die Rede ist. Ueberhaupt aber scheint ihm der so gewaltige Anstoss, den man an dem Mangel eines dem *καὶ τὸ καινὸν χρυσίον* entsprechenden Gliedes im ersten Vers genommen hat, mehr in einer holländischen Pedanterie als in der Wahrheit begründet zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu dem Verhältniss der *Vindiciae* zu der *adnotatio critica* der Ausgabe. Der Leser weiss, wie viel Vermuthungen M. noch nachträglich in derselben bald mit grösserer bald mit geringerer Bestimmtheit ausgesprochen hat, wie oft schon die *adnotatio* einen Fortschritt der Kritik bezeichnete. Auch mit solchen Conjecturen beschäftigen sich die *Vindiciae*, indem sie dieselben zum grössten Theil rechtfertigen, zum Theil aber auch verwerfen, wie z. B. *λαμαχίσκιον* Ac 1206 für *λαμαχίπιον*. Von den gebilligten heben wir, da sie ja schon bekannt sind, nur diejenigen heraus, zu deren Beurtheilung Meineke neue Momente theils von Seiten des Sprachgebrauchs theils aus dem Schatz seiner Gelehrsamkeit be-

gebracht hat. Es sind wohl hauptsächlich folgende: Nub. 1061 καὶ μ' ἐξέλεγχον εὐρών, Vesp. 1069 Κλεινίων, 1492 οὐρανίαν, Av. 663 ἐκβίβασον αὐτὴν δῆτα πρὸς θεῶν, 1181 τριόρχος, Lys. 942 οὐχ ἡδὺ τὸ μύρον, 1148 ἀπαλὸς καὶ καλός, Ran. 573 τοὺς γομφίους ἄν σου λίθῳ ἔκκοπτοιμ' ἄν, eine Lesart, an deren Richtigkeit ich freilich zweifle, Plut. 842 τὸ μετὰ σοῦ παιδῶριον, 1053 σπινθήρ βάλλη. Im Vorübergehn erlaube ich mir Meineke darauf aufmerksam zu machen, dass schon Fritzsche zu den Thesmoph. p. 611 Ach. 924 schreiben wollte: σελαγοῖντ' ἄν. — ΔΙΚ. αἱ νῆς ὦ κτλ. und ebenda erzählt, dass Hermann diese Vermuthung gebilligt habe. Nur über zwei der in diese Kategorie fallenden Stellen glaube ich meine Zweifel aussprechen zu müssen, Ran. 94 und 155. An letzterer Stelle scheint mir doch das handschriftliche ὄψει τε φῶς κάλλιστον, ὥσπερ ἐνθάδε, wenn man es mit Kock erklärt: »wie hier auf unserer Erde, während man es in der Unterwelt gar nicht so vermuthen sollte«, sich sehr wohl halten zu lassen, und die Stelle des Virgil Aen. VI, 640 für die Kritik einer aristophanischen Stelle zu wenig zwingende Kraft zu haben. Zudem kann ich zwar, wenn Mein. κάλλιον ἢ περ ἐνθάδε zu schreiben vorschlägt, nicht bestimmt in Abrede stellen, bezweifle aber sehr, dass Aristophanes jemals ἢ περ für ἡ gesagt habe. An der andern Stelle glaube ich selbst, dass in der Lesart der Codices ἦν μόνον χορὸν λάβη ἅπαξ προσουρήσαντα τῇ τραγωδίᾳ ein Fehler steckt; aber ich möchte weder ἅπαξ μόνον λάβη χορὸν, noch was M. vorzieht ἦν ἅπαξ χορὸν λάβη, μόνον πρ. billigen, und finde gerade in der letztern Lesart das μόνον, welches das προσουρήσαντα nur abschwächt, unerträglich. Der Dichter will offenbar sagen: es ist mit ih-

nen vorbei, wenn sie ein einziges Mal eine Tragödie aufgeführt haben. Danach müssen wir an ἀπαξ προσουρήσαντα ἢ τραγωδία festhalten. In dem Nebensatz ἦν—λάβῃ kann aber nur ein Zweifel daran ausgesprochen sein, ob jene Dichterlinge überhaupt einen Chor erhalten. Dieser Zweifel nun kann nicht eingeleitet werden durch ἦν μόνον, wenn — nur, sondern durch wenn anders oder mit leiser Wendung durch wenn — mit Noth, ἦν μόλις. Und so wird wohl zu lesen sein: ἦν μόλις χορὸν λάβῃ κτλ.

Auch auf die neuesten Beiträge zur Kritik des Dichters hat der Vf. vielfache Rücksicht genommen und mancher Emendation den verdienten Beifall geschenkt. Diese Seite der Vindiciae durch Proben zu beleuchten, hält indess Reiche für durchaus überflüssig und wendet sich lieber sofort zu dem wichtigsten Theile des Buchs, zu den neuen, hier zuerst veröffentlichten Verbesserungsvorschlägen des Verfs. Sie haben eine ansehnliche Zahl von nahezu drittehalb Hundert erreicht, und es sind darunter nicht wenige, deren Richtigkeit man sofort zugiebt, sobald man sie gelesen. So wird man sich, um aus der grossen Fülle einzelne Beispiele anzuführen, schwerlich sträuben. Ach. 197 σπείσομαι κάκτιομαι zu schreiben, und in demselben Stück 1145 gern meine Meineke annehmen, dass hinter πίνειν die Worte παίζειν τ' ἔσται oder ähnliche ausgefallen seien. Vortrefflich ist Eq. 239 die Vermuthung ἀπολεισθόν ἐξαπολεισθόν nach der Lesart des Ravennas ἀπολεισθόν ἀπολεισθόν für die vulg. ἀπολεισθόν ἀποθανεῖσθόν. Auch Nub. 1014 hat der Verf. gewiss mit Recht vermuthet, dass etwas dem ψήφισμα μακρόν entsprechendes ausgefallen sei. Av. 729 hat er, glaube ich, in dem μάντις οὔσαις für μάντισι Μούσαις endlich das Richtige

getroffen, V. 959 aber wenigstens mit grösster Wahrscheinlichkeit vermuthet, dass *εὐφημία* 'στω ausserhalb des Verses zu stellen und im Folgenden *μήπω γε μήπω* vor *μὴ κατάρξη τοῦ τραγού* einzuschieben sei. In demselben Stücke V. 1200 hat es Meineke durch Vergleichung von Thesm. 230 *ἔχ' ἀτρέμας αὐτοῦ κἀνάκνυπτε* wahrscheinlich genug gemacht, dass nicht *ἔχ' ἀτρέμας · αὐτοῦ σιῇθ'*, sondern hinter *αὐτοῦ* zu interpungiren sei; zu völliger Gewissheit wird dies durch die Bemerkung, dass Aristophanes zu diesem *σιῇθι* nie ein *αὐτοῦ* oder etwas ähnliches hinzugesetzt hat, vgl. Plut. 448 *σιῇθ', ἀναβολῶ σε, σιῇθι*, Vesp. 1149 *ἔχ' ὠγαθὲ καὶ σιῇθι γ' ἀμπισχόμενος*, 1361 *ἀλλ' ὡς τάχιστα σιῇθι τάσδε τὰς δετὰς λαβοῦσ' κίλ.* Av. 1255 liest der Verf. jetzt unzweifelhaft richtig *εἰς Τριῶν αὐτὴν*, Lys. 279 *πεινῶν* für *πινῶν*, 1258 *κατωτὶν σκελοῖν*. Nothwendig scheint auch mir Ran. 1130 *ταῦτα πάντα ἔπη 'σὶ* zu schreiben, und 1423 ist *διστομεῖ* für *δυστοκεῖ* jedesfalls sehr glücklich conjicirt. In den Ekklesiazusen möchte ich ebensowohl V. 151 die Umstellung des *ἄν* vor *ἐτέρας*, als V. 342 die Lesart *ἀλλ' ὅτι καὶ* und die Annahme einer Lücke vor V. 611 billigen. Unzweifelhaft scheinen mir auch die Conjecturen zum Plutus V. 917 *ἀρχήν* für *ἄρχειν*, worauf, wie M. selbst in den Addenda berichtet, auch Dobree verfallen war, und 976 *χαπαλόν* für das matte *καὶ καλόν*. Ach. 1093 hatte, wie M. noch nachträglich angemerkt hat, schon Ad. v. Velsen *τὰ φίλταθ' Ἀρμόδι' · οὐ καλά*; vermuthet; derselbe hat aber — und dies ist ihm entgangen — auch Pac. 430 mit ihm übereinstimmend *πάντα δ' εὐρήσεις* conjicirt, in dem oben erwähnten Saarbrückner Programm. Auch Ref. freut sich in zwei Vermuthungen mit dem

Verf. zusammengetroffen zu sein, in dem ὡς τὸ
 ἄκουσον, εἰκα διὰ χρόνον, τόδε Eq. 1036 u.
 Vesp. 565 in dem κατὰ πρὸς τοῖς οὐα παρο
 σιν, ἕως κτλ. An zwei andern Stellen dageg
 stimme ich mit den Vordersätzen Meinekes übe
 ein, ohne seine Folgerungen zu ziehen. Pac.
 nämlich hatte ich mit Meineke, dessen Ausga
 ich benutzte, bald erkannt, dass ποῦ γὰρ
 νῦν δὴ 'φερον geschrieben werden müsste, ab
 gerade die Nothwendigkeit dieser Aenderung
 liess mich an der Richtigkeit der von Meine
 befolgten Dobreeschen Personenvertheilung zw
 feln. Und in der That begreift man nicht rec
 wie der zweite Slave, welcher doch auf Bef
 des ersten neues Brot gebracht hatte, also gla
 ben musste, dass das frühere verzehrt sei,
 der Frage kömmt: ποῦ γὰρ ἦν νῦν δὴ 'φερ
 noch weniger aber, wie sich mit dieser Fra
 die folgende οὐ κατέφαγεν; vertragen soll. Di
 Bedenken und die Nothwendigkeit unserer A
 derung fallen weg, wenn wir dem zweiten Sc
 ven nur die Worte ἰδοὺ μάλ' αὐθις, dem erst
 ποῦ γὰρ ἦν νῦν δὴ 'φερες; und wiederum d
 zweiten οὐ κατέφαγεν; geben. Plut. 106 al
 habe ich im Liber miscellaneus editus a soc
 tate philologica Bonnensi (Bonnae 1864) p. 6
 ganz ebenso wie Meineke die Schwierigkei
 dieses Verses erkannt, aber nicht geglaubt, s
 sofort verdammen zu müssen; dem Karion zu
 theilt wird er auch Meineke nicht mehr v
 dächtigt erscheinen. Wie in diesen beiden F
 len Meineke den Fehler richtig erkannt und
 in der Heilung den falschen Weg eingeschlag
 hat, so ist es mit vielen andern seiner Con
 turen. Ueberhaupt hat der Verf. in den m
 sten Fällen nicht den Anspruch erhoben,

unzweifelhaft Richtige, sondern nur das von irgend einer Seite her sich Empfehlende, die offenbarsten Makel irgendwie Beseitigende aufgestellt zu haben. Allein ob richtig oder nicht, jede seiner Conjecturen hat ihren besondern Werth. Ref. wagt daher nicht, was leicht wäre, einzelne aus der grossen Zahl nach beliebiger Auswahl zu bekritteln; nur auf drei Punkte, die in gewisser Beziehung prinzipieller Natur sind, möchte er hier zu sprechen kommen.

Der Verf. schlägt vor Eq. 891 zu schreiben ὁ πόνος πονηρός und αἰβοῖ ausserhalb des Verses zu stellen, während in den Handschriften steht: ὁ πονηρός (Rav. ὁ πονήρ') αἰβοῖ und die vulg. ὁ πονήρ'. *ΔΗΜ.* λαβοῖ ist. Ganz ähnlich hatte er schon in der Ausgabe Av. 610 αἰβοῖ ausserhalb des Verses gestellt und hinter ὡς ein δὲ eingeschoben. Ref. hatte an beiden Stellen grosses Misstrauen gegen diese Kritik, indem er zweifelte, ob es im Zusammenhang anapästischer und iambischer Tetrameter erlaubt sei, in dieser Weise eine Interjection ausserhalb des Verses zu stellen, und hat sich jetzt überzeugt, dass das im Aristophanes allerdings beispieillos ist. Da nun der Verf. selbst zugiebt, dass in der Stelle der Ritter Dindorf ganz geschickt λαβοῖ conjiert habe, und in den Vögeln der Vers entweder durch Streichung von ὡς, wie Hermann, oder durch Veränderung von αἰβοῖ in βαβαί, wie Brunck wollte, recht wohl in Ordnung gebracht werden könne, so werden wir wohl an beiden Stellen von seinen Heilungsversuchen absehen müssen. — Eines andern kritischen Hilfsmittels hat sich der Verf. nach der Ansicht des Ref. an einer Stelle wahrscheinlich richtig, an einer andern gewiss falsch bedient. Es ist eine

nicht mehr bestrittne Thatsache, dass im Aristophanes zwischen den Trimetern hie und da Bruchstücke eines Verses selbständig dastehen. Ich erinnere an Ach. 407 ἀλλ' οὐ σχολή, Nu. 1233 ποίους θεούς; Ran. 664 Πόσειδον — ἤλασέν τις, und die Stelle der Wolken zeigt, dass diese Eigenthümlichkeit leicht zu Interpolationen Anlass gab. Diese Thatsache hat nun M. an zwei Stellen für die Kritik benutzt, Ly. 179 und Plut. 422. Hier steht in den Codices δ' εἴ τις; ὥχρ' αὖ μὲν γὰρ εἶναι μοι δοκεῖς. Velsch hat aus den, so wie sie sind, unerträgliches Wort gemacht: ὥχρ' αὖ μαινὰς εἶναι μοι δοκεῖς, Reisch im Anschluss daran De Rav. et Ven. p. 4: ὥ γ' ὅ μ. εἶναι μ. δ. M. dagegen will die Worte ὥχρ' αὖ δοκεῖς einfach streichen und σὺ δ' εἴ τις; allein stehen lassen, und es wird ihm jeder zugestehen, dass er uns auf diese Weise nur nimmt, was uns sehr lästig ist. An der andern Stelle geben die Codices θύειν δοκούσαις καταλαβεῖν τὴν ἀκρόπολιν. Hier will nun M. in dem Glauben, dass Cobet mit Recht das Vorkommen von ἀκρόπολις für πόλις bei Aristophanes läugne, die letzten drei Worte wegwerfen. So grosse Verdienste Cobet um die Erkenntniss des Atticismus hat, so vorsichtig sind bekanntlich seine Behauptungen aufzunehmen, und diese Vorsicht vermisst man hier bei M. Er hat jener Behauptung zu Liebe in der Ausgabe V. 176 für das handschriftliche καταληψόμεθα γὰρ τὴν ἀκρόπολιν τήμερον mit Cobet geschrieben καταληψόμεσθα τὴν πόλιν τήμερον, V. 241 für das überlieferte αἱ γὰρ γυναῖκες τὴν ἀκρόπολιν τῆς θεοῦ mit Hirschig: πύλιν τὴν τῆς θεοῦ, V. 263 zwar in den Text die Lesart der Codices κατὰ δ' ἀκρόπολιν ἐμὰν λαβόμεθα aufgenommen, dafür aber schon in der adnota-

und jetzt wieder in den Vindiciae p. 122 dort *κατὰ δὲ πόλιν λαβεῖν ἐμὴν*, hier *κατὰ δὲ λαβεῖν ἐμὴν πόλιν* vermuthet, und endlich V. 482 für *ἄβατον ἀκρόπολιν ἱερὸν τέμενος* mit, meines Wissens, ganz neuer Einführung eines Adjectivs *ἀκρόπολις* in die griechische Sprache in der adnotatio sowohl als in den Vindiciae geschrieben *ἄβατον ἀκρόπολις ἱερὸν τέμενος*. Er hat also auf einem Raume von wenig über 300 Versen in dem Stücke des Aristophanes, in welchem allein die Akropolis eine Rolle spielt, sich nicht weniger als fünfmal — wir müssen natürlich V. 179 mitrechnen — jener Theorie zu Liebe zu Aenderungen verstanden, die zum Theil nicht gerade zu den sanftesten gehören. Zu solchen Gewaltthaten kann ich aber um so weniger meine Zustimmung geben, als auf diesem Raume die Stellen, wo *πόλις* überliefert ist (V. 266. 288. 302. 317. 338), nicht einmal in der Majorität sind. Aber auch an sich würde die Tilgung von *καταλαβεῖν τὴν ἀκρόπολιν* bedenklich sein; denn es besteht ein nicht geringer Unterschied zwischen dieser und den andern angeführten Stellen. Ran. 664 konnte Dionysos, wenn er anders sein Lied *Πόσειδον κτλ.* fortsetzen wollte, unmöglich den Trimeter ausfüllen; an den andern Stellen aber war die Nichtberücksichtigung der kurzen in den Dialog hineingeworfnen Aeusserungen wohl möglich, während hier nach aller Analogie die Antwort der Lampito sich sofort an die in der Mitte des Verses schliessende längere Rede der Lysistrata mit Fortsetzung des Verses hätte anreihen müssen. — Endlich ist Ref zwar vollständig der Ansicht des Verf.'s, dass, wo in der Antwort das Fragepronomen aus der vorhergehenden Frage wiederholt wird, es ohne Ausnahme in

der indirecten Form stehen müsse, glaube auch, dass der Verf. ganz richtig Pac. 847 *τας*; — *ὀπόθεν* und Av. 608 *παρ' ὅτων* geschrieben, und wenigstens mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit Ran. 1424 gestrichen habe, ka aber in der Herstellung von Eccl. 761 und 1234 durchaus nicht mit ihm übereinstimm An letztrer Stelle hatte er in der Ausgabe *λέγεις; ποίοις θεοῖς; — οἷοισιν; ἡμῖν κτλ.* geschrieben, wie er jetzt in den *Vindiciae* angie desswegen, weil ganz ebenso Plut. 349 *ποας*; — *οἷος*; — *λέγ' ἀνύσας κτλ.* gelesen wer Allein es ist einer der Fehler seiner Ausgabe dass er hier hinter *οἷος* ein Fragezeichen, u nicht mit Bergk ein Komma, oder wie mir gemessener scheint, einen Gedankenstrich gesetzt hat; denn *οἷος* ist nicht die wiederholte Frage sondern der Anfang der Antwort und gehört *ἦν μὲν — εὖ πράττειν δεῖ ἦν δὲ — ἐπιστρέφει κτλ.*, welche Infinitive sich nur auf diese We ungezwungen erklären. Nicht weniger bedenklich aber ist mir *ὀποίοισιν*, welches M. ebenfalls in Vorschlag bringt; denn *ὀποῖος* findet sich Aristophanes ebensowenig wie *ποῖος* mit verkürztem Diphthong, vgl. De Rav. et Ven. p. 2 Danach müssen wir *ποίοισιν*; wohl zur Frage des Peithetäros ziehn, wie in dem genannten Vers der Frösche, sei er ächt oder unächt, *τίνα* ebenso wird zur Frage gezogen werden müssen. Die Stelle der Ekklesiazusen lautet nach den Codices vollständig:

μέλλεις ἀποφέρειν; — πάνυ γε — κακοδαίμων ἄρ' ἔν νή τὸν Δία τὸν σωτήρα. — πῶς; — πῶς; ῥαδίως. τί δ' οὐχὶ περὶταρχεῖν με τοῖς νόμοις δεῖ;

Meineke zweifelt, ob es nicht das Beste sei,

radezu den mittlern Vers zu streichen, glaubt ihn aber doch in der Weise retten zu können, dass er schreibt: *πῶς; — εἰ ῥαδίως* und dann etwa folgenden Vers einschiebt: *αὐτὸς τὰ σπαντοῦ χρήματ' ἀποβαλεῖς, τάλαν.* Bergk wollte im ersten Vers schreiben *κακοδαίμων ἀρεῖς;* und dann *Α. νῆ τὸν Δία τὼν σωτῆρ' ἀποίσω. Χ. δαιμονῶς.* Ich glaube, hier haben beide Herausgeber aus blossem Missverständniss des *ῥαδίως* dem Dichter Unrecht gethan. Wie dieses Wort zu verstehn sei, lehrt am einfachsten die Vergleichung von Plat. Symp. p. 202 C *πῶς τοῦτο, ἔφην, λέγεις; καὶ ἡ Ῥαδίως, ἔφη λέγε γάρ μοι κτλ.* und Rep. V p. 475 E *ἀλλὰ πῶς αὐτὸ λέγεις; Οὐδαμῶς, ἦν δ' ἐγὼ, ῥαδίως πρὸς γε ἄλλον· σὲ δὲ κτλ.* *Ῥαδίως* heisst an diesen Stellen nichts anders als »leicht verständlich«, ganz ebenso wie bei Euripides Iph. Aul. 400 *ταῦτά σοι βραχέα λέλεκται καὶ σαφῆ καὶ ῥάδια.* Danach ist an *ῥαδίως* nicht zu rütteln und wahrscheinlich *πῶς* oder, was an dessen Stelle zu setzen sein wird, dem ersten Mann zuzutheilen. Ich vermuthe, dass Aristophanes geschrieben habe: *πῶς φ' ἦς; — ῥαδίως.*

Nachdem Ref. bisher die Vindiciae gewissermassen mit den Augen ihres Verfassers angesehen hat, hält er es jetzt für nöthig, sie auch von den Gesichtspunkten aus zu prüfen, welche nach seiner Meinung bei der Kritik des Dichters eingenommen werden müssen. Zwar macht das Buch nicht den Anspruch einer, wenn auch nur in engen Gränzen, nach irgend welcher bestimmten Methode consequent durchgeführten Kritik und es könnte unbillig erscheinen, wenn der Recensent höhere Ansprüche stellen wollte, als der Verf., allein ich glaube, die allgemeinen Grundsätze, welche ich für die richtigen halte,

gerade an einer so hervorragenden Erscheinung am leichtesten zur Klarheit und Geltung zu bringen, und fürchte nicht, dass man die im Folgenden zu machenden Ausstellungen für ebensoviele Vorwürfe gegen den Verf. hält. Ich habe in meiner Dissertation *De Ravennate et Venetis Aristophanis codicibus* (im Commissionsverlag von B. G. Teubner) den Versuch gemacht, die handschriftliche Grundlage der Kritik durch Untersuchung des Verhältnisses, in welchem Ravennas und Venetus zu einander stehn, wenigstens für die sieben Stücke, in welchen wir beide Codices benutzen, ins Klare zu setzen. Das Resultat zu welchem ich dabei gelangt bin, dass der Venetus aus vier verschiedenen Quellen, dem archetypus des Ravennas, dem der schlechten Handschriften, und zwei an Güte sehr verschiedenen, uns in keiner sonstigen Ueberlieferung erhaltenen Codices geflossen ist, hat die Kritik freilich im Allgemeinen nicht über einen gemässigten Eklekticismus hinausgefördert; allein das Erkenntniss, dass der Venetus in den Rittern fast vollständig von dem archetypus der schlechten Codices, in den Wolken von dem des Ravennas, in den Wespen ganz überwiegend von dem verloren gegangnen besten Codex X abhängig ist, giebt uns für diese Stücke immerhin manchen äussern Anhaltspunkt. Daneben aber habe ich mich bemüht, an einigen neuen Beispielen zu zeigen, wie ausserordentlich wichtig für die Kritik des Dichters eine bis ins Kleinste gehende genaue Erforschung seines Sprachgebrauchs ist. Wenn uns in den Trimetern des Aristophanes die attische Umgangssprache entgegentritt, die Sprache des gewöhnlichen Lebens aber die allereigensinnigste und oft in der

unscheinbarsten Dingen von einer für Fremde lächerlichen Consequenz und Intoleranz ist, so kann man von vornherein vermuthen, dass der Kritik des Aristophanes ein tieferes Studium seines Sprachgebrauchs die zuverlässigste und stärkste Stütze bieten muss; die eigne Erfahrung aber hat mir diese Vermuthung nur immer von Neuem bestätigt. Diese Sätze an einigen den Vindiciae entnommenen Stellen noch weiter zu erweisen, scheint mir nicht überflüssig.

Nub. 1048 ist die gewöhnliche Lesart:

καί μοι φράσσον, τῶν τοῦ Διὸς παίδων τίς
ἄνδρ' ἄριστον
ψυχὴν νομίζεις κτλ.

Ravennas und Venetus lassen beide *παίδων* aus. Da sie, wie oben bemerkt, in diesem Stück beide aus derselben Quelle geflossen sind und auch an andern Stellen Umstellungen und Lücken mit einander gemein haben, liegt im Allgemeinen noch kein Grund vor, *παίδων* für interpolirt zu halten, und wir haben ein Recht, wenn M. *τῶν τοῦ Διὸς τίς ἄνδρ' ἄριστον εἶναι ψυχὴν νομίζεις* schreiben will, von ihm den bestimmten Nachweis der Unhaltbarkeit des *παίδων* zu fordern. Inzwischen mache ich darauf aufmerksam, dass das von ihm eingeführte *εἶναι* den Sprachgebrauch des Dichters insofern gegen sich hat, als wir *νομίζεις* ungefähr dreimal so oft ohne als mit *εἶναι* mit einem Adjectiv verbunden finden. Von den sieben Stellen, wo *εἶναι* hinzugesetzt ist, scheint noch dazu eine, Plut. 831, verderbt zu sein. Denn wenn es dort heisst *ἐγὼ γὰρ ἱκανὴν οὐσίαν παρὰ τοῦ πατρὸς λαβὼν ἐπύραον τοῖς δεομένοις τῶν φίλων, εἶναι νομίζων χρήσιμον πρὸς τὸν βίον*, so vermissen wir

entschieden in letzterem Vers ein auf ἐπὶ ἄνω zurückweisendes Pronomen und vermuthen leicht, dass Aristophanes etwa geschrieben habe: τοῦ αὐτοῦ νομίζων κτλ. vgl. 38 ὡς τῷ βίῳ τοῦτ' αὐτοῦ νομίσας συμφέρον. — Wenn M. mit Recht vermuthete, dass Nub. 1365 zu lesen sei: καὶ οὗτος εἶπεν ἄλβος κτλ., so müssten wir annehmen, dass der Venetus, welcher allein das von ihm verdrängte εὐθύς auslässt, hier aus dem besten Codex X geflossen sei, während wir von diesem in den Wolken sonst keine Spuren finden. Allein mir scheint diese Vermuthung ebensowenig haltbar als die andre, dass im folgenden Vers ῥῶπον zu lesen sei. Denn auch nach der Einfügung von αἰβος bleibt γὰρ bedenklich, und sehr πρῶτον ἐν ποιηταῖς in der Ordnung ist, wenig will mir einleuchten, dass Aristophanes für ῥῶπον ποιητήν gesagt habe ῥῶπον ἐν ποιηταῖς. Ich glaube, wer die ganze Stelle unbefangen prüft, kommt von selbst auf die Vermuthung Fritzsches, dass V. 1366 hinter V. 1368 einzustellen ist; und wenn M. dagegen bemerkt, dass die Verbindung von εἶπε mit den folgenden Accusativen unstatthaft sei, so hat er darin zwar vollkommen Recht, aber nichts hindert uns, nach V. 1365 eine Lücke anzunehmen und gerade in einer solchen Lücke die Veranlassung zu jener Umstellung zu vermuthen. Kann demnach von einer Nothwendigkeit, εὐθύς zu verdrängen, keine Rede sein, so scheint mir für die Beibehaltung dieses die Lebhaftigkeit der Verhandlung zwischen Vater und Sohn vortrefflich zeichnenden Wortes noch ausserdem die Aehnlichkeit von V. 1357 ὁ δ' εὐθείως ἀρχαῖον εἰς ἀφασκετὸ καθαρίζειν und 1363 ὁ δ' εὐθύς ἢς Εὐριπίδου ῥῆσιν ἐν zu sprechen. Da in den Wespen der Venetus die grössere A

torität besitzt, hätte M. ohne Bedenken 135 *φρον-
αρμοσεμνάκους τινάς* für *φροναρμοσεμνακουσίνους*
schreiben sollen, zumal da dieses *τινάς* nach
dem gewagten Wort ganz an seinem Platz ist,
vgl. Ach. 390 *οκοιοδασυπυκνότριχά τιν' Ἰλίδος
κνήν*. — In den Ritttern hat M. dagegen die
grössere Autorität des Ravennas durch die schon
oben hervorgehobene Herstellung von *ἀπολετ-
σθον ἐξ ἀπολετισθον* von Neuem erwiesen. —
In den übrigen Stücken überwiegt nirgends die
Güte des einen Codex die des andern so ent-
schieden, dass wir daraus irgend welche feste
Kriterien entnehmen könnten. Im Allgemeinen
aber scheint mir doch der Ravennas der bessere
Codex zu sein, wie er ja auch den Vorzug ei-
ner constanten Ueberlieferung vor dem Venetus
voraus hat. Auch dafür liefert M. durch die
glückliche Vertheidigung des von Ravennas über-
lieferten *ὡς ἔχω* Plut. 1089 einen neuen Beweis,
und giebt wenigstens in den Addenda zu, dass
uns in demselben Stück V. 845 in der Lesart
des Ravennas *μῶν ἐνεμνήθης*, wofür Venetus
μῶν ἐμνήθης, die schlechteren Handschriften
μῶν οὖν ἐμνήθης geben, das Richtige überliefert
ist. Dagegen scheint mir der Versuch Ran. 1011
das *μοχθηρὸς* des Ravennas durch Veränderung
des *ἀπείδειξας* in *ἀνταπείδειξας* zu retten, dess-
wegen unglücklich, weil dieses Verbum bei Ari-
stophanes gar nicht, und sonst nur in der Be-
deutung »dagegen beweisen« vorkömmt, und
ich nicht einsehe, was in unserer Stelle die
Präposition *ἀντι* für eine Bedeutung haben
sollte. — Den Venetus hat Mein. an drei be-
nachbarten Stellen im Plutus in den Vorder-
grund gestellt; wir wollen sehn, mit welchem
Rechte. V. 205. 6 wird gelesen: *ἰσθὺς γάρ*

ποτε οὐκ εἶχεν ἐς τὴν οἰκίαν οὐδὲν λαβεῖν. Venetus hat dafür λαμβάνειν. Desswegen und weil der Artikel anstößig ist, schlägt Meineke vor εἰς οἰκίαν οὐκ εἶχεν οὐδὲν λαμβάνειν. Dass der Artikel unerträglich und, was M. nebenbei vor schlägt, ἐς τὴν οἰκίαν den Vorzug nicht verdient, gebe ich gern zu; der Artikel würde nun dann an seinem Platz sein, wenn wir mit Hirschig (in den M., wie es scheint, unbekannt gebliebenen Coniectanea critica im Philologus p. 276 ff.) läsen: οὐκ εἶχεν ἐκ τῆς οἰκίας οὐδὲν λαβεῖν, allein dafür würde wohl τῶν ἐκ τῆς οἰκίας οὐδὲν zu schreiben gewesen sein, vgl. 85 ἀπολωλεκὼς ἅπαντα τὰ ἐκ τῆς οἰκίας. Allein mi scheint Meineke's Vermuthung zu gewaltsam und der ganze Vers, dessen Inhalt nicht einmal verdiente, etwa in der seinem Werthe mehr entsprechenden Form von ὥστε μηδὲν εἶναι λαβεῖν an εὐρὼν ἀπαξάπαντα κατακεκλημένα angehängt zu werden, geschweige denn einen Hauptsatz zu bilden, sehr verdächtig zu sein. Das εἰσὺς selbstständig stehn könnte, hat, glaube ich, Hirschig mit Recht behauptet, und das εἰ V. 207 würde sich in der so sehr beliebte Weise an ein Participium anschliessen, wenn wir läsen: εἰσὺς γὰρ ποτε εὐρὼν ἀπαξάπαντα κατακεκλημένα, εἰτ' ὠνόμασέν μου τὴν πρόνοιαν δειλίαν. — V. 245 ist die gewöhnliche Lesart μετρίου γὰρ ἀνδρὸς οὐκ ἐπέτυχες πώποτε, wogegen Venetus ἀνδρὸς ἐπέτυχες οὐδεπώποτε hat. Da der Proceleusmaticus nicht geduldet werden darf, vermuthet Meineke μετρίου γὰρ οὐκ ἐπέτυχες οὐδεπώποτε. Allein das ächt aristophanische ἀνδρὸς — vgl. De Rav. et Ven. p. 15 — wird man nicht so leicht und ohne Noth wegwerfen dürfen. Wenn aber Meineke ferner nach

einer v. l. von zwei Codices τοῦ πονηροῦ κόμματος jetzt εἴτις schreibt und entweder μετρίου γὰρ ἀνδρὸς οὐκ εἴτις οὐπώποτε oder mit Bergk μετρίου γὰρ ἀνδρὸς εἴτις οὐδεπώποτε lesen will, so kann ich die Unrichtigkeit dieser Lesarten zwar nicht handgreiflich darthun, vielleicht aber geht es dem Leser wie mir, dass er etwa an μετρίου ξένου γὰρ εἴτις οὐδεπώποτε keinen Anstoss nehmen würde, in unserm Fall aber nur ἐπέτις für richtig hält. Im Allgemeinen scheint es mir nicht richtig zu sein, das so vortrefflich bezeugte ἐπέτις hinter dem nur durch den Venetus überlieferten οὐδεπώποτε zurückzusetzen. — V. 255. 6 liest man gewöhnlich: ἔτ' ἔγκονετ' σπενύδεϛ, ὥς ὁ καιρὸς οὐχὶ μέλλειν | ἀλλ' ἔστ' ἐπ' αὐτῆς τῆς ἀκμῆς, ἣ δὲ παρόντ' ἀμύνειν. Ravennas hat ὥς καιρὸς, Venetus οὐ γὰρ καιρὸς. M. vernuthet nun erstens: οὐ γὰρ καιρὸς ἐστὶ μέλλειν, zweitens: ὥς ὁ καιρὸς οὐχὶ μέλλει. Zweierlei ist, woran M. mir mit Recht Anstoss zu nehmen scheint, einmal an dem Artikel von καιρὸς, der sich nur mit der auch mir corrupt erscheinenden Stelle Thesm. 661 ὥς ὁ καιρὸς ἐστὶ μὴ μέλλειν εἶναι belegen lässt, sonst gegen alle Analogie ist, dann aber an dem beziehungs- und subjectslosen ἐστ' im folgenden Vers. Dem letzteren Uebelstand wird aber durch Meineke's zweite Conjectur nur einem neuen abgeholfen, während er, meine ich, weit leichter durch Weglassung des Accenten auf ἐστ', so dass dieses die zweite Person Pluralis wird, sich heben lässt; und in der ersten Vermuthung dürfte insofern ein Verstoß gegen eine vernünftige Methode der diplomatischen Kritik liegen, als durch die Ueboreinstimmung der ersten Handschriften die Worte καιρὸς οὐχὶ μέλ-

λειν ebenso gesichert sind, als durch ihre Differenz der Glaube an die Richtigkeit sowohl des *ὡς* als des *οὐ γὰρ* erschüttert wird. Wenn *ἔστ'* richtig ist, unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass zu lesen ist:

*ἵ' ἐγκονεῖτε σπεύδε'· ὅ μιν καιρὸς οὐχὶ μέλλει
ἀλλ' ἔστ' ἐπ' αὐτῆς τῆς ἀκμῆς κτλ.*

vgl. Ach. 393 *ὦρα 'συν ἄρα μοι*. Soph. Phil. 1 *ἀκμή γὰρ οὐ μακρῶν ἡμῖν λόγων*. Ueber Plu 258 habe ich De Rav. et Ven. p. 35 ausführlich gehandelt und, wie ich aus den Vindiciae sehe, mich nicht geirrt, als ich vermuthete, das nackte eines Particips bedürftige *ἦδη* habe M. zur Annahme einer Corruptel, und die häufig wiederkehrende Verbindung von *γέροντος ὄντος* unähnlich zu der Aenderung gerade des *ἀνδρας ὄντας* veranlasst. Aus letzterm Grunde wird also wohl auch Eq. 270 mit Cobet *γέροντας ὄντας* geschrieben haben. Dass dieses falsch und jene Aenderung im Plutus sehr unwahrscheinlich, dass hier *ὄντας* vielmehr an die Stelle des in Ravennas ausgelassenen *ἔσαν* zu setzen ist, glaube ich an dem angeführten Ort nachgewiesen zu haben, und mache hier nur darum darauf aufmerksam, weil gerade dieser Fall besonders instructiv ist und mit am schlagendsten beweist, wie sicher uns eine genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs führt. — Für manche Dinge dieser Art lassen sich Analogien aus anderen Sprachen beibringen. So reden bei uns Männer einander wohl kaum einmal mit »Mann«, sondern in der Regel mit allgemeinen Ausdrücken an, jene Anrede den Frauen überlassend. Bei Aristophanes kommt *ὦνεq* nur in den drei Stücken vor, in welchen die Frauen die Hauptrollen haben. In der Lysistrate redet V. 518 di-

Heldin des Stücks den *Πρόβουλος*, in den Thes-mophoriazusen VV. 484 und 508 in der Rede des Mnesilochos die Ehefrau ihren Ehemann, V. 614 der Chor der Frauen den Kleisthenes, Eccl. 531 und 542 Praxagora ihren Gemahl Blepyros mit ὄνερ an, mit ὦ φίλ' ἄνερ aber im Plutus V. 1025 das alte Weib den Chremylos. Dafür kömmt in den Gesprächen der Männer um so häufiger das allgemeinere ὦ νῦθρωπε vor. Ich erwähne dies, um die Unhaltbarkeit von M.'s Vermuthung Nub. 1271 τὸν ἐγκέφαλον ὄνερ σε-αῖσθαι μοι δοκεῖς nachzuweisen. — Ebensowenig kann ich es billigen, wenn M. Eq. 32 noch jetzt wie in der Ausgabe schreiben will: ποῖον βρέ-τας; φέρε' ἐτεὸν ἡγεῖ γὰρ θεούς; mit selbständi-ger Einfügung des handschriftlich nicht überlie-fersten φέρε' in den lückenhaften Vers. Nach der Frage höchster Verwunderung ποῖον βρέτας; macht sich das eingeschobene φέρε' höchst wun-derlich, und man braucht nur den Versuch zu machen, die Lesart in die Muttersprache zu übersetzen, um den Fehler zu spüren. Weder ποῖον βρέτας; noch ἐτεὸν — θεούς verträgt einen Zusatz, der mit diesem oder jenem Theil des Verses enger verknüpft werden könnte. Da also das ausgefallene Wort grammatisch für beide gleichgültig gewesen sein muss, so scheint mir seit lange das Wahrscheinlichste, dass Aristophanes geschrieben habe: ποῖον βρέτας, ὦ τᾶν; ἐτεὸν ἡγεῖ γὰρ θεούς; vgl. Lys. 1163 ποῖον, ὦ τᾶν; V. 1178 ποίοισιν, ὦ τᾶν, συμμάχοις; und De Rav. et. Ven. p. 28. — Noch auf eines will ich zum Schluss aufmerksam machen. Meineke hat Eccl. 115 an dem οὐκ οἶδα An- stoss genommen und dafür εὐ οἶδα geschrie- ben, weil im Vorhergehenden Praxagora einen

Satz von so einleuchtender und anerkannter Wahrheit ausgesprochen hat, dass darauf die Frau in unserm Vers nicht wohl mit einem *οἶδα* antworten zu können scheint. Allein, hat Aristophanes die Frau bejahen lassen wollen, dass sie wisse, was Praxagora ihr entgegen gehalten hat, so hätte er sie sagen lassen: *οἶδ' ἀλλὰ δεῖν εἶσιν κτλ.* wie Vesp. 5 *οἶδ' ἀλλ' ἐπιθυμῶ σφ' ἀπομερμηρῖσαι*, 356 *οἶδ' ἀλλὰ τί τοι* dagegen sind die Stellen Ran. 30 *οὐκ οἶδ' ὅς μιν ὤμος οὐτοσί πέζεται*, V. 648 *οὐκ οἶδα· τὸν δ' αὖθις ἀποπειράσομαι*, Plut. 122 *οὐκ οἶδ' εἰ γὰρ δ' ἐκείνον ὀργωδῶ πᾶν* sowohl ihrer äussern Form als dem Zusammenhang nach, welchem sie stehn, der unsrigen ausserordentlich ähnlich. Ueberall wird mit dem *οὐκ οἶδα* ein Zugeständniss gemacht und mit dem folgenden *δὲ* nur noch eine kleine Gegenbemerkung eingeleitet. Nur das bildet einen Unterschied, dass an diesen drei Stellen eine Frage vorhergeht, an unserer eine Behauptung; aber es sind dort nur rhetorische Fragen, die den Sinn positiver Einwände haben. Wir werden also bei der überlieferten Lesart bleiben müssen.

Berlin.

Albert von Bamberg.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

31. Januar 1866.

A Sanskrit-English Dictionary with references to the best editions of Sanskrit authors and etymologies and comparisons of cognate words chiefly in Greek, Latin, Gothic and Anglo-Saxon, compiled by Theodore Benfey Professor in the University of Göttingen, corresponding Member of the Imperial Institute of France, etc. London: Longmans, Green and Co. 1866. XI u. 1145 Seiten in Lexikon-Octav.

Das Bedürfniss Sanskrit zu erlernen ist in England nicht bloss ein wissenschaftliches, sondern hat fast in einem bei weitem höheren Grade eine praktische Bedeutung. Es gilt die Herrschaft des englischen Volkes in Indien auf festeren Basen, als die Gewalt allein darbietet, zu begründen, eine Herrschaft, welche mag man auch noch so viel Anklagen gegen sie mit Recht und Unrecht anhäufen, doch dem indischen Volke eine Sicherheit überhaupt und insbesondere des Besitzes und der Privatrechte gewährt, wie es sie seit Jahrtausenden nicht gekannt hat. Mögen einzelne vortreffliche Regenten auch

in Indien geherrscht und für kurze Zeit grösseren und kleineren Reichen ein gewisses Wohlbefinden ihrer Unterthanen bewirkt haben. Im Ganzen hat, so weit die Geschichte reicht, auch in Indien asiatischer Despotismus das Schlimmste geführt und geistliche und weltliche Verwahrheit alle Basen eines ethisch und physisch gesunden Zustandes zerrüttet oder gar untergraben. Wenn trotz dem das Volk die Möglichkeit in fast sichere Aussicht stellt, durch Cautel und vernünftige Anwendung der Mittel, durch welche ein Volk geheilt zu werden vermag, regenerirt, ja in Stand gesetzt werden können, seine so überaus reichen geistigen Gaben zu seinem eignen und dem Heil der ganzen Menschheit anzuwenden, so ist das dem vortrefflichen Kern desselben zu verdanken, der trotz der unter der Wucht des harten Schicksals, welcher so lange auf ihm lastete, leiden, aber nicht untergehen konnte. Wir sehen, wie schon eine nicht geringe Anzahl von Männern von den sittlichen religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungen Europas nicht bloss berührt, sondern tief ergriffen wird und mit einem wahrhaft bewunderungswerthen Eifer, der von den grössten geistigen Anlagen unterstützt und gehoben wird, eine Vermittlung und Läuterung der indischen Anschauungen mit und durch europäische erstrebt. Die Aufgabe der Engländer ist es, diesen Bestrebungen hilfreich entgegenzukommen und diese Aufgabe ist von ihnen nicht allein nicht verkannt, sondern vom Staat und Einzelnen mit vollem Bewusstsein ihrer Nothwendigkeit, Würde und Ehre unterstützt und schon nicht selten mit Glück und Segen verfolgt. Wollen wir hoffen und wünschen, dass diese Erkenntniss sich immer mehr Bahn bricht, da

die Engländer in der Aufgabe eines der reichbegabtesten Völker in den Kreis der Culturvölker zurückzuführen, es zu befähigen sich an den Rechten und Pflichten eines solchen zu betheiligen, nicht ermüden und ihnen einst der hohe Ruhm zu Theil werde, wie im äussersten Westen unsers Erdballs so auch in Osten einen der mächtigsten Träger menschlicher Cultur erzo-gen zu haben.

Um eine solche Wirkung auf das indische Volk üben zu können, bedarf es für diejenigen, welche sich dieser Aufgabe widmen, vor allen einer Kenntniss der geistigen Arbeiten, welche die Inder selbst vollbracht haben, der reichen in manchen Beziehungen nicht hoch genug zu schätzenden Werke die seit uralter Zeit in ihrer heiligen Sprache, dem Sanskrit, abgefasst und zu einem grossen Theil mit treuer Sorgfalt und fortgesetzt gepflegter Kenntniss bis auf den heutigen Tag bewahrt sind. Man soll es nie vergessen und kann es nicht genug ins Gedächtniss zurückrufen, dass unter allen Völkern der Erde, so weit urkundlich erwiesen werden kann, die Inder und die Griechen die einzigen sind, welche Wissenschaft gegründet und bis zu einem hohen Grade entwickelt haben, dass alle andern Völker, von denen Wissenschaft gefördert ist auf fremden Häuptern stehn — leicht ist es aber, wenigstens verhältnissmässig, inventis ad-dere, schwer eine neue Bahn zu brechen. Die Inder und ihre Schöpfung, der Buddhismus, waren für das ganze östliche und mittlere Asien, was Griechen und Christenthum für Europa.

Die Kenntniss der geistigen Arbeiten eines solchen Volkes wird den Herrscher nicht allein vor Missachtung desselben bewahren; sie wird ihn sogar überzeugen, dass er es mit einem

geistig gleichberechtigten Volke zu thun h
dass er in ihm eines der ausgezeichnetst
Materiale besitzt, ein Volk, das jede Theilnahm
jede Arbeit, die er ihm widmet, der Menschh
einst vielleicht zehnfältig zurückzahlen wird. I
Achtung, die ihm die Kenntniss der Sanskritwer
einflössen wird, wird ihm das Volk durch Lie
vergeltet und so eine Harmonie zwischen d
Herrscher- und beherrschten Volk herbeiführ
die die Aufgabe des erstern unendlich erleic
tern wird.

Die Verbreitung des Sanskritstudiums
England leidet aber seit langer Zeit sch
durch den Mangel eines im Buchhandel befind
chen Sanskrit-Englischen Lexikons. Diesem a
zuhelfen war wesentlich die Aufgabe des vorl
genden Buches. Es sollte in einem verhältni
mässig geringen Umfang und Preis das geb
was nöthig wäre, um diejenigen Werke lesen
können, welche vorzugsweise zur Erlernung
Sanskrits benutzt werden. Diejenigen auf welc
der Verf. desselben sein Augenmerk vorzu
weise gerichtet hat, sind in der Vorrede auf
zählt, doch hofft er, ohne den Umfang, der i
vorgeschrieben war, zu sehr überschritten
haben, alles so eingerichtet zu haben, dass m
mit Hülfe desselben — ausser den vedischen W
ken, welche abgesehen von den wenigen in L
sen's und des Vfs Chrestomathien aufgenomm
nen Stücken grundsätzlich ausgeschlossen waren
so ziemlich alle bisher veröffentlichten Wer
von allgemeinem Interesse wird verstehen kö
nen. Er hat sich in der That zu diesem Zwee
einige Raum ersparende Handthierungen
lauben müssen, in welche sich aber derjeni
welcher das Buch gebrauchen will, mit Lei
tigkeit hineinfinden wird. So hat er nur wen

Zusammensetzungen als besondere Artikel aufgenommen und zwar vorwaltend solche, welche in Werken vorkommen, die von Anfängern gelesen zu werden pflegen oder Anomalien enthalten. Diejenigen dagegen, welche man nicht besonders aufgeführt findet, stehen soweit sie überhaupt aufgenommen sind unter ihrem letzten Glied. Denn alle aufzunehmen, wäre bei dem ungeheuren Reichthum des Sanskrits an Zusammensetzungen und der Leichtigkeit des Verständnisses der meisten, einerseits eine Unmöglichkeit andererseits eine Raumverschwendung. Auch bezüglich der Etymologien hat er sich einige Beschränkungen aufgelegt. Sie ganz unberücksichtigt zu lassen, schien ihm, trotz des Vorwaltens praktischer Zwecke in diesem Buche, nicht verstatet. Das Sanskrit ist nun einmal diejenige Sprache, an welcher, — in Folge ihrer im Verhältniss zu andern Sprachen ganz ausserordentlichen Durchsichtigkeit, — es mehr als sonst irgendwo möglich ist, Etymologie gewissermassen praktisch zu erlernen; es war also auch auf diejenigen Rücksicht zu nehmen, welche diesen Zweck nebenher oder vorzugsweise bei dem Studium dieser Sprache im Auge haben. Allein die zu gebenden Etymologien im Einzelnen durch Erläuterung als richtig aufzuweisen, würde einen Raum eingenommen haben, der die Hauptzwecke des Buchs paralysirt hätte. Ich habe mich daher darauf beschränkt, die Wörter in ihre grammatischen und lexikalischen Elemente aufzulösen, so dass jeder, welcher sich genauer über das Verhältniss eines bestimmten Worts zu den Elementen, aus welchen es besteht, unterrichten will, nur nöthig hat, jene im Lexikon nachzuschlagen, diese aus der Grammatik und auf sie bezüglichen grammati-

schen Untersuchungen kennen zu lernen. Ich bin mir bewusst, bei den Etymologien mit grosser Zurückhaltung verfahren zu haben; ich habe vieles unterdrückt, was ich andrer Orten keinen Anstand genommen haben würde, zu veröffentlichen. Dennoch wird manches mit untergelaufen sein, was besser ungedruckt geblieben wäre; es liegt diess in der Natur der Sache und lässt sich bei einer solchen fast unendlichen Fülle von Einzelfragen kaum vermeiden. Die Etymologie hat nur zwei Classen von beweisbaren Etymologien, die Classe der durch Widerspiegelung in den verwandten Sprachen durch Identität des Differenten, feststellbare und diejenige, wo das verbale sowohl als das formative Element durch grosse Massen in denen sie in gleicher Bedeutung erscheinen, mit voller Sicherheit bestimmt zu werden vermögen. Beide Classen umfassen Dank den in unserm Jahrhundert errungenen Fortschritten der Sprachwissenschaft eine grosse Fülle von Wörtern; in Bezug auf einen, in den verschiedenen Sprachen an Zahl sehr verschiedenen, Theil des Wortschatzes sind wir jedoch noch auf unbeweisbare nur mehr — oft sehr — oder minder — oder sehr wenig — wahrscheinliche Etymologien beschränkt. Im Sanskrit ist die Anzahl der nur auf dem Princip der Wahrscheinlichkeit ruhenden Etymologien geringer als in den übrigen indogermanischen Sprachen; allein diess mag auch dahin führen, dass man manche für wahrscheinlicher hält, als sie wirklich sind. Ueber eine dieser Art, welche von mir in meiner Vollständigen Sskr. Gr. S. 135, §. 369 Bem. aufgestellt, in meinem Glossar zur Chrestomathie wiederholt und auch von den besonnenen Petersburger Lexikographen, so wie Miklosich (Lex

con palaeoslovenico - graeco-latinum unter ousta) aufgenommen ward, nämlich die Erklärung von sskr. oshṭha aus ava-sthā bin ich schon bei Abfassung des vorliegenden Lexikons bedenklich geworden und habe sie nur mit probably bezeichnet. Die kürzlich gegebene Nachweisung des zendischen aostra 'Lippe' in dem vortrefflichen Aufsatz von Haug (ZDMG. XIX, 585) erweist sie als entschieden irrig; bei der innigsten Verwandtschaft — dem bloss dialektischen Unterschied der vedischen Sprache und des Zend — ist es danach unzweifelhaft, dass oshṭha eine aus einer Volkssprache in das Sskrit gedrungene Form von oshṭra ist (vgl. einerseits pata für patra und andererseits paṭh für spaṣṭ aus spaṣṭa, so wie die Menge von Fällen ähnlicher Art in diesem Lexikon); tra ist aber nur Verbalsuffix, also in osh der Repräsentant eines Verbum zu sehen. Aus dem Zend ergibt sich nur wohl unzweifelhaft die Ableitung von vash 'sprechen' für organischeres vaksh von vac. Dass slav. ousta Mund, oustnie, Mündchen, Lippe, alte Ableitungen von demselben Verbum sind, ist schwerlich zu bestreiten, ob sie aber dasselbe Affix tra enthielten, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich will bei dieser Gelegenheit auch eine andre Etymologie verbessern, in der ich den Petersburger Lexikographen, wie sich jetzt entschieden ergibt, mit Unrecht nicht zu folgen wagte. Diese haben nämlich aus dem vedischen Gebrauch für kshai (bei ihnen kshâ) die Bed. 'brennen' als Grundbedeutung erschlossen und von dieser kshâma, kshâra, kshap abgeleitet, worin ich ihnen unbedenklich hätte folgen, höchstens statt 'brennen' 'dörren' ansetzen sollen. Ich glaubte die Stellen liessen sich aus der überlieferten Bed. erklären; erst der von Garrez

jüngst (in ZDMG. XIX. 302) gegebene Nachweise der im Pâli entsprechenden Formen mit jh für sskr. ksh (ein Verhältniss, welches ich schon lange ebenfalls erkannt und daraus in diesem Lexikon sskr. nirjhara, gleichwie auch Garret a. a. O., erklärt habe) überzeugten mich von der wesentlich richtigen Auffassung des Peterburger Lexikon. Ich will hier nun die im Griechischen entsprechenden Formen ξη-ρός, ξερός (wegen Accent auf der folgenden Sylbe) σκηρός, σκηρός, σκέλλω, σκελέω, σκληρός (für σκε-ληρός) hinzufügen, welche den Grund abgeben, weswegen ich 'dörren' als Grundbedeutung vorschlage. Vielleicht gehört auch ἐσχάρα hieher (χ durch Einfluss des σ) vgl. slavisch skovrada, skvrad = ἐσχάρα, τήγανον und litt. skarvada, skavrad Bratpfanne; dazu auch slav. skrada, κάμινος τήγανον; skvarü, aestus, skvara, κλίσσα. Mailland* also diesem gemäss bei kshai S. 241 kshâra S. 236 und kshap S. 236.

Dabei erlaube ich mir denn auch eine Verbesserung des Artikels helâ S. 1123. Das dieselbe selbst als 1ste Bedeutung gegebene sport war zuerst von mir nur als Grundbedeutung eingeschlossen, als Professor Cowell, dessen treuer Hülfe ich den ausserordentlichsten Dank schuldig bin, mir bei der zweiten Korrektur die dazu gefügte Stelle nachwies. Es ist aber der Artikel leider nun nicht ganz so geändert wie zu ändern gewesen wäre. Ich ordne und besetze ihn jetzt so: हेलâ helâ f. I. i. e. a form khelâ given by the Grammarians in the signification: sport. 1. Sport Ratnâv. 2. ed. 17, 11. Dallying etc., mit Uebergang von Contemporary diese Bedeutung mit der dazu gefügten Stelle folgt erst in der vorletzten Zeile des Artikels und davor ist zu stellen II. i. e. hel+a.

Da das Sanskrit gewissermassen von selbst zu der Sprachvergleichung überleitet, viele sogar es einzig zu diesem Zweck treiben, so schien es dienlich auch deren Verlangen entgegen zu kommen und ich habe desshalb die entsprechenden Wörter des Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Angelsächsischen verglichen. Im Bereich des letzten insbesondere wird man manche nicht uninteressante bis jetzt unbenutzte Zusammenstellungen finden, wie ich denn überhaupt gefunden zu haben glaube, dass der Niederdeutsche Sprachzweig viel reicher an aus sehr hohem Alterthum bewahrten Wörtern ist als der Hochdeutsche, und manches erhalten hat, was man in allen übrigen Sprachen vergebens sucht (vgl. z. B. unter *gardabha* und *çighra*).

Dass ich die ausgezeichneten Arbeiten meiner Vorgänger, insbesondere das Petersburger Lexikon, Wilson, und Goldstücker's Bearbeitung des letzteren sorgsam und mit tiefstem Dank für die Fülle von Belehrungen, welche die Wissenschaft ihnen verdankt, benutzt habe, versteht sich von selbst. Bei Beurtheilung des meinigen möge man jedoch berücksichtigen, dass als der Druck desselben begann, das Goldstücker'sche Werk erst bis *ambashtha*, das Petersburger bis *paroksha* reichte.

Th. Benfey.

Explorations in South-West Africa.
Being an account of a journey in the years 1861 and 1862 from Walvish Bay, on the western coast, to Lake Ngami and the Victoria falls.
By Thomas Baines, F. R. G. S. formerly

attached to the north Australian expedition and subsequently to that of Dr. Livingstone on the Zambesi. London: Longman, Green and Roberts. 1864. XIV und 535 Seiten Gr. Octav.

Die Gegend, durch welche uns das oben genannte Reisejournal führt, von der Walfisch-Bucht bis zu den Victoria-Wasserfällen am Zambesi-Fluss, ist durch Schilderungen Anderer, namentlich Andersson's zwar schon bekannt, aber doch keinesweges so, dass nicht noch Manches hinzuzufügen wäre. Herr Thomas Baines hat in seinem unter vielen erschwerenden Umständen sehr fleissig geführten Tagebuche, welches sein Vater Herr M. A. Baines bevorwortet und herausgegeben hat, viele topographische Angaben, genaue Beschreibungen einzelner Thiere und charakteristische Züge der Eingebornen mitgetheilt, welche dem Buche einen Platz unter anderen wissenschaftlichen Reisewerken anzuweisen geeignet sind. Leider misslang ihm sein Reiseplan »to cross the continent (of Africa) from the west coast to the Zambesi on the east« zu welchem Zwecke er sich selber in der Kapstadt nachdem er von einer schweren Krankheit genesen, zwei kupferne Fahrzeuge gebaut hatte, welche er einzeln, aber auch eins neben dem andern und dann mit einander verbunden, und darauf sich eine Kajüte einrichten zu können je nachdem die Breite des Flusses es gestattete, zu verwenden gedachte. Schon diese sinnreiche Erfindung bekundet den für seine Absicht begeisterten und begabten Mann, der das australische Festland bereist und als Künstler 1858 die Expedition des Dr. Livingstone auf dem Zambesi und bis nach der Portugiesischen

stadt Tete begleitet hatte. Um so mehr ist es zu beklagen, dass ihn nun Fieber, Mangel an Lebensmitteln und die Ermordung mehrerer seiner Gefährten auf halbem Wege zur Umkehr nöthigten (vgl. Preface p. V. u. VI.). Besonderen Dank verdient der unerschrockene und unermüdliche Mann, wider den sich nun einmal alles, was seinen Reiseplänen hindernd in den Weg treten konnte, gleichsam verschworen zu haben schien, für die sorgfältige chartographische Aufzeichnung seiner Reiseroute, die an Genauigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Dieselbe ist auf zwei S. 35 und S. 224 eingehefteten Querfolioblättern verzeichnet und enthält, ohne dass die Deutlichkeit darunter leidet, so viele Zeit-, Orts- und andere Angaben, dass man ohne den Text des Buchs hinzuzuziehen schon ein Verständniss der Reise gewinnt. Die Seite 1 eingeheftete Sketch Map of South-Africa zeigt die von Hrn Baines durchforschten Gegenden in ihrem Zusammenhange mit den benachbarten Districten. Sein treuer Begleiter J. Chapman, der auch bereits früher diese Gegenden bereist hatte, hat übrigens keinen geringeren Antheil als Hr Baines an dem Verdienstlichen ihrer gemeinsamen Erforschungen, auf welche circa 18 Monate (von Ende März 1861 bis Anfang September 1862) verwendet wurden. Der, ausser mit Compass und Sextant, mit einem photographischen Apparat versehene Reisende hat sein Tagebuch aus seinem reichen Bilderschatze mit 34 trefflichen Illustrationen (Holzschnitten) geziert, darunter mehrere grössere Gruppen von Eingebornen und von Thieren; neben dem Titel befindet sich eine chromolithographische Abbildung von Flamingos am Swa-Kop-Flusse. Auf diese Weise ansprechend und sauber, wenn auch

nicht eben glänzend ausgestattet, ist der äussere Eindruck, den das Buch macht, ein vorthafter. Derselbe wird in etwas beeinträchtigt, wenn man in der Hoffnung ein angenehm unterhaltendes Reisejournal vor sich zu haben das erste Kapitel durchgelesen hat, denen man, wie dem ganzen Buche überhaupt, einige wenige kurze Abschnitte ausgenommen, den Mangel einer sorgfältigen Bearbeitung anmerkt. Da aber dadurch der Werth der wissenschaftlichen Ergebnisse nicht vermindert wird, so hindert dieser Mangel nicht, hier auf dasjenige hinzuweisen, was der Verf. als bleibendes Gut der Wissenschaft durch seine Ausdauer und seinen Fleiss erworben hat. Er schiffte sich am 20. März 1861 mit seinen zwei selbstverfertigten Booten in der Kapstadt ein, passirte die Pelikan-Spitze am 29. auf $22^{\circ} 52'$ Südl. Breite und $14^{\circ} 22'$ Oestl. Länge, betrat am folgenden Tage das Ufer an der Walfischbai, ward aber längere Zeit durch allerlei Umstände aufgehalten, bevor er seine Landreise anzutreten im Stande war (Ch. I. p. 1—20). Erst am 1. Mai (p. 21) konnte er, von Henry Chapman, dem Bruder seines späteren, bereits oben erwähnten Reisegefährten, begleitet, aufbrechen. Das nächste Reiseziel war Otjimbingue, wo die Reisenden am 16. eintrafen. Hr Baines war gezwungen, wieder umzukehren, um den Rest seines Fahrzeugs zu holen. Bei dieser Gelegenheit fand er eine riesenhafte Aloe, deren Stamm über dem Erdboden beinahe 12 Fuss im Umfange mass und sich in fünf Aeste theilte, deren jeder sich in mehrere armesdicke Zweige ausbreitete (p. 34). Der Character der Gegend vom Meere an war: „the most complete picture of desolation that ever met my eyes“ schreibt Hr B. p.

So aller menschlichen Gefühle baar ist auch der Character der Hottentotten; der Verfasser erzählt zum Beweise zwei Beispiele entsetzlicher, dabei wohlüberlegter Grausamkeit. Er thut aber Unrecht, wenn er hinzusetzt: »These (cruelties) are the habits of people described to the English public as »gentle Africans«, »mild, melancholy and sedate« etc. (p. 41). Denn diese offenbar auf die Schilderungen der evangelischen Missionare hinzielende Ironie beruht auf einer Unwahrheit: nicht von den heidnischen Hottentotten, wohl aber von einzelnen christianisirten, wie z. B. von dem Häuptling Afrikaner, ist solches gesagt und mit unwiderleglichen Zeugnissen belegt worden. Die Damaras fand der Verf. »of moderate height and generally well-made, of a rich dark brown, like the Kafir«. Eine Frau mit ihrem seltsamen Kopfputz ist S. 46 abgebildet. »The importunity and insubordination of the men employing« machte unserem Reisenden wiederholt viel zu schaffen. Von Otjimbingue ($22^{\circ} 20' 20''$ S. Br. vergl. die Karte) wurde die Reise am nördlichen Ufer des Swakop fortgesetzt (den 12. Juli S. 48). Am 14ten Juli kam man nach der Missionsstation Gross-Barmen ($22^{\circ} 5' 57''$ S. Br.), wo eine blutige Schlägerei zwischen den Hottentotten und Damaras stattfand (S. 50). In der Nachbarschaft befinden sich heisse Quellen, »which rise not in the lowest part of the hollow, but in a rock apparently of micaceous schist, six or eight feet over the level« (S. 51), 149 und 119 Grad (Fahrenheit) heiss (S. 52). »I could not bear to dip my hand in the principal one at sunrise, but was able to do so after noon«. (ibid.) Auf der Weiterreise wurde der Barmen-Fluss und zweimal der Swakop überschritten. »A very

good altitude of α Lyrae gave Lat. $22^{\circ} 6' 23''$ the same star at Barmen showing $22^{\circ} 5' 51''$ S (S. 53). Auf der Karte steht $57''$, vielleicht ein Fehler des Lithographen. Am 30. Juli verliessen die Reisenden die letzte der Swakop-Quellen und erreichten die erste Quelle des Quiep oder Elephantenflusses (Ch. IV. S. 67). Das vollständige Verständniss der weiteren Beschreibung der Reise wird öfter durch sehr kurze Erwähnungen von Personen erschwert, welche, man erfährt nicht seit wann und woher, sich in der Begleitung des Verfassers befinden. Mit den eingebornen Führern, Damaras und Hottentotten, finden fast ununterbrochen Conflictte statt, besonders deshalb, weil diese Leute in ihren Forderungen über alle Maassen unverschämt sind und jede Gelegenheit aufs Schlaueste benutzen, um zu stehlen. Im Uebrigen verläuft die Reise sehr einförmig; die Gegend ist meistens eben, sandig, wasserarm. Aus Mangel an Wasser starben den Reisenden viele Ochsen an Lungenkrankheit (vgl. z. B. S. 95) und es wird ihnen mitunter schwer sich andere zu verschaffen. Am 28. August berühren sie das Gebiet freier Buschmänner, welches zwischen dem der Betschuane und Hottentotten liegt (S. 112). Diese Leute sind meistens unter fünf Fuss gross; ihr Benehmen war höflich und ehrerbietig, auch stahlen sie nicht (S. 111 u. 112). Am Otchombind-Fluss wird ein Elenn (eland) erlegt (S. 116). Der Fluss war 100 bis 150 Ellen breit, hatte niedrige Ufer und war ohne Wasser: »the grass (in the bed) was as dry, white and feathery as if water had never flowed there and never could» (S. 119). Der Name Swakop (-Fluss) kommt nicht von dem holländischen Swart Kop, sondern ist ein hottentottisches Wort s. v. a. »fair round

belly with good capon lined« (S. 93) und Otchombinde heisst Mimosa or Thorn (S. 119). Die Fortsetzung der Reise im ausgetrockneten Bette des Otchimbeflusses lief in südöstlicher Richtung, bis man sich an der Stelle, wo »the late eminent naturalist Wahlberg« von einem Elephanten getödtet wurde (Wahlberg Well oder in der Sprache der Eingebornen Gnathais (S. 127) $21^{\circ} 3' 3''$ Südl. Br.), nordöstlich wandte. Hier zierten »pine trees with yellowish green foliage and grey stems, called in the native tongue Motjeara and Motjurie« die sandige Ebene (S. 131). Am 9. und 11. Septbr. ergaben zuverlässige Observationen von α Lyrae $59^{\circ} 5' 30''$ und $59^{\circ} 5' 50''$, ferner $21^{\circ} 49' 17''$ S. Br. (S. 132). Ghanzee war die nächste Station ($21^{\circ} 33' 14''$), wo Wasser gefunden wurde »by digging in a hollow, found by the breaking away of the soft strata of limestone« (S. 146); Dorngebüsch gab es in Menge. Auch die Wurzeln Markwhae und Marfwhae genannt mit ihrem erquickenden milchähnlichen Saft (S. 151), welche, wie Chapman meinte, der Elephant nicht isst, wovon indess Hr B. das Gegentheil behauptet (S. 153), fanden sich in dieser Gegend. Bis hierher blieb der Himmel wolkenlos, aber am 5. October fielen zwei bis drei starke Regenschauer. Die verheerende Krankheit der Lungen unter den Zugochsen dauerte fort. Ein junger Steinbock, ein kleines Chamäleon wurden gefangen (S. 166), ein Gnu erlegt, sogar ein männlicher afrikanischer Leopard 5 Fuss 8 Zoll lang und 2 Fuss 3 Zoll hoch (S. 168 die ausführliche Beschreibung: »it corresponded most nearly with Felis Iubata, the hunting leopard, as described by Harris«. Die Damaras nannten das Thier unkwa). Unter allerlei Beschwerlichkeiten ward die Reise

in langsamen Tagemärschen in nordöstlicher Richtung fortgesetzt. Das nächste Ziel war die Ngami-See, dessen südöstliches Ufer man zuerst am 8. Decbr. ansichtig wurde (S. 262). Eine Observation am folgenden Tage ergab $20^{\circ} 38''$ Südliche Breite (S. 264). Drei Tage später sah Herr Baines von einem Hügel einen Theil des Sees: »the extremities of the nearest water reached from 5° to 7° and as much as I could see of the distant main body from 33° or 30° west of north 75° east or 15° more than a quarter of the compass. The distant trees did not seem to me above ten miles away and certainly, I should say, not fifteen, and I believe this end is called Little Ngami« (S. 266). In der Nacht des 14. December fiel der Regen so stark, daß die Regenmenge mehr als 4 Zoll betrug (S. 268). Am folgenden Tage zog ein Gewitter über den See »One flash streaming from above set fire to the reeds which burnt furiously for some time after, sending up sheets of red flame more than twenty feet high, while the brown smoke drifting first to the westward under the easterly breeze, was caught by a northerly current, so that it was at ninety feet high and borne toward us« (S. 271). Nach mehrtägigem Aufenthalt kehren die Reisenden um und denselben Weg zurückgehen, den sie gekommen, bis etwas südlich von Mahlaapie (S. 298), wenden sie sich in nordwestlicher Richtung landeinwärts in eine vorher noch nicht bereiste Gegend. Inzwischen hatte der Verf. von dem unzuverlässigen Character der Damaras sehr bittere Erfahrungen gemacht, aber sein Muth blieb ungebrochen: »So no farewell to all friends«, ruft er aus (26. Decbr.) »and hurrah for the far Interior!« (S. 290).

gab aber noch manche Hindernisse zu überwinden. Kurz vor Ankunft in Mahalaapie fiel ein heftiger Regen (S. 298). Am 4. Januar (1862) Morgens vor dem Frühstück ward berichtet, dass das Gebrüll eines Löwen oder Tigers oder eines anderen Raubthiers gehört worden. »Girding on our bandoliers, we started, followed by the spare Damaras and all the dogs we could muster to give him battle — when, hark! is that he? no, no! Surely no. Yet it is — it is — a bull-frog!! And so back we came sorely chop-fallen« etc. (S. 299). Die Verfolgung eines Elephanten ist die Ursache, dass Hr. Baines eine Nacht, fern von dem Lager seiner Gefährten, im Freien zubringen muss: »At length the moon set, the clouds shut in the stars, the firing to the southward ceased, and as the grey stumps and thorny branches were no longer visible until I tumbled over or was entangled by them I spread a couch of grass in the shelter of a low thick bush, and the night not being cold-enough to need a fire, I slept till day-break enabled me to resume my journey« (S. 305). Das Thier wird übrigens erlegt, am folgenden Tage wird der Leichnam gefunden, ein kolossales Exemplar 20 Fuss 10 Zoll lang (S. 309 ausführlich beschrieben). Ein Bruder von J. Chapman, der schon anfangs erwähnte, Namens Henry, schliesst sich den Reisenden an (S. 310). Der Marsch wird fortgesetzt in nordwestlicher Richtung. Die stets wiederkehrende Sorge ist: wo findet sich Wasser? Am 19ten Januar begegnet man einer Heerde Elephanten, von welcher ein junges Thier getödtet wird (S. 322 u. f.). Zwei Tage später befinden sich die Reisenden auf 20° 46' 20" S. Breite (S. 326); am 26. Januar auf 20° 39' 11". Die Elephanten sind in dieser Gegend zahlreich,

während einer Nacht wurden sieben angeschossen (S. 339). auch an anderen Thieren war kein Mangel: »gigantic storks, great adjutants (S. 339 und 339). ducks and water hens, beautiful little bluish grey herons or egrets, about a foot height (S. 344), wildebeeste, hawks, toucans, blue rollers, jays, scarlet-breasted butcher birds and brilliant finches, meerkats, ground squirrels, several varieties of beautiful butterflies (S. 348), ferner onjura's or treesquirrels, black and white plovers« (S. 350 und 351), Giraffen (S. 343 und 353) u. s. w. Einer Elephantenherde, deren Junge seine Hunde angreifen, entkommt Hr. Baines nur mit genauer Noth (S. 356 und ff.). Die Buschmänner, die hier wohnen, sind alle mit Assagais oder Speeren bewaffnet, deren Schaft fünf oder sechs Fuss lang ist. Die Hautfarbe dieser Eingebornen »is light sienna brown, very different from the sallow dry leaf-coloured Hottentot Bushmen of the colony« (S. 363). Am 10. Februar kehrten die Reisenden um, »abandoning for the present the idea of making a road in the independent country to the north of the Hottentots« (S. 355). Eine astronomische Beobachtung ergab, dass dieses äusserste Ziel ihres Ausfluges ins Innere 2,891 Fuss hoch lag, 150 höher als die letzte Station am See Ngami (S. 355). Sie zogen nun an den Koppies Bergen vorüber (S. 399) nach dem Lubelo-Berge »our object being to go as straight as possible to the ford at which we expected to cross the Botletle River, leaving the lake (Ngami) about twenty miles on our north« (S. 399). Unterwegs erlegte Chapman ein weisses Rhinoceros (beschrieben S. 395 u. f.). Hr. B. glaubte aus der Stellung der Augen des Thieres schließen zu dürfen »that anything exactly in front

would be absolutely hidden from its view«, was der gewöhnlichen Annahme gerade entgegengesetzt ist (S. 395). Am 31. März erschien der Häuptling Leshulátēbē bei den Reisenden (S. 415 u. ff.). Der Botletle-Fluss war zum Theil ausgetrocknet. »Some noble baobabs grew along the line of forest on the northern side and here and there the banks rose with low cliffs of limestone. Huts were scattered along the course and one or two collections in more favoured spots seemed to aspire to the dignity of villages. Maize, Kafircorn (or millet), melon, and pumpkin were thriving; men, women and children were chewing the long sweet stalks of the imphi; herds of cattle became larger and more numerous« etc. (S. 423 u. f.). Die Stadt, in welcher der genannte Häuptling residirt, liegt in westlicher Richtung unweit der Einmündung des Botletle-Flusses in den Ngami-See. Der Verf. beschreibt sie als »a straggling collection of cylindro-conical huts, each surrounded by a reed fence fifteen feet or more in height and of no great architectural beauty« (S. 425). Auf dem Flusse lagen Kähne von verschiedener Grösse und Gestalt »according to the shape of the tree out of which they had been hewn« (S. 428). »A shallow portion of the river was crossed by mats of reed set on end and curved into various forms so as to form a labyrinth, from which the fish would find it difficult to escape« (ibid.). In der Stadt wohnte Hr. Baines einem Kriegsrath des Häuptlings bei (S. 432 u. ff.). Die Schilderung dieser 2 bis 300 Personen starken Versammlung hat, wie uns wenigstens vorkommt, im Gegensatz gegen die sonstige Schreibweise des Vfs einen fast schwungvoll poetischen Anstrich: »The outer rank of warriors squatted in

close order, with their limbs drawn up as to be entirely covered by the small oval shield, which permitted only a glimpse of their accoutrements and of the long bright barrel rising above the top while those in the inner circles either edged their shields where there was most room or held them horizontally as sunshades over their heads. A slow, and not unmelodious chant, the Nárrée or Buffalo song, swelled and died away at regular intervals; and when the alarm, caused by the attempt of a few insignificant or obnoxious individuals to force their opinions in the assembly, had ceased, a warrior rose and striking his shield with his stabbing spear obtained a hearing. Then followed the sortie. A company of men, headed by its own petty chief, rushed forward with strange gesticulations, creeping along nearly a level with the ground, and covered by their shield until the moment for a blow; then crouching and curveting like a prancing horse, thrusting with the short spear (not throwing it like the Kafir assegai), sweeping with the fantastically shaped battle-axe or poisoning the musket... returning victoriously to the main body etc. (S. 433 u. f.). Wir halten diese und die vorhergehenden Schilderungen dessen, was die Reisenden in der Stadt des Häuptlings Lesh-tēbē erlebten, sowie die Beschreibung der Victoria-Wasserfälle weiter unten, für die am sorgfältigsten ausgearbeiteten und unterhaltendsten des ganzen Buchs. Es scheint fast, als hätte der Verf. hiemit seine Darstellungsgabe gänzlich erschöpft, denn von jetzt an wird die Beschreibung seiner weiteren Reise weit kürzer als bisher. Am 10ten April 1862 finden wir die Gesellschaft wieder auf dem Marsch

Osten, dem Lauf des Botletle-Flusses folgend. Die Stadt des Letschulátēbē liegt auf 20° 18' 55" Südl. Breite (S. 449). Auf 20° 9' 2" macht der Fluss eine starke Biegung nach Südosten (vgl. Chapt. XV. S. 390 was in dem Text später nachgetragen und daher paginirt ist [S. 390] — [S. 457]). Sechs engl. Meilen weiter in südöstlicher Richtung mündet vom Norden her der Tamalukan fast unmerklich in den Botletle. Wenn viel Regen gefallen, verbindet sich der Tamalukan mit einem Arm des Zambesi [S. 391]. Vgl. Ausführlicheres hierüber [S. 396 u. f.]. Der südlichste Punkt, von wo die Reisenden sich nordwärts wendeten, war auf 20° 3' 1" Südl. Breite am 12. Juni: »Tsabogiana a half-gallon fountain in the limestone rock«, wo in der Nähe unter einem Baobab-Baum Halt gemacht wurde. Nach weiteren mühseligen Tagemärschen nähern sie sich endlich den Victoria-Wasserfällen am 23. Juli 1862, also nach fast 15 Monaten, seit dem sie die Reise von der Walfisch-Bai angetreten (S. 483). »We were in motion after sunrise and saw the water of the broad Zambesi glancing like a mirror beyond a long perspective of hill and valley, while from below it clouds of spray and mist nearly a mile in extent rose out of the chasm into which the water fell. The central five or six of these clouds or columns were the largest, but in all we counted ten, rising more like the cloud of spray thrown up by a canon ball than in a strictly columnar form. A light easterly wind just swayed their soft vapoury tops; the sun, still low, shed its softened light over the sides exposed to it. The warm grey hills beyond faded gradually into the distance and the deep valley before us, winding for six miles between

us and the falls, showed every form of ro
brown rock and every tint of green or aut
nal foliage, presenting to the eye, long wea
of sere and yellow mopanie leaves, dry ro
burnt grass and desolated country, the m
lovely and refreshing coup d'oeil the sou
artist could imagine (S. 483) And
was to come before our view another por
of the panorama, to them (nämlich für s
ihn begleitenden Eingebornen) of far more
terest than all the cataracts the world can
ast of — fährt Hr. B. S. 484 fort und erz
von einer Jagd auf ein Rhinoceros. Dann
nimmt er seine begeisterte Schilderung
prächtigen Wasserfälle wieder auf (S. 48
*The deep valley of the narrow river, enric
with every kind of foliage had now become m
decided in its character. Steep cliffs bound
it on either side, the deep shadows of t
abrupt descent contrasting with the grassy
teaux above, whose yellow surfaces showed
fields of ripened corn. Immediately bey
was the belt of dark, fresh, green forest, f
ging the ravine of the Victoria and from beh
this rose the white vaporous columns (or
ther clouds, for the first word suggests too
mal an idea) screening as with a misty
the now darkened southern face of the
beyond which a long vista of the palmy isla
studded river glittered like silver in the s
light, the banks now showing in warm and
grey tints the detail of their features and
mountains melting faint and blue into the
stance* etc. (S. 486). Auch die Südseite
Fälle (dargestellt aus der Vogelperspective
einem zwischen S. 486 und 487 eingehes
Bilde) ist überraschend schön: *a body of

ter fifty or sixty yards wide comes down like a boiling rapid over the broken rocks« (S. 486). Hr. B. verwebt in seine Schilderung »Southey's inimitable lines: Here it comes glancing, there it comes dancing, rattling and battling with endless rebound« (S. 487). Auch von Osten her ist der Anblick bewältigend: »Eastward ho! Still eastward! through mud, wild date-palm brakes, grossy swamps and vine thickets tangled with ever dripping leaves, scene after scene of surpassing grandeur presenting itself, till the imagination is bewildered and embarrassed by so much magnificence« (S. 489). Zahlreiche Büffelheerden weilen in der Nähe der Fälle (S. 490 und f.). Zwei Observationen von α Centauri und α Lyrae ergeben im Mittel $17^{\circ} 55' 4''$ Südl. Breite. »The nearest angle of the falls bears 108° and the farthest 115° , or as nearly as possible due east; so that the observed latitude of our camp may be taken as that of the waterfall« (S. 495 u. f.). Die Höhe des aufsteigenden Wasserstaubes beträgt nach den vom Verf. angestellten Messungen 1,144 oder 1,194 Fuss (as the actual height to which the spray rises from the bottom of the chasm S. 496), was jedoch nur annähernd richtig sein mag (ibid.). Bei Garden Island schätzte Herr B. die Breite des Schlundes auf 140 Ellen, gegenüber auf 75 Ellen (S. 498). Bis zu S. 523 wird die Beschreibung der Wasserfälle, welche von allen Seiten im Augenschein genommen wurden, fortgesetzt. Anfang Septbr. brachen die Reisenden auf: »on the 1. Septbr. Chapman left for Boana ($18^{\circ} 21' 11''$)«; Hr. B. folgte am 4. Septbr. um den Zambezi zu beschiffen. Er lagerte sich nach einigen Tagen auf einer kleinen Anhöhe ($18^{\circ} 4' 56''$), die er Logier Hill nannte, wo Chapman wieder

zu ihm stiess: »we made a trip to ascertain navigability of the river below us«. A wie schon oben erwähnt, musste die Besetzung aufgegeben werden und das Reisejournal schliesst hier plötzlich ab, von der Rückreise erfahren wir kein Wort, nur die beiden Hefen enthalten die Angaben der Hauptstationen, die auf der Rückreise berührt wurden. Das Journal selbst nahm ein volles Jahr in Anspruch, wir aus den Andeutungen auf der Karte entnehmen zu können glauben. Ein Index, enthaltend ein Namen- und Sachregister, bildet den Schluss des Buchs S. 527—535. Vornach Vorrede sind die XVII. Kapitel, mit Angabe des vornehmsten Inhalts in kurzen Uebersichten, zusammengestellt (S. VII bis XI); dann folgt eine Aufzählung der drei Karten und Illustrationen (S. XIII u. f.). Druckfehler haben wir keine gefunden. Es steht zu hoffen, dass Baines auch das auf seiner Rückreise geführte Journal später veröffentlichen wird, sowie wir auch noch etwas über den auf der Karte verzeichneten von Chapman allein eingeschlagenen Weg von Boana nach Sina man's vill erfahren werden. Die Aufzeichnungen beider Reisenden sind um so werthvoller, als sie mit nöthigen Kenntnissen und Instrumenten zu wissenschaftlichen Erforschungen ausgerüstet waren. Ein grosser Theil ihrer Rückreise ging auch, nach Ausweis der Reiserouten, durch vorher noch nicht vor ihnen berührte Gegenden.

Altona.

Dr. Biernatzki

Neue exegetisch-kritische Aehrenlese zum Alten Testamente von Friedrich Böttcher in Dresden u. s. w. Drei Abtheilungen. Leipzig bei J. A. Barth. 1863—65. — 268, 306 u. 258 Seiten in Octav.

Es ist lange Zeit verflossen seitdem der Unterzeichnete desselben Vfs »Proben alttestamentlicher Schrifterklärung nach wissenschaftlicher Sprachforschung« zugleich mit Hitzig's Werke über das Buch Jesaja in den Gel. Anz. 1834 S. 905 ff. einer Beurtheilung unterwarf. Eben damals war ein neuer Tag für alle solche wissenschaftliche Bestrebungen in vollem Anzuge, und man ersieht jetzt wohl mit einiger besondern Theilnahme welche Hoffnungen ich damals an das Erscheinen solcher Schriften knüpfte. Nun ist der Verf. nachdem er die erste Abtheilung dieser »Aehrenlese« welche sich nur als eine Art von Fortsetzung Vermehrung und Verbesserung jener »Proben« giebt noch selbst zum Drucke befördert hat, bereits dahingeschieden; die beiden letzten sind nach seinen Handschriften von Dr. Ferd. Mühlau herausgegeben. Man findet hier 1740 längere oder kürzere Bemerkungen über ATliche Stellen, wie der Verf. zufällig über dies oder jenes etwas zu sagen fand. Die Auswahl dieser Stellen ist indessen nach den einzelnen ATlichen Büchern sehr verschieden: nur bei einzelnen findet der Vrf. mehr zu bemerken, und am längsten verweilt er aus einem besondern Grunde nur beim Hohenliede, wo er viel mit Hitzig streitet. Das Urtheil aber welches wir über dies neueste Werk fällen können, ist indessen fast ganz dasselbe welches wir damals aussprachen.

Der Verf. hat nämlich zwar hie und da zer-

streut im A. T. einiges richtiger erkannt, einiges auch nach 30 Jahren wohl etwas besser früher. Allein im Allgemeinen muss man, wenn man diese beiden und alle seine übrigen Veröffentlichungen in diesem Fache zusammen nimmt, dennoch bedauern dass seine ganze bisher gehörende Thätigkeit weit hinter den hohen Ansprüchen und Anmassungen zurückgeblieben ist mit welchen er seine Arbeiten schrieb. Nennen wir hier einige zufällig sich darbietende Beispiele. Richtig erkennt er sogleich bei den ersten Verse der Bibel dass er für sich allerdings keinen Sinn gebe und dass die herkömmliche Uebersetzung von ihm wie viel mehr sei als gewöhnliche Erklärung gänzlich unhaltbar ist. Dies ist indessen jetzt schon längst bewiesen: und wir wollen deshalb zwar nicht die besondere Mühe tadeln welche er sich um den Beweis dafür zu führen nimmt, da gerade bei der Bibel auch die sichersten Wahrheiten bloss weil sie neu sind oder neu scheinen für viele heutige Leser noch immer wie umsonst gesagt sind. Allein schlimm ist dass B. in diese unsre jetzt gewonnene richtige Einsicht dennoch wieder allerlei Unrichtiges und Irreführendes einmischet. Er fordert nämlich einmal dass nachdem der richtige Sinn des בְּרָא שׁיֵר Gen. 1, 1 gefunden sei, man auch nicht בָּרָא sondern im Infinitive בְּרֵא gelesen werden müsse, und will jenes als einen Irrthum der Massoreten gänzlich verwerfen. Allein es ist jetzt längst gelehrt dass das zweite Wort der Wortkette auch ein volles Thatwort, nicht bloss ein halbes (ein Infinitiv) sein kann. Das einzige was hier auf den ersten Blick etwas irreführen kann, ist nur dass bei der scheinbar ähnlichen Verbindung בְּרֵא בְּיֹד Gen. 5, 1 die Massora das unvollkommene Thatwort billig

allein **בְּרֵאשִׁית** hat den viel bestimmteren Sinn als zuerst und ist hier ebenso verbunden wie das gleichbedeutende **הוּא** Hos. 1, 2. Schlimmer ist jedoch zweitens dass der Verf. den Hauptsatz zu dieser Zeitbestimmung in den Worten von V. 2 und nicht in denen von V. 3 finden will. Dies verstösst nicht bloss gegen den Sinn, weil die Erzählung hier im Begriffe ist zu sagen dass eben der Anfang aller Schöpfung Gottes die des Lichtes war, sondern auch gegen alle Hebräische und sonstige Semitische Sprache. Der Einwand aber dass dann ein zu langer Satz entstehe, ist eitel, weil es ein reines Vorurtheil ist dass das Hebräische keine vielfach verschlungene lange Sätze bilden könne. Solche erst in unsern Zeiten ausgebildete Vorurtheile wonach man sich das Hebräische nicht kindisch genug denken kann, sollten doch endlich wieder in das Nichts versinken woraus sie emportauchten.

Nehmen wir ferner die Worte Ps. 57, 4. 5. Diese scheinen wohl etwas dunkel zu sein, obgleich sie jetzt längst richtig aufgefasst sind: allein die Art wie B. sie behandelt, macht sie nur noch dunkler und bringt sogar erst ein artiges Zipfelchen neuen Unsinn in sie hinein. Wir könnten hier einfach auf die Uebersetzung verweisen welche er von ihnen giebt: Uebersetzungen sind überall in aller Kürze der beste Beweis ob man die uns Späteren halb oder ganz unklar gewordenen Gedanken der alten Dichter und Schriftsteller wirklich in ein gesundes neues Leben zurückgebracht habe oder nicht; wer aber diese Uebersetzung liest, dem muss ein Psalmendichter als ein höchst unklarer und geschmackloser Sänger erscheinen, dessen Worte anzuhören kaum der Mühe Werth gewesen wäre.

Wir wollen nun aus allem was der Verf. h vorbringt, nur eins besonders hervorheben welches über den Sinn aller Worte entscheidet. sagt J. Olshausen habe hier das Doppelw ›Menschensöhne‹ als ›Glosse‹ verdächtigt, w es unpassend sei dass ein Dichter welcher v Löwen spreche und darunter Menschen verste sie nachher wirklich so nenne. Hier sollte m nun wünschen das verführerische glatte W ›Glosse‹ hätte sich nie in die Sprache unse Sprach- und ·Schriftenerklärer eingeschlich denn warum ein Dichter Menschen die er a guten Gründen Anfangs als gierige Löwen bezei net nachher nicht auch wirklich Menschen nenn solle, begreift Niemand. Allein unser Vf. diese Verdächtigung des Dichterwortes re wohl gelten lassen und sie nur noch verbessere. So zieht er denn die Menschenkinder mit d Löwen vermittelt eines anderen Wortes zusa men, und meint der Dichter rede von m schenverschlingenden Löwen. Von solchen a redet die Bibel aus guten Gründen nirgen die Löwen suchen sich andere Nahrung, v Niemand hat sie je schlechthin Menschenf ser genannt. Wenn der Dichter nun aber di Löwen welche sich überall zunächst Mensch fleisch suchen sollen só beschreibt als se ›ihre Zähne Speer und Pfeile und ihre Zu ein scharfes Schwert‹: so begreift man n weniger was denn das für wirkliche Löwen s sollen; Zähne und Zunge der Löwen sind kannt genug, und jede Vergleichung dersel mit Speeren Pfeilen und Schwertern würde Bild ihrer Furchtbarkeit nur schwächen. D dagegen die Zunge von Menschen ebenso schli wie die verletzendsten Speere und Pfeile v Schwerter sein kann ist bekannt, auch in

Psalmen oft gesagt; und sind Menschen mit solcher Zunge zugleich gegen schwächere Mitmenschen hart und schonungslos genug, so mag ein Dichter sie auch von vorne an zermalmende Löwen nennen. Alles das ist am rechten Orte gut dichterisch: was aber unser Verf. aus den Zeichnungen des Psalmendichters machen will, giebt nur bis ins völlig Unklare und Unschöne verzeichnete Bilder. Allein zu alle dem kommt noch dass das erste Worte V. 5 in diesen vielverschlungenen Sätzen *וַיִּבֶן* bedeuten soll zu Muth ist mir's als ob u. s. w., was nach allem Hebräischen und überhaupt Semitischen Sprachgebrauche völlig unmöglich ist. Wo es sich vom Leben handelt, da kann man in diesen Sprachen recht wohl statt der einfachen Person ihre Seele setzen, und so ist an jener Stelle meine Seele nur soviel als ich, aber mit jenem gewichtigen Nebensinne.

Doch genug von allen solchen Einzelheiten: wir können sie hier nicht einmahl bei diesen zwei Versen erschöpfen. Eine wichtigere Frage scheint uns schliesslich nur zu sein wie der Vf. welcher doch schon vor mehr als dreissig Jahren mit solchen Schriften nicht ohne eine gewisse Hoffnung zu erregen begann und seitdem sich fortwährend soviel mit der Erforschung der Alttestamentlichen Sprache und deren Schriften beschäftigte, dennoch zu so wenigen rein erspriesslichen Ergebnissen gelangte. Ist er doch keineswegs der einzige Gelehrte und Schriftsteller dieser Art in unserer Zeit, da es leicht wäre ihm viele andere zur Seite zu stellen. Aber die mächtigste Ursache welche zu allen solchen Erscheinungen mitwirkt, ist gewiss nichts anderes als die Eigenthümlichkeit dieser Wissenschaft selbst. Die Männer dieser Richtung und Farbe

haben neben dem Hebräischen vielleicht in i
Jugend auch ein wenig sich mit den and
Morgenländischen Sprachen und Schrifthün
bekannt zu machen gesucht, sie haben es
darin zu keinerlei nennenswerthen Fertigkeit
bracht, und spüren späterhin keine Lust in
sen entfernter liegenden stachlichten Fel
ganz heimisch zu werden. Sie bewegen
zwar wohl etwas an den Grenzen dieser Fe
herum, und wollen darin nicht ganz als Fre
linge erscheinen: allein sich vollkommen mit
nen vertraut zu machen und von da erst
Hebräischen sich hinzuwenden, halten sie
weder für überflüssig oder für zu schwer.
lein so bleibt auch ihre ganze Beschäftigung
dem Hebräischen etwas höchst Unvollkom
und Unfruchtbares. Denn es ist völlig unn
lich in diesem zu irgend einer ächten Sicher
und höhern Gewissheit zu gelangen wenn
nicht zuvor jener weiteren und freieren Geb
sich vollkommen bemächtigt hat. Man k
dann nicht einmal begreifen was Hebräi
Sprache sei und welche Möglichkeiten sie
lasse oder nicht zulasse, noch weniger die
len anderen grossen Schwierigkeiten auch
richtig anfassen welche hier zu überwinden s
Das Hebräische des Alten Testaments ist so
deswegen für uns so besonders schwer wei
in einem verhältnissmässig kleinen Raume
ungemein grosse Zahl von Stücken der aller
schiedensten Art an Inhalt Kunst und Zeita
in sich schliesst. Nun kommt hinzu dass
Inhalt fast aller dieser Stücke für uns hö
überflüssig und unnütz ist wenn er nicht mit
vollkommensten Sicherheit richtig wieder
kannt wird. Unter diesen Verhältnissen k
man sich über das Unerspriessliche sol

Arbeiten wenig wundern. Möchte eben dies Unerspessliche endlich nur desto allgemeiner alle welche hier thätig sein wollen zu einem bessern Beginnen antreiben!

Uebrigens hat der Verf. auch keine genügende Kenntniss von dem was im Umkreise dieser sich rein um das Alte Testament drehenden Wissenschaft heute bereits erworben ist; und während er die Annahmen einzelner neuester Bücher welche soviel fortwährende Rücksicht schwerlich verdienen weitläufig zu widerlegen sucht, ist anderes weit wichtigere ihm völlig entgangen, vielleicht auch absichtlich von ihm übergangen.

H. E.

Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter von Aug. Fr. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. J. B. Weiss. Erster Band. Schaffhausen, Fr. Hurtersche Buchhandlung. 1865. XX und 441 Seiten in Octav.

Ein Buch über das sich schwer sprechen lässt und über das ich doch nicht ganz schweigen darf. Der Verfasser ist seit einer Reihe von Jahren todt, was hier veröffentlicht wird 1851 bis 1853 geschrieben, nicht vollendet; man darf wohl zweifeln ob in dieser Gestalt später noch zum Druck bestimmt.

Gfrörer war eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Eigenschaften: ein nicht geringes eigenthümliches Talent werden auch seine entschiedensten Gegner ihm einräumen; dass er mit demselben argen Misbrauch getrieben die meisten derer zugestehen die ihn verehren oder loben.

Diesem Misbrauch auf einem Gebiet der sächsischen Geschichte und Verfassungsgeschichte eine Anzeige dieser Blätter im J. 1850 (St. 1—6) entschieden entgegengetreten, und später Wenck, Dümmler und andere über damals von Gfrörer behandelte Periode der späteren Karolingischen Zeit geforscht und veröffentlicht, hat nur in vollem Masse bestätigt und weiter ausgeführt was dort gesagt werden musste.

Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser jener Kritik ist dieses Buch geschrieben. Der grosser Aufmerksamkeit, die ich jedenfalls etwas Besonderes ansehen muss, ist nicht auf Ausführungen der Verfassungsgeschichte Rücksicht genommen und die Abweichung des Verfassers sehr anschaulich ins Licht gestellt, auch dazu keine Gelegenheit war, bei einer Entwicklung neuer und eigenthümlicher Meinungen wiederholt erwogen, wie sich meine Auffassung und Kritik wohl dazu verhalten möchten: natürlich um zu sagen, dass der Verf. sich dadurch nicht irre machen lasse, und zwar in einer Art und Druckweise, die freilich bei Gfrörer nicht ungewöhnlich, sonst aber in der wissenschaftlichen Literatur, Gott sei Dank, wenigstens nicht vorkommt.

»Ich sehe voraus, heisst es S. 254, dass Herr Waitz, der mir überall Missbrauch des Sprachsinns vorwirft, ja der so weit sich vergeht, meine Art der Geschichtschreibung *sämmtlichen löblichen Staatspolizeien Deutschlands als staatsgefährlich zu denunziren* (dies so durch den Druck hervorgehoben), ich sehe voraus, sage ich, dass Herr Waitz viele und bedeutende Mängel und Bedenklichkeiten auch im vorliegenden Aufsatz entdecken wird. Ich aber nehme mir die Freiheit, seine schriftstellerische Thätigkeit für

Scharfsinnes bar zu erklären u. s. w.* Das Letzte kann ich aus diesem Munde in der That nur als ein Lob ansehen, das dankbar zu acceptieren ist; was aber das Erste betrifft — ich glaube zu erinnern, dass der Verfasser schon einmal ähnliches hat drucken lassen —, so kann ich es weder für einen Beweis von Scharfsinn noch von Wahrheitsliebe halten, wenn er dergestalt einem Vorwurf begegnet, den ihm jene Beurtheilung machte. »Für einen ärgeren Misbrauch des dem Historiker überwiesenen Berufs erachte ich es, wenn er mit einer Art von Wollust den Schandthaten nachspürt, und wo die Ereignisse selbst ihm nicht Stoff genug zur Anklage leihen, die Intentionen so lange zergliedert, bis er die verbrecherische Absicht, die verruchte Gesinnung heraus interpretirt hat. Hr. Gfrörer macht hiervon den kecksten Gebrauch. Im Namen der Moral wie der Würde der historischen Wissenschaft ist man verpflichtet gegen dies Verfahren den entschiedensten Einspruch zu erheben«. Die Anzeige liefert eine lange Reihe von Beispielen. Die späteren Arbeiten des Verfassers aber zeigen, dass er dieser Neigung nur zu treu geblieben ist. Auch diese giebt neue Belege. Ueberall wird nichts als Trug und Ränke in der Geschichte gefunden: sie ist ein Spiel von Intriguen, und der der Meister, welcher dasselbe am geschicktesten zu handhaben weiss.

S. 185: »Ich sehe darin überlegten Hohn des Gesetzgebers, oder vielmehr einen Ausdruck des Hasses, der die Maske des Hohns, der Verachtung vornahm«; S. 195. »Gleichwohl wählte er jene zweideutige Form des Ausdrucks, weil sie für den Augenblick dazu diente, die Armen gegen die Reichen aufzuhetzen und erstere zu ver-

mögen, dass sie für das Gesetz gegen letztere Partei ergriffen«; S. 335: »die fragliche Stimmung nun ist eine merkwürdige Probe der Meisterschaft in dem Spiele politischer Alist«; S. 362: »deshalb braucht er die ihm geläufigen Mittel der Täuschung«; S. 77: »Beschäftigung mit verschiedenen Zweigen vaterländischen Geschichte hat mich belehrt, dass neuere Juristen — stets die Kunst verstanden, dunkle Ausdrücke zu wählen und Worte des Gesetzes auf Schrauben zu stellen, damit man nachher nach Belieben einen Schluss hineindenken könne, der dem Brodherrn zu fallen geeignet scheint. Ich glaube nun, dass ähnliche Berechnungen die Merowinger bestanden haben, dem ihren Baronen angenehmen Baue latein den Vorzug bei Abfassung fränkischer Gesetze zu geben. Denn sonnenklar ist, dass diese Mundart wie dazu gemacht war, gelassenen Unterschleif zu treiben, die stürmischen Forderungen widerspenstiger Landtage zu vereiteln, das heisst die Gesetze das Gegentheil von dem zu sagen zu lassen, was die Barone wollten.«

Ich füge diesen Stellen kein Wort hinzu: sprechen für sich selbst. Mit diesen Anschuldigungen geht der Verfasser daran eine Rechtsgeschichte zu schreiben, d. h. im wesentlichen zu zeigen, wie die fränkischen Könige und Fürsten darauf ausgegangen, auf dem Wege listiger, trügerischer Gesetzgebung ihre Herrschaft zu befestigen, das Volk zu unterdrücken, speciell die Alamannen und Baiern in Abhängigkeit zu setzen.

Der Verf. ist für seine Aufgabe auf das methodischste vorbereitet: das Verzeichniss seiner Bücher, die er gelesen und excerpiert, kann man Unkundigen imponieren; wer auf diesem Gebiete

gearbeitet hat weiss wie wenig damit gethan ist. Gfrörer spricht über die Lex Alamannorum nicht bloß ohne Merks Ausgabe (wie es S. 245 heisst: »die längst von Pertz versprochene, aber leider bis heute auf fabelhafte Weise verborgene Ausgabe«) zu kennen, sondern auch ohn edie in dem ihm bekannten Buch De republica Alamannorum oder in dem Archiv der Gesellschaft gegebenen Nachrichten über die Abfassung unter König Chlothachar auch nur zu erwähnen: sie soll von Karl Martell sein, »tiefen Hass des Majordomus gegen Volk und Herzog der Schwaben athmen« (S. 337). Er ist fast ohne alle Kenntniss des deutschen Rechts oder des Rechtes überhaupt. Er erklärt schwierige Worte »nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes«, ohne auf die Billigung des »Herren Jacob Grimm und Genossen« Anspruch zu machen (S. 113).

Nur ein paar Beispiele der so gefundenen Resultate führe ich an. Bei den Franken soll die Geschichte »der Geschwornengerichte«, wie es heisst, gegeben werden: das Ende ist, dass Karl Martell, Pippin, Karl der Grosse »die Verachtung in welche die Gerichte der boni viri gesunken waren benutzten, um die Ernennung der Richter nicht sowohl dem Volke, das längst keinen Theil mehr daran hatte, sondern den Geldmännern zu entwinden und in die Hände der Krone zu bringen« (S. 141). Die juratores electi sind solche die in eine Liste eingetragen waren (S. 226); es wird ermittelt, das diese für ihren Eid Gold bekamen: bei den Alamannen habe ein Reinigungseid bei Mordtodtschlag »namentlich wenn der Angeklagte sich der Schuld bewusst war, wenigstens 1200 Schillinge gekostet«: »diese Summe ging durch die Eideshülfe

jedenfalls darauf«. Karl Martell machte bei Alamannen eine Abtheilung der Freien in Klassen (S. 185). In Baiern bestand noch der Mitte des achten Jahrhunderts ein sehr gebildetes Lehnswesen, oder, wenn man so will, eine Clansverfassung, die der schottischen entspricht (S. 391).

Auf einzelnes einzugehen ist ganz ohne Nutzen.

Eine Geschichte der deutschen Volksrechte und Gesetze auch unter politischen Gesichtspunkten ist ein Bedürfnis. Aber sie muss gründlicher Kenntnis, umfassender Forschung, sicherer Kritik beruhen. Hr. Gfrörer hat, da man dreist sagen, in diesem Werke nur einen stärkeren Beweis als je gegeben, dass es gänzlich an dem Verständnis dessen fehlte, was dazu gehörte: er hat hier einen Stoff gewählt, wo mit den ihm zu Gebote stehenden Eigenschaften am wenigsten irgend etwas Gedeihliches erreicht werden konnte. Der Herausgeber aber hat seinem Andenken mit der Veröffentlichung dieses Nachlasses sicher nur einen sehr schlechten Dienst geleistet.

G. Waitz

Voltaire und die Markgräfin von Bairen
Von Georg Horn. Berlin 1865. Verlag
Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckers
197 Seiten in Octav.

Dem Verf. ist es gelungen, 25 autographische Briefe Voltaires an die Markgräfin Wilhelmine aufzufinden, die dem Zeitraum von 1742 bis 1750 angehören. Diese werden dem Leser hier geboten, zugleich aber die bereits veröffentlichten Briefe der Markgräfin an Voltaire wieder abgedruckt.

»um das vollständige Bild des geistigen Bundes zwischen dem Dichter, Friedrich dem Grossen und dessen Schwester zu geben«. Damit nun der Leser auf den Standpunkt des richtigen Verständnisses befördert werde, ist die Correspondenz mit einer Paraphrase ausgestattet, welche, neben den betreffenden Persönlichkeiten, die politischen und geistigen Richtungen der Zeit beleuchtet, kleine Ereignisse aufzuklären und Leben und Verkehr an fürstlichen Höfen zu erläutern bemüht ist. Um zu zeigen, wie weit solches dem Verf. gelungen, wie weit er freien Blickes Menschen und Zustände mustert, oder Voltaires Gemälde aus dessen Farbentöpfen übermalt, wird es geeignet sein, an bezeichnenden Stellen dessen eigene Worte hervorzuheben.

Nach dem dreissigjährigen Kriege heisst es hier, glich das deutsche Volk einem stumpfen Acker, »dessen Lebensfähigkeit erst durch eine geistige Drainage geweckt werden musste«. Man wird sodann belehrt, dass Deutschland auch noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keine Nationalliteratur besessen habe wie heutzutage, dass der Kreis der Gebildeten so ziemlich auf fürstliche Höfe beschränkt gewesen und dass den Mittelpunkt eines solchen Musensitzes die Markgräfin Wilhelmine abgegeben habe, deren Memoiren, in Verbindung mit den unterhaltenden Plaudereien von Pölnitz immer noch als die vornehmste Quelle für das deutsche Hofleben jener Zeit zu betrachten seien. Wie gering die Zuverlässigkeit dieser Plaudereien seien und bis zu welchem Grade die Niederzeichnungen der Markgräfin an Bitterkeit, Ironie und Behagen an pikanten Zeichnungen kränkeln, bleibt der Erörterung entzogen. Indem nun der Verf. die Grazie und Schärfe des Witzes eines

Voltaire betont, entwirft er zugleich eine Schilderung desselben und der »mit dem feinen Nervenstoffe ihres Jahrhunderts begabten« Maria Theresia. Ein Berühren der politischen Ereignisse konnte dabei füglich nicht ganz übergangen werden und man erhält auf diesem Wege einen denfalls bisher kaum bekanntes Motiv der schlesischen Kriege Friedrichs II. »Die Intrigue des österreichischen Hofes (in Bezug auf die absichtigten englischen Heirathen), sagt der Verfasser, hatten den Jugend-Gährungsprocess in dem Leben des preussischen Thrones beschleunigt; verwerflicher die Mittel waren, desto heftiger war die Krisis, und je entschiedener diese, desto glänzender das Resultat, der feste, geschlossene Character des Mannes, der nur den günstigen Zeitpunkt abwartete, dem Hause Habsburg den hohen Preis für die Schmerzen, Furchten und Kämpfe abzufordern. Habsburg selbst hatte die Drachensaat gesäet, und Schlesien in der Königskrone Preussens die zur Perle gewordene Thräne aus Friedrichs Herzen, gewunden um das verlorene Glück der Jugend«.

Friedrich II. und seine Schwester werden die glänzenden und characteristischen Ergebnisse der Verschmelzung von deutscher Anlage und französischer Bildung, als die ersten Repräsentanten einer Geistesrichtung hingestellt, die man speciell als »Berliner Geist« bezeichnen könnte; die »petillanten« Verse Voltaires lassen in ihnen ein neues Leben auftauchen. Man ergeht sich gegenseitig in überschwenglicher Anerkennung; der als Salomo des Nordes gepriesene König begrüsst seinen Freund als »die Hoffnung des Menschengeschlechts«. Da der Eine die Geheimnisse des Andern belauscht, dieser wiederum den verschmitzten Horch

durchschaut, thut dabei nichts zur Sache. Auf dem Schlosse zu Rheinsberg, das der Verf. sogar im romantischen Costum aufsteigen lässt, sprühen die Geister in Witz und philosophischen Reflexionen; hier ist alles spirituel und für ordinaire Menschenkinder bleibt kein Raum übrig. Aehnlich lauten die Schilderungen von Baireuth, wo Voltaire sich von einem Kranze schöner und schmeichelnder Frauen umgeben und in Grotten und auf Parnassen der Eremitage der Dichter »in sinnigen Beziehungen« sich gefeiert sieht. Der Verf. spart keine Belege für das Bedürfniss desselben, sich von einer Frau anbeten zu lassen. Wie wenig wählerisch andererseits der Philosoph von Fernay in seiner Anbetung war, wie er Katharina II. als die *déesse du Nord*, die Pompadour als die segenspendende Egeria Frankreichs vergöttert, ist mit Grund unerwähnt geblieben.

Dass in Voltaire ein »sittliches, religiöses hohes Ideal« gelebt habe, wird vielleicht nicht von jedem Leser eingeräumt; weniger noch, dass er mit demselben Ansprüche ein Dichter war, wie es Homer, Dante, Shakespeare, Corneille und Göthe gewesen. Mit dieser Behauptung ist freilich die bald darauf folgende Erklärung, dass Voltaire ein glänzender, aber darum kein grosser Dichter gewesen sei, schwer in Einklang zu bringen. Der intime Verkehr desselben mit dem Könige, der für beide hier als ein Glanzpunkt bezeichnet ist, dient in der That 'mehr dazu, die beiderseitigen Schwächen bloss zu legen und einen Friedrich II. seinem eigenen Herzen zu entfremden. Dieser Ansicht neigt sich der Verf. allerdings nicht zu. Wie weit derselbe entfernt ist, dem treffenden Urtheile beizustimmen, welches der Abbé Trublet über Vol-

taire fällt: »Je lui reconnais la perfection la médiocrité«, oder die fein und scharf durchgeführte Zeichnung Bungeners zu theilen, zu dessen Worte: »der französische Schriftsteller und die deutsche Fürstin gehörten beide dem grossen Bunde der Geister an, welcher im achtzehnten Jahrhundert sich über die Nationalitäten hinweg die Hand reichte, um die Menschheit aus der dumpfen, geistigen Lethargie in die Materie zum Bewusstsein ihres göttlichen Ursprungs und Zieles im Geiste zurückzuführen. Ref. muss doch ehrlich gestehen, dass er in dieser Art geistiger Erlösung keine Geliebte trägt.

Was schliesslich die hier zum ersten Mal veröffentlichten Briefe anbelangt, so sind dieselben dem Inhalte nach unbedeutend, aber zeugen von der Meisterschaft des Abfassers. Schmeicheleien, fein und grob durch einander und mit Sträusschen von Ironie durchflochten, in einem gefälligen Bouquet zu binden. Er dient immer mit Esprit, sein Vorrath an Schmeicheln und einschmeichelnder Redensarten bleibt unerschöpflich, es sei denn, dass ihn die Gefangenschaft in Frankfurt die Markgräfin anzuwimmeln lässt, um deren Fürsprache beim Könige zu gewinnen. Für das Martyrium, ohne Verheissung, ohne Huldigung und ohne Leckereien von Wein und Tafel die Stunden hinzubringen, ging jedes Talent ab.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

7. Februar 1866.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. Viertes Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften.

Die Chroniken der schwäbischen Städte. — Augsburg. Erster Band. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865. L und 424 S. in Octav.

Gemäss dem vom Herausgeber Prof. Hegel entworfenen Plane sollen die Chroniken der vorliegenden Sammlung nach Gruppen, wie sie sich durch die landschaftliche Zusammengehörigkeit der deutschen Städte bestimmen, veröffentlicht werden. Mit einstweiliger Unterbrechung der zuerst in Angriff genommenen Chroniken der fränkischen Städte wird jetzt eine neue Reihe, die der schwäbischen Städtechroniken unter Vorantritt Augsburgs begonnen, dem hier eine ähnliche Stellung in Geschichte und Geschichtschreibung zukommt, wie dort der Stadt Nürnberg. Die Einrichtung und Anlage des ersten Bandes

der Nürnberger Chroniken musste in aller Maas als Muster dienen (vgl. diese Bl. Jahrg. 1866 S. 1221 ff.). Der Unterzeichnete, im Sommer 1863 mit der historischen Bearbeitung der Augsburger Chroniken beauftragt, versucht daher zunächst in den beiden an die Spitze des Bandes gestellten Abhandlungen, welche eine Gesamteinleitung in die neue Abtheilung der Stadtchroniken bilden, eine Uebersicht über die Geschichte und Verfassung der Stadt Augsburg (S. XI—XXXV) sowie über die Geschichtschreibung und Literatur derselben (S. XXXV—XLVII) zu geben. — Die erstere brauchte ihr Thema eingehender nur bis zum J. 1368 zu behandeln, da mit diesem Zeitpunkt die ausführliche Darstellung der augsbургischen Geschichte in den nachstehend veröffentlichten Chroniken beginnt. Es soll nicht behauptet werden, dass erst seit jenem Jahr in bürgerlichen Kreisen städtische Geschichtsaufzeichnungen unternommen seien; einzelne Spuren lassen eine derartige Thätigkeit auch schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vermuthen, aber zu mehr als dürftigen Notizenreihen, die sich an Verzeichnung des Factum und der zugehörigen Jahrzahl genügen lassen, wird sie es nicht gebracht haben. Mit dem Jahre 1368 trat ein grosser Wendepunkt in dem Verfassungsleben der Stadt Augsburg ein: die Herrschaft der Geschlechter wurde gestürzt, das städtische Regiment gelangte in die Hand der Zünfte. Schwerlich ist es Zufall, dass auch mit diesem Jahr die älteste auf uns gekommene Chronik von Augsburg beginnt. Die wichtigen Vorkommnisse der Zeit mussten den Gedanken nahe legen, statt der etwa bereits üblichen Vermerkung der hervorragendsten Thatsachen eine wirklich eingehende

Berichterstattung des Geschehenen zu unternehmen. Damit fuhr man dann bis zum Ende des Jahrhunderts fort; im J. 1398 brach man ab und fügte nur noch eine kurze Notiz über eine Sonnenfinsterniss des J. 1406 hinzu. So entstand die Chronik von 1368—1406, welche wie billig die Reihe der augsburgischen Geschichtsaufzeichnungen eröffnet.

I. Unter den Stücken, welche der vorliegende Band bringt, ist dieses erste (S. 1—198) unzweifelhaft das werthvollste. Diese Anerkennung gebührt ihm nach seinem Gegenstande wie nach der Art der Behandlung desselben. Die die Chronik eröffnende Darstellung des Zunftaufstandes von 1368 könnte die Erwartung erregen, als werde im Verfolg den innern städtischen Angelegenheiten, den die Einführung der neuen Verfassung begleitenden Vorgängen, eine ganz besondere Berücksichtigung zu Theil werden. Dies ist aber so wenig der Fall, dass vielmehr da, wo die innern Verhältnisse der Stadt zur Sprache kommen, sich eine gewisse Zurückhaltung deutlich zu erkennen giebt. Eingehender sind die auswärtigen Angelegenheiten, die Theilnahme Augsburgs an dem grossen Städtekrieg der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. behandelt, und in dieser Beziehung berührt sich die älteste Augsburger Chronik mit der Quelle, welche an der Spitze der Nürnberger Chroniken steht, dem Büchlein des Ulman Stromer. Ueber ihren Verfasser ergiebt die Augsburger Chronik nichts. Die völlige Selbständigkeit der einzelnen an einander gereihten, lediglich in chronologische Ordnung gebrachten Berichte lässt für die Vermuthung Raum, dass mehrere nach einander an der Sammlung und Aufzeichnung der Mittheilungen gearbeitet haben,

aber bestimmteres ist nicht zu ermitteln. nach der Ausdrucksweise, der Form der Darstellung kann man vielleicht auf die Kreise städtischen Bevölkerung schliessen, in denen oder die Verfasser zu suchen sind. Ist auch amtlicher Ursprung der Aufzeichnungen wahrscheinlich, so stand doch der Autor städtischen Geschäften nicht fremd gegenüber. Er hatte gute Sachkenntniss und konnte der zugegangene Berichte über auswärtige Vorgänge und städtische Aktenstücke benutzen. Lebricht diese schöne, durchaus den Ereignissen gleichzeitige Quelle, nachdem sie sich eben einer eingehenden Darstellung auch der innern Vorgänge erhoben hat, mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ab. Spätere Abschreiber haben der Chronik eine doppelte Reihe fortsetzender Notizen angehängt. Bis zum J. 1447 vorgehend, hat diese bereits mehr die Geschichte der benachbarten bayrischen Territorien im Auge, als die der Stadt Augsburg. — Die Chronik von 1377 bis 1406 mit Fortsetzung bis 1447 wird jetzt zum erstenmal vollständig bekannt. Der bisher dahin verhältnissmässig beste Abdruck bei M. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrg. VI (1837) beruhte auf einer Heidelberger Handschrift, erst mit dem Jahre 1377 beginnenden Handschrift. In einer HS. der Berliner Bibliothek Ms. germ. no. 406 in 4to — gelang es, ein vollständigen, dem Originale nahe kommenden Text aufzufinden, der von Prof. Lexer bei der Darstellung unsrer Ausgabe zu Grunde gelegt werden konnte. In den Anmerkungen habe ich die Darstellung des Textes an der Hand der Chroniken benachbarter Städte und Gegenden des im Archive der Stadt Augsburg vorhandenen Materials controllirt. Alles was einer eindringlichen

gendern Untersuchung oder grössern Vervollständigung bedurfte, habe ich in den (IX) Beilagen (S. 127 — 198) abgehandelt. Dieselben betreffen theils Einrichtungen, theils Ereignisse, die in der Chronik berührt sind. Die umfangreichste ist die erste, welche die Einführung der Zunftverfassung in Augsburg bespricht und die wichtigsten einschlägigen Urkunden mittheilt. Das Material, das dieser wie den übrigen Beilagen zu Grunde liegt, setzt sich hauptsächlich aus städtischen Urkunden und einzelnen Mittheilungen der Stadtbücher zusammen. Von den erstern findet sich für die in Betracht kommende zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts der grössere Theil im Reichsarchiv zu München und wurde da benutzt; von den Stadtbüchern im Archiv zu Augsburg erwiesen sich am ergiebigsten die Baurechnungen, wie hier die durch zwei Mitglieder des Rathes, die Baumeister, geführten Rechnungsbücher genannt werden. Für die Zeit, welche die älteste Chronik behandelt, sind sie fast vollständig — mit Ausnahme der Jahre 1380 — 87 — erhalten und bieten einen so überreichen Vorrath von Notizen, dass die städtischen Geschichtsbücher eine viel grössere Fülle von Thatsachen gewähren müssten, als sie wirklich thun, wenn uns diese Ausgabenregister, die zwar jedes einzelne städtische Vorkommniss, aber immer nur nach den Kosten, die es verursacht, verzeichnen und sich deshalb mit äusserster Kürze, häufig mit blossen Andeutungen begnügen können, vollkommen verständlich werden sollten. Ueber die Einrichtung dieser Bücher, die in den Anmerkungen und Beilagen so vielfach verwendet sind, ähnlich den Jahresregistern in den Ausgaben der Nürnberger Chroniken, ist das Nöthige S. 10

A. 4 und S. 183 A. 1 gesagt. Andere Stadtbücher, wie das Bürgerbuch, das Achtbuch, das Söldnerbuch sind nur an vereinzelten Stellen benutzt; der eigentliche Reichthum des städtischen Archivs beginnt erst mit dem 15. Jahrhundert. Die für die Aufhellung der städtischen Geschichte so überaus ergiebigen Briefbücher und Sammlungen von Rathsdecreten konnten erst den Chroniken dieser Zeit zu Gute kommen.

II. Das zweite Stück, die Chronik des Erhard Wahraus (S. 199—264), strebt schon über die Linie einer bloss zeitgenössischen Chronikschichtsaufzeichnung hinaus. Sie beginnt mit dem J. 1126 und reicht bis zum J. 1445; ein späterer Anhang giebt einige Notizen zum J. 1462. Was sie aber über das 12., 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts mittheilt, hat für die Stadtgeschichte von Augsburg wenig oder gar nichts zu thun. Es sind Notizen zur bairischen und fränkischen Geschichte, die sich ebenso zu Eingang der Nürnberger Chronik Kaiser Sigmunds Zeit (Städtechron. I, 344 ff.) in einer dem Privilegienbuch von Ingolstadt entlehnten bayrischen Chronik (Städtechron. I, S. VI und 424) und vereinzelt auch sonst z. B. in der Speirischen Chronik (Mone, Quellen zur Geschichte der bad. Landesgesch. I, 382) wieder finden. Wie in Nürnberg, so hat auch in Augsburg ein Autor in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts diese vorhandene Sammlung benutzt, um daran Notizen zur städtischen Geschichte seiner eigenen und der nächst vorangehenden Zeit zu reihen. Ein grosser Theil des Interesses, das diese Augsburger Chronik gewährt, liegt schon nicht in den Berührungen, die zwischen ihr und der gedachten Nürnberger Quelle stattfinden. Aber neben dieser Aehnlichkeit fehlt es nicht

an wichtigen Unterschieden. Auch die Nürnberger Chronik ist ihrer Form nach mehr unter die notizenartigen Aufzeichnungen als unter die ausführlich erzählenden Chroniken zu stellen; aber die Wahraussche Chronik bleibt doch weit hinter dem zurück, was jene an Thatsachen und an Detailnotizen zur einzelnen Thatsache vermerkt. — Es ist ein Vorzug der augsburgischen Aufzeichnung vor so vielen andern derartigen Notizenreihen, dass wir eine bestimmte Person als ihren Verfasser oder richtiger ihren Sammler bezeichnen können. Bei Beschreibung eines im J. 1409 zu Augsburg vorgekommenen Zweikampfes nennt er sich selbst als Augenzeugen (S. 231, 13): »ich Erhart Wahraus stünd an der schrancken gewaupnet dar an«. Wir können diesen Erhard Wahraus aus Urkunden und Stadtbüchern als einen hervorragenden Augsburger Kaufmann seiner Zeit nachweisen. Aber was er uns hinterlassen, lässt von seiner Bedeutung wenig oder nichts ahnen; so karg und dürftig sind die meisten dieser Notizen. — So liegt der hauptsächliche Werth dieser Aufzeichnung in ihrer historiographischen Stellung: als Vertreterin der Chroniken in notizenartiger Fassung ist sie der Chronik von 1368—1406, der ältesten Repräsentantin der ausführlich erzählenden Chroniken, zugesellt.

Die Münchener HS., in welcher Prof. Lexer die Wahraussche Chronik entdeckte, enthält im Uebrigen fast nur Sprüche und Lieder; und der Text der Chronik selbst ist noch von mancherlei unhistorischen Einschiebseln unterbrochen. Die Ausgabe hat nicht blos diese Zuthaten beseitigt, sondern weicht auch noch insofern von der Handschrift ab, als sie die dort unchronologisch an einander gereihten Notizen der Zeitfolge ge-

mäss geordnet hat. Dies konnte ohne Schaden geschehen, da die Reihenfolge der Notizen der handschriftlichen Vorlage meistens auf blossem Zufall oder Willkür des Abschreibers ruht. Nur an einzelnen Stellen ist das Bestehen des Vfs ersichtlich, aus seinen Vorläufern zeitlich getrennte Notizen zusammenzureihen, weil sie einen gleichen oder ähnlichen Gegenstand betreffen. Die Parteen der Chronik, in denen dies stattfindet, sind in der Einleitung S. 10 bemerkt. — Die sprachliche Bearbeitung der Chronik nach der handschriftlichen Vorlage hat Prof. Lexer besorgt; Unterzeichneter dankt für die erneuter Zuziehung des Münchener Codicis die chronologische Umordnung ausgeführt. Von den vier dem Texte beigegebenen Beilagen (S. 243—264) hebe ich hier nur die beiden voranstehenden hervor: die erste giebt das Bild einer kurzen notizenartigen Aufzeichnung der städtischen Geschichte aus dem Ende des 14. Jahrh., gewissermassen einer Vorläuferin der Wahausschen Chronik; die zweite gewährt einen Einblick in die militairischen Verhältnisse der Stadt durch Mittheilung von Aktenstücken und Listen, welche einen von Augsburg in Gemeinschaft mit andern schwäbischen Städten im J. 1362 gegen Zwingenberg unternommenen Zug betreffen.

III. Das dritte Stück, die Chronik von der Gründung der Stadt bis zum J. 1462 (S. 265—332), bezeichnet einen weitern Schritt auf der Bahn historiographischer Entwicklung. Auch sie will keine zeitgenössische Geschichte geben, aber ebenso wenig sich an einigen unsichern Griffen in die Vergangenheit genügen lassen, ihre Absicht ist auf ein Ganzes, Vollständiges gerichtet: sie will eine Geschichte

der Stadt Augsburg von ihren Anfängen bis auf die Tage des Schreibers, bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. herab liefern. Eine Chronik dieser Art hatte schon im Jahre 1456 der Mönch Sigmund Meisterlin in seiner *Chronographia Augustensium* hergestellt. Eine Charakteristik der letztern habe ich Städtechron. IV, S. XXXVIII und bei Besprechung der Nürnberger Chronik desselben Verfs. in diesen Blättern St. 4 gegeben. Aus dem dort Gesagten erhellt, wie wenig Anspruch die Meisterlinschen Arbeiten auf den Titel zuverlässiger Geschichtsquellen haben, wie ihre hauptsächlichliche Bedeutung in ihrer historiographischen Stellung liegt. Es wird daher für die Sammlung der Städtechroniken genügen, von Meisterlins Producten eines und zwar das werthvollere vollständig und selbständig aufgenommen zu haben; seine augsburgische Chronographie mag durch die vorliegende dritte Chronik dieses Bandes vertreten werden; denn ihre Darstellung der Gründungsgeschichte der Stadt beruht unmittelbar auf Meisterlin, und an seiner *Chronographia Augustensium* ist historiographisch allein dieser Versuch einer städtischen Urgeschichte werthvoll. Es ist früher gezeigt, wie dieser Theil das Hauptinteresse Meisterlins ausmacht, die nachfolgende Geschichte ihm dem gegenüber als Nebensache erscheint. In dieser Beziehung hat nun unsere Chronik den wichtigen Vorzug vor Meisterlin, dass sie das ganze Gebiet der städtischen Geschichte bis zum J. 1469 zu beherrschen beabsichtigt. Allerdings ist ihre Darstellung nicht überall gleichmässig ausgefallen. Im Eingang ist sie umständlich und versucht sich in Beschreibungen; sobald sie den Boden der Urgeschichte verlassen, wird sie knapp und kurz, und erst, da sie sich der Zeit

des Vfs nähert, erhebt sie sich wieder zu den literarischen Mittheilungen. Die Form ist aber durchgehends die notizenartiger Aufzeichnungen; man glaubt fortwährend Excerpte einer ausführlichen Darstellung zu lesen, welche die hier hervorgehobenen thatsächlichen Momente verbunden zusammenhängend vorträgt. Zum Theil sind diese Quellen nachweisbar. Für die ältere Geschichte der Stadt, die vorwiegend Bisthums- und Kirchengeschichte ist, haben die Vitae Annales der Augsburger Kirche gedient; für spätere Zeit, in der die Bürgerschaft den Mittelpunkt bildet, städtische Chroniken wie von 1368—1406, die später zu veröffentlichten Chronik des Hektor Mülch oder deren Quellen. In der ältern Zeit will die vorliegende Chronik aber nicht bloß augsbургische Geschichte geben, sondern auch Notizen zur Kaiser- und Papstgeschichte liefern. Hier hat sie die Weltchroniken des Ekkehard und Sigebert benutzt, zugleich zeigt sich aber deutlich auch eine Einwirkung der in Norddeutschland seit dem 12. Jahrhundert entstandenen Weltchroniken in deutscher Sprache sowie der Kaiser- und Papstgeschichte, welche die strassburgische Chronik Jacobs von Nigshofen eröffnet. Letztere hat auch für die Kaisergeschichte späterer Zeit dem Verf. als Vorlage gedient.

Auch diese bis jetzt unbekannte Augsburger Chronik lag nur in einer Handschrift der Berliner Bibliothek vor, nach welcher der Verf. vom Unterzeichneten hergestellt wurde. In den Anmerkungen habe ich mich vornehmlich bemüht, die Quellen der Chronik im Einzelnen nachzuweisen. In den spätern Partien würden sacherkklärende Anmerkungen am Platz gewesen sein; es erschien aber gerathener, das dazu

handene Material bis zur Veröffentlichung der ausführlichen dieselben Thatsachen darstellenden Augsburger Chroniken in den nächsten Bänden der Sammlung aufzusparen.

Als Beilage ist dieser Chronik eine poetische Darstellung der städtischen Urgeschichte, die sogenannte Reimchronik des Kuchlin (S. 333 bis 356), hinzugefügt. Dieselbe wurde, wie die Einleitung nachweist, von einem Augsburger Geistlichen um 1440 auf Andringen eines in der städtischen Geschichte hervorragenden Mannes, des Bürgermeisters Peter Egen oder, wie er sich später nannte, von Argon verfasst. Sie behandelt ihren Gegenstand hauptsächlich auf Grund einer etwa seit dem Beginne des 12. Jahrh. in Schwang gekommenen gelehrten Mönchsdichtung; denn für etwas mehr werden die Excerpta ex Gallica historia (excerpta Velleji), die in Folge ihrer Erwähnung einer schwäbischen Göttin Cisa und einer angeblichen Schlacht zwischen Römern und Sueven schon so oft, neuerdings besonders durch J. Grimms Mythologie angeregt, die Aufmerksamkeit der Historiker und Philologen beschäftigt haben, schwerlich zu halten sein. Kuchlin, der diesen Stoff in einer Ableitung des 13. Jahrhunderts vor sich hatte, vervollständigte und rundete ihn zu einer Darstellung ab, die in ihrer Art ansprechend genannt werden kann. Der Text des Kuchlin, der bereits mehrmals gedruckt ist, wurde von Prof. Lexer nach den besten HSS. hergestellt. Derselbe hat dann dem vorliegenden Bande auch ein umfassendes Glossar (S. 357—400), das zugleich über die wichtigsten Lautverhältnisse des schwäbischen Dialects kurze Auskunft giebt, hinzugefügt. Bei der historischen und kritischen Bearbeitung des vorliegenden Bandes konnte ich schon die eben-

falls von Lexer hergestellten Texte der spä-
Augsburger Chroniken, welche in den näch-
genden Bänden zur Veröffentlichung kom-
werden, benutzen und zur Vergleichung he-
ziehen. Auf seinen Untersuchungen fusst
was ich in der Einleitung S. XLI zur Cha-
terisirung derselben anführen konnte.

F. Frensdorff

Wilhelm Seelig, Schleswig-Holstein
der Zollverein. 300 Seiten. Kiel 1865.

Eine sehr zeitgemässe und dankenswerthe
Arbeit. Denn, was immer auch das polit.
Schicksal der Herzogthümer schliesslich
mag, die Frage ist unabweisbar, in we-
Verhältniss dieselben zu dem deutschen
verein treten sollen. Zur Beurtheilung d-
Frage hat der Verfasser das Material gesam-
und eine eingehende Prüfung derselben un-
nommen.

Die Schrift ist entstanden aus öffentl.
Vorträgen, welche der Verf. bald nach
Wiener Friedensschluss, der den Krieg der
den deutschen Grossmächte gegen Däne-
zum Abschluss brachte, in Kiel gehalten
Sie zerfällt formell in zwei, ihrem Inhalt
in drei Abschnitte. In dem ersten giebt
Verf. eine kurze Geschichte des Zollvereins
eine Uebersicht seiner Verfassung. Im zw-
theilt derselbe zuerst eine Darstellung des
wesens der Herzogthümer und ihrer wirthsc-
lichen Zustände mit. Sodann untersucht e-
die Herzogthümer isolirt bleiben können,

sie es jetzt nach Auflösung ihrer Verbindung mit Dänemark sind. Diese Frage wird für den Fall bejaht, dass man nur die finanzielle Seite der Frage ins Auge fasst, aber verneint mit Beziehung auf die volkswirtschaftlichen Interessen der Herzogthümer. Darauf untersucht der Vf. nach rascher Abweisung des Gedankens an einen Zollanschluss an Dänemark oder an Mecklenburg die Bedingungen einer möglichen nähern Vereinigung mit dem Zollverein. Dabei werden mehrere Möglichkeiten ins Auge gefasst, die unten angegeben werden sollen.

Ich halte mich in meiner Besprechung der vorliegenden Schrift an den Gang, den der Vf. selbst eingehalten hat.

In Betreff des ersten Abschnitts beschränke ich mich auf eine Bemerkung über die Entstehung des Zollvereins.

Es ist mehrmals der Gedanke geäußert worden, der Plan zur Bildung des Zollvereins sei von Preussen schon bei der Einrichtung seiner Zoll- und Steuerverfassung durch Gesetz vom 26. Mai 1818 gefasst worden. Zur Begründung wird die bekannte Antwort des Fürsten Hardenberg vom 3. Juni 1818 auf die Petition rheinischer Fabrikanten von Vierrssen, Gladbach, Rheid, Süchtelen und Kaltenkirchen vom 27. April angeführt. Zur weitem Unterstützung der Ansicht könnte auch die Antwort des Fürsten Hardenberg vom 22. Aug. 1818 auf die Adresse der Kaufleute von Elberfeld vom 24. Juli angezogen werden. Beide Antworten finden sich in Benzenberg, über Handel und Gewerbe 1819. S. 134 u. fg. zugleich mit den Bittschriften abgedruckt, aus welcher Schrift auch der zur Charakteristik dieses vielseitigen Mannes interessante Umstand hervorgeht, dass er selbst

jene beiden Bittschriften verfasst und s
ziemlich lange vor List dem Verlangen
einer einheitlichen deutschen Zollverfassung
druck gegeben hat. Kürzlich hat Prof. A
in Hamburg in seiner Schrift »Aus der Vo
des Zollvereins, Hamburg 1865« jene Auffas
urkundlich zu beweisen gesucht, indem er
Instruktion veröffentlicht, welche dem pro
Gesandten bei den Wiener Ministerialconfe
zen in den Jahren 1819 und 1820, Grafen
Bernstorff, ertheilt wurde. In dieser Inst
tion wird nämlich der Gedanke an eine d
sche Zollordnung im Sinn des Art. 19, der l
desacte abgewiesen und anstatt dessen als
zu erstrebende Ziel bezeichnet, »dass einz
Staaten, welche sich durch den jetzigen Zus
beschwert glauben, mit denjenigen Bundes
dern, woher nach ihrer Meinung die Beschw
kommt, sich zu vereinigen suchen und
so übereinstimmende Anordnungen von Gr
zu Grenze weiter geleitet werden, welche
Zweck haben, die innern Scheidewände mehr
mehr fallen zu lassen«.

Der Verf. erklärt sich gegen diese Auffass
indem er sagt, jene Aeusserungen der pro
Regierung und Staatsmänner zielten nicht
die Bildung des Zollvereins, so wie er histor
bekannt ist, ab, sondern auf etwas weit G
geres. Der Gedanke an den Zollverein sei
Preussen erst später erfasst worden, nicht
dem Anschluss von Hessen-Darmstadt 1
Der Zollverein sei entstanden als Wirkung
nämlich zum Bewusstsein gekommener, unabv
barer Bedürfnisse des Verkehrs und nicht
einem schon 1818 angelegten Plan.

Ich glaube, der Verf. hat darin ganz Re
Auch mir scheint in den Worten jener Inst

tion zunächst nichts zu liegen als der den einzelnen deutschen Regierungen ertheilte Rath, sich mit ihren Nachbarn über vorhandene Beschwerdepunkte zu verständigen und die Hoffnung auf diesem Wege eine grössere Handelsfreiheit in Deutschland zu erzielen. Solche Beschwerden bestanden damals allerdings vorzugsweise gegen Preussen, aber auch gegen andre deutsche Staaten. Ein Fall, hervorgerufen durch das 1816 erlassene bayrische Getraide- und Viehausfuhrverbot, kam sogar vor die Bundesversammlung. Die Worte der Instruktion und ebenso die erwähnten Aeusserungen des Fürsten Hardenberg, bekunden die Willfährigkeit Preussens zur Beilegung der entstandenen Differenzen und den Wunsch nach grösserer Handelsfreiheit in Deutschland, sind aber kein Beweis für den bereits vorhandenen Plan, den künftigen Zollverein durch subsequenten Anschluss der andern deutschen Staaten an das preussische System zu erzielen. Wäre dieser Plan schon damals gefasst gewesen, so scheint das abweisende Verhalten Preussens 1820 zu Wien gegen die bekannte Denkschrift von Nebenius unerklärlich, da diese doch nach einer späteren (1833) officiellen Aeusserung Preussens an das badische Kabinet alle die Ideen enthielt, welche als Bedingungen einer deutschen Zollvereinigung bezeichnet werden müssen. Ebenso unerklärlich scheint unter jener Voraussetzung das ganze Verhalten Preussens bis 1828, indem es sich von allen Verhandlungen der andern deutschen Staaten über Zoll und Handel fern hielt, so dass man auch bis zu jenem Jahre keinen Fall weiss, wo es die Initiative ergiffen hätte, um einen andern Staat zum Anschluss zu bewegen, natürlich abgesehen von den Enklaven, die

es durch rücksichtsloses Vorgehen nicht zu Anschluss an sein System, sondern zur völligen Unterwerfung unter dasselbe zwang.

Von gar keinem Gewicht gegen die letzte Auffassung sind die Worte der Urkunde, welche bei der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrich Wilhelm III. in Berlin 1863 verlesen wurde, wonach der Zollverein dieses Königs eigenster Gedanke genannt wird. So kann er ja wohl genannt werden, wenn auch der Plan dazu nicht schon 1818, sondern erst 1828 wirklich gefasst wurde.

Ich meines Theils glaube nach dem Gesagten immer noch, dass Nebenius Recht hat, als er Alles für reine Erdichtung erklärte, und später nach dem Zustandekommen des Zollvereins von früheren Absichten und Einleitungen Preussens in Bezug auf eine deutsche Handelseinigung behauptet wurde.

Im zweiten Abschnitt erzählt uns der Verf. wie schon bemerkt, zunächst die Geschichte der Zolleinrichtungen der Herzogthümer. Wer die Geschichte genauer kennen lernen will, als der Verf. es nach dem Plane seiner Arbeit mittheilen durfte, kann in Hanssen's Aufsatz, »das Zollwesen der Herzogthümer Schleswig und Holstein« (Archiv der polit. Oek. von Rau und Hanssen, Band 5 und 6) jede wünschenswerthe Belehrung finden. Hier genügt die Bemerkung, dass die Herzogthümer erst 1839 ein durchgeführtes Grenzzollsystem erhielten. Ausgeschlossen von demselben waren und sind noch Altona und Wandsbeck, zugehörig dagegen einige kleine Lübeck, Hamburger und Eutiner Enklaven. Der Tarif war mässig, bei 50 Artikeln niedriger als der dänische. Zu den letzteren gehörten Wein, Spirituosa, Holz, Kaffee, aber auch die wichti-

sten Manufakturwaaren, weshalb der dänische Tarif mehr den Charakter eines Schutzzolls, der der Herzogthümer mehr den eines Finanzzollsystems hatte. Im Verhältniss zu Dänemark war gegenseitige Zollfreiheit der eigenen Landeserzeugnisse; fremde zollpflichtige Waaren hatten beim Eingang aus den Herzogthümern nach Dänemark nur die Zolldifferenz zu tragen. Die Zollordnung war liberal. Es bestand und besteht noch ein System von Privatfreilagern unter dem Namen Creditaufgabe, das früher nur wenigen Städten und Personen und nur für gewisse Waaren, seit 1839 allgemein verstattet war. Dies System wurde von Dänemark herübergenommen, wo es seit 1797 bestand. Eine besondere Erwähnung verdient auch ein den Herzogthümern eigenthümliches Schiffsmanifestwesen, welches die Zollintraden sichert, aber auch die Verzollung der Ladungen besonders bei theilweiser Löschung erleichtert. Die Herzogthümer befanden sich bei diesem System wohl und wenn auch einzelne Tarifänderungen mit der Zeit gewünscht wurden, so blieb dasselbe doch bis zur Erhebung von 1848 und noch während derselben bis 1850 bestehen. Eine Aenderung trat nach der Unterwerfung derselben unter die dänische Herrschaft ein, indem zuerst in Schleswig, dann in Holstein der dänische Tarif eingeführt und der Zollvertrag zu einer Einnahme des Gesamtstaats gemacht wurde. Dies hatte zur Folge, dass der Zolltarif mehr den Charakter eines Schutzzolls erhielt und dass die Herzogthümer finanzielle Einbusse erlitten. Der Verf. giebt an, dass der durchschnittliche Zoll-ertrag des Gesamtstaats in den 8 Jahren von 1833 bis 1840 fast 13 Mill. Mark war. Nach dem Verhältniss der Volkszahl träfe die Herzogthü-

mer $4\frac{3}{8}$ Mill. Mark; Aber der hier zur
 bung gekommene Zoll betrug fast $5\frac{1}{2}$ Mill.
 $\frac{5}{6}$ Mill. Mark mehr. Dass der Schluss au
 an den Zollstätten der Herzogthümer erholt
 Summe auf ihren Verbrauch an zollpflicht
 Artikeln zulässig ist, geht aus den vom
 am Schluss des Buchs angegebenen Zölle
 men im Jahr 18 $\frac{6}{5}$ und den ersten 5 Mo
 des Finanzjahrs 18 $\frac{6}{6}$ hervor, wo der Zolle
 noch erheblich höher war.

Der angegebene Ertrag der Zölle ist
 bedeutend, $5\frac{1}{2}$ Mark per Kopf. Das beruht
 niger auf der Höhe des Tarifs als auf der
 ken Consumption zollpflichtiger Waaren.
 Verf. berechnet die Consumption von Zucker
 20, von Kaffee auf 7, von Tabak auf $3\frac{3}{4}$ l
 per Kopf, die des Zollvereins auf $10\frac{1}{2}$ (l
 hoch), 4 und 3, die von Frankreich auf 1
 1 $\frac{1}{4}$, in England auf 38, 1, 1 Pfd. Ein so
 Verbrauch beweist den grossen Wohlstand
 Bevölkerung. Und dieser Wohlstand beruht
 sentlich auf der Landwirthschaft, die eben
 Folge der steigenden Preise der Ackerba
 dukte, des zum Theil sehr fruchtbaren Bo
 und für die wichtigsten Erzeugnisse güns
 Klimas, als andererseits in Folge einer Vor
 des Kapitals für landw. Betrieb grosse un
 in die neueste Zeit steigende Renten gab
 die Mittel lieferte zur Bezahlung der sta
 Einfuhr fremder Produkte. Die Industrie
 zwar in einigen Zweigen schöne Anfänge,
 aber in andern, auch in solchen, die zu
 Landwirthschaft in nächster Beziehung st
 wie z. B. Mehl- und Oelfabrikation, auffa
 zurück. Das Schiffahrtsgewerbe und der S
 bau ist gleichfalls nicht so entwickelt, wie
 der Seetüchtigkeit des Volks, der grossen I

und der günstigen Lage des Landes zu erwarten wäre. Das benachbarte Mecklenburg steht sowohl in der Rhederei wie im Schiffbau höher als die Herzogthümer. Endlich ist auch der Handel in den Herzogthümern weniger ausgebildet, als er sein würde, wenn die Industrie mehr entwickelt wäre.

Sehr gut zeigt nun der Verf., wie ein Fortschreiten zu einer vielseitigeren Thätigkeit für die Herzogthümer wünschenswerth, ja bis auf einen gewissen Grad nothwendig sei. Zwar lasse die Landwirthschaft noch immer eine fruchtbare Anwendung von Kapital zu; denn so tüchtig sie im Ganzen betrieben werde, fänden doch manche neuere Verbesserungen noch keine Anwendung. Aber man könne nicht erwarten, dass die überraschende Zunahme des landwirthschaftlichen Ertrages, die am deutlichsten aus dem Steigen der Ausfuhr von Cerealien und Produkten der Viehzucht während der letzten 25 Jahre hervorgehe, (die Ausfuhr von Waizen stieg seit 1840 von 200,000 Tonnen aufs Doppelte, Butter von 12 auf 16 Mill. Pfund, Pferde von 12 auf 14000, Rindvieh von 34 auf 52000, Schafe von 15 auf 45000, Schweine von 12 auf 44000 Stück) auch zukünftig in gleicher Weise anhalten werde. Die Herzogthümer müssten aufhören, vorzugsweise Ackerbauländer zu sein und müssten ihre Thätigkeit und Kapitalien auch den andern Erwerbszweigen, vornehmlich der Industrie, zuwenden, wenn sie ihren Wohlstand bewahren wollten; denn sehr richtig sagt der Verf., ein Volk könne nur dann als wirthschaftlich wohlstehend bezeichnet werden, wenn es nicht bloß seine augenblicklichen Bedürfnisse reichlich befriedige, sondern auch in der Lage sei, die mit der Zeit wachsenden Bedürfnisse

zu befriedigen. Um aber diesen Fortschritt einer vielseitigeren und besonders zu grösser industrieller Thätigkeit bewerkstelligen zu können sei für die Herzogthümer ein Anschluss an ein grösseres Zollgebiet mit einem Tarif, der die ersten Schwierigkeiten einer industriellen Entwicklung zu überwinden die Möglichkeit und einer solchen den genügenden Anreiz gebe, erforderlich. Dieses Zollgebiet sei nur der Zollverein, mit welchem näher verbunden zu werden auch politisch das nächstliegende sei. Ein Anschluss an Mecklenburg sei unthunlich; daraus wäre kein grosser Markt gewonnen und Mecklenburg selbst werde in nicht allzulanger Zeit dem Zollverein zutreten müssen. Ein Anschluss an Dänemark sei undenkbar, vorzugsweise aus politischen Gründen, aber auch aus finanziellen und volkswirtschaftlichen; denn finanziell würden die Herzogthümer bei einer Revenüentheilung mit den Köpfen, die in solchem Fall unvermeidlich Schaden haben und volkswirtschaftlich sei die Kleinheit des durch die Vereinigung gewonnenen Gebiets ($2\frac{1}{2}$ Millionen Bevölkerung) nicht viel gewonnen.

Diesen Betrachtungen des Verf. muss man beipflichten, insofern auch er die Entwicklung der Industrie und des Handels in den Herzogthümern für sehr wünschenswerth und dazu einen Anschluss an einen grösseren Markt für ersprießlich, vielleicht sogar für nothwendig hält. Aber auch dann aber auch die gewünschte Folge eintritt ist noch eine andere Frage. Allen Erfahrungen nach ist der Uebergang von einer vorherrschend landw. zu einer grössern industriellen Thätigkeit mehr die Folge davon, dass die vorhandenen Kapital- und Arbeitskräfte dort nicht eine ausreichende lohnende Beschäftigung finden

deshalb andere Erwerbszweige aufzusuchen gezwungen sind, als die Wirkung schützender Zölle und der Gewinnung eines grösseren Markts. Verwandte Beispiele sind Pommern, Hannover und Oldenburg, wo trotz des Zollvereins und seines Tarifs der industrielle Fortschritt doch nur langsam eintritt. Dass indess die Herzogthümer wirklich aus der Verbindung mit dem Zollverein den gewünschten industriellen Aufschwung gewinnen werden, lässt sich erwarten, wenn man erwägt, dass schöne Anfänge gewerblicher Entwicklung dort schon vorhanden sind und dass die mässigen Schutzzölle des Tarifs von 1839 und die etwas höheren des dänischen Tarifs günstig auf dieselbe eingewirkt haben.

Aber unter welchen Bedingungen kann der Anschluss erfolgen?

Der Verf. macht drei solche geltend. Erstlich verlangt er für die Herzogthümer Selbstständigkeit der Zollverwaltung, sodann möglichste Achtung ihrer besonderen Zolleinrichtungen, unter denen sie sich wohl fühlen und endlich vor Allem Sicherung vor finanziellem Schaden.

Was den ersten Punkt anlangt, so kann derselbe nur als billig erachtet werden. So lange die jetzige Organisation des Zollvereins überhaupt dauert, haben die Herzogthümer mit circa 1 Million Einwohner und mit einem so bedeutenden Zollertrag begründeten Anspruch, den 12 Staaten, welche mit selbstständigen Zollverwaltungen im Zollverband stehen, gleichgestellt zu werden. Der Bevölkerung nach würden sie dann unter den dreizehn Staaten mit selbstständiger Zollverwaltung im Verein die siebente, dem Zolleinkommen nach eine noch höhere Stelle einneh-

men. Sie etwa zollamtlich einem andern Staat zu unterwerfen, wie Luxemburg, Anhalt, Lippe, Waldeck u. a. m. unter preussischer, Schaumburg unter Hannoverscher, Homburg unter Großherzoglich Hessischer Verwaltung stehen, keine Veranlassung. Wohl aber wäre, wenn das jetzt grenzzolllose preussische Lauenburg gleichfalls dem Zollverein einverleibt würde, Veranlassung, dieses der Zollverwaltung des Herzogthümers anzuschliessen, wie das preussische Jadegebiet unter Oldenburgischer Zollverwaltung steht.

Auch die zweite Bedingung ist gerecht, wie ich glaube unschwer zu erfüllen. Es handelt sich dabei nur um die beiden Institute der Zollämter, den Herzogthümern eigenthümlichen Schiffsmannifestwesens und der Kreditaufgabe, welche oben erwähnt wurden; denn das Institut der Transitaufgabe d. h. die zeitweilige Niederlage zollpflichtiger fremder Waaren, welche durchs Land transitiren, in den inländischen öffentlichen Verkaufshäusern, besteht auch im Zollverein. Das Schiffsmannifestwesen aber vermindert nicht, sondern vermehrt die Sicherheit der Zollerhebung, und weit ich die Sache zu übersehen vermag, steht es mit den Zollvereinsgesetzen nicht im Widerspruch. Die Kreditaufgabe dagegen kann allerdings in der jetzigen Ausdehnung nicht fortbestehen, wegen der Gefahr, dass die fremden Manufakturen, welche im Privatzolllager eingelagert werden, mit einheimischen vertauscht und auf solche Weise der Zoll von jenen unterschlagen werde, eine Gefahr, die jetzt in den Herzogthümern bei der schwachen Entwicklung der Industrie gering ist, im Zollverein sehr gross sein würde. Indess würde es genügen, das Institut auf gewisse Waaren, Orte und Personen zu

schränken, eine Massregel, die Hansaen schon 1843 für die jetzige Zollverfassung der Herzogthümer als zulässig und zollamtlich wünschenswerth bezeichnet hat; eine vollständige Aufhebung der Kreditauflagefreiheit wäre nicht nothwendig. Sollte es sich je einmal um den Zutritt der Hansestädte in den Zollverein handeln, so wäre die erweiterte Aufnahme des Systems der Privatfreilager, die jetzt nur in gewissen Messplätzen zugelassen sind, in die Zollgesetzgebung doch unvermeidlich.

Als der schwierigste Punkt bei dem eventuellen Anschluss wird sich der finanzielle erweisen, weil die Herzogthümer wegen ihres sehr starken Verbrauchs zollpflichtiger Waaren unter allen Umständen ein bedeutendes Praecipuum aus der Zollkasse für sich werden verlangen müssen. Dieses in dem Umfang zu bewilligen, welcher durch ihren Mehrverbrauch unter der Herrschaft des Zollvereinstarifs und unter Voraussetzung freien Verkehrs mit dem jetzigen Zollverein begründet wird, werden die Zollvereinsstaaten kein Bedenken tragen; denn das kann nicht in ihrer Absicht liegen, ihre eigenen Einnahmen durch den Zutritt der Herzogthümer auf deren Kosten und zu deren Schaden zu vermehren. Aber sie werden sich bestreben, das Praecipuum genau auf jenes Maass zu beschränken, weil sie für mögliche Verluste an ihren eigenen Zollrevenüen keinen anderweitigen Ersatz in der Minderung der Grenzbewachungskosten und in sonstigen Vortheilen erwarten können. Denn, was die Grenzbewachung betrifft, so wird durch den Zutritt der Herzogthümer keine Meile Grenze von der Zolllinie befreit, weil sie nur durch die Elbe mit Hannover in Berührung stehen, die als freier Fluss an beiden Ufern auch forthin wird bewacht

werden müssen. Auch wird für den Vortheil des freien Absatzes seiner Produkte nach dem Zollverein nicht die Gefahr einer Revenüenverminderung durch ein viel zu reichlich bewilligtes Praecipuum aufzunehmen wollen, weil der freie Produktaussatz sich als gegenseitig darstellt, mag es auch sein, dass derselbe für den Anfang mehr dem Zollverein zu Gute kommen wird, indem derselbe theilweise den englischen Absatz in den Herzogthümern verdrängen wird, als diesen, der Export nach dem Zollverein bis jetzt nur ein Vieh bedeutend ist und noch für längere Zeit keine erhebliche Zunahme erwarten lässt. Wird man den möglichen finanziellen Nachtheil nicht so ohne Weiteres gegen einen volkswirtschaftlichen Vortheil zu compensiren geneigt sein. Endlich ist die Gewinnung einer laubigen Seegrenze für den Zollverein immerhin ein Vortheil; aber dieser ist wenigstens kein finanzieller; im Gegentheil ist zu wünschen, dass dieselbe Veranlassung zur Gründung einer Finanzverwaltung und damit zu starken Ausgaben werde.

Das Beispiel von Hannover und Oldenburg ist für die Herzogthümer nicht massgebend, denn durch deren Zutritt verminderte sich die Zollgrenze des Vereins um 40 Meilen, während das Gebiet sich um 800 Quadratmeilen vermehrte, und der Zollverein gelangte durch den Anschluss des Steuervereins zum ersten Male an die Nordsee, wovon man sich 1851 noch keine besondere Vortheile für die maritime Entwicklung des Vereins versprach. Sodann ist bekannt, dass damals das von Preussen Hannover zugestandene Praecipuum auf starken Widerspruch Seitens der übrigen Zollvereinsstaaten stiess, weil diese annahmen, dass dasselbe

dem bewilligten Umfang finanziell nicht gerechtfertigt sondern von Preussen aus politischen Gründen zugestanden worden sei, nämlich um nach dem unglücklichen Ende seiner Unionsbestrebungen wieder einen Schritt politischer Initiative in der vorzugsweise als national erfassten Zollvereinssache zu thun und sich durch Gewinnung einer festern Stellung im Norden die Möglichkeit der Abweisung unangenehmer Forderungen des Südens zu verschaffen. Hannover profitirte damals von der politischen Lage und erlangte ziemlich alle Anschlussbedingungen, welche 1842 von Preussen auf das Bestimmteste abgelehnt worden waren. Nun kann man freilich nicht wissen, welche politische Situation auch den Herzogthümern in der Frage des Zollanschlusses von Nutzen werden kann; wie aber die Dinge jetzt liegen, lässt sich nur erwarten, dass die Geneigtheit ein Praecipuum zu bewilligen sich bei den Zollvereinsstaaten streng auf das Maass beschränken wird, welches durch den wirklichen Mehrverbrauch zollpflichtiger Waaren in den Herzogthümern sich wird rechtfertigen lassen.

Diesen Mehrverbrauch und die daraus entstehende höhere Zolleinnahme der Herzogthümer zu constatiren, hat der Verf., welcher den bezeichneten Standpunkt vollkommen als den berechtigten anerkennt, durch eine Berechnung des Beitrags versucht, den dieselben unter Voraussetzung des freien Eingangs der Zollvereinsprodukte und des bestehenden Zolltarifs in die allgemeine Kasse liefern werden. Das Resultat ist, dass sie per Kopf $67\frac{1}{2}$ Sgr. zur Zollkasse liefern werden, während der Zollverein per Kopf 30 Sgr. incl. Rübensteuer einbringt. Jener Be-

trag würde somit ein Praecipuum von $1\frac{1}{4}$ Thlr. per Kopf rechtfertigen oder eine Gesamteinnahme per Kopf von $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Auf den Grund dieses Anschlags stellt Verf. am Schluss seines Buchs eine Berechnung über die reine Zolleinnahme auf, welche dann den Herzogthümern zufallen würde, und zwar nach zwei möglichen Vertragsmodalitäten. Nach der einen würden dieselben an den gemeinsamen Zolleinnahmen im Verhältniss von $2\frac{1}{4}$ zu 1 Theil haben und in gleichem Verhältniss an den Zollverwaltungskosten tragen, während ihnen die Grenzbewachung nur der einfache Betrag der im Zollverein durchschnittlich per Meile stattfindenden Grenzbewachungskosten erspart würde und sie überdies ihre besonderen hohen Zollverwaltungskosten selbst zu tragen hätten. Nach der zweiten Modalität würde ihnen ausser dem Ersatz der Grenzbewachungskosten nach dem Durchschnittssatz per Meile ein Fünftel von 2 Thlr. per Kopf als Reinertrag bewilligt ohne dass sie an den gemeinsamen Verwaltungskosten mit zu tragen hätten, wogegen ihnen die besonderen Verwaltungskosten verblieben. Nach jener Modalität würden der Berechnung des Verfalls zufolge 1.615000, nach dieser 1.550000 Thaler den Herzogthümern als reine Zolleinnahme kommen.

Vergleicht man diese Summe mit der jetztigen Zolleinnahme der Herzogthümer, so sind sie jedenfalls eher niedriger als höher denn die doch ist eine genaue Vergleichung unmöglich, die Kosten der Zollverwaltung derselben auch noch auf andre Abgaben erstrecken. Führt man aber die Kosten der Zollverwaltung nach dem Verhältniss der ganzen Einnahme

Ein- und Ausgangszollertrag und zieht die gefundene Summe von diesen ab, so ergibt sich für das Rechnungsjahr 188 $\frac{1}{2}$ eine reine Einnahme von 1.688000 Thlr.

Ein genaueres Eingehen in diese Berechnungen scheint mir für den Augenblick nicht gerechtfertigt, weil die Prüfung der Annahmen des Vfs., wonach der Zollbeitrag der Herzogthümer zur gemeinsamen Kasse 2 $\frac{1}{4}$ Thlr. sein würde, eine genaue Kenntniss der gegenwärtig ein- und ausgeführten Waarenmengen erfordert, welche dem Ref. abgeht. Auch hat der Vf. ganz Recht, wenn er sagt, dass die Annahme eines Zollertrags von 1 Thlr. per Kopf im Zollverein unter dem neuen Zolltarif noch zweifelhaft ist, so dass also auch von dieser Seite das Verhältniss von 2 $\frac{1}{4}$ zu 1 noch einer erst durch die Zeit zu gebenden näheren Feststellung bedarf.

So viel aber hat der Verf. zunächst zum Nutzen seiner Landsleute, bei denen der Gedanke an einen Zollanschluss viele Bedenken findet, aber auch für uns Zollvereinsangehörige bewiesen, dass der Zollanschluss der Herzogthümer wie volkswirtschaftlich vortheilhaft so auch finanziell ohne Nachtheil für beide Theile möglich ist. Dabei verhehlt er sich nicht, dass dem Anschluss noch grosse anderweitige Schwierigkeiten entgegenstehen. Eine der bedeutendsten liegt im Art. 32 des Handelsvertrags mit Frankreich, worin die Anwendung des Vertrags auf diejenigen deutschen Staaten beschränkt wird, welche dem Zollverein beitreten. Schleswig aber ist rechtlich kein deutscher Staat; es scheint unumgänglich, dass es zuvor in den deutschen Bund aufgenommen werde, ehe ein Zollanschluss in Frage kommen kann. Dies aber setzt

nicht nur die staatsrechtliche sondern auch kerrechtliche Ordnung der Dinge in den Herzogthümern voraus, die so bald nicht zu warten ist.

Zu erwähnen ist schliesslich ein Vorschlag den der Verf. für den Fall macht, dass ein ständiger Zollanschluss noch längere Zeit möglich sein sollte. Darnach würden der Zollverein und die Herzogthümer, unter Annahme des Zollvereinstarifs durch die letzteren, den Verkehr in ihren eigenen Produkten gegenseitig frei geben und jeder Theil behielte das, was seinen Zollkassen von fremden Produkten hervorgienge. Auch hier erhebt sich aber alsbald eine Schwierigkeit, nämlich der berühmte Art. 32 des französischen Handelsvertrags, der Frankreich das Recht giebt, alle Ermässigungen des Zollvereinstarifs auch für sich in Anspruch zu nehmen, welche einer dritten Macht — und das wären ja die Herzogthümer — bewilligt werden. Der Verfasser meint freilich, man könnte diese Schwierigkeit beseitigen, indem man dem Zollverein eine solche Form gebe, dass ersterer wirkliche Mitglieder des Vereins erscheinen. Wäre dies aber möglich, dann steht wider Art. 32 entgegen, und man wird wohl annehmen dürfen, dass die eine Schwierigkeit grösser ist als die andre.

Ein zweites Bedenken, nämlich die Möglichkeit, dass fremde Produkte in den Herzogthümern verzollt, und im Zollverein consumirt werden und umgekehrt, woraus eine Beeinträchtigung der Zollintraden des einen oder andern Theils hervorgienge, beseitigt der Verf. durch die Hinweisung, dass ein derartiger Handel

fremden zollpflichtigen Artikeln bei der commerciellen Stellung, welche Hamburg beiden Theilen gegenüber einnimmt, keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Schwerer scheint mir das Bedenken, dass die Zollkassen der Herzogthümer durch den zollfreien Eingang der Zollvereinsprodukte eine schwere Einbusse erleiden würden, während voraussichtlich in Folge des höheren Zolltarifs ihre Grenzbewachungskosten steigen und sie bei dieser Modalität keinen Anspruch hätten auf die theilweise Uebernahme dieser Kosten auf die gemeinsame Zollkasse, welche letztere bei vollständigem Anschluss erfolgen würde. Aus diesem Grunde möchte ich glauben, dass ein vollständiger Anschluss noch leichter möglich ist als die gegenseitige Zollfreiheit der beiderseitigen Produkte bei getrennten Zolleinnahmen.

Helferich.

A Treatise on the law of Marine Insurance, Bottomry, and Respondentia, by Samuel Marshall, Sergeant-at-law. The fifth edition by William Shee, one of the Justices of the Court of Queen's Bench. London: Shaw and Sons, Tetter Lane, law Printers and Publishers. 1865.

Den Freunden des Systems von Wilhelm Benecke über Assecuranz und Bodmerei-Wesen, dessen erster Band im Jahre 1805, und dessen vierter im Jahre 1810 erschienen ist, welches im Jahre 1821 einen Band »Zusätze«, bestehend in der Mittheilung englischer Rechtsfälle, im J.

1824 von seinem Verfasser eine englische Bearbeitung mit dem Titel *Principles of demnity in marine assurance* erfahren hat, durch die im J. 1850 erschienene Bearbeitung von Nolte in keiner Weise ersetzt ward, ist hinlänglich bekannt, wie viel dieser treffliche Schriftsteller dem im J. 1802 zuerst erschienenen Werke von Samuel Marshall über den gleichen Gegenstand verdankt. Dieses Letztere bei Lebzeiten des Verfs. noch zwei Ausgaben gesehen, deren letzte 1823 sein Sohn Charles Marshall besorgte, welcher Oberrichter von London war, und dem gegenwärtig die beiden neueren Ausgaben gewidmet sind. Im Jahre 1841 trat nämlich das Bedürfniss einer neuen Ausgabe hervor und sie ward Herrn William Storer anvertraut, welcher dem Publikum als späterer Herausgeber des unsterblichen Werkes von ihm hinlänglich bekannt ist. Dieser hat die Nothwendigkeit gefühlt, einige Capitel umzuarbeiten, und zwei Anhänge hinzuzufügen, denen der eine die amerikanischen Rechtsfälle betreffend das Memorandum »frei von Beschränkung u. s. w.«, zum Gegenstande hat, der andere die Frage erörtert, ob Seefähigkeit Zeitpolicen als Bedingung, warranty, ihrer Gültigkeit aufzufassen sei. Im Uebrigen ist das Werk des Verfs. unverändert geblieben, inso weit es nicht die Bezugnahme auf die zahlreichen seit jener Zeit in England, wie in Amerika geurtheilten Fälle, Zusätze und Veränderungen erforderlich machte. Diese Stabilität empfiehlt sich schon um deswillen, weil die Verweisung auf das Werk vor den Gerichten, als eine Autorität ersten Ranges, die möglichste Beibehaltung der unveränderten Ausdrucksweise ihm

Verfs. zur Nothwendigkeit' machten, wenn die neue Ausgabe sich des gleichen Beifalls erfreuen sollte, wie die früheren. Ein schlagender Beweis, mit welchem Geschick Herr Shee, welcher inzwischen aus einem Sergeant-at-law zum Richter der Queen's Bench avancirt ist, seine Aufgabe erfüllt hat, ist die nach Verlauf von 4 Jahren abermals hervorgetretene Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe. Auf den ersten Blick sollte man glauben, sie sei nichts, als eine der in Deutschland nicht selten beliebten, neuen Titelausgaben. Denn die Vorrede der fünften Ausgabe ist bei der Zählung der Seitenzahl der Vorreden und der Bezeichnung der Bogen ausser Anschlag geblieben und bis S. 636 deckt anscheinend eine Seite die andere. Allein schon der um zwei Blätter vermehrte Index von S. 637 bis 696 belehrt eines andern, und nicht minder das auf S. XVII bis XXIX ersichtliche Register der in dem Werke verzeichneten Fälle weist darauf hin, dass die Vermehrungen in Text und Noten zahlreich sein müssen. Und mit Recht bemerkt der Herausgeber, dass einige dieser Entscheidungen für das Versicherungsrecht von hoher Bedeutung sind. Zu besonderem Danke ist der Käufer des Werkes dem Herausgeber aber dadurch verpflichtet, dass er den sonst unvermeidlichen Ballast englischer Werke, die reiche Ausbeute aus den Statuten nicht beigelegt hat. Denn, in der That, jeder Freund der englischen Rechtsliteratur hat die neueste Gesetzgebung auf dem Gebiete des Handelsrechts bereits in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Abdrücken, welche die betreffenden Werke nicht unerheblich vertheuern. Die obgedachte Gleichheit der Seitenzahlen bei den beiden neuesten

Ausgaben des Marshall'schen Werks ist dadurch erreicht worden, dass der Druck in der neuesten Ausgabe stellenweise etwas enger ausgefallen ist, was jedoch nur bei genauer Ansicht der Letztgenannten entdeckt werden kann und das Auge in keiner Weise verletzt. Selbstverständlich ist es natürlich, dass die in der vierten Ausgabe S. XXXI–XXXIV ersichtlichen Zusätze und Verbesserungen in der fünften an den betreffenden Stellen eingeschaltet worden sind.

Wer also sich darüber orientiren will, welcher Weise die englische Jurisprudenz im engsten Sinn in dem Versicherungsrecht am Anfang dieses Jahrhunderts fortgeschritten ist, der wird in diesem Werke seine volle Befriedigung finden. Aber auch nicht mehr von diesem. Marshall stand natürlich im Jahre 1791 im Betreff der Literatur des Versicherungsrechts auf dem Standpunkte seiner Zeit. Er benutzte die damals erschienenen lateinischen Werke, welche derzeit gänzlich veraltet sind, und den französischen spendete er Valin und Pothier das grösste Lob, während er bei dem ersten Schriftsteller des Assecuranzrechtes bis auf den heutigen Tag, wir meinen Émérigon, die Maßregel oder wenn man will, die Geschmacklosigkeiten in der damaligen Behandlung der Rechtswissenschaft, nämlich auf dem Continent, eigenthümliche Fehler ihres Verfs. rügt. Und den Erzeugnissen der Gesetzgebung stand ihm natürlich die Ordonanz von 1681 als das letzte Erzeugniss von Bedeutung in Frankreich vor. Den Code de commerce kennt Marshall nicht, weil er 1802 noch nicht erschienen war. Und so ist es denn bis auf die neueste Ausgabe von 1865 geblieben. Wer also seine Kur-

des Versicherungsrechtes aus diesem Werke ausschliesslich schöpfen wollte, steht geradezu auf dem Standpunkte des achtzehnten Jahrhunderts, — Englands Rechtsprechung allein ausgenommen, während dessen Literatur auch auf diesem Gebiete mit dem Anfang dieses Jahrhunderts abschliesst. Selbst das einleitende Capital bietet nur ein Bild, wie es vor mehr als einem halben Jahrhundert sich zeichnen liess. Der Name Pardessus, dessen Bedeutung auch für See- und Versicherungsrecht welthistorisch ist, wird vergebens gesucht, und alle Schriftsteller, welche sich in Frankreich seit dem Handelsgesetzbuch auch um das Versicherungsrecht bedeutende Verdienste erworben haben, die Herren Alauzet, Bédarride, Caumont, Cauvet, Goujet und Merger, Pouget etc. etc. sind als *dii minorum gentium* selbstverständlich völlig ungenannt. Wir haben absichtlich der französischen Literatur gedacht, indem wir der Ansicht waren, dass es für den Engländer doch einigermassen von Interesse sein könne, was in Havre und in Marseille über Versicherungsrecht geurtheilt und geschrieben würde. Dass Deutschland, sein neues Handelsgesetzbuch, und insbesondere die hamburgischen Entscheidungen auf dem Gebiete des Versicherungsrechtes gänzlich ignorirt worden sind, darf nach dem Vorstehenden nicht befremden. Und doch sollte man glauben, dass es auch dem Engländer recht wichtig sein müsste, in welcher strengen Weise z. B. in Hamburg die Lehre von Abandon gehandhabt wird, da das Versicherungswesen in dieser deutschen Handelsmetropole auch für die Interessen der Londoner City nicht unbedeutend ist. Ein derartiges Ignoriren erweist

sich natürlich für den Werth dessen, was Buch geliefert hat, vollkommen gleichgültig. sollte jedoch als ein charakteristisches Zeichen, welches keineswegs allein steht, von denen ignorirt werden, welche es der Sache nach weilen in Zweifel stellen, ob z. B. Hamburg handelsrechtlicher Beziehung eine deutsche Stadt ist. Einstweilen wird sie es sicherlich bleiben. Doch dem sei, wie ihm wolle, die wahre Fortbildung des Rechtes mehr den Gerichten, als den gesetzgebenden Körpern anheim zu misst, und in scharfer Erforschung der Eigentümlichkeiten jedes einzelnen Falles eine wichtigere Aufgabe des Richters findet, als in Ueberladung des Gehirns mit modernster gesetzgebungsweisheit, dem empfehlen wir die Schriften von Marshall, dem wahren Prototypen der Herrschaft kaufmännischer Gewohnheiten als Hauptquelle des Handelsrechts, »dessen Erforschung weit besser und genauer vor den Gerichtshöfen, als im Parlament, aller Belehren und Hülfsquellen ungeachtet, sich empfehlen lassen«.

Quellensammlung der Schleswig-Holsteinischen Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Erster bis dritter Band. Kiel 1865. In Commission der akademischen Buchhandlung. Auch unter dem Titel: Erster Band: Chronicon Holtzatie auctore Presbytero J. M. Lappenbergs. Herausgegeben von J. M. Lappenbergs. XXXII u. 186 S. Zweiter Band: Urkunden und andere Actenstücke zur Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein.

thümer Schleswig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause. Gesammelt und herausgegeben von G. Waitz. Erstes Heft. X u. 144 S. Zweites Heft VI u. 144 S. Dritter Band: Die Chronik der nordelbischen Sachsen. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. XXVI u. 183 Seiten in Octav.

Nur mit wenigen Worten mag hier die Sammlung von Materialien zur Geschichte Schleswig-Holsteins zur Anzeige gebracht werden, die zwei der letzten Arbeiten Lappenbergs enthält, und zu der ich einen weiteren Band habe beisteuern können. Diese Theile sind ziemlich verschiedener Art. Wenn Lappenberg in Band 1 und 3 die beiden dem Mittelalter angehörigen Holsteinschen Chroniken neu in kritischer Bearbeitung herausgegeben hat, so bringt der 2. Band urkundliches Material zur neueren Geschichte der Herzogthümer, wie ich solches für den zweiten Band meiner ausführlicheren Geschichte in verschiedenen Archiven Norddeutschlands gesammelt habe.

Den kurzen Bemerkungen im Vorwort habe ich nichts wesentliches hinzuzufügen. Die Berücksichtigung, welche diese Sammlung bereits mehrfach in der Literatur über die Erbfrage gefunden hat, zeigt mir, dass ihre Veröffentlichung nicht überflüssig war. Aber auch für andere Verhältnisse enthält die Sammlung manches von Bedeutung. Ich mache auf die Nachrichten über die älteren Landtage, auf Berichte über die Unterwerfung Ditmarschens, über die Theilnahme Christian IV. am dreissigjährigen Krieg aufmerksam. Wenn jetzt den Herzogthümern ihre Archive, wie im Wiener Frieden be-

dungen ist, zurückgegeben werden, muss es
 lich möglich sein, über manches was hier
 handelt ist noch mehr aus dem Vollen zu s
 pfen. Anderes aber war nur auf diesem V
 zu gewinnen. Briefe der Herzöge und Kö
 an andere Fürsten, Berichte von Gesand
 wie die der Hessen über die Landtage von
 und 1590, konnten nur aus fremden Arch
 beigebracht werden. Und wenigstens eins
 rer welche hier benutzt sind, das Oldenbu
 hat Anspruch für ein wirkliches Landesar
 zu gelten.

Unter den Chroniken die Lappenberg
 ausgegeben ist die des Presbyter Bremensis
 bekanntere, von jeher trotz des vielfach sa
 haften Charakters ihrer Erzählungen als Ha
 quelle benutzt, auch in den Ausgaben von L
 niz und Westphalen allgemein zugänglich.
 neue Ausgabe giebt theils einen mit Hülfe
 vorhandenen Handschriften verbesserten
 kritisch festgestellten Text, theils die nöth
 Erläuterungen in Anmerkungen und einer
 lage zur Geschichte Graf Heinrich des Eisen
 dessen Wirksamkeit sich weit über die G
 zen seiner Heimat hinaus erstreckte. Die
 rede giebt Auskunft über den Autor, s
 Glaubwürdigkeit, Schreibweise, eine alte nie
 deutsche Uebersetzung, die man manchmal
 richtig für das Original gehalten, die vorha
 nen Handschriften, die bei der Ausgabe be
 ten Grundsätze, alles in der sorgsam
 erschöpfenden Weise, die bei den Arbeiten
 Herausgebers bekannt genug ist. Genealogi
 Tafeln der Grafen aus dem Schauenbu
 Hause und Register sind beigegeben.

Aehnlich ist die Einrichtung der zuletzt

schienenen Ausgabe der sogenannten Kronik der Nordelvischen (so, nicht: Nordelbischen, war, wie in der Vorrede, auch im Titel zu schreiben) Sassen. Sie bringt aber fast ein neues Werk zu Tage. Nur eine spätere Abschrift des Ditmarschers Russe war bisher veröffentlicht, in dem Staatsbürgerlichen Magazin Bd. IX von Michelsen, deren Ausgabe aber weder allgemein zugänglich, noch irgend befriedigend war, da in ihr eigentlich nur ein Auszug des Werkes gegeben wie es vollständiger in zwei Handschriften zu Kiel und Hannover sich findet. Aus der ersten hatte ich schon vor Jahren die Absicht eine neue Ausgabe zu besorgen, und auch auf diese habe ich später aufmerksam machen können (Nordalb. Studien V, S. 89, eine Stelle die dem Herausgeber entgangen zu sein scheint), dann aber, da mir diese Studien etwas ferner traten, der Kieler Gesellschaft für vaterländische Geschichte, die die Aufnahme der Chronik in diese Sammlung wünschte, dringend gerathen, Lappenbergs Mitwirkung hierfür zu gewinnen, und es gereicht mir zu wahrer Befriedigung, dass er diese Arbeit noch in der letzten Zeit seines Lebens hat vollenden und ihr alle die Vorzüge geben können, welche seine Editionen norddeutscher Geschichtsquellen auszeichnen.

Wohl keine der bekannten Handschriften hat das Werk ganz in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Diese war auch eine eigenthümliche, indem der Verfasser zuerst die spätere Periode behandelte und dann wie zur Ergänzung auf die früheren Zeiten zurückging. So zerfällt das Werk in zwei Theile, von denen der eine von 1250—1483, der andere von 790—1181 reicht. Dass beide wirklich zusammengehören, kann,

wie der Herausgeber ausführt, keinem Zwang unterliegen. Dass in der Ausgabe jetzt die Ordnung des Autors verlassen und der Abschnitt über die ältere Zeit zu Anfang gestellt, wird man auch kein Bedenken haben. Man hätte vielleicht den Druck dieses in den zungen Russes fast ganz übergangenen Abschnitts für überflüssig gehalten, da es sich beinahe auf Helmold stützt. Doch finden sich einzeln Zusätze, und die Art der Bearbeitung in der deutschen Sprache hat an sich eine gewisse Bedeutung und rechtfertigt es gewiss genügend, dass das Werk hier zum ersten Mal vollständig mitgetheilt ist. Auch andere Quellen sind in die Chronik nachgewiesen; doch bewahrt sie später in Form und Inhalt einen überwiegend selbständigen Charakter, und wenn sie nicht gerade einen besonders hohen Wert beanspruchen kann, wird sie doch zu den wichtigsten Hilfsmitteln für die Geschichte der Nordalbingischen Lande gerechnet werden können. Der Haupttheil scheint, wie der Herausgeber bemerkt, schon um das Jahr 1448 geschrieben; doch sind Zusätze bis zum Jahr 1463 hinab gemacht, die manche sehr gute Nachrichten zur Geschichte Christian I. geben, es scheint von demselben Verfasser. Wer dieser war, bleibt ungewiss. Selbst, wo er leidet, ergibt sich nicht mit Sicherheit. Lappenbroeck macht einige Umstände geltend, die auf Hamburg als Heimat hinweisen, doch durchschneidend sind sie nicht. Auch der gewählte Text fehlt den älteren Handschriften.

Der Ausgabe ist die Hannoversche Handschrift zu Grunde gelegt. Die Kieler wird ihr nachgesetzt wegen mancher Nachlässigkeiten in

Abschrift, die mitunter zu wirklichen Entstellungen oder Verstümmelungen des Textes geführt haben. Doch ist dieselbe älter, ihrer Angabe nach schon im Jahre 1486 geschrieben; die Sprache hat ein älteres, vielleicht auch noch reiner niederdeutsches Gepräge, so dass man wohl anzunehmen Grund hat, dass sie in dieser Beziehung dem Original näher steht, und eine noch andere Benutzung als durch Angabe der Varianten für die Herstellung des Textes hätte wünschen mögen. Aus einer früher gemachten Abschrift führe ich einzelnes zum Beleg an. S. 89 (1287) hat Kiel (B): »hartich«, nachher »de hartoghe« statt »hertoch«, »myd« statt »myt«, »stat« statt »stadt«; S. 90 »sloete« (nicht wie die Note hat: »sloete«) statt »slate«, »en« statt »eyn«, »konnynkrikes« statt »koninchrrikes«, »grod del« statt »grot deyl«, »tyd« statt »tyt«; ebenso »grod«, »ward« u. s. w.; »ridderschopp« statt »ridderscop«; S. 91 »hemeliken« statt »heymeliken«; »reggerende« statt »regirende«, »thome« statt »tom«, »egenem« statt »eygen«. Nicht billigen kann ich namentlich, dass die angegebenen Varianten nicht genau in der Schreibung des Codex mitgetheilt sind, wenn diese auch nicht für die Ausgabe Annahme fand. So heisst der S. 100 mitgetheilte Satz nicht, wie hier steht: »dar inne wart he vorbrant«, sondern »dar ynne ward he vorbrandt«. Doch ist hierfür wohl weniger der Herausgeber selbst als einer seiner jüngeren Mitarbeiter, welcher die Vergleichung besorgte, verantwortlich zu machen. Auch dürfen wir uns ohne Zweifel auf die Genauigkeit der Abschrift des Hannoverschen Codex verlassen, und haben so jedenfalls einen in der Haupt-

sache correcten und die Ansprüche des H
kers wohl befriedigenden Text vor uns.

Angemessene Erläuterungen, sorgfältig
gister und ein Glossar sind beigelegt un
höhen den Werth dieser Publication.

Hoffentlich wird die Schleswig-Holstein
enburgische Gesellschaft für vaterländische
schichte im Stande sein durch Fortsetzung
ser Quellensammlung wie der früher begon
Urkundensammlung das Studium der Land
schichte auch in Zukunft zu fördern. Es
nicht an Material. Ich mache nur auf das
tige Regestum Christiani I. aufmerksam,
eine Bearbeitung und Veröffentlichung in
sender Gestalt gar sehr verdient.

G. Waitz

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

14. Februar 1866.

Die unterscheidenden Merkmale der Deutschen Pflanzen-Familien und Geschlechter von S. Lantzius-Beninga, Assessor der phil. Facultät und Privat-Docent der Botanik in Göttingen. Erste Abtheilung: enthaltend die Familien und Geschlechter der Dialypetalen und der Gamopetalen mit oberständiger Blumenkrone. Mit erläuternden Abbildungen auf 21 lithographirten Tafeln. Göttingen bei Adalbert Rente. 1866. 10, XXV u. IX S. Oct. und 34 Blätter Querfol. Text u. 21 Taf. Querfol. Abbild.

Der Verfasser des oben genannten Werkes hatte sich seit mehreren Jahren als Hilfsmittel bei seinen Vorlesungen von ihm selbst gearbeiteter und geschriebener Tabellen über die charakteristischen Merkmale der Nord- und Mitteleuropäischen Pflanzenfamilien bedient. Da dieselben sich als brauchbar erwiesen, liess er sie auf den Wunsch seiner Zuhörer durch Steindruck vervielfältigen, indem er noch Tabellen über die Differenzen der Genera hinzufügte.

Aus der völligen Umarbeitung dieser Tabellen und der Erweiterung derselben für den

ganzen Umfang der Deutschen Flora mit zufügung erläuternder Abbildungen sämtlicher Familien- und Geschlechts-Kennzeichen, ist vorliegende Werk entstanden. Es ist also nächst zum Hilfsmittel beim Unterrichte zum Leitfaden beim Selbststudium in der systematischen Botanik bestimmt.

Der Verfasser hatte Anfangs die Absicht, Werk in möglichst kurzer Zeit aus dem vorhandenen Material zusammen zu stellen, überzeugte sich aber bald davon, dass durch die Widersprechender Angaben und oft bedeutend verschiedener Abbildungen ohne eigene Untersuchungen nicht durchzufinden sei. Er schied deshalb zu eigenen Untersuchungen und fertigte die Abbildungen, welche er selbst aufzeichnete, wo es irgend möglich war, unmittelbar nach der Natur an. Nur in wenigen Fällen, wo er das nöthige Material nicht zu beschaffen im Stande war, oder wo zuverlässige Abbildungen vorlagen, hat er die letzteren benutzt.

Dem Zweck des Werkes, eine möglichst klare und scharf begrenzte Uebersicht der unterscheidenden Merkmale der Deutschen Pflanzen-Familien und Geschlechter zu geben, entsprach es am Besten, für den Text wiederum die Tabellensystem zu wählen, weil in dieser Form die Gegensätze am Deutlichsten hervortreten und am Leichtesten zu übersehen sind, ferner bei den Abbildungen eine jede überflüssige Wiederholung möglichst zu vermeiden. Es hat der Verfasser deshalb den Character einer Familie, einer Abteilung derselben oder eines in dieselbe gehörigen Geschlechtes nach einer Art des letzteren, welche sich besonders dazu zu eignen schien, als Typus benutzt zu werden, möglichst vollständig dargestellt, von den andern Geschlechtern

selben Familie oder Abtheilung dagegen immer nur das abgebildet, wodurch sie sich von dem zuerst abgebildeten oder gegenseitig von einander unterscheiden. Es ist hierdurch nicht nur die Uebersichtlichkeit befördert, sondern zugleich eine unnütze Vertheuerung des Werkes vermieden.

Um den Gebrauch desselben möglichst zu erleichtern, ist hinter den Familien- und Geschlechts-Namen im Texte stets die Zahl der dazugehörigen Abbildung beigefügt, indem die Arabische Zahl die Abbildung selbst, die Römische die Tafel, auf welcher sie sich befindet, bezeichnet.

Der systematischen Anordnung des Werkes ist das zeitgemäss veränderte Jüssieü'sche System zu Grunde gelegt, welches der Verfasser noch immer nicht allein in Beziehung auf die Feststellung der Hauptabtheilungen, sondern auch in Beziehung auf die Aufeinanderfolge der Familien für eines der Vorzüglichsten hält.

Der Verf. ist der Ansicht, dass die Eintheilungsgründe, welche den Hauptabtheilungen des genannten Systems zu Grunde liegen, noch für lange Zeiten nicht zu entbehren sein werden, wenn auch viele Schwankungen in denselben vorkommen mögen und zahlreiche Umstellungen einzelner Familien oder Modificationen in der Gruppierung derselben als nothwendig sich herausstellen sollten. Und wie sämmtliche mehr oder weniger brauchbare neuere Systeme, wie das De Candolle'sche, das Bartling'sche und das dem letzteren völlig nachgebildete Endlicher'sche u. s. w. nur eben geringe Modificationen des Jüssieü'schen Systemes sind, mit mehr oder weniger glücklicher oder unglücklicher Veränderung der Eintheilungsgründe und Abtheilungs-

namen, so kann dasselbe nach der Ansicht des Verfassers noch heute in seinen Principien Massstab für die Güte eines jeden Systems gelten, indem dasselbe um so brauchbarer wird, je mehr es mit dem Jüssieü'schen System übereinstimmt, und um so unbrauchbarer, je mehr es sich von demselben unterscheidet.

In Beziehung auf die Stellung und Anordnung der Familien, so wie die Stellung der schlechter in denselben oder in den Untertheilungen hat der Verfasser hier und da dem gewöhnlich Angenommenen abweichen müssen geglaubt.

So z. B. hat er die Caryophyllinen, die mit einem gekrümmten, ausserhalb des Perispermies liegenden Keimling versehenen Dicotyledonen in eine Dialypetalische und eine Monopetalische Gruppe geschieden, welches übrigens auch schon von Anderen geschehen ist. Der Verfasser hat die Gründe, welche ihn hierzu veranlasst haben, in dem Vorwort seines Werkes auseinandergesetzt.

In der Familie der Cruciferen hat er die Geschlechter *Clypeola* und *Peltaria* als mit einer »*Silicula indehiscens*« versehen zu den Euclidiaceen gestellt, und hat die sogenannten »*Diplecolobae*« *Subularia* in die Abtheilung der *Camelineae*, *Senebiera* in die Abtheilung der *Lepidineae*, und die zu den *Notorhizeen* gestellt, wovon sie nicht wesentlich verschieden zu sein schien. Der Verfasser ist der Meinung, dass wenn es zweckmässig wäre, so sehr scrupulöse Unterscheidungs-Characteres für die Gruppen anzustellen, auch aus dem Geschlecht *Dentaria*, dessen Arten Keimblätter haben, die am Rande der Länge nach eingefaltet sind, so wie

mehren Anderen noch besondere Abtheilungen gemacht werden müssten.

In der Familie der Umbelliferen hat er die völlig unhaltbare Abtheilung der Coelospermae mit der der Campylospermae vereinigt, welche letztere Abtheilung wohl noch als verschieden von der der Orthospermae beibehalten werden muss, so viele Uebergänge und Mittelbildungen sich auch in beiden Gruppen finden mögen. Das Genus *Meum* hat er der Beschaffenheit des Endosperms wegen von den Orthospermen zu den Campylospermen gestellt, wobei freilich die Art *Meum Mutellina* in Zukunft, als mit ebenem Innenfleisch versehn, als besonderes Genus (etwa unter den Namen *Mutellina* — Art: *Mutellina vulgaris* —) wiederum zu den Orthospermen zu stellen sein würde.

In der Gruppe der Scandicineen hat er das Genus *Echinthariscus* aus Gründen, welche er im Vorwort entwickelt hat, von *Anthriscus* getrennt, und einige Umstellungen verschiedener Geschlechter in dieser Gruppe und in der der Smyrnieen vorgenommen.

In der Familie der Rosaceen hat er *Rubus* in die Abtheilung der Amygdaleen und *Sanguisorba* und *Poterium* in die Abtheilung der Rosaceen gestellt. Er zweifelt nicht daran, dass diese Umstellungen vielfach Missbilligung erfahren werden, hält aber dessenungeachtet an denselben fest. — Zuerst bemerkt er, dass *Rubus* eine »*Aestivatio imbricata*« und nicht die »*Aestivatio valvata*« der Dryadeen hat. Er ist ferner der Ansicht, dass weder der *Habitus*, welcher in dem Genus *Rubus* ebensowohl wie in der ganzen Familie der Rosaceen die unendliche Mannigfaltigkeit zeigt, noch auch die Zahl der Fruchtblätter oder die Insertion des

Staubweges, welche desgleichen in allen Mationen vorkommen, massgebend dafür können, dieses Geschlecht zu den Dryadeen stellen.

Von den Geschlechtern *Sanguisorba* und *terium* gilt ebenso, dass sie keine *Aestiv* *valvata*, sondern *imbricata* zeigen; ausser aber kann der strauchartige Wuchs der *Ros* eben sowenig wie der strauchartige oder baartige Wuchs der meisten *Amygdaleen* in e Familie in Betracht gezogen werden, in wel in dieser Beziehung überall, sogar inner mehrer Gattungen selbst die grösste Verän lichkeit sich zeigt.

Der Verfasser fühlt sich in Beziehung h auf veranlasst zu bemerken, dass während der Begrenzung und Aufstellung der Fami im natürlichen System eine strenge Consequ gewiss nicht gehandhabt werden kann, in hierbei die verschiedensten Rücksichten in tracht gezogen werden müssen, weil sonst Character des natürlichen Systemes in den künstlichen übergehen würde, doch in so s natürlich umgrenzten Familien, wie in der milie der *Rosaceen* der Character der Abtl lungen mit möglichster Strenge befolgt wer muss, weil sonst alle systematische Ordn aufhören, und reine Willkür an ihre Stelle t ten würde.

Die beiden letzterwähnten Genera *Poteri* und *Sanguisorba* werden allerdings schon weg der Verkümmernng der Blumenkrone als abw chende Bildungen zu betrachten sein, sicherl aber in jeder Beziehung den *Roseen* näher den *Dryadeen* stehn.

Die *Pomaceen* hat der Verfasser nur z Erleichterung des Ueberblickes und der Unt

scheidung von den verwandten Familien als besondere Familie aufgestellt, gern kennt er indessen die Berechtigung derjenigen an, welche sie nur als Unterabtheilung der Rosaceen auführen.

In der Familie der Papilionaceen hat der Verfasser die Abtheilung der Astragaleen als Hauptabtheilung von den Loteen trennen zu müssen geglaubt, das Genus *Phaca* aber mit Ausschluss derjenigen Arten, welche zu *Astragalus* zu rechnen sind, in die Abtheilung der Galegeen gestellt.

In der Familie der Synanthereen macht er aufmerksam auf den Character des Geschlechtes *Cupularia*, welches auffallender Weise von seinen Begründern selbst, den verdienten Verfassern der Flore de France, Grenier und Godron nicht richtig beschrieben, von Reichenbach fil. richtig abgebildet, im Uebrigen aber nicht richtig aufgefasst ist.

Ausserdem hat er in dieser Familie die Unterabtheilung der Carlineen mit der der Carduineen, als nicht wesentlich von derselben verschieden, vereinigt.

Ueber die Ausdrucksweise, welche der Verf. in seinem Werke angewandt hat, hat er schon einige Worte in dem Vorwort desselben gesagt, er hält es indessen für angemessen, dem Gesagten noch Einiges hinzuzufügen. Die Absicht des Verfassers in Beziehung auf diesen Punkt war die, in den Beschreibungen selbst alle aus dem Lateinischen und Griechischen hergenommenen, ferner alle aus andern Gründen schwer verständlichen Kunstausrücke möglichst zu vermeiden, und sie, sowie alle diejenigen, welche leicht zu Missverständnissen Anlass geben können, durch andere leichter verständliche zu er-

setzen, ausserdem aber eine möglichst folgerichtige Ausdrucksweise anzubahnen, durch welche vor allen Dingen ein Pflanzentheil, einerlei und unter welchen Gestalten derselbe vorkommen möge, nur mit dem seiner ursprünglichen Natur entsprechenden Namen belegt, und etwa vorhandene eigenthümliche Ausbildung desselben durch ein passendes Beiwort bezeichnet werden soll.

Was zunächst die aus dem Lateinischen theilweise aus dem Griechischen hergenommene Kunstsprache betrifft, so ist sie nach der Ansicht des Verfassers in mehr als in einer Hinsicht durchaus veraltet, und zwar zuerst weil den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht angemessen ist, eine Naturwissenschaft, welche allseitig bildend, anregend und in praktischer Hinsicht Nutzen spendend wirken soll, in einer Sprache zu verbergen, welche Vielen nicht oder doch nur schwer zugänglich ist, weil sie völlig überflüssig ist, indem sich Alles, was durch sie ausgedrückt wird, eben so klar und besser durch irgend eine neue Sprache ausdrücken lässt, um so mehr, weil sie eben zum grössten Theil aus einer vergangenen Zeit her stammt, in welcher die Begriffe über die Naturwissenschaft selbst noch mangelhaft, einsam vor Allen aber von den gegenwärtig in Deutschland herrschenden Begriffen völlig verschieden waren.

Aber auch die Deutsche Ausdrucksweise, welche sich in den neueren systematischen Schriften bereits Eingang verschafft hat, das Bedürfniss nach derselben sich schon seit längerer Zeit lebhaft fühlbar machte, hat sich noch zu sehr an den Reminiscenzen der besprochenen Terminologie gekrankt, indem

mehr oder weniger nur eine wörtliche Uebertragung derselben darstellte, und deswegen selbst manchmal kaum verständlich war.

Indem nun der Verfasser sich bestrebt hat, den besprochenen Mängeln möglichst durch passende Ausdrücke abzuhefen, ist er doch weit davon entfernt zu glauben, dass ihm dies schon in genügender Weise geglückt sei. Er beansprucht weiter nichts, als in einigen Fällen Verbesserungen eingeführt, im Allgemeinen aber eine Frage wiederum angeregt zu haben, welche er für sehr wichtig hält, trotzdem dass sie von vielen Andern für unbedeutend gehalten werden mag.

Die in einer Wissenschaft angewandte Sprache bildet gewissermassen das Kleid derselben, und je klarer, je allgemeiner verständlich und je folgerichtiger dieselbe ist, desto klarer und übersichtlicher wird das ganze Gebäude der Wissenschaft demjenigen entgegentreten, welcher sich ihm naht, desto leichter werden die noch vorhandenen Mängel, die noch weiter auszubauenden Stellen entdeckt werden können.

Der Verfasser glaubt übrigens, dass die meisten der von ihm gebrauchten, von den bisherigen abweichenden Ausdrücke nicht allein selbstverständlich, sondern auch durch sich selbst gerechtfertigt sein werden, und dass er dieselben hier nicht weiter zu besprechen braucht. Nur in Beziehung auf einen Ausdruck möchte dies angemessen sein. Der Verfasser hat nämlich mit vielen andern Botanikern in den meisten Familien mit neben- oder oberständiger Blumenkrone das Vorhandensein einer scheibenförmigen Ausbreitung der Blütenachse angenommen, auf deren Rande oder theilweise Innenseite die Blüthentheile gestellt sind. — Wie

nun das Vorkommen ähnlicher scheibenförmigen
oft sehr dünner, d. h. nicht fleischiger,
breitungen der Achse in mehreren Fällen
unzweifelhaft ist, wie z. B. bei den Blü-
ständen von *Ficus*, *Dorstenia* u. s. w., so
es in andern Fällen manchmal sehr schwach
sein, darüber zu entscheiden, ob eine Scheibe
oder nur eine durch Verwachsung der basilären
Theile der Blattorgane der Blüten gebildet
flache oder hohle Scheibe vorliegt.

Der Verfasser hält es für unmöglich,
bei den gegenwärtig vorhandenen Mitteln
Studium der Entwicklungsgeschichte endgültig
hierüber aburtheilen kann, nachdem durch
Untersuchungen Eichler's und Anderer der
gebliche morphologische Unterschied zwischen
Blatt und Achse als völlig unhaltbar sich
ausgestellt hat, indem am Blatt die Basis
allein nicht zuletzt, sondern geradezu zu
entsteht. Es wird nicht allein hierdurch,
dern auch noch durch manche Eigenthüm-
lichkeiten in den Strukturverhältnissen der
basen unmöglich sein, scheibenförmige
das Zusammenwachsen mehrerer dieser Theile
standene Gebilde von scheibenförmigen
breitungen der Achse in ihrer Entstehung
unterscheiden, um so mehr, als die basilären
Theile der Blattorgane nicht allein häufig
oder weniger fleischig sind, sondern auch
selten mit nach Innen, zuweilen auch mit
Aussen vorspringenden Rändern und fleischigen
Auswüchsen versehen sind. Der Verfasser
nert an die Blattbasen vieler Laubblätter
z. B. vieler *Ranunculaceen* und *Umbelliferen*
die Kelchröhre mehrerer *Trifolien*, an die un-
Theile vieler Blumenkronblätter z. B. der
Ranunculaceen, der *Reseden*, nach deren Analogie :

die den Fruchtknoten überragende Röhre der Narcissen mit ihrer Corona unzweifelhaft als aus den Blattbasen der Perigonalblätter gebildet erscheint, wogegen ihm auf der anderen Seite die unterweibige Röhre der Rosen aus mehreren Gründen nur Achsengebilde zu sein scheint. Der Verfasser erinnert an die zweifelhafte Natur des Involucrum der Blumen von Euphorbia, an die die fruchtbare Blume umschliessende, mit unfruchtbaren (männlichen) Blumen gekrönte Hülle bei Echinophora u. s. w.

Selbst das Studium der Monstrositäten mag in Beziehung auf diesen Punkt mit grosser Vorsicht anzuwenden sein, und nicht immer Aufklärung geben.

Noch im Schoosse der Zukunft ruhende Beobachtungen werden erst über manche der oben angedeuteten zweifelhaften Fälle klares Licht verbreiten.

S. Lantzius-Beninga.

History of the recent discoveries at Cyrene made during an expedition to the Cyrenaica in 1860—61 by Captain R. Murdoch Smith R. E. and Commander E. A. Porcher, R. N. Day and Son. London. 1864. 117 Seiten Text. 86 Tafeln. Fol.

Für die alte Culturgeschichte giebt es wenig so merkwürdige Landschaften, wie das Gestade von Afrika, welches sich zwischen dem Vorgebirge bei Bengasi im W. und dem Golfe von Bomba im O. mit seinem breiten Tafellande in das mittelländische Meer vorschiebt. Landein-

wärts geschützt durch zusammenhängende
benzüge, welche den Sand so wie den ver-
genden Wind der Sahara abwehren, senk-
sich gegen das Meer in einer Reihe von
rassen, welche von wasserreichen Schluc-
durchbrochen sind; diese Terrassen sind
mässiger Höhe, so dass sie den Verkehr
erschweren; sie haben das schönste Klima
liefern nach ihren Höhenunterschieden inner
desselben Jahrs eine mannigfaltige Reihe e-
biger Erndten. Dennoch stellen sich dem
gelmässigen Anbau grosse Schwierigkeiten
gegen. Es fehlt an perennirenden Flüssen
natürlichen Wasseransammlungen. Die Win-
regen strömen in den Schluchten rasch ab,
so scheint es, als ob das schöne Uferland
noch bestimmt sei, von unstäten Stämmen du-
schwärmt zu werden; daher ist es, obwohl
ropa so nahe gegenüber gelegen, eine volle
barei geblieben und alle Projecte einer
Malta aus hinüberzuleitenden Colonisation
als unausführbar aufgegeben. Wenn nun
alten Hellenen alle Schwierigkeiten vollstä-
überwunden und die Landschaft mit blüher
Städten angefüllt haben, so hat es ein be-
deres Interesse, die Spuren dieser Niederlas-
gen sorgfältig zu erforschen. Nachdem nun
in den Anfang dieses Jahrhunderts die Ke-
niss der alten Cyrenaica eine ganz oberflä-
che geblieben war, haben unabhängig von
ander, aber fast gleichzeitig (1820—26)
Engländer Beechey und der französische Kü-
ler Pacho die Landschaft genauer beschrie-
Dann hat der treffliche Heinrich Barth,
nach glücklicher Ueberwindung der grös-
Reisegefahren in unserer Mitte so plötzlich s-
ben musste, 1846 Kyrene besucht, und

Schilderung der Stadt, welche er mit besonderer Liebe geschrieben hat, gehört zu dem Besten, was wir von ihm besitzen (Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers I. S. 419 ff.). Einige Jahre darauf machte Vattier de Bourville den ersten Versuch, die unterirdischen Schätze der Cyrenaica zu heben und brachte namentlich in Bengasi (Euesperides) eine Menge von Thongefässen zum Vorschein. Die Hauptstadt selbst aber war noch nicht gründlicher untersucht, und darum ist es ein grosses Verdienst, welches sich die Herrn Smith und Porcher erworben haben, indem sie Nov. 1860 von Bengasi nach Kyrene gingen, um den Boden der alten Stadt gründlich zu durchforschen. Sie haben unter vielen Schwierigkeiten mit seltener Ausdauer, mit grossem Geschick und reichem Erfolge ihre Aufgabe gelöst. Porcher, welcher durch seine Betheiligung an den Ausgrabungen in Halikarnass vorbereitet war, ist der alleinige Herausgeber des vorliegenden Werks, da sein Begleiter inzwischen nach Persien versetzt ist.

Kyrene ist für Ausgrabungen vorzüglich geeignet, weil kein neuer Anbau den Boden bedeckt hat; erschwert sind sie aber durch die bedeutende Entfernung der bewohnten Küstenplätze (Bengasi und Derna) und die Unsicherheit des Platzes selbst, welchen Beduinschwärme häufig berühren. Auch wird ein grosser Theil des Bodens nach der Regenzeit besät und für die Araber ist der Boden durch die Saat geheiligt; sie sind nicht zu bewegen, dieselbe zu zerstören, so dass man erst nach der Erndte im Mai für Ausgrabungen wieder freie Hand hat.

Der Plan (Pl. 40) giebt uns das Bild der

Stadt in völliger Klarheit. Eine mittlere Schlucht theilt dieselbe in eine östliche und westliche Hälfte; eine zweite, parallele Schlucht schneidet die Stadt im Süden und Westen; zwischen diesen liegt der steilste und festeste Theil der Stadt, welcher jetzt zuerst als die Burg erkannt werden kann. Aus ihrer Seite bricht die Quelle hervor, unabhängig vom Regen her kann sie nicht, wie Gottschick Gesch. Gründung und Blüthe des hell. Staats in Athenais 1858 S. 22 annimmt, als ein Zeugnis für das Orakel »vom durchbohrten Himmel« (Herod. IV, 158) gelten; die richtige Erklärung desselben glaube ich Griech. Gesch. I, 417 gefunden zu haben; denn die höheren Terrassen zeigen mehr Wolkenbildung, daher *καλαινες ἐσθλα* bei Pindar Pyth. IV, 52, und Regen (von der Küste), mit immer gleicher Fülle und Temperatur und fließt in die Mittelschlucht; sie ist wie sie einst die ganze Stadtgründung veranlasst hat, so auch jetzt der bekannteste und belebteste Punkt der ganzen Umgegend. Im Falz in der überragenden Felswand zeigt sich deutlich den alten Tempelgiebel, durch welchen der Quell als ein Heiligthum gekennzeichnet wurde.

Die Ueberreste der alten Stadt, welche aus dem vorliegenden Werke näher kennen gelernt werden, sind dreifacher Art: Gräber, städtische Gebäude mit ihren bildlichen und inschriftlichen Denkmälern, Weg- und Wasserbauten.

Die Nekropolis von K. ist durch ihre Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und gute Erhaltung einzig in ihrer Art. Nach Westen zu scheinen die ältesten Gräber zu liegen; die zahlreichsten sind im N. und NO.; die der Südseite, welche auf dem Plateau liegen, sind meist über der M.

gemauert, alle übrigen sind Felskammern, Felzkammern oder ganze Systeme unterirdischer Räume, von denen manche Grundrisse mitgeteilt sind. Diese Felsräume, die sich zum Teil auf 41' Tiefe und 37' Breite ausdehnen, heutzutage die einzigen Wohnräume, die zu finden sind, und die Reisenden haben für eine Reihe von Monaten in einem der Gräber häuslich eingerichtet. Von den Mauern sind manche, die Pacho nachzeichnete, allem verschwunden und keine anderen aufgefunden. Die Vorderseiten sind mit Pfeilern geschmückt, sie ziehen sich in verschiedenen Abzügen an den Bergen hin und bieten einen herrlichen Anblick dar; eine trefflich erhaltene in blauen Triglyphen geschmückte Grabfassade (Pl. 37).

Die städtischen Gebäude waren sämtlich aus rothem Sandsteine; sie sind alle zerfallen und nur an den geebneten Terrassen sowie an dem gehäuften Schutte zu erkennen. Sieben solche Ruinenstätten sind aufgegraben worden. Der Tempel beim Südthore, dessen Bedeutung sich dadurch zu erkennen gab, dass eine lebensgrosse, wohlerhaltene Marmorskulptur des jugendlichen Dionysos fand, den Kopf mit Binde und Weinlaub geschmückt, in der Linken eine Traube, das Gewand die linke Schulter bedeckend und beide Füße vom Schenkel an, eine Statue von ausserordentlicher Schönheit und wohl die beste aller Erwerbungen des Brit. Museums aus Kyrene (Pl. 61). Daneben ein Tempel, in deren Cella sechs Postamenten an ihrer Stelle gefunden wurden und die dazu gehörigen Statuen, namentlich eine unbekleidete Aphrodite, welche sich die Knie an den linken Fuss legt, und eine halb-

bekleidete mit Eros und Delphin; ausser eine Menge anderer Skulpturen, darunter Relief, auf welchem Libye die Nymphe Kyklops kränzte, welche nach alter Sage den Löwen würgt, der ihre Heerden bedroht; dies Relief war laut Inschrift ein Weihgeschenk des Nikias, zum Danke für die ihm gewordene Cyprienfreundschaft gestiftet *ὑπὲρ μελάθροιο*; der Tempel scheint nach Art einer Metope über dem Portalbälke angebracht worden zu sein. Auf der oberen Terrasse fand man die Grundmauern des vieltheiligen Gebäudes, welches dem Culte des römischen Kaiser bestimmt gewesen zu sein scheint; eine Anzahl darauf bezüglicher Büsten und Statuen hat sich dort gefunden.

Der ausgezeichnetste Platz der Stadt ist die grosse Terrasse vor dem Tempel; hier ist ein Tempel ausgegraben, welchen Beechey als Apollontempel bezeichnete, aber auch hier ist ein so glücklich gewesen, in der Kolossalstatue des Apollon (Pl. 62), der seine Leier auf der von der Schlange umwundenen Baumstamm seines wahren Inhabers des Tempels aufzufinden; in demselben hat sich ein ganzes Museum klassischer Kunst eröffnet; denn über 30 Skulpturen sind von hier nach London gekommen, darunter sehr werthvolle Gegenstände, namentlich eine treffliche, matronale Gewandfigur, ein männlicher Porträtkopf aus Bronze von vorzüglicher Lebendigkeit und Erhaltung, der Marmorhauwerkopf des Proprätors Cornelius Lentulus Marcellinus, welcher wie es scheint nach Zerstörung der Statue auf eine besondere Basis im Tempel befestigt worden ist, u. s. w.

Der grösste aller Tempel, ein peripteros, oktastylus, lag in der östlichen Stadthälfte, neben dem Stadium; er hatte sehr mächtige Ce-

ern und im Innern eine korinthische Säulenhalle. Sieben Wochen ist hier gegraben, ausser einigen allerdings sehr schönen Bruchstücken nichts gefunden worden; das Merkwürdigste sind die in Stein geschriebenen Listen der Anführer der Wagenkämpfer (*λοχαγοὶ τεττακωνίων*), Reiter (*μονόππων*), Fusskämpfer und Athleten, welche im Pronaos aufgestellt waren. Kunstwerke müssen absichtlich zerstört worden sein. Endlich ist noch ein kleinerer Tempel bei dem Stadium aufgedeckt, wo der Kopf einer kolossalen männlichen Figur und zwei weibliche Gewandstatuen, namentlich der Torso einer Nymphe von grosser Schönheit, gefunden sind.

Während die Nekropolis von Kyrene schon seit den früheren Reisenden bekannt war, die Einzelnes besser erhalten fanden, verdankt man uns die Kenntniss der städtischen Bauwerke durchaus dem vorliegenden Werke, und es ist nur zu bedauern, dass nicht von allen Tempeln Grundrisse gegeben sind und dass gerade architektonische Zeichnungen fehlen. Die wichtigsten Gebäude der Stadt haben manches Eigenthümliche; so haben zwei derselben eine Vorhalle, deren hinterer Theil erhöht ist; eine derselben hat einen Seitengang. Der kleine Tempel bei dem Stadium steht ohne Vorhalle mitten in einem Peristyl. Alle sind genau von Westen nach Osten orientirt und die Verfasser durften bei dem östlichen Eingange keine Abweichung von der herkömmlichen Sitte finden, wenn auch Strabon IV, 5 darüber bekanntlich eine andere Meinung aufstellt.

Ueber die Topographie der alten Stadt haben die Reisenden keine näheren Forschungen angestellt; man vermisst eine genauere Unter-

suchung über die Befestigung der ganzen Stadt und ihrer einzelnen Theile. Doch scheint die Lage der Akropolis (Diod. 19, 70) festzustellen zu sein. Eben so sind der Apollotempel der Mittelpunkt der Karneen, die Tempel Dionysos und der Aphrodite zuerst bekannt worden. Die Lage des letztern dient zur Erklärung von Herod. II, 181; nämlich das Geschenk der Ladike, das ohne Zweifel im Tempel der Aphrodite stand (dem γλυκὺς ἄρροδοῦρας P. Pyth. 5, 21), war so gestellt, dass es zum Stadthore hinausblickte. Damit stimmt die Lage des Tempels vollkommen. Der Tempel der Oststadt ist wahrscheinlich der klepiostempel, weil dieser besonders reich (Tac. Ann. 14, 18); aber einen geschlossenen Opisthodom, wie Barth annahm, hatte er nicht. Die Nischen zwischen den korinthischen Säulen dienten wohl zur Aufbewahrung der Weibschänke, und die Menge derselben so wie der besonderer Ruhm mag die vollständige und sichtliche Zerstörung veranlasst haben.

Wenn in Betreff der Architektur und Topographie unsere Ansprüche nicht ganz erfüllt werden, so ist dagegen in Betreff der bildenden Kunst die Ausbeute um so reicher und befriedigender; hier ist eine ganz neue Welt unseren Blicken aufgeschlossen. Von 148 Skulpturen, welche zu Tage gefördert sind, ist freilich nur der kleinere Theil abgebildet; wir erkennen aber schon darin den Charakter der einheimischen Kunst, in Erz und Marmor und zwar in verschiedenen Epochen. Genügt wird man darüber nur Angesichts der vollständigen Sammlung der Originale urtheilen können; die Photographien lassen eine Vorliebe für schlanke Verhältnisse, weichen, zum Theil

lichen Gesichtsausdruck, gewisse wieder-
nde Gewandmotive u. A. erkennen; von
er Skulptur sind mehrere auffallende Pro-
verhalten; die PorträtDarstellungen zeigen
überraschende, naturalistische Lebenswahr-
Bei zwei Köpfen hat man in den Augen
gelegte Bronzeplättchen gefunden, welche mit
zacktem Rande vorspringend dazu gedient
müssen, die Augenwimpern darzustellen.
Thongefässen und geschnittenen Steinen ist
Namhaftes gefunden worden. Von den
iststeinen sind einige der merkwürdigsten
nt; sie gehören fast alle späterer Zeit an.
dlich ist es der Strassenbau, auf welchen
e Reisenden mit Recht ein besonderes Au-
rk gerichtet haben; es sind wahre Kunst-
, welche mit grossem Geschicke die Ter-
rhältnisse benutzen; Kyrene konnte nur
en, wenn es der Mittelpunkt eines beque-
strassennetzes war. Die Schluchten sind
türlichen Wegebahnen; die bedeutendste
e dieser Art folgt der westlichen Schlucht,
Wady bil Ghadir; wo der Fels hemmte,
geschnitten, wo er nicht ausreichte,
errassenmauern aufgeführt. Wasserkanäle
eln die Quellen der Schlucht und folgen
Wege, theils offen, theils geschlossen. An
ren Punkten sind Reihen von Felshöhlun-
m Boden, die immer mit Wasser gefüllt
Das sind Vorkehrungen zum Tränken der
und zeigen uns die Sorgfalt der rosslie-
n Kyrenäer. Weiter abwärts berieselte das
r die Gärten, welche sich unter den Ter-
der Stadt ausbreiteten. Die Engländer
den ganzen Weg nach dem nächsten Kü-
unkte, die alte Strasse von Kyrene nach
onia, wieder fahrbar gemacht und auf dem-

selben ihre Schätze nach Marsa Susah geb
wo die Einschiffung glücklich von Statten g
gen ist, obgleich dieser Punkt nur eine
Sommerrhede ist. Bei den Eingeborenen e
diese Wegebahnung eine grosse Aufregung
sie darin die Absicht sahen, fremden Tr
den Zugang in das Hochland der Cyrenaic
eröffnen.

Auch die übrige Landschaft ist von den
senden untersucht auf verschiedenen Aus
nach Apollonia, Ingernis, Derna, nach Ph
Teuchira, Ptolemais. Grab-, Weg- und W
bauten sind überall erhalten. In Ptolemai
den grosse Wasserbehälter den Mittelpunk
alten Stadt; sie waren von einem Mosaik
umgeben und dieser von einer Säulenhalle
gefasst. Einer solchen Anlage gehören die
jonischen Säulen an, welche noch heute st

Ausser den Plänen, Grundrissen und P
graphien sind auch viele in farbigem Steind
ausgeführte landschaftliche Ansichten nach
Zeichnungen von Mr. Porcher beigegeben, w
von der Beschaffenheit der Gegenden eine
lebendige Anschauung geben und den V
des ausgezeichneten Werks erhöhen.

E. Curtius

Ueber den fünffüssigen Jambus mit b
derer Rücksicht auf seine Behandlung
Lessing, Schiller und Goethe, von Fr. Zarn
1. Abtheilung. (Verfasst zur Säcularfeier
Immatriculation Goethe's auf der Unive
Leipzig). 1865. 93 Seiten in Quart.

Die akademischen Gelegenheitsschriften sind
 a, welche von bedeutenderem allgemeinen
 nschaftlichen Interesse sind; erscheint ein-
 eine solche, so ist es um so mehr Pflicht
 f aufmerksam zu machen, da diese nur
 em beschränkten Kreise verbreiteten Publi-
 en der öffentlichen Besprechung zu leicht
 gen bleiben, und so oft kaum oder doch
 allen Männern von Fach, geschweige denn
 grösseren Publikum bekannt werden. Und
 verdient selbst letzteres die vorliegende
 ndlung in hohem Grade, da sie eine Seite
 r klassischen Dichter ins Auge fasst, die,
 o grosser Wichtigkeit sie auch ist, merk-
 ger Weise bislang fast gar nicht unter-
 wurde, wissenschaftlich wenigstens, denn
 eine ästhetische Redensarten haben sich
 auch schon nach dieser Richtung hin er-
 a. Von welcher mannichfachen Bedeutung
 eine gründliche Kenntniss unseres drama-
 n Verses ist, sei hier nur angedeutet. Bei
 nigen Beziehung der Form zu dem Inhalt
 rer klassischen Dichtung ist sie für die
 Einsicht in den individuellen Charakter
 nzelnen Dramas unerlässlich; wie sie zu-
 erst die Eigenthümlichkeit des Genius
 ichters und, wenn man alle seine Werke
 diesem Gesichtspunkt vergleicht, seines
 ecklungsgangs vollkommen erschliesst —,
 n erweisen, werden wir im Folgenden Ge-
 eit finden. Selbst für den Vortrag der
 n muss jene Kenntniss von Vorthail sein;
 lehrreich für die dramatischen Poeten
 r Tage, deren Werke leider grossentheils
 , dass sie, wie das grosse Publikum, von
 Verse kaum mehr wissen, als dass er aus
 ben besteht; endlich erscheint sie als die

erste nothwendige Voraussetzung für die Stellung kritischer Texte, wie wir sie von den Werken unsrer Klassiker schon so lange kennen.

Unser Vf. beginnt, und mit Recht, mit einer Geschichte des Verses von seinem ältesten Auftreten im Mittelalter an. Auch hier zeigt er einmal wieder, wie die Dichtung Frankreichs im Mittelalter allen andern vorangeht. Der Zehnsilbige Vers von vorherrschend jambischem Charakter mit einer festen Cäsur nach der vierten betonten Silbe (erst später und nur in wenigen Gedichten nach der sechsten) erscheint dort die älteste Langzeile, schon in dem frühesten literarischen Denkmal der provenzalischen Dichtung aus dem 10. Jahrhundert angewandt. In Nordfrankreich aber in den Legenden und *chansons* *en vers* des 11. und des Anfangs des 12. Jahrh., bald darauf in dem Rolandslied, beginnt seine Laufbahn als heroischer Vers, welcher er jedoch schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts seinem Hauptnebenbuhler, dem Alexandriner, begegnet, der ihn im Laufe des 13. Jahrh. dort mehr und mehr verdrängt. Die Herrschaft, die er so im Epos verliert, gewinnt er aber im folgenden Jahrhundert in der Lyrik wieder: die Balladen und Rondeaux, die die gewöhnlichen Dichtungsformen, sind fast ausschließlich in Zehnsilblern geschrieben. Diese Herrschaft in der Lyrik behauptet der Vers bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrh., wo durch die Ronsard'sche Schule auch in der Lyrik der Alexandriner mehr und mehr zur Geltung kommt, obgleich Ronsard selbst den Zehnsilbler noch besonders begünstigt. Im 17. Jahrh. aber ist dieser Vers in Frankreich immer noch sporadisch aufgetreten; hier und da findet

in den Mysterien an einzelnen, besonders metrischen Stellen gebraucht, und der Versuch, ihn in der anderen Tragödie anzuwenden, wird in dem ältesten Trauerspiele Frankreichs, Cleopatra des Jodelle, gemacht, aber ebenda schon wieder aufgegeben, indem 2 Akte des Stücks bereits in Alexandrinern verfasst, welche in dem zweiten Trauerspiel Jodelle schon allein in Anwendung kommen. — Von Frankreich aus ging der Vers in die andern Nationen über. Die italienische Lyrik, in der Schule der provenzalischen erwachsen, billigen Endecasillabo nach dem Vorbilde des römischen Zehnsilblers derselben, aber mit der Freiheit der Beweglichkeit der Cäsur oder Hauptpause, die indessen gewöhnlich auch hier bei der vierten oder sechsten Silbe, jedoch ohne freier Wahl, eintritt. Mit der Wohlthat der Freiheit hatte schon etwas früher die deutsche Minnepoesie diesen Vers sich eignen lassen, nachdem sie ihn durch die Lyrik der nordfranzösischen Trouvères kennen gelernt. (Diese mittelhochdeutschen Verse werden zuerst umfassend und gründlich untersucht). Auf demselben Wege ging der französische Vers in die englische Dichtung über, die aber nicht gleich der mittelhochdeutschen, von vornherein von jeder festen Cäsur absah; ja nur zu selten sind die Zehnsilbler Chaucer's, der auch mit seinem einflussreichen Beispiele voran- ohne allen Einschnitt, so dass sie nicht eine fast prosaische Klanglosigkeit haben. Der fünffüssige Jambus des englischen Verses stammt in directer Linie von diesem ab. Er hat sich dieselbe Freiheit bewahrt, ist aber unter der Feder bedeutender Dichter, vor allem Shakespeares, zu einer ganz

ändern, reichen inneren Gliederung gelangt auch zuerst ein Deutscher, Mommsen, in der bekannten Ausgabe von Romeo und Julie, kommen dargelegt hat.

Mit dem Beginne der modernen deutschen Literatur wird der Vers zum zweiten Male aus Frankreich bei uns eingeführt, und jetzt es sich von Opitz und seiner Schule kaum anders erwarten lässt, mit stricter Observanz die franz. Cäsurregel, die alle Freiheiten, welche selbst im Anfang besaß (worauf wir hier eingehen konnten), schon eingebüßt hatte. Vf. weist sorgfältig nach, wo sich dieser ältere sechsfüßige Jambus, der unweigerlich nach dem zweiten Fusse eine Pause verlangte, sowohl bei den Alexandrinern nach dem dritten, bei irgend neuwerthen Dichtern findet; der letzte, der ihn wandte und mit mehr Geschicklichkeit als einer seiner Vorgänger zu behandeln wußte, Hagedorn, der letzte Kritiker, der ihn, seine Cäsur, denn darin lag ja das Wesen des älteren Fünffüßlers, vertheidigte, war der Kämpfer für den französischen Stil überhaupt, Gottsched. Dessen Hauptgegner, der Vertreter des deutschen Geschmacks, Bodmer, ist es dagegen, dem das Verdienst sich erwarb, den freien Fünffüßler, und dazu den reimlosen Vers, unsere Dichtung zuerst eingeführt zu haben, seinen Uebersetzungen einiger Erzählungen von Thomson's (1745). Seinem Beispiel folgte Wieland 1752 in seinen moralischen Erzählungen. So bürgerte sich dieser englische Vers bei uns zuerst auf epischem Gebiete ein. Und freilich damals nur zu bald an dem Helden einen übermächtigen Rivalen fand, so daß Bürger, der 1771 die Ilias in diesem Mass zu übertragen begonnen, ein Decem-

er zum Hexameter sich bekehrte und da-
 die ersten Gesänge umarbeitete. Eine weit
 tendere Laufbahn aber sollte sich dem also
 führten »englischen Sylbenmass«, wie man
 damals κατ' ἑξοχήν zu nennen pflegte, auch
 uns in dem Drama eröffnen. Nach ei-
 folgenlosen Versuchen in unvollendet ge-
 enen oder erst später edirten Stücken von
 Elias Schlegel, Cronegk und Brawe seit
 Jahre 1749 erscheint dieser neue dramati-
 Vers in Joh. Heinrich Schlegels Uebersetzung
 Trauerspiels Sophonisba von Thomson 1758
 t vor dem deutschen Publikum. Sehr in-
 sant ist zu lesen, wie der Uebersetzer in
 Vorrede über den Vers, seine Anwendung
 drama rechtfertigend, sich äussert. Er zeigt
 kein geringes Verständniss desselben.
 in demselben Jahr erschien auch das erste
 che Originalstück in diesem Versmass, Wie-
 s Johanna Gray, das schon früher von der
 rmann'schen Gesellschaft in Zürich aufge-
 worden. In den sechziger Jahren bricht
 der Vers dann immer mehr Bahn, Klop-
 und Weisse bedienen sich desselben; Her-
 erklärt sich in der zweiten Auflage seiner
 mente mit all der jugendlichen Begeiste-
 für ihn, die seiner damaligen Kritik einen
 eigenthümlichen Charakter unvergänglicher
 he verleiht. Aber die zu derselben Zeit
 nende Sturm- und Drangperiode drohte
 Vers überhaupt aus dem Drama zu verban-
 musste er doch auch dem ungebändigten
 us als eine Fessel erscheinen. So wurde
 wahrhaft Epoche machend die Anwendung
 fünffüssigen Jambus in Lessing's Nathan;
 da datirt sich eine neue Periode in der deut-
 n Geschichte dieses Verses. Er wird von

Neuem bei uns in dem Drama rehabilitirt. Kosten der Prosa durch den ersten unserer saiker, — aber er erscheint zugleich jetzt erst bedeutender ausgebildet, so dass er mangelhaft auch, absolut betrachtet, seine hier noch sei, doch schon der volle, ganz individuelle Ausdruck des dichterischen Genius eines so originellen, zu sein vermag. Hier der Verf. nun an seine specielle Aufgabe tritt, unterwirft er zum ersten Male den einer ganz ins Einzelne gehenden Untersuchung, die, ein Werk ebenso grossen Sinns als der fleissigsten Sorgfalt, eine für moderne deutsche Metrik überhaupt wahrlich bahnbrechende Arbeit ist.

Indem Rhythmik sowohl als Metrik ins gefasst wird, werden nun folgende Punkte Lessings Verse behandelt: 1) die Dimension, hier die Frage nach der Einmischung länger oder kürzerer Verse: im ersten Druck des than finden sich 20 Verse von sechs und vier Füßen, im zweiten sowie den folgenden noch 15 der ersten, 13 der zweiten Art. Abweichungen in der Wort- und Satzbeton (z. B. heilsámer, Stockjúde): sie sind selten. 3) der Versausgang: die stumpfen überwiegend an Zahl, was im engsten Zusammenhang mit dem Rhythmus des Lessingschen Verses steht. 4) die Freiheiten, die sich der Dichter bei klin dem Ausgang nahm; 5) Vermeidung des H durch Elision. Niemand geht darin so weit als Lessing, das auslautende tonlose e vor folgendem Vocal wird von ihm überall elidirt, so bei folgendem h (z. B. zur Pfort' hinaus, die St hinüber), ja auch für den Versausgang erst die Elision als Regel, wodurch dann — hier von Belang — recht Vers an Vers gek

5) ein sehr wichtiger Punkt, die rhythmische Periode, durch das Zusammenfallen des Schlusses mit dem Versschlusse gebildet. Es wird die Dimension dieser Perioden ermittelt; es finden sich neben ganz kurzen gemeinlich auch erstaunlich lange, der Verf. eine von 27 Versen nach, in der 7 Reden Gegenreden sich finden. »Aber ihren eigentlichen Charakter, bemerkt er mit Recht, bekommen jene rhythmischen Perioden erst durch ihren innern Bau. Es ist denkbar, dass selbst sehr umfängliche Reihen sich bilden können, dass die einzelnen Verse wesentlich an ihrer rhythmischen Selbständigkeit einbüßen. So ist es bei Lessing. Der Charakter seiner Verse wird durch zwei Eigenheiten bestimmt, die Kühnheit seiner Enjambements, die fast ein unausgesetztes Hineinstürmen in den nächsten Vers nennen möchte, und durch ein Verfahren, das ich nicht anders zu benennen vermag, als 'Brechen des Rhythmus' oder 'Antaklastismus des Verses und des Satzes'. Die verschiedenen Arten des Enjambement, die zugleich verschiedene Grade der Verkettung der beiden darstellen, werden hier im einzelnen genauer durchgegangen. Am engsten ist die Verkettung, wenn am Ende des ersten Verses Worte stehen, die um eine genügende Vorstellung zu thun, erst noch der Vervollständigung durch den des folgenden Verses bedürfen; in solchen Fällen kann an dem Ende des ersten Verses keine Pause stattfinden. So wenn der erste Vers schliesst: »denn wahrlich hab'« und der zweite beginnt »Ich sehr auf euch gerechnet« — der zweite hier sogar ganz enclitischer Natur ist. Man nimmt an solchen Enjambements ganz gewiss keinen Anstoss. So finden sich Con-

junctionen (wie: als, ob, bis, denn, wenn), positionen, Pronomina (Relativa wie Interrogativa) ja die Artikel selbst am Schlusse des Verses. Das Brechen des Rhythmus zeigt sich aber darin besonders, und in der eigenthümlichen Weise, dass in den grösseren rhythmischen Perioden öfters in sich abgeschlossene Sätze sich finden, die einen vollen fünffüssigen Jambus darbieten, aber auf zwei Verse vertheilt sind, wodurch eben die rhythmische Periode sich fortsetzt. Beispiel ist das obige Citat. Es hätte daher nur einer sehr geringen Aenderung bedurft, die längeren rhythmischen Perioden in kurze aufzulösen. Aber Lessing liebt eben, das ist das Hauptcharacteristicum seines Verses, den Antagonismus des Verses und Satzes, »Vers und Inhalt«, so drückt sich unser Verfasser treffend aus, »lassen sich bei ihm gegeneinander nicht zur Ruhe kommen; der Sinn tritt über das Versende hinaus, und das Gefühl über den Rhythmus wieder über den Schluss des Satzes, bis endlich (aber oft erst nach vier oder fünf Zeilen) beim Zusammenfallen eines Satzschlusses mit dem Versschlusse Beruhigung eintreten. Mit dieser Eigenthümlichkeit hängt denn unmittelbar zusammen, dass im Nathan überwiegend jede Person in der Mitte eines Verses zu reden beginnt; und dass auch nicht selten der Wechsel von einem Auftritt zum andern übergeht, dass z. B. die drei ersten Auftritte des zweiten Akts metrisch mit einander verknüpft sind. Lessings Vers hat also einerseits einen speciell dramatischen Charakter, wie denn Verse solcher Natur weder in der Lyrik, noch in der Epik möglich sind, andererseits aber näher sich der Prosa, ja er erscheint aus dieser gleichsam hervorgewachsen. Und so offenbart

hier einmal, wie Lessings dichterisches Gespecieell für das Drama angelegt war; ferner, wie auch in der Versbildung der Meister prosaischen Stils sich nicht durchaus zu mügen vermag.

Unter denselben Gesichtspunkten wird von dem Verf. hierauf auch der Vers Schiller's zwar in seinen sämtlichen Dramen einzeln betrachtet, eine Untersuchung, nicht minder an interessanten Resultaten, die ein neues über des grossen Dichters dramatischen Entwicklungsgang verbreiten, der sich auch in der formellen Sphäre als ein zu idealer Freiheit und höherer Selbständigkeit und Originalität fortgeschreitender bekundet. Der Raum bot uns nicht auf alle, und so viele, bedeutenden Einzelheiten einzugehen; es sei nur das Wichtigste angedeutet. Im Don Carlos, so wie in der ersten vollständigen Ausgabe, der von Zarncke vorliegt (was für ein Mixtum compositum spätere Vulgata darstellt, zeigt eine Anmerkung auf S. 55, welche zugleich die Entstehung neuer metrischen Incorrectheiten in den späteren Ausgaben darlegt, und so den Weg sie zu vermeiden anzeigt), in diesem seinem ersten in der geschriebenen Drama zeigt sich Schiller, wie Zarncke meines Wissens zuerst erweist, in seiner Jambenbildung als Schüler Lessing's. Er geht er schon jetzt weder in der Elision, noch in dem Enjambement ebenso weit. Dort ist ihm die pathetischere Sprache, hier ein tieferer Sinn für den poetischen Rhythmus unendlich zur Beschränkung. Die rhythmischen Strophen sind weniger lang, und namentlich besteht sie nicht, wie bei Lessing, aus einer Mischung von Wechselreden; der Antagonismus zwischen Vers und Satz ist weit weniger scharf

und durchgreifend. Die Oberherrschaft, w
bei Lessing das dialectische Moment hat, h
hier sogleich das pathetische. In einem P
aber schliesst sich Schiller Lessing noch
getreu an; er erhält den Jambus unvermisch
der Anapäst, noch Trochäen finden si
der ersten Ausgabe des Don Carlos. Zu se
Freiheit fehlte Schiller damals offenbar
die Sicherheit und Kühnheit; diese Freiheit
zugleich einen Fortschritt involvirt, zeigt
zuerst im Wallenstein, nur finden sich A
sten weit mehr als Trochäen, aber auch jen
spärlich. Dazu stellt sich hier auch zuers
Reim zur Vermehrung der dramatischen
kung, wenn auch nur erst an ein paar ve
zelten Stellen, ein. Im Allgemeinen aber s
der Vers des Wallenstein, obschon er im
zen Charakter an den des Don Carlos sich
schliesst, doch bereits deutlich genug d
dem Rhythmus seine Integrität zu wahren.
Lessing'sche Antagonismus erscheint hier
mehr gemildert. Die logische Pause, die
punction, fällt bereits überwiegend an das
des Verses, und ebenso wird es Regel, im
gespräche den einzelnen Personen ganze
zuzuweisen, so dass nur noch in sehr a
regten Scenen eine Theilung unter mehrere
findet. Ebenso ist der Uebergang eines V
von einem Auftritt zum anderen weit selten
Merkwürdig ist, wie in den drei nächst fo
den Stücken, Maria Stuart, Jungfrau von
ans und Braut von Messina, der Vers in i
höherem Grade einen lyrischen Charakter,
wir so sagen dürfen, annimmt, allerdings gar
Einklang mit dem in der Composition s
hervortretenden lyrischen Moment, das in
fenmässigem Fortschritt — von Stück zu Stü

andere Grundelement des dramatischen Stils, epische, mehr und mehr überflügelt. In einstimmung damit stehen die Gegenstände Trauerspiele selbst, welche alle drei Frauenhaupthelden haben. Worauf beruht nun mehr lyrische Färbung des Verses? Einmal der vermehrten Einmischung von Anapaesten, die in Maria Stuart schon weit zahlreicher als in Wallenstein, in der Jungfrau u. der Braut von Messina ausserordentlich häufig vorkommen. Ihnen gesellen sich mehr und mehr Trochäen zu, namentlich im Verseingang, am häufigsten noch in dem ersten, am häufigsten am letzten der drei Stücke. Ferner wird der Reim immer häufiger und complicirter. Hier zeigt die Braut von Messina den Höflichkeit an. Ferner wird der klingende Vers mit steigender Sorgfalt behandelt, er wird namentlich nicht mehr von zwei selbständigen Wörtern gebildet, wie »thu's nicht«, »kein mehr«, »gar nichts« (Beispiele aus den Comedien), und auch nur selten durch ein Zeitwort mit folgendem enclitischen Pronomen, wie »ich« u. s. w. Endlich werden dem Enjambeement immer engere Grenzen gesetzt, so dass die Braut von Messina die einzelnen Verse die rhythmische Selbständigkeit zeigen, wie auch nur sehr selten, und mit ganz bestimmter Absicht, ein Vers unter mehrere Perthesen getheilt wird. Fast ohne Ausnahme wird nur in kurzen Versen gesprochen, einem oder mehreren, und hierbei herrscht vielfach ein genauer Parallelismus, wofür unser Verf. die Beispiele anführt, wie er solche denn überhaupt in sehr reichem Maasse zum vollkommenen Belege seiner Beobachtungen bietet. — Das letzte vollendete Trauerspiel Schiller's zeigt, wie überhaupt,

so auch in dem Verse einen von den drei vorgehenden etwas verschiedenen Charakter, ob es ihnen immer noch weit näher als dem Iamben steht. Aber das lyrische Colorit und zum wahren Vortheil des dramatischen wesentlich gemildert. So wird von dem Iamben ein weit sparsamerer Gebrauch gemacht. In der metrischen Beziehung aber charakterisirt das die grosse Zahl eingemischter Trochäen, die nicht bloss im Verseingang, sondern auch in den Zwischenversen erscheinen, und den dramatischen Charakter des Verses oft wesentlich erhöhen, wie selbe ja auch in dem Verse Shakespeare's der Fall ist.

Am Schlusse der Arbeit geht der Verf. zu Goethe und seiner Behandlung des fünffüssigen Jambus über, freilich bloss um noch eine interessante Perspective auf die zweite Abtheilung, die diesem Gegenstande allein gewidmet sein soll, zu eröffnen: er giebt zu ihr hier nur das Vorwort, indem er darlegt, wie Goethe zuerst in der Lyrik und Epik (den Geheimnissen) die Jamben Versmasses sich bedient hat, und wie sein Jambus hier bei bald der Endecasillabo der Italiener wurde, sind doch die »Geheimnisse« selbst die »Zueignung« (ursprünglich ihr Prolog) in Oktaven geschrieben. Diese Goethe'schen Jamben zeigen selbstverständlich, dem verschiedenen Charakterbild gemäss, auch einen ganz andern Charakter als die von dem englischen Fünffüssler abgemessenen Verse Lessings und Schillers. Aber Goethe und das kommt hier gerade in Betracht und von nicht zu unterschätzender Bedeutung, auch später in seinen Dramen, als er dort den Vers einführte, dem italienischen Vorbilde gemäss, die Jamben seiner Dramen sind die Jamben der Lyrik geblieben.

Es bleibt uns nur noch übrig den W

ausprechen, dass der Hr Verf. recht bald seine interessante und wichtige Arbeit fortsetzen und Ende führen, und das Ganze dann zugleich vollständig publiciren möge, damit so das Werk Verbreitung finde, die es verdient.

Leipzig. A. Ebert.

Der Abfall der Niederlande. Von F. J. Holzwarth. Erster Band. Genesis der Revolution. 1566 bis 1566. Schaffhausen, bei Hurter, 1865. 465 Seiten in Octav.

Die Ueberschriften der 10 Capitel, in welche der erste Band gegliedert ist, erinnern zum Theil, wenn auch glücklicher gewählt, an die von Motley beliebte Methode, den geschichtlichen Inhalt eines Zeitabschnitts mit einer keck gegriffenen Ueberschrift zu rubriciren. Der Vf., Landpfarrer in Weimbergischen, versichert, dass er die glänzende Darstellung Motleys, dessen vollständige Beschreibung des Stoffes und Kunst der Gruppierung vollkommen anerkennen, aber dessen Grundansicht, wenn er Wilhelm von Oranien als den Führer der Stimmung seines Volkes und als Vertheiler der nationalen und religiösen Freiheit der Niederlande schildere, für eine willkürliche Ueberschätzung der Wahrheit nicht entsprechende erklären; der Auffassung Kochs stimme er so weit bei, als derselbe in dem Aufstande der Niederlande nur ein Werk der Aristokraten erkenne, und er dessen mit der äussersten Schärfe ausgesprochenes Urtheil über Wilhelm von Oranien theilen könne.

Nach einem solchen Ausspruche wird sich der Leser zu der Erwartung berechtigt halten, einem Werke zu begegnen, das zwischen den extremen Ansichten Motleys und Kochs die Mitte hält,

einer unparteiischen Forschung, die, ohne politischen oder kirchlichen Dogmen bedingt zu sein, kein höheres Ziel kennt, als, so weit menschlicher Blick es vermag, die geschichtliche Wahrheit zu ermitteln. Diese Voraussetzung bedarf sich indessen keinesweges. Der Vf., welcher abwechselnd in der sprunghaften, auf Ueberzeugungen bedachten Weise Carlyles, bald in der gegliederten, scharfsinnigen, mit allen Subtilitäten eines gewandten Anwalts durchwebten Einandersetzungen ergeht, trägt freilich Bedenken, sich der ätzenden Schärfe Kochs im Ausdrücke zu bedienen, aber mit glatten, anscheinend harmlosen Worten und unter steter Versicherung, er mit liebevoller Schonung verfare und die Resultate seiner Forschungen redlich darlegt, schneidet er tiefer in's Fleisch als der Genesener verleugnet jeden Versuch der Vermittelung zwischen hadernden Parteien und gestattet jeder Ueberzeugung Berechtigung, die nicht aus dem Schoosse der römischkatholischen Kirche entspringt. Aber er geht langsam, bedächtig zu Werke, stürmt nicht sofort vernichtend auf jede entgegenstehende Ansicht ein, sondern sucht den Gegnern allmählig durch Ueberredung und scheinbar sorgfältig gerechte Beweise für sich zu gewinnen, und Wahrheit und Trug geschickt durch einander und besticht durch den Schein des nach der Golde lauterer Wahrheit Schürfenden.

Es ist oben bemerkt, dass der Vf. den Thesen Motleys die Anerkennung nicht versagt, wenn er ein dreisteres Vorgehen schon statthaft hält, bezeichnet er ihn kurzweg als amerikanischen Romancier; er versäumt es nicht, Grotius dankbar zu citiren, sobald sich die Gunsten seiner Ansicht ausspricht, aber eine abweichende Meinung wird verschwiegen oder

tig erklärt. In diesem Sinne sind seine Ur-
gehalten; aus der zahlreichen Literatur, die
u Gebote gestanden, hat er, wenn es der
der protestantischen Bewegung gilt, nur
tingte Anhänger römischer Lehre als Ver-
ausgewählt und wenn auf die bekannte Apo-
des Oraniers vielfach eingegangen wird, so
t sich das daraus, dass gerade diese mit
tschaft abgefasste Schrift zahlreiche Hand-
zum Angriffe auf die Gegner Philipps und
ellas bietet. Der kirchlichen Frage bringt der
man wird ihm diesen Mangel an Consequenz
enigsten als Tadel anrechnen — ohne Zau-
den König zum Opfer; er nennt ihn zwei-
tückisch und wird in Bezug hierauf schwer-
auf Widerspruch stossen; aber er nennt ihn
unfähig, spricht ihm jedes staatsmännische
ab; auch das mag Manchem willkommen
aber begründet ist es nicht.

dieses anscheinend herbe Urtheil zu begrün-
dird Ref. die Erörterungen und Demonstra-
in ihrem Verlaufe verfolgen, stellenweise
hnende Sätze wörtlich einrücken.

Ansicht, welche der Vf. als die allein wahr-
etreue durchzuführen sich bemüht, ist, in
gefasst, folgende. Es spricht keine That-
dafür, dass Philipp II. eine Unterdrückung
tionalen Freiheiten versucht oder angestrebt
die Empörung ging nur von den Kreisen
hen Adels aus, der die aus der Allgewalt
ellas ihm erwachsende Kränkung um so
rzlicher empfand, als ihm die Unfähigkeit
nigs nicht verborgen blieb. Seit aber der
ich der religiösen Frage als eines Mittels
te, um die Geister zu verwirren und die
her aufzuregen, war an Stillstand nicht mehr
ken und durch die Sendung Albas drängte

der König vollends das Volk in das Heer Oraniens. Will man, heisst es später, den K des niederländischen Volkes als ein nat mässes Moment in seinem Entwicklungsgang politischen und religiösen Freiheit bezeichne darf man mit der Frage entgegnen, warum ser Kampf nicht schon unter Karl V., d Druck schwer auf den Provinzen lastete, d Regiment kein väterliches, sondern ein stre oft hartes war, in der ersten Hälfte des 16. J entbrannte, als verwandte Bewegungen grossen Theil von Deutschland erfassten? nun entwickelt der Vf. ein farbenreiches Bilo den masslosen Leistungen, zu denen die Ni länder durch die steten Kriege Karls gezwu worden, während doch Philipp II. kein Sch tenherr gewesen, den Krieg gehasst, sein Sch niemals Blut getrunken habe. Er bemerkt, die Gestaltung der Niederlande zum burgu schen Kreise und somit deren politischer Zu menhang mit dem Reiche nur dem Letzter zu gute gekommen, aber gleichwohl kein Pr der Provinzen dagegen erhoben sei. Bei alle habe man den Kaiser beweint und auf Phi der nichts gegen das angestammte Recht Volks unternommen, worin der Vater nicht angegangen wäre, den Fluch geschleudert. stern pries man als den Schirmherrn des ka lischen Glaubens, gegen Letzteren erhob aus dem nämlichen Grunde die Anklage; » es wurde Wind gesäet, der Strom der Revol mit künstlichen Mitteln geschwellt, die Na hat man in einen Rausch hineingesetzt und aussen ist der Wahnsinn ihr eingeimpft«.

Es wird nicht eben einer tiefen Kenntniss Geschichte der Niederlande bedürfen, um einen jeden dieser Sätze, welche dem Ver

ndlage seines historischen Gebäudes dienen, widerlegen.

Bei dem spanischen Philipp, fährt der Vf. fort, sich der niederländische Adel am Hofe, im te, im Heere zurückgesetzt; seine Vorliebe den Krieg fand bei dem friedlichen (!) Könige e Nahrung, er erkannte in ihm keinen ritter- en Herrn; und dieser Adel war herabgekom- und hoffte auf die Liberalität eines Gebie- der doch nur selten seine Gnadenspenden heilt. — Wahrlich, es fehlt wenig, dass der nach catilinarischen Zuständen die belgischen isst. — Philipp der II., so wird uns ferner chtet, beging darin einen Missgriff, dass er niederländischen Adel nicht verwerthete, ob unter diesem keiner ihm so zugesagt haben e wie Granvella. »Der König war kein Staats- n, er war ein unfähiger Mensch, der sich h seine Abgeschlossenheit in einen Nimbus üllen suchte«.

an folgen Charakteristiken von Granvella, garetha, Oranien. Hinsichtlich des Letzteren bemerkt, er sei unter Karl V. viel zu sehr ben, zu jung gefeiert und dadurch ein Ehr- in ihm geweckt, dem Philipp II. keine Be- igung gewährt habe. So sehen wir den Vf. iht, schon in der Einleitung Wilhelm als ch untergegangen, unwiderleglich als einen eizigen Heuchler zu zeichnen, bevor er noch elben in den Gang der Begebenheiten ein- en lässt; er schickt damit der Tragödie ge- ermassen ein Vorspiel voran, um den handel- Personen die Charaktermasken anzuweisen, r denen sie später auftreten sollen.

ap. 2, »die ersten Zuckungen« überschrie- beginnt mit einer Schilderung der Finanz-

noth Philipps II., der sich, anstatt von den
derländern die erforderliche Aushülfe zu
langen, »die Demüthigung anrathen liess«
Antrag auf Beseitigung der Noth einer Bera-
der Stände vorzulegen; die in Folge dessen
vorgeschriebenen Bedingungen nährten in
Könige einen unauslöschlichen Widerwillen,
die Staaten und er wandte seitdem seine
Liebe der Nation zu, von welcher er ähr
Beschränkungen der Kronrechte nicht zu e-
ren hatte. Bei alle dem, heisst es weiter
es weder für die Staatsweisheit, noch für
Muth Philipps ein rühmliches Zeugniß ab,
er die Niederlande verliess. Dass diese au-
berufung der spanischen Regimenter dra-
dass die scharfe, von Madrid aus ergangene
nung wider die ketzerische Lehre ungün-
Aufnahme fand, die Hintanrsetzung des St-
raths gegenüber dem Geheimenrath Miss-
erregte, war nach dem Verf. nur eine Folge
von, dass die Staaten durch Oranien und d
Anhang verhetzt waren; dem Unwesen der
nischen Söldner — sie waren nicht bezab-
wurde von dem Prinzen und von Egmont
gesteuert, »weil es nicht in ihren Kram pas-
Der König durfte, wie es hier heisst, auf di
compromittirende Abberufung der Regim-
nicht eingehen, er hätte vielmehr die Zahl
selben vergrössern sollen. Aber so exac-
der Verf. kannte weder Philipp noch Gran-
die nächste Entwicklung der Dinge. — De-
derstand gegen die Vermehrung der Bisth-
berubte desgleichen auf einer künstlich p-
cirten Agitation, obgleich nicht verschw-
wird, dass auch strenggläubige Katholiken
gegen protestirten und eine leise Andeutung
auf hinweist, dass auch in dieser Frag-

als ein seiner Politik dienendes Werk-
die Absicht gehabt haben könne.

„den wahren Stand der religiösen
auf eine Weise, die in Betreff der Ver-
licher Doctrinen durch den nachfolgen-
lich gekennzeichnet wird. „Nur die
Schleichwege ersinnen, auf denen man
maare an den Mann zu bringen suchte,
die Stirne; das Geschäft so nachdrück-

Der Spanier Enzines hatte gar kein
der Frechheit, eine von ihm verfasste
übersetzung dem Kaiser Karl zu dedi-
dig in Brüssel zu überreichen“. Wenn
er Vf. fort, abgefallene Pfaffen beflissen
Lehre Proselyten zu gewinnen, so trieb
in ihrer Schmach.“ Es wird eingeräumt,
liche Geistlichkeit zum grossen Theil
-gefallen gewesen sei und als Grund der-
ch die kleine Zahl der Episcopate be-
geistliche Ueberwachung unmöglich fiel.
en gegen die Inquisition kund, so waren
contente provocirt; „es musste der Baum
ich und mit Aufgebot vieler Kräfte in das
erlande verpflanzt werden“. Um die Ab-
s in eine für diesen ausschliesslich gün-
zu stellen, war es allerdings erforderlich,
nskraft und deshalb Amtstreue Margare-
: sollte das Zugeständniss erfolgen, dass
des Jahrhunderts der Adel sich als ange-
resie verrathe, so durfte die erläuternde
en, dass das Volk damals noch unver-
n gewesen sei.

Gelegenheit die Bestrebungen lauterer
er Männer, welche für die Vertheidigung
r Väter in die Schranken treten, die De-
r Theologen, die Mahnrufe von Priestern,
er Seelsorge und deren Muth, mit welchem
ung protestantischer Lehre abzuwehren
nderm Nachdruck hervorgehoben wird,
f. nicht allein nicht verargen, man muss
so mehr dankbar sein, als dieses Gebiet
tantischer Historiker kaum der Beach-
st und eine im Allgemeinen wenig be-
dem Leser hier vorübergeführt wird.
dem Verf. nicht rechten können, wenn

er Motley der oberflächlichen Kenntniss des Con-
 Trient beschuldigt und bitter hervorhebt, dass ein
 lipp II. die königliche Prärogative mehr gegolten hat
 die Beschlüsse der Kirche. Etwas anderes ist es, was
 Cap. 8, „Es blitzt“ überschrieben, die Aufregung,
 der Befehl Philipps II. hervorrief, die Inquisition
 nachdrücklichste zu unterstützen und deren Urtheile
 Widerspruch in Vollzug zu setzen, als eine nicht
 lich erwachsene, sondern als gemacht und ein-
 dargestellt wird, immerhin mit dem Zusatze,
 auch unter dem Adel und im Volke brave Katholiken
 königstreue Männer gegeben habe, die durch die
 benedicte und Inquisitoren beschwert gewesen.

Die Auswanderung vieler Tausende, welche
 Fremde Rettung vor dem Glaubensgerichte suchten,
 klärt der Verf. als eine Folge drohender Hungers
 und des Mangels an Arbeit und Verdienst; waren
 er hinzu, reiche Kaufleute, so hatten dieselben von
 Inquisition nichts zu fürchten (!), desto mehr als
 den wilden Elementen eines Volksaufstandes.

Cap. 9 bringt „den Sturm“, den Adelsbund von
 Damals, meint der Verf., hätte nur ein entschiedener
 greifen, die Anwendung der Gewalt von Seiten der S
 terin noch Rettung bringen können. „Aber das W
 sich nicht klar, es schwankte“. Nun dringen von
 Seiten die Sectirer, gerufen und ungerufen, in's
 hochverrätherische Verbindungen werden mit Fra
 angeknüpft, die grumbachschen und gothaischen
 zu der niederländischen Bewegung in unmittelbare
 hung gebracht. Oranien versteht die teuflische Ku
 deutschen protestantischen Fürsten den Argwohn
 regen — was ihm freilich nicht schwer fallen konnte
 dass die Gefährdung des Protestantismus in den
 landen ihre eigenen Interessen bedrohe. Die immer
 um sich greifende Ketzerei erklärt der Verf. schl
 mit den Worten: „Die katholische Religion drin
 ein unausgesetztes Ringen nach den Dingen, die
 sind, auf ein beharrliches Pilgern nach dem himm
 Vaterlande. Entsagung, Selbstüberwindung, rühri
 spannen aller Kräfte ist ihre beständige Predig
 macht sie leicht unbequem. Die Saat auf das Fleisch
 daher bei den Massen immer lustig und üppig.

Cap. 10, mit dem Rubrum „Windsbraut und
 schildert die Gräuel der Bilderstürmerei.

tingische te Anzeigen

unter der Aufsicht

gesellschaft der Wissenschaften.

21. Februar 1866.

mitici di Graziadio Isaia
o effettivo del R. Istituto Lom-
e Lettere. Articolo secondo,
di lettere, e scienze morali e
tornata del 6 Luglio 1865.
G.

ref. der anzuzeigenden Abhand-
h durch eine umfassende Kennt-
Gebiete der Sprachwissenschaft
asbesondere deutschen Forschun-
rt und Weise wie die von ihm
enstände von andern Forschern
n, ist ihm, so weit Ref. zu er-
e, wohl nur sehr selten entgan-
er sich eine sehr grosse, im
rkennenswerthe, Selbstständig-
seine Ansichten finden sich fast
gensatz zu allen seinen Vorgän-
fast keine Behauptung hervor,
der Anmerkung von einen v.
ne dagegen' begleitet wäre und
sich dann die Namen der

grössten und bewährtesten Forscher, Pott, Kuhn u. s. w. nicht selten auch Ref. Ja, selbst wo der Hr. Verf. bemerkt, sich seine Ansicht mit der eines Mitforschers begegne, ist es gewöhnlich ein für die Frage untergeordnetes Moment, während Hauptsache auch hier die grösste Kluft tritt. So z. B. bemerkt Herr Ascoli S. 1. *Circa la genesi fonetica dell' u* (im laute der sskrit. Verba) *m'incontro con* Meyer. Allein die Begegnung betrifft nur die Annahme dass *u* aus *av* entstanden sei, wozu in Bezug auf die dann entstehende wesentliche Frage in Betreff des Ursprungs des *v* zwischen den Herrn Ascoli und Leo Meyer die Verschiedenheit herrscht. Während es bei Leo Meyer nur darum handelt, ob z. B. *jav* oder *ju* als Wurzel oder Verbalansatz anzusetzen sei, da beide Formen in den Texten erscheinen, aber auch *v* als integraler Theil der Verbalwurzel anerkannt wird, ist bei Hr. Ascoli die Wurzel nur *ja*, das *v* der Nominaltheil ein Theil des an diese getretenen Nominalfixes *va*; das Verbum lässt er erst aus der Vereinigung beider hervorgehn.

Ich kann nicht leugnen, dass wenn ich so fast durchweg in einem derartigen Satz gegen alle meine Mitforscher befand, über die von mir eingeschlagene Richtung denklich werden und schwerlich wagen, sie mit einer solchen Zuversicht zu vertheidigen wie dies vom Hr. Verf. geschieht, auf den Fall aber mich damit begnügen würde, die gegenstehenden Ansichten meiner Mitforscher durch ein 'siehe dagegen' oder ähnliche stimmte Formeln anzudeuten, sondern vielmehr den Versuch gemacht hätte, sie zu

neinigen dadurch eine grössere
verschaffen. Diese selbst würde
eine Weise zu begründen ge-
ihnen eine gewisse Festigkeit
würde, nicht aber sie so hin-
als ob sie durch das blossе Aus-
als wahr erwiesen wären. Die-
stützen trifft nicht bloss die An-
Verfassers, welche mir nicht
erkommen, sondern auch die-
mir richtiges zu enthalten schei-
er erlauben nur von letzteren
geben, da wir dadurch Gelegen-
en nicht ganz unwichtigen Punkt
s Verhältniss des Sanskrits zu
Sprachen etwas genauer festzu-
die Betrachtung von Ansichten,
Verf. ganz oder fast ganz ohne
stellt und auch ich nicht zu be-
so lange sie in diesem Zu-
für die Wissenschaft, wenn
plex von wirklich Gewusstem,
a, bezeichnen soll, so gut wie
int. Die hervorzuhebende Stelle
r eine Probe der Art und Weise
Hr. Verf. seinen Ansichten Ein-
n sucht.

20 *Ci volgiamo al suffisso ta,*
primo in ya t ya-ta-tai, eniti,
nessuno vorrà staccare da ya-
c. considerati nel §. 14. Ma lo
che dice precisamente il mede-
ua volta una mera varietà fo-
ti con sa per ta, analoga-
avviene presso al pronome iso-
ltri casi, come ognuno conosce.
procedere con esempj del nostro

suffisso assibilato, ricorderò: gras gra
identico a gar gâ-gâr-a-, inghiottire; —
bhâs bhâ-sa-tai, identico a bhâ bh
splendere; — mas ma-mâ-sa-, identi
ma-a-ti, misurare; — bhyas bhya-
*(*bhay'-sa-tai), identico a bhî bi-b*
temere; — dharsh da-dhar-sha —
(dhar-sa), tener fermo, quindi aver c
osare, che va congiunto a dhar dhar-a-t
sostenere (cf. for-tis); e dha-ra alla s
è in origine non diverso di dha-a (dh
pone, ferma, stabilisce (cf. dhâtar = dh
— las la-sa-ti e la-l (laḍ) la-la-ti, sc
dilettarsi, vedi il tipo la-ska al §. 15. —
mi perito a qui portare i verbi, in part
antichi, sullo stampo di raksh rak-sha-
servare, reggere, bhaksh bhak-sha-ti
giare, taksh tak-sha-ti, digrossare, t
ecc. (tak-sh'-an tex-t'-ov-), uksh vak
sha-ti aṁx-oo- (αῦξω) crescere (lo sh
euf. per s), che si radducono, come og
*a'più schietti râg', *bhag (φay), *tak, v*
il nostro menare).

Ich will mich in Bezug auf diese Stellen
bei Einzelheiten aufhalten, welche zu verhö-
mässig nicht wenigen Bemerkungen Veran-
lassen würden, — wie z. B. dass mir wer-
raksh nicht zu *râj* wenigstens nicht in d-
'leuchten' zu gehören scheint, sondern zu
Sskr. als Verbum eingebüssten, aber im Com-
und Superlativ von *rju* erhaltenen *raj*
reg-ere, *vaksh* nicht zu *vah* sondern zu den
falls im Sskr. nur in Nominalbildungen
tenen *vaj* = lat. *veg-ere*, *aug-ere* — ich v-
auf die Annahme Rücksicht nehmen, d-
Sskr. *sa* aus *ta* entstanden sei. Ich habe
bemerkt, dass sie richtiges enthält; — ab-

n, um die Richtigkeit derselben
 angedeutet ist das Verhältniss
 msc. und fem. des Prono-
 n in den übrigen Casus herr-
 ta; er lautet bekanntlich, im
 d wird so auch in den verwand-
 lectirt Der Herr Verf. schliesst
 von Bopp in der ersten Aus-
 gleichenden Gr. §. 345 ausge-
 t, wonach das *s* dieser Nomi-
 titution für *t* in *ta* wäre. In
 er Satz auch in der 2. Ausgabe
 . Allein hier ist zwischen ihm
 sten Ausgabe folgenden hier aber
 Zusatz eingeschoben welcher fol-
 tet: 'Im Ved. Dialekt kommt von
 ischen Sanskrit rein subjectiven
 amm *sa*, welcher ursprüng-
 lige Declination gehabt
 noch der Locativ *sá-smin*, als
t-smin vor und im Altlatei-
 en sich daran und an sein
 ie Accusative *sum* u. s. w.' Die
 ehobenen Worte Pronominal-
 her ursprünglich u. s. w.
 nnahme einer Substitution von
 em Fall verträglich, wenn Bopp
 dass aus dem Pronominalstamm
 etischem Wege ein neuer *sa* ge-
 iese Annahme wäre aber eine
 . So lange man *sa* im Ssskr.
 m Lat. im Accusativ und Nom.
 mochte es eine Entschuldigung
 an sich sträubte, einen beson-
 alstamm in ihm anzuerkennen,
 Beschränkung, in Betracht der
 welche dafür entschieden, ein ur-

sprünglich von *ta* verschiedenes Pronomen zu erkennen, mich nicht abhielt, diese Annahme schon in meinem Wurzellexikon zu begründen. Wenn man aber zugiebt, dass *sa* ein Pronominalstamm ist, welcher ursprünglich vollständige Flexion gehabt haben mag, so bedarf die Annahme, dass er trotzdem nur eine phonetische Umwandlung eines andern sei, des strengsten Beweises. Da Bopp aber dazu weder einen Versuch macht, noch bestimmter andeutet, dass er die Annahme, so glaube ich, dass seine jetzige Annahme wesentlich in dem Zusatz enthalten ist, mit andern Worten, dass auch er jetzt einen Unterschied — von *ta* verschiedenen — Pronominalstamm in *sa* sieht. Es steht dies zwar in Widerspruch mit dem aus der ersten Ausgabe erhaltenen Satz, allein bei neuen Auflagen können solche Unebenheiten selbst bei sorgfältiger Bearbeitung leicht entstehen und für den Herausgeber wie schon bemerkt seine Selbstständigkeit Bopp gegenüber bewahrt, musste der Herausgeber der Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Sätzen auf jeden Fall eine Aufforderung geben, die phonetische Entstehung von *sa* anzugeben, die übrigens auch in der ersten Auflage Bopp nicht bewiesen war, bevor er weitere Folgerungen daraus zog, auf eine entscheidende Weise zu begründen.

Von den *tanti altri casi, come ognuno con-* in denen *s* aus *t* hervorgegangen sei, weist der ich doch auch zu dem *ognuno* gehöre, wenig wenigstens von entschieden erwiesen. Sicher ist, so viel ich weiss, nur die Entstehung der Endung *us* aus *anti* und aus *ant* und steht einmal das *t* vor *i* das andermal am Ende. Fälle, die sehr verschieden sind von einem Uebergang von *t* in *s* zwischen zwei Vokalen.

nenen *ya-sa* für *ya-ta*. Das *s* in *ya-sa* ist aus dem *t* der *ya-ta* entstanden. Der Uebergang des Ptcp. Pf. red. *vām-sā*) neben *vadbhis* beruht, wie man bemerkt, auf der organischen Analogie des Ptcp. Pf. red. singular. msc. Ueber das Compar. *iyams*, wenn man deswegen *t* zugiebt, wird man eben so verfahren.

Man hat also bis dahin für die Entstehung des *s* im Sskr. Vokalen nichts beigebracht; man ist unbedenklich von einer Aenderung zur andern, bis er zu der *sh* aus *kt* gelangt. Auch hier findet keine eigentliche Begründung, sondern nur den bekannten Vergleich von *sh* und *kt*, welcher wenigstens ein gewisses Verhältniss zwischen *sh* und *kt* zeigt. Es ist nicht möglich, man ziehe Schlüsse daraus, wie ist dieses Verhältniss anders im sskr. *sh* oder *s* der ursprünglichen Griechischen durch *τ* reflectirt, das griechische *τ* der ursprünglichen Sskrit in *s* übergegangen ist? Man kann von den Lauten an und für sich keinen leichteren Uebergang von *t* in *s* annehmen möchte, entscheiden sich nicht. Derartige Auseinandersetzungen sind nicht möglich, um auf analytischem Wege den Uebergang zu erklären, aber völlige Klärung und Feststellung der Sache ist nicht möglich. *κῆσι*, *kshi* = *κτ*, *takshan* = *κτ* zeigen uns weiter nichts als das Verhältniss zwischen sskr. *ksh* im Griechischen durch *κτ* im Sskr. durch *ksh* widergegeben. Ob das sskr. *sh* d. h. bekanntlich aus *t* oder griech. *τ* der ursprüngliche

Laut in derartigen Gleichungen ist, kann dadurch erwiesen werden, dass einer Laute in ganz analogen Bildungen als organische nachgewiesen wird.

Mit voller Gewissheit tritt uns der Uebergang von *t* in *s* im Sanskrit in folgender entgegen: *rakta* das Ptcp. Perf. Pass. von *ṛak* heisst bekanntlich auch 'roth' und dessen Minimum *raktâ* hat als Substantiv die Bedeutung 'Lack' die bekannte rothe Farbe. Dieselbe Bedeutung hat nun auch *lakṣa*, von welchem Niemand bezweifeln kann, dass es *rakta* für *r* und Suffix *ka* ist. Ferner aber *lākshâ* welches man eben so wenig von *lakṣa* trennen kann und als eine sekundäre Ableitung von *lakṣa* mit sogenannter Vriddhirung (Derivation des Vokals der ersten Sylbe) und Uebertritt von *t* in *s* anzusehen hat (vgl. *lakṣa* weit

Ist aber nun in einem Fall dieser Ueberleitung entschieden, so ist er auch in andern Fällen für sich nicht unwahrscheinlich; volle Sicherheit erhält man aber auch hier erst durch die Uebereinstimmung in den übrigen Elementen des Wortes, in welchem er nachgewiesen werden kann.

Einen Fall dieser Art gewährt uns das Verhältniss des sskr. *vakṣas* zu dem gleichbedeutenden lateinischen *pectus*. Hier erklärt sich *p* für *t* aus dem auch sonst im Sanskrit nachgewiesenen Uebergang von ursprünglichem *t* mittelst *b* in *v* (vgl. z. B. *pan* 'kaufen' und *ban-i-j*, *van-i-j* 'Kaufmann'; *piba* Präsensstema von *pâ* 'trinken' für organisch *pipâ* nach der reduplicirenden Conjugationsklasse). Dass aber das lateinische *t* organisch aus *t* hervorgegangen sei und das sskr. *sh* aus *t* hervorgegangen sei in *lākshâ*, dürfen wir daraus schliessen,

Suffix *tas* wirklich erscheint (in +*tas* 'Strom' und *çrotas*, d. i. Einige minder sichere Beispiele *ξον* (*ᾱξων*) = sskr. *aksha*, *ακshan* und **δκτιαν* (in dem von angeführten *ὀκταλλος*) = sskr.entlichen Thema von *akshi*, wenn dreien das Suffix *tan* annimmt *ον* und *aksha* für *akshan* mit dermbusse des auslautenden n), wel-form des bekannten *tar* (*τρι*) auf-nach in *patan* (von *pā* + *tan*) der-form von *pati* (vgl. fem. *patnī* für *ājñī* für *rāj* + *an* + *i*) nachgewiesennn man einige Bedenken gegen dieErklärung aufstellen, deren Dis-er einerseits zu weit führen würde,flüssig wäre. Denn dass sskr.en könne, zeigt schon das einehinlänglich. Dadurch wird nunärung von *sh* und *s* aus *t* auchn ermöglicht, gewiss oder wahr-wie schon angedeutet nur dann,n die übrigen Elemente des zuhemas unterstützt wird; es bech in jedem einzelnen Falle ei-Untersuchung; ob diese in Be-dem Hrn Verf. angeführten Bei-*aksh*, *taksh*, *uksh*, *vaksh*, seine soingestellte Annahme auch nurmachen werde, ist mir sehr zwei-n giebt es andre, wo mir dieseer That wahrscheinlich scheint,ehen'. Da dieses der 10ten Conj.wird, so ist kaum zu bezweifeln,h ein Denominativ von *laksha* 'einman scharf ins Auge fasst' ist

und dieses ist wohl sicherlich = *lakta* = (s. oben), eigentlich 'roth gemacht' dann ursprünglich wohl ein durch Färbung hergebrachtes Merkzeichen und eben die Form, welche die Basis des oben besprochenen *lāksh* bildet. Doch genug hiervon! Wenden wir uns zu der eigentlichen Aufgabe der vorliegenden Abhandlung.

Diese besteht darin, dass der Hr Verf. zeigen will, dass die sskr. Verba oder Wurzeln wie sie von den indischen Grammatikern auf den Grundlagen des sskritischen Sprachschatzes aufgestellt und im Allgemeinen auch von den europäischen Sprachforschern anerkannt sind, aus *Nominibus agentis* entstanden und zu entstehen sind. Es ist diese Ansicht nicht zu verwechseln mit dem von andern Forschern mehr als gegebenen Nachweis, dass sich unter den von den Indischen Grammatikern aufgestellten Verben, oder eigentlich als primär gefassten Verben, mehrere Denominative befinden. Die Nachweise schreiten im Wesentlichen nicht über die Regeln des bekannten Sanskrit hinaus; sie weichen weitern fast nur die Regeln der indischen Grammatiker. Wenn sie z. B. *yat* als ein Denominativ betrachten, welches von einem Nomen *yam* geleitet ist, das von *yam* durch ein mit *ya* lautendes Suffix gebildet ist, so gehen sie weit entfernt nicht über die Regel in Vârt. Pân. 3, 1, 11 hinaus; dem Hrn Verf. ist *yat* nur als Präsensstema gesichert, ohne Weitres das Verbalstema überhaupt mittelst eines Suffixes *ta* in der Bedeutung eines *nomen agentis* aus einer Wurzel *ya* gebildet, die er auch bei *yam* und dem Präsens *yachh* zu Grunde legt, indem er diese mit den Suffixen *ma*, *ska* auffasst in w

enfalls Exponenten von *nomina*

hon angedeutet, dass dasjenige, was Hr. Verf. für diese Ansicht beibringt, eine Kategorie von Beweisen nicht gerechnet werden kann. Dass ich damit nicht zuviel Beispiele zeigen. S. 14 *perdere, vincere, e g'u (g'û), farsi* *perdere, ci daranno una medesima* *cosa diverso g'a-ya-ti, g'a-va-ti.* Die wesentliche Identität der Bezeichnungen, die auf jeden Fall zweifellos scheint, aber sogar die eigentliche Bedeutung von *ju* 'eilen' zu sein und *ju* 'eilen' und 'siegen' eine noch näher verwandte hervor. S. 15 *mî = ma-ya per-* *ma-ma-ti), si accoppia a mî =* *il medesimo.* Ebds. *E raccon-* *to smi sma-ya-tai a smî sma-* *ti del primo, ridere e ammirare,* *quando, rammemorarsi, ricordare con* *gli altri tutti da quest' unico: intendere* *derio.*

richtige Identificationen und Zerlegungen der Hr. Verf. einerseits zu Wurde in diesen seinen Zerlegungen B. *dra* in *dra-ma dra-va* (statt *dra*) — andererseits zu Suffixen indogermanischen Sprachen, aber nicht in der von ihm gegebenen Bedeutung eines *Nomen agentis*. *ya* Participia Futuri Passivi, Absolutiva, der 4ten Conj. Cl., aber nie, so *et, Nomina agentis.* Eben so wenig mit irgend einer Sicherheit ein *va* nachweisen. Ja, Verhält-

nisse wie *pakva* = *πεπον*, *ribhu* = *ribhvan*, *taxv* = *daghvan* (vgl. *ταχύνω* für *χυν-ju*), und weiter *atishtâvan* = *atishtâvan*, im Comparativ *bhûri-dâvan* u. aa. sprechen wohl unzweifelhaft für die Behauptung, dass es ein ursprüngliches *va* im Indogermanischen gar nicht gab, sondern *va* nur eine Abstumpfung von *vant* vertritt, *van* ist.

Des Herrn Verfassers Auflösungen z. B. *ji* in *ja-ya*, *ju* in *ja-va* führen aber auf Schwierigkeiten, welche, wenn auch nicht gelöst, doch wenigstens berührt zu werden verdient hätten. Wie kömmt es, muss man sich fragen, dass von diesen angeblichen Suffixen nur *ya va* jenes sich nur an Verba schliesst, im ganzen indogermanischen Sprachkreis oder *ay* im Verbaltheil erscheinen, die anderen solche welche ebendasselbst *u* oder *av* annehmen, nicht aber an andre? Was *ya* betrifft so fragt der Hr. Verf. nach S. 27 zwar das *ya* der Conj. Cl. ebenfalls mit seinem *Nomen* zu identificiren; dann entsteht aber die Frage, wie kömmt es, dass *ya* in Verben, welche gewöhnlich mit *i* auslautend geschrieben werden, alle Verbalformen afficirt, in denen der Conj. Cl. aber nur die Formen, welche auf *u* oder *av* Präsenssthemata gebildet werden?

Ferner von den Verben auf *i* u. *av* erstere zwar nicht *Nomina agentis* in der von dem Hr. Verf. zu Grunde gelegten Gestalt, wohl aber *Nomina status*, z. B. *jaya* 'Sieg', *java* 'Weg'. Wie verhalten sich diese zu den von ihm angenommenen nicht nachweisbaren gleichlautenden *Nomibus agentis*?

Diese Erklärung der Verba aus Wurzeln und Suffixen *Nom. ag.* beschränkt der Hr. Verf.

s auf die Verbalthemen, son-
S. 26 sogar auf Verbalformen
es: *Dirò imprima, che l'aoristo*
no che v'abbia affisso l'ausiliare,
er avventura in origine pur esso
rito semplice, in fondo al quale
*agentis, non primario, in *ta:*
dik-sha-t ê-dêix-σê- (cf. *a-
ε-) u. s. w. Der Hr. Verf. ent-
Bemerkungen zwar mit der *vena*
welcher er sich grade befinde;
b Forscher sollte sich von diesem
weit fortreissen lassen, dass er
lässt, welche so gar keine Ana-
indogermanischen Sprachkreise
absolutesten Gegensatze zu dem
blen stehen.

ass schliessen, da ich schon fast
diese Anzeige in Anspruch ge-
als ich bei dem geringen Umfang
antworten kann. Wenn ich nun
es im Stande bin über des Hrn
nstig zu urtheilen, so erkenne
dass er sich auf einem Gebiet
s voll von Schwierigkeiten ist
t geeignet auch den besonnenen
Gebiet luftiger Hypothesen zu
rigens ist meine Stimme nur eine
s unmöglich, dass der von mir
geg. wie dem Hrn Verf., so auch
enige erscheinen mag, welcher
s der Lösung der Frage entge-
elche in der That jetzt vorzugs-
aufmerksamkeit verdient, nämlich:
ermanischen Sprachkreis die pri-
ntstanden sind. Th. Benfey.

Vollständiges Bibelwerk für die Gem
In drei Abtheilungen. Von Christian
Josias Bunsen. Neunter Band. —
Abtheilung. Bibelgeschichte. Das ewige
Gottes und das Leben Jesu. Herausgegeben
Heinrich Julius Holtzmann. Leipzig:
Brockhaus, 1865. XV und 500 S. in gr.

Von den so bedeutenden und so gross
legten Werken welche Bunsen erst gegen
Neige seines seltenen Lebens begann u
sich von denen seiner früheren Jahre nach
chen Seiten hin so merkwürdig untersch
ist nur sein Bibelwerk in den Gel. Anz.
nicht beurtheilt. Er verwandte zwar auf
noch viele der besten Tage seiner letzte
bensjahre, und hielt es selbst für das w
ste und schönste Werk seines Lebens we
es so wie er es im Geiste trug vollenden k
er meinte wenigstens dem christlichen Vol
mit einen guten Dienst zu erweisen, richt
absichtlich für möglichst viele Leser ein
verfasste es zwar weil er eben wieder in De
land war in seiner Muttersprache, hätte e
gerne gesehen wenn es sogleich in viele
Sprachen übersetzt wäre. Allein er k
kaum die Herausgabe der ersten Bände
bei aller Vermeidung von gelehrte aussel
Bemerkungen ungemein gross angelegten
kes; und da er bei seinem Tode noch nich
vieles ausgearbeitet hatte, so ging es m
andere Hände über. Der oben bemerkte
aber ist, wie der Herausgeber in der V
des Weiteren ausführt, noch ganz von
und so scheint er uns vorzüglich geeigne
näher beurtheilt zu werden, da er auss

eschlossenen und heute so beson-
wordenen Gegenstand behandelt.
nstand »die Bibelgeschichte« wird
nhalt nacherst ganz deutlich wenn
selbst liest. Es zerfällt in zwei
und wie Bunsen oft etwas künst-
en liebte, so benennt er die erste
hichte in der Bibel, oder der
he Bibelschlüssel und das Gemein-
texten«, die zweite »Die Bibel in
chte, oder Jesus von Nazareth«
nach dem heute sehr gemein ge-
en »das Leben Jesu«. In der er-
im Wesentlichen eine Anweisung
l sowohl öffentlich (d. i. kirchlich)
n einem jährlichen Kreise frucht-
nd zu verstehen. Man weiss wie
en schon von seiner frühesten Zeit
esten Art aller kirchlichen Ein-
ich der kirchlichen Gesänge und
eschäftigt hat: er giebt hier nun
rohdachten Plan einer besseren
cher auf einen jährlichen Kreis
sestücke aus der Bibel, und theilt
inke mit in welchem Sinne man
Bibel lesen und anwenden solle.
ammenfassung aller der Gedanken
diese Art der rechten Benutzung
die Gemeinde oder auch für jeden
r wird man alles dies mit Frucht
den es jedoch nicht passend an
uf das Einzelne näher einzugehen,
vielmehr nur einen Hauptgedan-
chher hervorzuheben.

und weit grössere auch wissen-
utendere Hälfte enthält von S. 165
a Jesu« in fünf Abschnitten. Je-

doch würde man irren wenn man meinte
 ein von dem verewigten Verf. ganz fertig
 vollständig ausgearbeitetes Werk zu empfa
 Es zeugt von dem gesunden Blicke des
 und zugleich von seinem reinen Eifer da
 die für unsre Zeit hohe Wichtigkeit des G
 standes schon früh erkannte und ihm in
 verschiedensten Zeiträumen seines Lebens
 derholt von den mannigfaltigsten Anlässe
 so viele Stunden ernster Forschung wid
 Schon während seines 23jährigen Aufent
 in Rom, namentlich zwischen den Jahren
 und 1824, entstand dieses Werk seiner
 Anlage nach; man sollte demnach mein
 habe sich ebenso früh wie Schleiermach
 seinen erst jetzt gedruckten Vorlesungen m
 emsig beschäftigt. Aber auch noch in de
 ten Jahren seines Lebens kam er, und in
 mit ganz besonderer Gluth, auf den C
 stand zurück, wie der Unterzeichnete au
 seinen näheren Mittheilungen davon noch
 so lebhaftre Erinnerung hat: und immer h
 er von neuem einzelne der grossen Seite
 ganzen Gegenstandes mit frischer Liebe
 zu durchdenken und mehr oder weniger au
 lich darzustellen. Allein etwas ganz Ersch
 des fand man in seinem Nachlasse nich
 so musste der Herausgeber sich begnüge
 allen den sehr verschiedenartigen Aufzeic
 gen welche er empfing ein möglichst gleich
 siges Ganzes herzustellen; und so stehen
 Stücke aus den verschiedensten Zeiten, au
 lichere oder kürzere ja oft nur ganz scha
 tige Entwürfe, friedlich neben einander;
 ist dieselbe Sache oft in doppelter Beha
 gegeben. Da trifft es sich nun seltsam
 gerade die Anfänge und die Ausgänge

Bibelgeschichte am meisten lichtvoll, über Vieles auch des schwierigsten Inhaltes von ihrer breiten Erörterung vermisst wird, auch nach sonstigen Bemerkungen des Verfassers gespannt ist seine besondere Aufmerksamkeit zu lernen.

Obwohl es diesen weit ausgedehnten Mängeln gegenüber dem heutigen Herausgeber nicht zu billigen es wenigstens vollends, so hat seine eignen Meinungen nicht besitzt das Werk dennoch manche gute und einzelne glänzendere Stellen. War immer seine Bedenken hat, so ist das vollendete Werk eines Verstorbenen, so ausdrücklich Erlaubniss zu veröffentlichen muss dann wenigstens einzelne Unvollkommenheiten und Vorüberseher Billigkeit genug haben. In den meisten Fällen lässt sich die Herabsetzung der Bruchstücke vollkommen rechtfertigen, wenn man sich entschliesst mehr auf die Vorzüge des Werkes als auf seine Mängel zu sehen. Jene sind gross und man merkt man dass hier übermässig wohl sagen) heiliges Bestreben, das Heilige seiner würdig zu veranschaulichen steht hierin Bunsen bei aller Anerkennung der Christen die sich für fromm halten. Höchste überraschenden Freiheit zeigt er im Forschen und Urtheilen. Die Rotten jener heutigen Schriftsteller, seitdem der Ludwigsburgische Streit die Oberflächlichkeit der Form und Leichtsinns des Urtheils in die Wissenschaft zu machen sich mit allen Bemühungen hat, nicht genug mit ihren

wüsten Gedanken und verkehrten Bestrebungen die Deutschen Bücher, Zeitschriften und Zeitschriften aller Art anfüllen können und ihre Lücken daran finden wie Christus selbst so auch die Evangelien zu ihrem eigenen Staube heben und ziehen! In Bunsen lebte keine beschränkte, träge oder verwirrte sondern eine höchst reiche, sende bewegliche und klare Erkenntnis der grossen menschlich-göttlichen Verhältnisse, ein lauterer Gefühl von ächter Wissenschaft, ein zügel auch ein reiner Sinn für Sprachgeschichte bei allen alten und neuen Völkern schon darnach lässt sich ermessen wie die einzige Erhabenheit und die ewige Bedeutung der Geschichte Christus' nicht so gänzlich kennen und verfinstern kann wie dies die deutsche Schule versuchte und wie es Strauss seinen heutigen Lobrednern noch immer thut. Und in Bunsen entzündete sich je reifer älter er wurde ein desto reineres Feuer. Seine Sorge und Angst um das dauerhafte Wohl der Ehre des Deutschen Volkes, ein Feuer seinen belebende Wärme auch bis in diese Stücke seines Werkes hinein sich ausbreitete während jene welche am Verwirren und Verfinstern der Geschichte Christus' ihre Freude finden noch nie gezeigt haben dass das Wohl des Volkes ihnen wirklich am Herzen liege.

Da wir aber eben schon bemerkten dass man bei diesem Werke besser auf das Ganze als auf die Einzelheiten zu sehen, so scheint es am passendsten auch seine nähere Beurtheilung nur auf die grossen Allgemeinheiten zu beschränken welche hier in Frage kommen.

Da wird man nun bemerken dass der Verfasser die hohen christlichen Dinge die er so allgemeinere Rede berührt, wenn man a

nt, sowohl nach ihrer geschicht-
ihrer ewigen Seite hin sehr rich-
dass ist es wohl nützlich auf
ngen hinzuweisen welche der Vf.
ehr tiefdenkenden Deutschen Phi-
Zeit angenommen hatte, die man
hört, und die dennoch mit der
spielen als man sich das erlau-
r zählen dahin z. B. den Schel-
von einem Verlaufe aller christ-
h einem Zeitraume und Geiste
Paulus und Johannes, als habe
zur Deutschen Reformation ge-
lebten wir seitdem unter dem
wir nun für die Zukunft ein Jo-
alter erwarten müssten in wel-
n untergingen. Dies klingt etwa
amals auch so häufig als allge-
enommene und doch heute schon
hrtheit wieder mehr erkannte
Christenthum gleichmässig aus
e und Heidenthume hervorgegan-
enes vielmehr nur aus dem Al-
sich herausbilden konnte, ebenso
ie Zukunft nur die Vollendung
schen Reformation zu erstreben
zu erwarten was dieser ebenso
theile widerstrebte. So grosse
ge Dinge in verkehrte Stellun-
zu bringen schadet nicht wenig;
sich näher zeigen wie sehr uns
kehrte Vorstellung seitdem sie
len wollte wirklich schon ge-
e Reformation ist weder einsei-
merbriefe hervorgegangen noch
Johanneische Liebe; aber auch
l selbst bilden gar nicht einen

solchen inneren Gegensatz unter sich. Und allem muss man hier fragen was denn wohl solle wenn die Deutschen das im geistigen Beste was aus ihnen hervorgegangen ist so absetzen als wäre es etwas in der Mittelschwindendes, von dem man wünschen möchte dass es nur so bald als möglich zu Ende um einem noch viel Besseren Raum zu machen. Aber so wird nie etwas Besseres kommen.

Es ist eben der Vorzug besserer Werke man bei ihnen die Mängel welche der Bible einer ganzen Zeit sich immer tiefer einzuwollen desto deutlicher bemerkt und desto hinwegwünscht. Wir zählen dahin hier einige Beurtheilungen des Alten Testaments welche zwar weit von jenen oberflächlich verurtheilen sich entfernen welche früher sich mit der ganzen Bildung anheften wollten, die aber immer noch zu untreffend und dem hohen Gegenstande selbst welchen unser Geist umfassen nicht entsprechend sind. Es thut uns z. B. wenn wir S. 299 lesen »Die alten Propheten hatten allerdings auf den thätigen Gottes hingewiesen, aber doch nur als auf werke Bezeugungen der Wahrheit des äusserlichen Erkenntnisses welche die Juden damals »denen« nannten«. Abgesehen von dem hier verlassenen Namen der Juden, würde es in der schlimmsten genug mit dem ganzen Alten Testamente stehen wenn dies wirklich sich so hielte. Aber man braucht nur dieser Propheten Worte ganz genau zu verstehen um sich zu überzeugen wie sehr ihnen mit einer solchen Vorstellung Unrecht geschieht. So müssen die letzten Spuren der viel zu geringen Achtung vor dem Alten Testamente schwinden und sich früher unter uns festsetzen wollte, um

öhen den Unterschied beider
z anderswo zu suchen als in sol-

bei der geschichtlichen Betrachtung
Christus' selbst zunächst alles
Erkenntniss der vier Evangelien
Bunsen schon seiner allgemeinen
Bildung nach grosse Vorzüge vor
Baur'schen Schule welche auch
so grundverkehrt betrachten und
es ihnen an aller philologischen
Erfahrung und Kunst fehlt. Bunsen ist
zu sehr viel zu gebildet als dass
er das Johannesevangelium in die
Hand nehmen und fortwährende arge Miss-
deutung und Missanwendung ver-
breiten welche der Tübingische Baur
in der Welt gewöhnen wollte. Er fin-
det dass dieses Evangelium in al-
ter Einfachheit und Bescheidenheit nur die
Grundzüge und theilweise Berichtigung
enthält, eine solche auch geben
dem Kerne nach noch weit stren-
ger angelegt ist als jene; und er
erkennt richtig dass nur dieser Apostel
schreiben haben kann. Aehnlich
vollkommen treffend dass unter
den vier Evangelien keines für die
Zeit so werthvoll ist als das des
Matthäus Eckstein dieser ganzen Quel-
len er sich von allen den An-
fänger'schen Schule völlig trennt.
In diesem Werke alles unvollendet
so trifft man auch in Beziehung
auf die Evangelischen Geschichte
sichere und selbst Irrthümliche.
Er verwendet Bunsen vorzüglich

darauf die rechte Zeitfolge und Zeiteinreihung aller der einzelnen Stücke Evangelischer Geschichte herzustellen welche die vier Synoptiker enthalten: hier sieht man am deutlichsten ernst es ihm ist alles nach der strengen Richtigkeit der Geschichte herzustellen. Auch es kein Sachverständiger tadeln dass er das Johannesevangelium als den festen Rahmen zu Grunde legt. Allein alles dies schon deswegen bei ihm zu unvollkommen er die Quellen der drei ersten Evangelien nicht hinreichend bis zu ihren wirklichen vielliebendigen Quellorten hin verfolgt. Und weit noch immer auch die das Evangelium Schriftthum zu gering schätzende Ansicht welche früher herrschend war bei ihm einen Einfluss übte, sieht man vorzüglich darin dass er die drei Evangelien doch sämmtlich erst nach der Zerstörung Jerusalem's entstehen lässt, ohne zu unterscheiden ob nicht das des Marcus u. d. d. thäus sogar in der Gestalt in welcher sie uns vorliegen verewigt wurden doch schon vor ihrer Entstehung bekannt sind und ohne näher zu untersuchen in welcher Zeit die wichtigsten Quellenschriften entstanden. Dass er in kurzer Rede das vierte Evangelium allein das Apostolische, die drei andern oft die Katechetischen und ihre Verf. Katecheten nennt, kann man so überraschend für den letztere Ausdruck sein mag, nicht so missbilligen: die Bezeichnung der drei ersten Evangelien als katechetischer ist wenigstens ebenso gut wie die Sitte sie die Synoptischen zu nennen, eine Sitte welche in unsern Zeiten allein herrschend werden wollte jetzt aber allen Nachtheil vielmehr zum Vortheile der

er Sache schon wieder im Ver-
ist.

ann auf das Gesamtbild je-
geschichte einzig bedeutsamen
unter der Hand eines sol-
d Neubildners aus den müh-
elten und zusammengereihten
chen der einstigen wirklichen
t, so versteht sich von selbst
e Bunsen die sogenannte my-
n diesem Leben welche der
Strauss aufgebracht hat und
iederum mit neuer wie ver-
gung aller Art dem Deutschen
estes Lebenswasser eingeben
bis zum Ende völlig verwirft.
s einer der schwersten Flecken
tschen Geschichte dass eine
a vorne an auf lauter nebel-
en auf Unkenntniss der wahren
l Missverständniss ja Verdreh-
en und der ganzen Bibel und
ermischung der wahren Reli-
enthumes beruhet, noch im-
hen die Augen blendenden un-
len und zur allgemeinen Ver-
laffung so mächtig beitragen
her der früher der sogenann-
ung folgen wollte, hat neue-
Buch veröffentlicht worin er
doch gegen Strauss* reden
gar für das christlich »Posi-
ill; als ob etwas was von
nisch war und in die Geschichte
on nur wie die verfinsternde
Licht einspielt, gegen allen
d namentlich des NTs etwas

Christliches werden könnte, und als ob man wüsste welcher trüben Quelle das ganze h Reden von einem Mythos des Evangeliums. Allein dieser Geistliche welcher wie so viele andere seiner Art heute eher zum Reden als zum ruhigen Bedenken ernster neigt, offenbart sich schon dadurch hinreichend, dass er als einen andern ebenso wichtige hinstellt der Ursprung und die Abkunft d hannesevangeliums sei völlig räthselhaft und das immer bleiben: als ob er dies E auch nur zu lösen sich wirklich bemühet und nicht damit nur etwas so obenhin was denen die zuvor nur erst alles un zu machen für die beste Weisheit halten schon in dieser seiner halben Fassung a sten gefällt; denn diese begreifen klug wie sie das weiter verwerthen können. I ist weise und ist zugleich kühn genug u allem was in den Evangelien erzählt wi allem zu fragen wie es zu der Geschicht strengerem Sinne dieses Wortes stehe: al ist auch gewissenhaft genug den festen ächter Geschichte nicht zu läugnen wie hier weit und breit und, sobald wir n nicht selbst verblenden, auch für uns no kommen hinreichend erkennbar unsern Aug thut. Er kann also hier wohl hie und da nie aber so gänzlich alle Wahrheit verlier die Beute der schlimmsten Täuschungen wie die Liebhaber des Mythos mitten höchsten und reinsten Geschichte, welche nichts verstehen und nichts betreiben a geschichtliche Wahrheit auf dem Gebi verflüchtigen und (wenn sie es vermöcht vernichten wo sie für alle Zeiten am str

und, wenn sie so gilt, den uner-
nutzen stiften kann.

Wirft nun S. 346 den »bisher ver-
stellungen des »Lebens Jesu« vor
in jedem innern Zusammenhange
n« und »in diesem weltgeschicht-
er höchsten sittlichen Persönlich-
eine Entwicklung, ein Werden
de die Stelle aber wo er dies be-
einer sehr alten Aufzeichnung
sonst würde sie etwas Unrichtiges
nbilliges behaupten, was Bunsen's
gewesen sein kann; wir ersehen
anderen Stellen dass er in seinen
ichnungen wirklich anders ur-
muss es allerdings bedauern dass
on der Stufe der Wissenschaft
seinen letzten Lebensjahren be-
var das Lieblingswerk seines Le-
lässt es sich bezeichnen) wie aus
ollenden konnte: er wünschte es
on ihm selbst mündlich hörten,
lück wurde ihm nicht mehr zu
dass er den fast wahnsinnigen
hr erlebte welchen die drei jüng-
genannten Bücher über dies Le-
letzten Tagen theils durch ihre
ch fremde Schuld erregten, dar-
ihn selig preisen, und für die
ätte er ausserdem aus ihnen nicht
ernen können. Wir haben über
i Schriften sogleich bei ihrem Er-
Gel. Anz. geurtheilt: man wird
n mit welchem Rechte wir behaup-
jetzt gedruckte Werk Bunsen's
ass er von jenen noch nichts wissen
as Mindeste verloren. Allein eine

genaue Vergleichung dessen was die Wissenschaft schon während der letzten Lebensjahre Bunsen's gewonnen hatte mit den grossen Bruchstücken seines erst jetzt erschienenen Werkes wäre in der Vorrede zu diesem jetzt in Drucke sehr am Orte gewesen, und hätte ausgeführt gerade an dieser Stelle heute noch nützlich sein können. Wir bedauern da der Herausgeber sich darauf nicht eingelassen hat, wenigstens kann was er hier darüber sagen genügen.

Wenn der Herausgeber dagegen S. XIV die Ausgänge des Lebens Christus' würde auch dies Bunsensche Werk zeige, ein heiliges Räthsel bleiben und hier sei nicht ein Wissen um die Unmöglichkeit des Wunders übrig, so entfernt er sich damit doch sehr von Bunsen's Sinne. Denn dass dieser auch die Ausgänge jenes Lebens für einen Gegenstand schichtlicher Erforschung ansah, zeigt sich am Ende seines Werkes stark genug. Er scheint er uns gerade hier sich sehr geistig haben. Er meint Christus sei nach der Annahme vom Kreuze nur in einem Zustande tiefer Bewusstlosigkeit gewesen, habe aber vorher noch sinnlich mit den Menschen geredet und verhandelt; und er möchte sogar aus geistigen Andeutungen des Johannesevangeliums schliessen er sei auf kurze Zeit bis zu seinem letzten Tode noch unter die Heiden Phönix gegangen. Wir halten alle diese Vermuthungen für völlig grundlos, meinen auch nicht dass im Johannesevangelium irgend einen Anhalt haben. Bunsen begegnet sich indessen in seinen Vermuthungen so wie auch sonst in vielen Schleiermacher, wie man aus dessen jetzt veröffentlichten und in den Gel. Anz. 1864 S. 1

erlesungen ersehen kann. Man
he schärfer als Bunsen hier thut
hm Unvereinbaren unterscheiden
nicht das Mindeste auf reine Ver-
en. Allein so völlig wir hier
ermacher's Vermuthungen miss-
so zeigen beide doch durch ihr
e geschichtliche Forschung hier
weit gehen soll als bestimmte
en, nicht aber vor irgend etwas
vor einem blossen Räthsel ver-
stille stehen kann. Ja die Ver-
wächst je wichtiger und heiliger
eschichte selbst ist: welche wäre
als diese? Auch sehen wir ja
ispiele so bedeutender Männer
ner und Bunsen selbst dass nur
iche Vorstellungen entstehen so
ch unhemmbare Erforschung des
nenen das Richtige nicht trifft
äthsel ein Räthsel bleiben lässt.
zt in dies grosse Werk verar-
Lebensbild von Christus' ent-
ach S. VII noch im April 1859
schrieb vorne darauf *Die Kri-
Christenthum, nicht weniger*.
enn man unter dem jetzt längst
sbrauchten Namen *Kritik* nur
s er hier meint und was das ge-
der sogenannten Tübingischen
af er mit jenem Ausspruche das
orach damit nur aus was unsere
Wissenschaft längst bewährt hat.
a das hier gedruckte Werk sei-
zu geben!

H. E.

Lectures on the Elements of Comparative Anatomy. By Thomas Henry Huxley F. R. S., Professor of Natural History, School of Mines and Professor of Comparative Anatomy and Physiology to the Royal College of Surgeons of England. On the Classification of Animals and on the Vertebrates. London, J. Churchill et Sons 1864. XI u. 312 Seiten Octav, mit 111 Holzschnitten.

Der Verfasser hat in diesem schön ausgestatteten Bande eine Reihe von Vorträgen veröffentlicht, welche er als Huxley'scher Professor der Vergleichenden Anatomie und Physiologie im Jahre 1854 in dem Royal College of Surgeons in London, dessen berühmte Sammlung ihm das Material dazu lieferte, hielt und die, wenn auch öfter theilweis ändern Anordnung, bereits in zwei Jahren in den Medical Times and Gazette veröffentlicht wurden. Wenn diese Vorlesungen auch an dem letzteren Orte vielfach Beachtung fanden und von dem naturwissenschaftlichen Sinn der englischen Aerzte, wie er seit langem traditionell geworden ist, ein sprechendes Zeugniß ablegen, so verlieren sie sich nicht dort, in mehreren Quartbänden zerstreuter rein medicinischen Abhandlungen und zeigen und werden auf ihr eigentliches Publikum, die Zoologen, erst in dieser neuen in wohlverdienter Weise wirken können. Es wird deshalb auch gerechtfertigt erscheinen, wir jetzt dieses Werk in diesen Blätter Sprache bringen.

Huxley handelt in seinem Buche von verschiedenen Gegenständen, von der Classification der Thiere (p. 1—112) und von den Theilen des Schädels der Wirbelthiere (p. 113—

den ersteren hier nur kurz be-
ns beschränken die vielfach von
nenden Anordnungen des Verfas-
systeme einfach anzuführen.

ie Cuvier und K. E. von Baer
folger zerlegt auch Huxley das
eine kleine Anzahl von Unterrei-
c dieselben jedoch in einer in vie-
dem gewohnten Gange ganz ver-
ise. Huxley nimmt acht sol-
e an; zu den Vertebrata rech-
oerall die V. abbranchiata (Mam-
Reptilia) und V. branchiata (Am-
) und vereinigt in dem zweiten
as Vielen angenehm sein wird, die
Insecta, Myriapoda, Arachnida,
den Anneliden (Sipunculiden, Egel,
) und rechnet in überraschender
dritten Unterreiche Annuloida
Rotifera, Turbellaria, Trematoda,
matoda, Acanthocephala, Gordia-
n Echinodermata (Holothuridea,
teridea, Ophiuridea, Crinoidea).
n Unterreiche Mollusca stellt
tophora (Cephalopoda, Ptero-
gastropoda, Branchiogastropoda)
ellibranchiata, zu dem fünften
a die Ascidoida, Brachiopoda,
en Coelenterata die Actino-
Anthozoa und Ctenophora) und
s siebte Unterreich Infusoria
erfasser selbst von noch nicht si-
lung, im achten endlich den Pro-
en wir den Spongida, Rhizopoda
a.

t uns hier am Auffallendsten die
seres allerdings durch positive

Kennzeichen schwer zu umgrenzenden Vermes in zwei Theile von denen der eine stützt auf die Körpergliederung und das Circulationssystem mit den Arthropoden, der andere besonders nach dem sogenannten Wassergefäßsysteme mit den Echinodermen vereinigt ist. Bei denen ein anderer englischer Zoologist nach dem ähnlichen Merkmal sogenannte Verwandtschaft mit den Nematoden glaubt.

Die Eintheilung der Classe Mammalia in ihre Ordnungen behandelt Huxley in besonderen Abschnitte genauer. Zunächst kämpft er hier die neuerdings besonders von Owen ausgeführte Eintheilung nach dem Grad der Gehirnentwicklung an, und führt nach eigenen und Flower's*) Untersuchungen an, wie Owen's Abtheilung in Archencephala (welche die aplacentaren Säugthiere umfasst) gar nicht den dafür als bezeichneten aufgestellten Charakter, das Fehlen des Corpus callosum im Gehirn, also grosse Annäherung an die Vögel u. s. w., zeigt, sondern dass doch ein deutliches, wenn auch weniger entwickeltes Corpus callosum vorhanden ist. Daher leugnet Huxley mit Recht einen wesentlichen Unterschied zwischen den Hirnen der Archencephala (Mensch) und Gyrencephala und macht auf Uebergänge aufmerk zwischen den Hirnen der letzteren und der vierten Abtheilung Lissencephala.

Huxley selbst theilt die Säugethiere nach Blainville zunächst in drei Reihen Orthodelphia, Didelphia und Monodelphia und ordnet bei den letzteren den sogenannten Placentalen Säugethiern mit Entschiedenheit für ein

*) Flower in den Proceedings of the Royal Society of London. XIV. 1865.

ng nach der Beschaffenheit der
a. Mit Recht nimmt der Verf.
utung dieser Eintheilung für K. E.
uf den die deutsche Wissenschaft
wird, in Anspruch, der in sei-
nsschrift an Sömmerring »Unter-
r die Gefäßverbindung zwischen
ucht« (Leipzig 1828 fol.) die Ei-
verschiedenen Säugethiere be-
ieselben danach in zwei Abthei-
eder je zwei Unterabtheilungen
In England führte diese Placen-
Verh. Home (Comp. Anat. III)
eich Milne Edwards (Ann. Sc.
viel umfassenderer Weise aus;
seinem so werthvollen Reforma-
(1837), E. H. Weber (Anato-
lieferten wichtige Beiträge, aber
Ausnahmen, die sich danach von
den Verhältnissen ergaben, fand
meinen Eingang und es folgte ihr
eingehenderer Weise nur C. Vogt.
nimmt auch Huxley zunächst
verschiedene Placenten an, sol-
ethheidigung einer Decidua gebil-
o die mütterliche und fötale Pla-
inanderhängen und bei der Tren-
tung eintritt und zweitens solche
Decidua (welche dann überhaupt
tritt) keinen Antheil hat und in
e mütterliche und fötale Placenta
s zapfenartig in einander drin-
der Geburt sich ohne Bluterguss
er ersten Abtheilung mit Placenta
aduca s. cohaerenta finden wir
en derselben, nämlich die schei-
die gürtelförmige Placenta, de-

ren erstere bei den Ordnungen Bimana, Q
mana, Chiroptera, Insectivora, Rodentia,
letztere bei den Carnivora, Proboscidea,
cea vorhanden ist, während die zweite A
lung mit Placenta non deciduata, non c
adhaerenta nur in wesentlich einer Form
sogenannten Chorion diffusum, auftritt u
Ordnungen Pachydermata (Artiodactyla
rissodactyla), Cetacea, Edentata und wahr
lich Sirenida umfasst. — Man hält sons
Elephanten und den Klippdachs (Hyrax)
solcher Entschiedenheit für Dickhäuter.
man sich scheute sie wegen der Placent
ihnen zu entfernen: Huxley stellt diese
zelten Formen nun als eigene Ordnungen
erste Abtheilung der Placentarsäugeth
die Verwandtschaft der Nagethiere und F
fresser.

In dem zweiten Theile seines Werkes
sucht Huxley den Bau des Schädels der
belthiere, mehr nach der Deutung und d
gemeinen Verhältnissen, als nach der M
faltigkeit der Formen der einzeln ihn z
mensetzenden Knochen. Zuerst beschre
den Bau und die wesentlichsten Punct
Entwicklung des menschlichen Schädels un
dann gleichsam den allgemeinen Werth d
bei gewonnenen Resultate, indem er den
del des Hechts nach Bau und Entwicklun
mit vergleicht. Dann stellt er nach dem
nun gerechtfertigt erscheinenden, Grund
den Bau der Schädel der übrigen Fische
Amphibien, Reptilien, Vögel und Säug
nach ihren hauptsächlichsten Verschieden
dar und erläutert zuletzt die sogenannte
deltheorie.

Bei der Entwicklung des menschlichen

Huxley genauer die Entstehung
n Keilbeins. Sowohl das s. g.
kleine Keilbein verknöchert durch
ende Knochenkerne, im Körper
Basisphenoid) verschmelzen diese
r früh zu einem unpaaren Kno-
rend im Körper des kleinen Keil-
noid) dieselben lange getrennt
rossen Keilbein haben ferner die
oidales eigne Knochenkerne, wel-
Keilbein nicht repräsentirt sind,
letzteren aber (Orbitosphenoid)
die des grossen Keilbeins (Alis-
einem grossen Knochenkern. —
uchtbringend ist des Verfs Dar-
r Entwicklung des Schläfenbeins,
t auf die kleine äusserst klare
n Kerckring (Osteogenia Foe-
auf Cassebohm und Meckel
usser dem Knochenkern für die
rum und das Os tympanicum fin-
hläfenbein, wie es Huxley nach
estätigt, noch drei Knochenkerne
r (Os opisthoticum) die Fenestra
t, zu der Fenestra ovalis bei-
Haupttheil der Schnecke ein-
dass er wesentlich das an der
chtbare Stück des s. g. Felsen-
n anderer (Os prooticum) aussen
ticalen Canalis semicircularis um-
en hinteren verticalen halbcirkel-
umwächst und mit das Tegmen
lt, während der dritte (Os epio-
nteren halbcirkelförmigen Canal
r hintere Theil des Schläfenbeins
ihm hervorgeht. Dieser dritte
ioticum) entspricht also fast der

pars mastoidea, wogegen die beiden en (Os opisthoticum und prooticum) zu der petrosa früh verschmolzen. — Bei der Entwicklung der Kiemenbogen führt Huxley an der erste unter und vor der Gehörkapsel zweite hinter derselben in den knorpeligen del übergeht und neigt sich zu der A dass der Steigbügel aus dem zweiten Kiemenbogen, wie der Proc. styloideus und das Zubein hervorgeht, während wie bekannt der Hammer, mit dem Meckelschen Satz in dem ersten Kiemenbogen gebildet w

Bei der Darstellung des Baues des schädels kommt die bekannte Persistenz des Primordialschädels bedeutend zu Hülfe. Während das Hinterhauptsbein in der Deutung Schwierigkeit bereitet, sieht Huxley in dem kleinen Knochen vor der Fossa pituitaria das Basisphenoid und in den kleinen Knochen die sich seitlich daran setzen die unbedeckten Alisphenoide, während er mit Rechten an der Schädelbasis gelegenen Knochen der vom Vomer bis weit auf das Occipitale reicht nicht mit dem Keilbeinkörper, wöhnlich, identificirt, sondern ihn als besonderen Deckknochen, Parasphenoid, ansetzt. Von dem Schläfenbeine finden wir die Sphenoida temporum hinten an der Ecke des Schädels das Prooticum stark entwickelt vor dem lichen Hinterhauptsbein (Exoccipitale) an den Seiten der Schädelkapsel, das Epitoticum (occipitale externum Cuv.) hinten auf dem Occipitale in denselben Verhältnissen zu den cirkelförmigen Canälen wie beim Menschen das Opisthoticum, beim Hecht wenig oder nicht entwickelt, bei vielen Fischen besonders den Gadinen, sehr ausgebildet zw

ale und Prooticum (= petrosum
minatum). Auch den letzten noch
des Schläfenbeins, das Os tympa-
wir in dem grossen Praeoper-
Huxley mit einiger Wahrschein-
bildet sehen.

auf den Kieferstiel und den Gau-
derholt der Verf. die schon in
en Abhandlung »On the Theory
rale Skull« (Proceed. Roy. Soc.
rochenen Ansichten *) und nennt
Knochen des Kieferstiels, der so-
erkiefer-, wie das Zungenbeinsy-
hyomandibulare, den darauf fol-
quvier Os symplecticum und den
quadratum. Mit Recht fasst er das
des Unterkiefers als das Analogon
das Os quadratum als dasjenige
und vergleicht die Opercularkno-
nahme des als Tympanicum gedeu-
culum, dem äusseren Ohr (Con-
chen. Im Gaumenbogen wird der
en als Palatinum gedeutet, die
in den Kieferstiel einschiebenden
to- und Metapterygoideum be-

ich sind die frühen Stadien des
Stichling, welche Huxley kennen
efersystem das Os hyomandibulare,
um und der Unterkiefer deutlich
ze Gaumenbogen aber mit dem
a noch eine unzerlegte Masse

chreibt der Verf. der Reihe nach

Huxley Quart. Jour. Microscop. Scienc.

die Hauptverschiedenheiten, welche bei den Schädeln zu Tage treten: 1. den membranösen Schädel (bei Amphioxus, dem man bei keinem dem Schädel der übrigen Wirbelthiere entsprechenden Schädel und Gehirn zusehen kann), 2. den knorpeligen Schädel und zwar ohne Kiefer (Cyclostomen), b mit Kiefer und Kieferstiel (Chimaeren), c mit Kiefer und beweglichem Kieferstiel (Selachii), 3. den knorpeligen Schädel mit einigen Deckknochen (Holocephali), 4. den knorpeligen Schädel mit Knorpelknochen (Lepidosiren), 5. den knöchernen Schädel (Teleostei).

Indem ich auf die vielen wichtigen der Sprache kommenden Punkte hier nicht eingehen kann, bemerke ich nur dass Emler bei den Plagiostomenschädeln jene von Cuvier als Maxilla und Permaxilla gedeuteten mit Joh. Müller als Lippenknorpel bezeichnet, dagegen in dem dann als Oberkiefer erscheinenden Knorpel mit Recht jene von den Emlern her bekannte, dem Gaumenbogen mit der Mandibel entsprechende Abtheilung und deren Folge in dem gewöhnlich Os quadratum genannten Stücke das Os hyomandibulare symplecticum erblickt.

Im Schädel der Amphibien deutet Huxley mit Recht das sonst sogenannte Keilbein als von den Fischen her bekannte Parasphenothecium, den gewöhnlich Petrosum genannten Keilbein als Prooticum und das so vielfach discutirte Os ceinture Cuvier's als vereinigt mit Frontale, Perfrontale und Orbitosphenoidale, dem sonst Os quadratum genannten Keilbein will er ein Analogon des Praeoperculum der Fische sehen, obwohl er dasselbe hier nicht dort mit dem Os tympanicum identificirt.

in oberen Wirbelthierklassen fehlt
 id und in den Deutungen der
 sst sich Huxley in fast allen
 ei uns verbreiteten Vorstellungen
 t nur mehr auf der oben beim
 Schädel erläuterten Zusammen-
 läfenbeins aus fünf Stücken, von
 lien und Vögeln jedoch das Epio-
 mit der Squama occipitalis (Su-
 verschmilzt. Die Columella der
 er Verf. mit Recht als einen zum
 eigenden Ast des Parietale an
 e des Persphenoids und Orbito-
 n Verknöcherungen des Interor-

n so mannigfaltigen Säugethier-
 leichter gewisse Verschiedenhei-
 u können, nimmt Huxley auf
 nitt derselben einige Linien an:
 asi-craniale (vom hinteren Rande
 le zu dem obersten Punkte der
 s Persphenoidale mit dem Eth-
 die Linea basi-faciale (von der
 maxilla zu der Verbindung des
 n Ethmoidale) und nennt den
 n diesen beiden Linien den An-
 tialis. Ferner bestimmt er eine
 ctorial- und Tentorialebene und
 den Winkel mit der Linea basi-
 r die Cerebrallänge, welche er
 jener Linie vergleicht. Die we-
 fikationen des Säugethierschä-
 nn am Bieber, Echidna, Elephan-
 ehunde, Dugong, Wallfisch, Ca-
 beschrieben und abgebildet.

tzten Vorlesung erläutert Hux-
 deltheorie«, nach der man im

Schädel eine ähnliche Gliederung und Zusammensetzung wie in der Wirbelsäule annimmt. Bekanntlich kam Oken 1806 auf einer Reise nach Rom, wo er einen theilweis zerfallenen Reptilien-Schädel fand, auf diese für die Entwicklung der vergleichenden Anatomie des Schädels so fruchtbringende Idee und führte sie in seinem berühmten Antrittsprogramm in Jena (1807) aus, dem Huxley hier den ersten Abschnitt setzt, in bündiger Weise aus, und schon damals wurde bei Goethe auf dem Judenkirchhof in Venedig derselbe Gedanke rege, obwohl erst dreissig Jahre später veröffentlicht. Recht sieht Huxley in der Entwicklung der Schädelgeschichte einen Prüfstein dieser Theorie und findet in Rathke's leider so seltenem * Bericht* 1839 und in Remak's Angabe, dass am Schädel des Embryos die Urwirbel den Beweis, dass im Schädel nicht die Wirbelsäule wiederzuerkennen sei. Die Schädel- und Wirbelsäule ist zuerst eine Rille, der Canalis, aber von nun an geht die Weiterentwicklung beider aus einander und im Knorpel-Schädel unterscheidet man nie eine äussere Gliederung wie in der der Wirbelsäule. Allerdings scheint es klar, dass die Wirbel des Schädels sehr übertrieben ist und dass die eigentlichen Wirbelanaloge nur soweit als die dorsalis reicht (also bis zur Sella turcica) erwartet werden dürfen und dass die übrigen Anhänge des Schädels noch völlig erhalten geblieben sind. —

Huxley's Werk enthält eine solche eigene Untersuchungen und Ansichten und eine solche völlige Beherrschung der in diesem Gebiete allerdings unabweisbaren deutschen Literatur, dass es weithin anregend wirken

Vorrede versprochene Fortsetzung
 other Primates* ungeduldig er-
 Keferstein.

εις τα Αριστοτελους περι
 μνημα. Simplicii commen-
 libros Aristotelis de caelo
 e Sim. Karstenii mandato
 miae disciplinarum neder-
 tus. Traiecti ad Rhenum apud
 MDCCCLXV. VIII u. 323 SS. in 4.

der Kommentar des Kilikiers
 nach Justinians Verordnung im
 andern Philosophen Athen ver-
 u den vier Büchern des Aristoteles
 el für die Geschichte der Philoso-
 nnt. Brandis aber giebt im 4. Bd.
 stoteles p. 468—518 nur Auszüge,
 as Bedeutendere, was der Kom-
 bieten, aber über die Abweichun-
 en MSS. nichts mittheilen und,
 e, nicht selten ein Verlangen nach
 sgezogenen Stücke vorangeht oder
 Ein höchst verdienstliches Unter-
 laher, als das Königliche Institut
 im J. 1838 eine neue Ausgabe
 a Kommentare des Simplicius zu
 chloss. Cobet erhielt den Auftrag
 en zu vergleichen oder abzuschrei-
 845 mit reicher Ausbeute zurück
 der Druck des vorliegenden Kom-
 Cobet liess, nachdem der erste Bo-
 r, die Sache liegen und erst 1857
 von Karsten, der das ganze Unter-
 beantragt hatte, die Herausgabe
 hatte noch die Prolegomena aus-
 r Anfang Mai 1864 starb. Und so
 er Text ohne irgend eine Anmer-

kung, ohne Register, ohne eine Angabe über die Grundsätze, die bei der kritischen Behandlung des Textes befolgt sind. Nur sagt ein kurzes Vorwort von Herrn Prof. Boot in Amsterdam, dass die Abschnitte p. 3 — 44 a 39 nach einer Abschrift aus einer turiner MS., das Folgende bis zu Ende des 1. Buchs (p. 246) nach einer des Codex Parisinus, der Kommentar zum 3. und 4. B. (p. 247 — 300) nach einer des Cod. par. 1903, dem Brandis hauptsächlich gefolgt ist, abgedruckt sei. Da die Abschriften von Cobet gemacht sind, so bürgt er für vollständige Treue und Richtigkeit der Abdrucke. Sie sind aber nicht einfach abgedruckt, sondern Karsten hat *vitia plurima codicum* (praef. p. 1) verbessert. Was also in den abgedruckten Texten stehe, was nach den von Brandis und Cobet (Peyron, Gaisford) benutzten, was nach der Übersetzung von Moerbeke, was aus Vergleichen geändert sei, wissen wir nicht. Daher ist diese Ausgabe namentlich für die vielen kleinen Bruchstücke des Empedokles ohne Gewinn. Sie ist gefährlich, wenn jemand annähme, dass sie zuverlässig bietet, wirklich handschriftlich sei. So sind die Verse 169 ff. (Stein) hier p. 236 f. *λόγον λόγον ἐξοχεύων κείνον*, 173 *ἐν* 174 *ἐντελευνὰ* —, dann v. 212 *εἶδη τε* 213 *γένοιατο*, 213 *τόσσ' ὅσα*, 216 *εἶδεα ποιῶν*. Ebenso weichen die Worte des Simplicius in dieser Stelle mehrfach von dem Texte bei Brandis (p. 506 f.) ab. — Sollte nicht also die K. niederländische Akademie der Wissenschaften durch einen jüngeren Gelehrten eine kurze *ratio critica*, die Nachweisung der von Simplicius angeführten Stellen, und ein Register derselben ein paar Bogen nachliefern zu lassen bewirken werden können? H.

Berichtigung.

S. 196 Z. 4 von unten lese man 1758 statt 1759.

tingische te Anzeigen

unter der Aufsicht

gesellschaft der Wissenschaften.

28. Februar 1866.

ta Germaniae historica
christi quingentesimo usque ad
m et quingentesimum, auspiciis
ndis fontibus rerum Germani-
i edidit Georgius Heinri-
renissimo Borussiae regi a con-
timis, bibliothecae regiae prae-
orum Tomus XVIII. Han-
bibliopolii sulici Hahniani 1865.
2 Seiten in Folio nebst zwei

llendete neunzehnte Band der
sst sich dem im 6ten Stücke
m Jahre 1864 angezeigten acht-
r bringt zuerst die zweite
lien verfassten Annalen des 12.
erts, mit den Geschichtschrei-
en Oberitaliens, Toscanas, des
nd der beiden Sicilien, denen
n mir aufgefundene ältere Werke
gland und Schottland beigelegt
schliesst mit den Annalen des

östlichen Deutschlands, Ungarns, Pole
der Ostseeländer.

Die Jahrbücher des Oestlichen italiens.

Sie beginnen mit I—III. den *Annalen*
nenses S. 1—18. Das mächtige Verona
Hauptstadt der den deutschen Kaisern d
gang in das nördliche Italien sichernde
hat aus der Staufischen Zeit nur wenige
zeitige Aufzeichnungen erhalten. Die
darunter *Annales Veronenses annorum* 1095
gab mit den Mantuanern zugleich im A
storico Herr Carlo d'Arco aus einer Han
der Markusbibliothek zu Venedig hera
Handschrift gehört dem 15. Jahrhundert
aus einer älteren fehlerhaft abgeschriebe
jedoch mit 2) den *Annales Sanctae Ti*
Veronenses zusammen, welche sich in einer
schrift der Vaticanischen Palatina des 12
hunderts finden, und zuerst von Bianco
der Geschichte der Veroneser Bischöfe
herausgegeben, für unsern Zweck aber von
Bibliothekar Bethmann abermals abgesc
sind. Sie enthalten nach Auszügen früher
schichtschreiber, zuletzt des Paulus Di
Aufzeichnungen der Jahre 1117—1181
ner älteren Veroneser Handschrift, in den
1182—1199 gleichzeitige Aufzeichnungen
drei verschiedenen Fortsetzungen aus den
1200 bis 1222. An diese Annalen schlic
3) *Parisius de Cereta* mit Anfangs kurzen
richten, er wird mit 1193 etwas ausführlich
giebt dann besonders vom Jahre 1230 ab
Jahre 1277 ausführliche und sehr werthvo
resberichte. Zu Cereta bei Verona geboren
eine im Jahre 1233 nach Rom unternom

in weiteren Kreise bekannt geworden die Ereignisse in Verona, der dem übrigen Italien einfache und Augenzeugen möglich war unrichte, die für Ezelin und Mastins eine wesentliche Belehrung geschliesst mit Mastins Ermordung. Der Text bedurfte an einigen Stellen einer Ergänzung; eine gleichfalls von Muratori aus einer Modeneser Handschrift durch einige Worte über Albert dem Texte des Parisius verbundene eines späteren Schriftstellers 1301—1374 war unsern Zwecken Schriften schliessen sich IV. die von 1183 bis 1299 S. 19—31 der oben erwähnten Handschrift unmittelbar auf die Verfolgungen. Sie sind aus Handschriften und öffentlichen Verhandlungen im Jahr 1268 ab gleichzeitigen entnommen; die Sprache des Codex nähert sich an das vierzehnte Jahrhundert noch mehr als das verlorene. Ich habe ich doch mit Hülfe der Bibliothekare der Marciana Herrn Gelli und Giovanni Waludo über die Vergleichung der Handschrift von Herrn Carlo d'Arco herrührend ungefähr dreihundert Verbesserungen ausführen können, und dessen Anmerkungen mehrmals benutzt. Der Mantuaner Annalen sind beigefügt, die folgenden Paduaner hinzugefügt Professor Jaffé.

Chronica Patavina vom Jahre S. 32—147. Rolandin war wie

er selbst erzählt im Jahre 1200 zu Padua geboren, ward in Bologna gebildet, empfing im Jahre 1223 von seinem Vater, welcher als Notar zu Padua lebte, die von demselben über die Ereignisse in der Mark Treviso gemachten Aufzeichnungen mit der Aufforderung dieselben zu ergänzen; er unterzog sich diesem Gesammtwerke, schrieb was er über frühere Vorgänge hatte aus der Erinnerung nieder, setzte die Arbeit des Vaters, gleichzeitig mit eigenen Erlebnissen, fort, und verband damit was ihm schriftliches von Nachrichten über die Ereignisse ausserhalb der Mark Treviso während er selbst in Padua als Notar dorthin kam, zu. Im sechzigsten Jahre, im Jahre 1260, wurde er von der Mark Treviso zu bearbeiten, vollendete sein Werk in zwölf Büchern und legte es im Jahre 1262 einer Versammlung seiner Collegen, Doctorn, Magister, Baccalaureen und Schülern der freien Künste vor, welche es prüften und in einer Sitzung im St. Urbanskloster zu Padua am 13. April 1262 feierlich belobten, bestätigten und ausfertigten. Aus dieser auf den Worten Rolandins beruhenden Darstellung erhellt also, dass die Aufzeichnungen des Vaters und des Sohnes nicht wie Herr Jaffé meinte, nur die Grundlagen des Grundstoffes des liegenden Werkes sind, welches eben durch seine wesentliche Beglaubigung erhält, und in seinem Ursprunge annalistischer Natur, die von mir in diesem Bande bestimmte Form mit Recht einnimmt. Die Handschriften, auf uns gekommen sind, zerfallen in zwei Classen. Der ersten gehört die hier zum ersten Male benutzte, dem Rolandin gleichzeitig im Jahre 1267 auf Pergament geschriebene

der Bibliothek zu Parma befindet, be zum Grunde gelegt ist. Sohr aus derselben Quelle geflossen, die Ambrosiana aus dem des 15. Jahrhunderts und Venediger ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Paduaner dem 14. oder 15. hundert; sie alle stammen aus einer, aus welcher hin und wieder ein oder zwei ausgelassen waren. Diese Lücken der Handschrift zu Modena, erst im 16. Jahrh. geschrieben ist. Da die bisherigen Ausgaben aus umzulegen vom elften Capitel des 11. in Worten nach umgeändert, so die erste Venetianische Ausgabe aus dem Jahre 1636 (mit welcher die Handschrift im Wesentlichen heraus abgeleitete des Gräuius, und aus welcher daneben die Modeneser Ambrosianische zu Varianten benutzte. Auch die Vaticanische im 5. Bande hat mir angezeigte Pergamenthandschrift des 11. Jahrhunderts. Diese Ausgabe ist wesentlich neue und bessere; der Vergleich der Handschriften erhellt schon aus dem Texte des dritten Capitel die Abweichungen.

Man schliessen sich zunächst die *Sanctae Justinae Patavini* von 148—193 an. Dieses wie Herr von dem Vorbilde Rolandins vertritt vor dem Jahre 1262 geschrieben, gleich dem Rolandin in dem Jahre 1260 und ist darin des *Chronicon Estense* benutzt, ward aus einer jetzt verschollenen

Handschrift zuerst von Urstisius im J. 1587 auf im J. 1636 zu Venedig herausgegeben. Der Herausgeber ist Burmann und mit Zuziehung der Handschrift der Ambrosiana Muratori im 8. der *Scriptores Italici* folgten. Zu unserer Ausgabe dienten ausserdem: 1) die Mailänder Handschrift des 15. Jahrhunderts, welche mit schliesst; 2) die Handschrift der Pariser Nationalbibliothek aus dem 15. Jahrhundert, die Vorrede nicht, dagegen einige Zusätze. Rolandin und zum Jahre 1237 zwei, davon in Betreff des Benedictklosters zu Padua also wahrscheinlich aus diesem herstammend. Die Fortsetzung durch die Jahre 1260 nimmt der jetzige Bearbeiter einen oder andere Verfasser an, und hat deshalb den gebräuchlichen Titel der Schrift »*Monasterii vini oder Paduani chronica*« durch einen meineren ersetzt.

VII. *Annales Foroiulienses annorum 1587—1648*. S. 194—222. Herausgegeben von Herrn Helm Arndt. Diese für die Geschichte der Patriarchen von Aquileja sowie von Görz und Tyrol wichtigen *Annales* von den Brüdern Julian und Johann, zu Cividale verfasst worden. Die erste Ausgabe des Werkes gab de Rubeis in dem Jahre 1840 und S. 37—42 einen Auszug desselben. Der Herausgeber hat Hr. Bibliothekar Dr. v. Spreti auf seiner für die Monumenta Italica unternommenen Reise wieder untersucht. Die Ausgabe übereinstimmend gefunden. Herstellung der richtigen Lesarten sind. Dieser schöpfte aus einer Ab-

che sich noch jetzt in der Marscheint, und einen Auszug der des Julian nebst einigen Be- en Jahren 1344 bis 1364 ent- Ausgabe beruhet also auf 1) be, 2) Muratori's Ausgabe, der der Annalen und des Auszugs itelarchiv von Cividale erhalten hi's Schrift über die Urkunden riauls im 13. Jahrhundert in und 26. Bande des Archivs für ehischer Geschichtsquellen, aus llen erläutert werden konnten. sind die *Notae Passerini*, des- en aus den Jahren 1343 bis

Toscana.

Florentini annorum 1110—1173
n mir in einer Handschrift der
Gesetze cod. Palatinus N. 772
hunderts aufgefunden und ab-
n verschiedenen gleichzeitigen
aue Beobachtung der Zeitfolge.
findet sich ein Zauberspruch.
Senenses a. 1107 — 1479. S.
verdanken die Hauptarbeit bei
nserm nur zu früh verewigten
nossen in der Centraldirection
für ältere deutsche Geschichts-
dtbibliothekar Dr. Johann Frie-
Er hatte bei seinem Aufenthalt
1850 aus der grossen Perga-
der Kathedrale, jetzt der Stadt-
die Bemerkungen den Tagen des
hrieben waren, den Text sorg-
oen und darauf in chronologi-

sche Ordnung gebracht, für die Ausgabe reitet und entsprach zuletzt noch kurz vor seinem Ableben meinem Wunsche sie an Orte aufzunehmen. Die durch den Gelbes der mehrerer Jahrhunderte an vielen Stellen sehr unleserlich oder schwerleserlich gewordene Handschrift ist von Hubert Benvoglianti in der italienisch geschriebenen Chronik von Siena von Andreas Dei und Agnuolo di Tura im 15. Jahrhundert Muratori's benutzt, aber dort, statt als Grundlage zu dienen, in die Bemerkungen verflochten, und oft sehr fehlerhaft gegeben; im Jahre 1850 von Herrn Ozanam unter dem Titel Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie aufgenommenen Abdruck ist vollständig und wegen der beibehaltenen Ordnung des Calendariums schwer zu gebrauchen. Die Jahresrechnung erstreckt sich, wie die Handschriften zu den Jahren 1226, 1228 und 1229 zeigen, je bis zum 25. März des folgenden Jahres, die Handschrift ward nach der Bemerkung zum Jahre 1127 im folgenden Jahre von dem Bischof Rainerius angelegt.

X. *Bernardi Marangonis Annales Pisane* 1004—1175. S. 236—266. Herausgegeben von Herrn Dr. Karl Pertz, Erstem Bibliotheks- und Docenten der Geschichte zu Greifswald. Das Original dieser Annalen befindet sich in der Bibliothek des Arsenaux zu Paris; es ist in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. auf Pergament geschrieben, und besteht aus 88 Blättern, von denen das 73. und 80. verloren sind. Der Text ward auf meine Veranlassung vor einigen Jahren von Herrn Dr. Bethmann abgeschrieben. Darauf erfolgte die erste Ausgabe von dem verdienten Archivar Francesco Bonnini, welcher den Namen des Verf. in einer von demselben

kunde des Pisaner Archivs vom J.
, deren Schrift der des Pariser
Bernard war wie die Annalen
ovisor der Stadt, verwaltete an-
e öffentliche Aemter und war also
der Pisaner Jahrbücher vorzüg-

Die jetzige Ausgabe beruht
r genauer Benutzung der Pariser
urch den jetzigen Herausgeber,
ngabe das erste und letzte Blatt
t sehr abgegriffen sind, aber jetzt
es durch Benutzung chemischer
emacht; die Zeitrechnung ist die
elche der unsrigen um 9 Monate
echt. Der Herausgeber bezweifelt,
fehlervolle Handschrift von dem
nicht eher von einem ungebilde-
r gemacht sei. Den Anfang bis
bildet ein werthloser Auszug aus
htschreibern, Eutrop, Julius Ob-
und den kleinen Annalen; dar-
n Jahre 1004 an kurze Pisaner
, welche sich mit dem Jahre 1136
eitern und mit Ausnahme der
62, welche sehr verwirrt und vom
t überarbeitet zu sein scheinen,
cher Ordnung. Die Abfassung
eils erst nach dem Jahre 1175
ein und über das Jahr 1180 hin-

s der Annalen fehlt. Angehängt
nae aus den Jahren 1128, 1148

Kirchenstaat.

s *Reatini* a. 1054—1377. S. 267.
Galletti chiese di Rieti gedruckt;

jetzt für uns von Herrn Bibliothekar Dr. Mann aus der Vaticanischen Handschrift abgeschrieben; sie finden sich dort von Ende des 15. Jahrhunderts, also einer älteren genommen, ohne genaue Zeitfolge, und in verschiedenen Sprache nach von verschiedenen Fassern. Vom Jahre 1250 an findet man nische Aufzeichnungen, die sich 1266, 1288, 1296 u. s. w. wiederholen.

XII. *Annales Urbevetani* a. 1161—1269—273; von 1257 an den Begebenheiten zeitig; von Herrn Bethmann zu Orvieto an Handschrift des Tomasso de Salvestro im archive abgeschrieben, aus der sie zu Turin Jahre 1846 zuerst gegeben waren.

Die folgenden Schriften von S. 273 bis sind von mir selbst bearbeitet.

XIII. *Notae Romanae zu den Jahren* und 1123. S. 273. Von mir aus dem Malog von Santa Maria Trastevere, welches sich im Britischen Museo unter Nro. 14, 801 befindet, abgeschrieben; gleichzeitige Randzeichnungen.

XIV. *Annales Sublacenses* a. 1145—S. 274. Von Herrn Bethmann aus einer Handschrift der Bibliothek zu Perugia abgeschrieben und von mir durch Vergleichung mit der Chronik von Subiaco bestimmt und herausgegeben.

XV. *Annales Ceccanenses a. Christo* — 1100—1217 S. 275—302. Zuerst im Jahre von Ughelli unter dem Namen des Grafen von Ceccano, dann von Caruso, zuletzt von Muratori, kürzlich von Del Rio mit Hülfe einer Brancaccianischen Handschrift des 17. Jahrhunderts nebst Italiänischer Uebersetzung herausgegeben, von andern irrthümlich für eine Chronik des Klosters Fossanova gehalten.

chen noch übrigen Handschrift selbst im Jahr 1600 von Benedetto Sora aus einem jetzt verscholodex genommenen Abschrift hervorgeht liegt bei Piperno am Wege südlich der Berge, Ceccano jenem Sacco bei Frosinone und Freggeren von Ceccano aus dem Osten von Anagni zeichneten sich unter den Vasallen der Römischen, und waren an die Gränze auch mit in die dortigen Vertheilt und deren Zeuge; so dass Vertraute des Grafen Johann, Notar Benedictus, durch die Nachvertrautheit mit den Casinesern Riccard von San Germano Beispiel zur Geschichtschreibung machte. Denn er verdankte viele Annalen besonders von Casino machte davon Auszüge, verband Papstverzeichnisse, und verband Bemerkungen aus Fürsten- und Urkunden, und Nachrichten über die Klöster in der Nähe Ceccano's beilegte. Diese Stoffe verband er und weil dieselbe Sache zweimal in Jahren aufführt, auch offenbaren unbedenklich nachschreibt. In seiner ersten Hälfte durchdrungen mit kleiner Schrift gedruckt. Aber wird es selbständiger und in seiner eignen Zeit zu Ende des 12. Jahrhunderts bedeutend: indem die Päpste Gregor und Honorius III. sich in seiner Vorrede theilten, berichtet er über ihr Privilegien und die von ihnen

selbst geschriebenen Schenkungsurkunden Annalen ein, erzählt die Einweihung der und wiederholt mit Behagen die von Geistlichen gegen Heinrich VI. und dessen Begleiter geschleuderten Schimpfreden. Ganzes ist er auf Seite der Päpste gegen Kaiser; seine Erzählung leidet bisweilen an Ungenauigkeit, da er sie ziemlich lange nach Begebenheiten geschrieben oder nachgelesen zu haben scheint. Der Text ist nicht vollständig auf uns gekommen. Unbedeutende Lücke der Jahre 1028 bis 1083, in der der Verfasser nur älteren Abfassungen folgte, ist genehmer die am Ende in Folge des verfallenen Pergaments unleserlichen oder ganz ausgefallenen Stellen. Ich habe bei der neuen Ausgabe der Handschrift der Vallicelliana nach der Herausgabe des Herrn Dr. Reiferscheidt zu vergleichen, einzelne Stellen aus Del Re's Ausgabe der Brancaccianischen Handschrift, so wie die von Ughellis und Muratoris Ausgaben verglichen oder erläutert.

Neapel.

XVI. *Annales Casinenses* a. 1000 bis 1349. 1362. 1500. S. 303—320. Sie stehen sich an die im dritten Bande der Scriptores angeführten Annalen des zehnten Jahrhunderts an, grösstentheils im 12. Jahrhundert von einem Geistlichen verfasst, seit dem Jahre 1600 in Casineser Handschriften von Caracciolo, Grigino, Muratori, Gattula herausgegeben, scheinen in dieser neuen Ausgabe aus dem Archiv mir auf Monte Casino abermals benutzter einer Vaticanischen und der von mir in der Königlichen Berliner Bibliothek erworbenen Handschrift, welche der dritten von frühern

nte Casino benutzten, jetzt aber
 handenen, ähnlich ist. Ich habe
 von Herrn Dr. Bethmann abge-
 ndschrift des zwölften Jahrhun-
 lteste und einfachste zu Grunde
 teht aus zwei Theilen, einem die
 1083 umfassenden aus den Anna-
 wa und den Ann. Casinates ge-
 dem zweiten von anderer Hand,
 der Jahre 1087 — 1167. Dieser
 bis zum Jahre 1111 mit einge-
 Bemerkungen aus den Jahrbüchern
 die Casineser Pergamenthandschr.
 n Ende des 12. oder Anfang des
 ts an, welche sich vom Jahre 1000
 reckt, indem wahrscheinlich das
 verloren ist. Die Jahreszahlen
 sind um eine Einheit zu geringe.
 sich aus der dritten jetzt verlo-
 Handschrift des Albericus ergän-
 bschrift Muratori benutzte, aber
 wiedergab; die ihr eigenen Zusätze
 Theil mit der Geschichte des Pe-
 die Jahreszahl ist meistens um
 a klein. Diesen beiden schliesst
 eser Folio-Handschrift 851, aus
 13. Jahrhunderts an, die bis zum
 eine Einheit zurückbleibt; sie
 nalen der Jahre 1129—1212. Die
 1212 rühren von einem andern
 Eine andere ehemals in Monte
 dene Handschrift von 1000 bis
 das Jahr 1270 geschrieben und
 h Gattula's Ausgabe ersetzt. Aus
 ige Berliner Handschrift, Perga-
 , im Jahr 1314 oder 1315 abge-
 Ableitung vom Rande neunzehn-

jähriger Ostertafeln erhellt aus den Jahre 1190 beibehaltenen Ueberschriften des Jahres. Es ergiebt sich hieraus eine d. Ausgabe 1) eine zur Zeit des Kaisers Comnenus verfasste, welche bis zum Jahre 1182 reicht; 2) eine zur Zeit Eugens III. a. Annalen von La Cava und anderen Quellen vermehrte und bis zum Jahre 1152 fortgesetzt, nebst drei Fortsetzungen, der Jahre 1154, 1153—1182, und 1183—1212, welche den Text der zweiten Ausgabe von 1182 bis 1182 mit verbessertem Styl und geringen Veränderungen giebt und mit einer Fortsetzung der Jahre 1183—1195 vermehrt. Der Werth der Annalen im elften Jahrhundert ist also fast für das 12. und 13. Jahrhundert, wo sie von Casineser Geistlichen nach und nach fortgesetzt worden, bedeutend; sie sind von Petrus D. in seiner Geschichte benutzt, stammen zum Theil nicht von ihm, sondern vom Casineser Albericus her. Demgemäss ist die Ausgabe, so weit es erforderlich war, in neue Abschnitte angeordnet. Diesem Jahrbuche schliesst sich an:

XVII. *Ryccardi de Sancto Germano chronica* a. 1189—1243. S. 321—386. Ryccardus von Sancto Germano am Fusse des hohen Berges Gerace auf welchem das Kloster Monte Casino liegt, und von der Rocca Janula beherrscht, schliesst das Thal welches von Rom aus in die Innere des Königreichs und von hier aus nach Capua und Neapel, links nach Beneventum führt. Es gehörte bis auf unsere Zeiten dem Kloster und theilte dessen Schicksale mit anderen dreissig Festen. Hier ward Ryccardus gegen Ende des 12. Jahrhunderts geboren. Von den Casineser Vätern durch angeerbtes V

, ward Notar in Friedrichs II. Comit in die öffentlichen Angele- führt, und entschloss sich nach r Casineser Annalen, welche er einer Geschichte seines Vaterlan- Wilhelms des Zweiten Tode an. g seines Werkes durch 54 Jahre einen Plan so sehr, dass er als zuverlässiger Beobachter und Er- ebenheiten die erste Stelle unter Geschichtschreibern des 13. Jahr- mmt. Den Casineser Geistlichen en des Kaisers nahestehend, er- r als gewöhnliche Kenntniss der und überlieferte sie ohne Partei-ahr 1240 begleitete er als Beam- icken Kammer das Heer auf dem atrimonium Petri und ward vom ndlung eines Geldgeschäftes nach Seine Erzählung folgt mit wenig r Zeitordnung. Die Sprache ist z und einfach, selten verwickelt el, aber hin und wieder durch Verse Er beginnt sein Werk mit einem den guten König Wilhelm, und beit war ein Gedicht an die Ca- ber seine (letzte) Krankheit. Das Original seines Geschichtswerkes, Monte Casino sorgfältig benutzte, r und mehrfachen Gebrauch hin itten, ist besonders durch spätere er verschwindenden Schrift mehr- t geworden, und Mühe kostete es mit Sicherheit festzustellen. Ab- Schrift sind bei Eigennamen häu- e ae und oe kommen nie vor en Ughelli's, Caruso's, M

beruhen auf Abschriften, welche im 17. Jahrhundert genommen, in verschiedenen theken Italiens und Englands erhalten sind zur Herstellung des ächten Textes nicht genügen; Del Re hat der seinigen eine Italienische Uebersetzung beigegeben. Der einzige, der benutzte das Original, seine Ausgabe ist die vorzüglichste; doch wird selbst nach die neue Ausgabe mit Nutzen gebrauchen, und habe ich zu weiterer Verbreitung des vorzüglichen Geschichtswerks eine besondere Ausgabe davon abziehen lassen. Am S. 285 folgt das von Gattula einer andern chineser Handschrift entnommene Gedicht cards an die Casineser Väter.

XVIII. *Romoaldi II. archiepiscopi S. tani annales a. 893—1178.* S. 387—463. Die neue Ausgabe dieses wichtigen Werkes hat Dr. Wilhelm Arndt aus Culm bearbeitet. Er bemerkt in der Einleitung, dass der Verfasser aus einem vornehmen dem Königlichen verwandten Geschlechte der Guarna stand, zu Anfang des 12. Jahrhunderts geboren, mit wissenschaftlicher Bildung und Kenntnissen in der Arzneikunde ausgestattet, im Jahre 1153 Erzbischof von Salerno erwählt, im Jahre 1165 nebst andern Grossen seines Königs Willhelms I. den Frieden mit Hadrian IV. verhandelt, 1165 nach Palermo und in Apulien das dem Königliche sätziges Volk zur Freilassung desselben unterwerfung bewogen, die ihm angebotene Freilassung des Erzbischofs von Palermo abgelehnt, im November 1165 den aus Frankreich zurückkehrenden Alexander III. zu Salerno empfangen, mit andern Grossen der letzten Willenserkennungen Wilhelms I. beigezogen, und dessen Nachfolger Wilhelm II. zu Palermo gekrönt habe.

n Königs, in den Bestrebungen
 ch der Herrschaft zu bemächti-
 zu erhalten, spielte er sodann
 nde Rolle; im Jahre 1177 ward
 nebst dem Grafen von Andria
 n den Friedensverhandlungen nach-
 dnet, wo er mit Erfolg eine ver-
 ng zwischen Friedrich I. und des-
 hauptete; nach wohlvollbrachtem
 iser belobt, kehrten die beiden
 Palermo zurück, um dem Könige
 dung Bericht zu erstatten. Im
 den wir ihn bei Alexanders III.
 Concil thätig; eine Urkunde für
 u Capua trägt das Datum vom
 tarb am 1. April 1181, nachdem
 rale mit Kunstwerken ausgestattet
 ritten hinterlassen hatte, deren
 e Annalen sind. Diese beginnen
 ung und folgen dem Beda de sex
 s Diaconus und ändern noch vor-
 ften, ohne irgend etwas des aber-
 s Würdiges zu enthalten. Mit dem
 len die Annalen bedeutend und
 chichte des 9., 10., 11. und 12.
 bis zum Jahre 1125 aus an-
 nicht mehr vorhandenen Quel-
 erab, wo er sie aus eigener Er-
 handelnder Theilnehmer der Be-
 rstellt. Zu jenen gehören ein
 Fürsten von Salerno, das Chro-
 tii ad Vulturum siti, der Leo
 Annalen von Casino, Cava, Be-
 Francorum Senonensis, Cataloge
 en Kaiser und der Päpste, ähnlich
 es Ceccanenses, das Chronicon
 von Farfa u. a., besonders eine

zum Theil verlorene Quelle der Chronik Amalfi. Der letzte Theil der Annalen von 3973 bis zum Schlusse ist eigenthümlich. Die Handschriften zerfallen in zwei Classen. Die erste findet sich in der Vaticanischen Handschrift 3973; sie ist gegen Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben, gehörte früher der Kirche von Salerno und kam von dort nach Rom; wir können ihre Vergleichung Herrn Professor Gieseler empfehlen, es fehlen darin nach dem 112ten zwei Blätter und die letzte Pergamentlage ist verloren. Die Handschriften der zweiten Classe sind sieben neuere, und zum Theil in ständige Abschriften gemacht. Die zweite Handschrift enthält Zusätze, unter andern aus einer Handschrift des Lupus von Bari; es gehört auch die Handschrift des Capitels der Peterskirche zu Rom auf Pergament aus dem 14. Jahrhundert, deren Vergleichung wir der Güte des Herrn Augustin Theiner, Präfecten des Vaticanischen Archivs, verdanken, und die Pariser Handschrift N. 4933 aus dem 13. Jahrhundert von einer schönen Italienischen Hand, deren Vergleichung theils 1862 in Berlin von Dr. Arndt, theils in Paris 1863 von Dr. Karl Pertz ausgeführt wurde. Beide Handschriften der zweiten Classe stimmen mit denselben Worten. Was die Pariser Handschrift enthält, ist in der Vaticanischen Urschrift von späterer Hand am Rande nachgetragen worden, aus dieser in die Ambrosianische Handschrift übernommen, auf welcher Muratori's Ausgabe beruht. Die Pariser Handschrift 4996 enthält eine Abschrift des Romoald bis zum Jahre 843 aus der älteren Pariser, und von da in die Vaticanische, und ist gleichfalls benutzt worden. — Die neue Ausgabe trennt die Einschaltungen von dem ursprünglichen Texte und verbessert diesen mit Hülfe der Pariser

Handschriften. Das Jahr beginnt dem 1. September des vorherge-

ist aus einer Handschrift des 12. Jahrhunderts die *io de pace Veneta* beigegeben, welchen Schluss der Erzählung Romanus, S. 461—463.

urnali di Messer Mattheo di Gio-
6—1268. S. 464—493. Die von Hermann Pabst aus Burg, jetzt in der Ausgabe giebt den Italienischen Hefen der dafür benutzten Handschriften besondere der Handschrift der hiesigen Bibliothek, Nro 35 der Italiäner. Papier in Quart aus dem 17. Der Unterschied gegen diese liegt darin, dass ursprünglich wenige Jahreszahlen im Texte gewesen, welche etwa gleich den Seneser Anfangs Zeitbezeichnungen abgefasst wurden durch dann die Untersuchung jener erzählten Thatsache erforderlich

Herrn Dr. Pabst mit grosser Genauigkeit ausgeführt worden ist. Der Text war Italiänisch. Die Theile sich folgendermassen: 1) die von Papebroch Lateinisch von der Viterbeser Handschrift, erhalten ist, 2b. die Wolfenbüttel 115. 3) Die Handschrift Gesenius 3a. die Barberina Nro.

Pariser vom Herzog von Luyk, womit die von Carpentras stimmt; der Curatori benutzte Neritinus und die Monte benutzte Handschr. Unden die erste und zweite Classe

den besten Text, während die Quelle der-
ten bereits vordorben gewesen sein muss.
Hiernach geordnete Text beschränkt den U
der Annalen auf die Jahre 1249 bis August
so dass die Meinung, der Verfasser sei
Schlacht gegen Conradin gefallen, mit de
dehnung der Schrift wenigstens nicht in
spruch steht. Hiernach ist der Inhalt
Massgabe der beiden ersten Handschrift
sen, die Italische Rechtschreibung nach
tung der dritten Classe, welche die ä
Wortformen giebt, eingerichtet worden.

Matthäus war im Jahre 1230 oder 1
Giovenazzo am Adriatischen Meere zwische
und Trani geboren, und in den Jahren 12
folgenden Syndicus seiner Vaterstadt und
zeuge der dort und in der Umgegend
lenden Ereignisse. Im Jahre 1254 besu
den Hof Innocenz IV. und 1266 den Kön
zu Neapel, 1268 als Theilnehmer an de
Karl berufenen Parlamente. Unter M
diente er an der Nordgränze des Reichs
unter Karl von Anjou.

Den Schluss der Italischen Annalen
die von mir bearbeiteten:

XXI. *Annales Siculi* a. 1024—1282.
bis 501.

Ein Sicilischer, wahrscheinlich in Pale
bender Geistlicher fügte im 12. und 13
hundert einer Handschrift des Gaufredus
terra Randbemerkungen bei, welche sich
gen während des 15. Jahrhunderts darau
schriebenen Exemplaren erhalten haben
die Geschichte Heinrichs VI. und seiner
kommen von Werth sind. Das Vaticanische
plar auf Pergament und Papier im 15.
Jahrhundert geschrieben enthält die Ann

und mit etwas verdorbenem aber Eine daraus im vorigen Jahr-Schannat genommene jetzt in dliche Abschrift ist von Herrn uns abgeschrieben. Eine zweite kt sich bis zum Jahr 1266; sie nlich ebenfalls von einem Geist- ch zu Palermo her und ist durch sätze vermehrt; ein Exemplar te ich in der Bibliothek des Her- zu Palermo; es ist auf Papier dert geschrieben, ward im Jahr so für seine Ausgabe benutzt, ratori buchstäblich nachdruckte; ext mit Hülfe der Handschrift ern gereinigt. Eine aus ihr ab- Ausgabe schrieb im Jahr 1290 ad des Dominikanerklosters zu theilte sie dem Bischof von Cata- rd 1542 und später bei Caruso ieder abgedruckt. Ich habe die ichtet, dass als Grundlage die aus den übrigen verbessert mit die Zusätze der zweiten Ausgabe setzungen der dritten Ausgabe, der Fortsetzung der zweiten ab- schrift gedruckt sind; der erste sich bis 1252, der zweite bis bis 1282.

anische Mark.

les Barcinonenses a. 1114—1149.

ingische Geschlechtsregister von s zum Jahre 1150 und kurze An- llona fand ich in einer sehr schö- andschrift des 12. Jahrhunderts

der Westgothischen Gesetze, welche mir ein
Gesuch aus der Gräfl. Braheschen Bi-
zu Skokloster bei Upsala zur Benutzung
neue Ausgabe jenes Gesetzbuchs anvertraut.
Diese kurzen gleichzeitigen Aufzeichnungen
später in die Chronik von Barcellona
Jahrhunderts und in das Chronicon U-
übergegangen.

England.

XXIII. *Annales Lindisfarnenses et Dunelmenses*

a. 532—1199. S. 502—508.

Bisher waren nur wenige Ueberbleibsel
nalen von Lindisfarn in den Can-
Fuldischen, Salzburger und Corveyschen
chern erhalten und im 1. 3. und 4. Ban-
getheilt worden. Was den Englischen Ges-
forschern versagt war, die vollständige
der Lindisfarner Aufzeichnungen wieder a-
den, war meiner Reise nach Schottland
halten, als ich mich auf der Glasgower
sitätsbibliothek nach einer Handschrift
die in dem der Universität vermachte
seum des berühmten Arztes William Hur-
Beda de ratione temporum verzeichnet w-
fand ihre Ränder mit geschichtlichen Ben-
gen bedeckt, deren einige mir schon als
farn bekannt waren, die ich dann sogle-
schrieb. Die Anlage der ersten Ostertafel
streckte sich wie gewöhnlich von Christi-
bis zum Jahre 1063; nach der Ausfüllung
eine zweite Anlage von 1064—1216, und
die Jahre 1217—1253. Der erste Theil der-
len enthält Nachrichten aus Beda, Sächsis-
zeichnungen vorzüglich aus Lindisfarne und
umbria, die mit den Angelsächsischen A-
dem Chronicon Saxonum, in Verbindung

Diese letzteren waren, wie aus der Lateinischen Kirchen-Sprache ihrer Verfasser, der Sächsischen Geistlichen und Mönche hervorgeht, ursprünglich Lateinisch geschrieben, stimmen jedoch im Texte und in der Jahresrechnung bald mit den südlichen Aufzeichnungen der Cambridger Handschrift u. Tiberius A. VI u. B. 1, bald stehen sie denen der Bodleischen und Cottonschen Tiberius B 4 und Domitian A 8 näher, sind bald ausführlicher als jene, bald kürzer als diese. Dass sie im elften Jahrhundert zu Durham nicht unbekannt waren, geht aus ihrer Benutzung durch den Geschichtschreiber Simeon hervor. Als in Folge der verheerenden Normannenzüge der Bischof Cuthberts von Lindisfarn nach Durham verlegt ward, folgten die Annalen mit, und wurden seitdem in Durham fortgesetzt. Sie bestehen demnach aus den Lindisfarner von 532 bis 943 und den Durhamer von 995 bis 1199. Sie beziehen sich auf Englische, Schottische, Normannisch-Dänische und auch auf Deutsche Verhältnisse; die Karolingischen Könige von Pippin heissen in ihnen (imperator) Kaiser, der zweite Hausmeier Pippin schon cing, d. h. King, König. Sie sind eine sehr erwünschte Bereicherung unserer Sammlung der kleinen Annalen.

Die letzte Abtheilung dieses Bandes nehmen die Annalen der früherhin theils von Slaven beherrschten Landschaften an der Oder und den Küsten der Ostsee, so wie die in Polen verfassten Jahrbücher ein, welche mit den deutschen in verschiedener Weise verbunden sind. Einige davon besitzt die hiesige Königliche Bibliothek; so fand ich das älteste Pergamentblatt der Lubiner Annalen als Deckel eines gedruckten Werkes vor. Der grösste Theil war jedoch aus andern Sammlungen erst zu gewinnen.

Deren Herausgabe hatte auf meinen schon vor längerer Zeit der grösste Ke Polnischen Geschichte Hr. Professor Rätternommen, und Hr. Professor Wattenb mals in Breslau, die erforderliche Re Lemberg auszuführen verheissen; da doch durch seine Versetzung nach H und die Polnischen Unruhen vereitelt übertrug ich Herrn Dr. Arndt die Er und Benutzung der für unsere Aufgabe Bibliotheken Schlesiens, Galliziens, Polen sens und Russlands aufbewahrten Hand Seine Forschungen wurden unter dem men Schutze der K. Preussischen, K. K reichischen und K. K. Russischen Reg und bei der freundlichen Unterstützung heimischen Gelehrten mit dem gewüns folge belohnt und der dadurch gewonne so weit er die Polnischen Annalen b Gemeinschaft mit Herrn Professor Röp arbeitet.

Schlesien.

Es folgen also zuerst *Annales Sile*.
Herrn Dr. Arndt S. 526—570 nämlich

XXV. *Annales Wratislavienses antiquales magistratus Wratislaviensis* S. 51
gemeinschaftlich aus den Jahren 1149
von 1327 bis 1491 das letztere Werk alle
der Ausgabe bei Grünhagen und Som
mit einander verglichen und verbessert.
Annales Wratislavienses maiores a. 123
die Kafflersche Ausgabe nach der B
Handschrift des 14. Jahrhunderts verbe
XXVII. *Notae monialium sanctae Clarae
laviensium* a. 1257—1265, u. 1302, u. 137
S. 533—535 aus zwei Breslauer Hand
des 14. und 15. Jahrhunderts. XXVIII.

ati a. 965 — 1249. S. 536 — 540.
 er Handschrift des 15. Jahrhun-
 älteren Quellen abgeleitet mit
 gedruckt. XXVIII. *Annales*
maiores a. 1230 — 1306. S. 541.
 Wiener Handschrift des 14. Jahr-
 ssert, von welcher die zu Ray-
 rte abgeschrieben ist. — XXX.
vienses minores a. 1292 — 1312.
 leichzeitigen Breslauer Handschrift.
les Cisterciensium in Heinrichow
 1039. Auszüge aus einer Polnischen
 ; und a. 1238 — 1317. S. 545. 546.
 orum 1315 — 1326, Notae ex codice
 10. aus einer im Jahre 1340 ge-
 eslauer und einer Berliner Hand-
 Jahrhunderts, welche aus gemein-
 flossen sind, und einer Breslauer
 15. Jahrhunderts. Aus denselben
 S. 547. 548 XLII. die *Annales*
 a. 977 — 1268 nebst Wiederho-
 Cluniacenses über die Anfänge
 Orden. — XLIII. *Annales Luben-*
 315. S. 548. 549. Aus einer Vene-
 schrift. — XLIV. *Epitaphia ducum*
 — 1266. S. 550. 551. Hi fuerunt
 ienses a. 1266 — 1352. *Isti fue-*
noiae a. 1273 — 1342. S. 551. 552. —
Silesiae superioris a. 1071 — 1290
 gsberger Handschrift. — XLVI.
o-Silesiacum bis 1278. S. 553 —
 a in drei Handschriften der Fürst-
 Bibliothek zu Fürstenstein aus
 undert, einer ihr ähnlichen vom
 d der Rhedigerschen in Breslau
 9, ehemals in der Hedwigskirche
 weite ist jetzt nicht bekannt, die

beiden andern wurden hieher gütigst mit und haben zu Herstellung eines vollständigen Textes gedient, als sich in den früheren Ausgaben Sommersbergs und Stenzels findet sind dabei die Quellen des Werks, V. Kadlubeks Chronik, und die aus der ungarisch abgeleitete Polnische Chronik bei Stenzels Siles. I. 38—172 benutzt worden. Der vollständige Text bis zum Jahre 966 ist mit neuer Schrift gedruckt.

Ungarn.

XLVII. *Annales Posonienses* a. 998—1228, von Dr. Arndt herausgegeben. 1228 bis 573. Die erste Ausgabe von Kolben erschien im Jahre 1782. Die Pergamenthandschrift benutzte ich im Jahre 1821 in der Bibliothek der Martinskirche zu Presburg, aus der dem die daraus genommenen Auszüge in die Hand eines unserer Mitarbeiter verloren gegangen ist die indessen in das Ungarische Nationalmuseum zu Pesth übergegangene Handschrift Stephan Endlicher zum zweitenmale herausgegeben.

Polen.

Die Polnischen Annalen herausgegeben von Herrn Professor Röpell und Dr. A. 574—689. Als Anfang der Geschichtschreibung Polens erscheinen die Krakauer Annalen, welche in der Bulle Innocenz des Vierten erwähnt werden, sie selbst sind aber noch nicht wieder aufgefunden worden, aus den Ableitungen weisen darauf hin, dass sie von einem vom Auslande her eingeführten Geschichtschreiber stammend, zu Krakau aufgenommen und in der jetzigen Gestalt fortgesetzt und weiter ent-

die älteste Gestalt erscheinen die *Annales vetusti*, welche bereits im 11. Jhd. faßt, bis 1119 im Ganzen mit dem *Capituli Cracoviensis* stimmen, die Abweichungen gleichfalls aus jener Zeit stammen. Beider Quelle eine Ableitung der deutschen *Annales*, deren verschiedene Gattungen benutzt sind. Vielleicht geht die *Annales* von Krakau über Prag, indem sie aus einer älteren Handschrift des *Annales Pragenses* zu den Jahren 990, 997 über den heiligen Adalbert finden; und da sie auch über die Vererbung Angaben aus Fortsetzungen der *Jahrbücher* aufweisen, so muss die von Krakau gekommene Handschrift auch in der *Hersfelder Annalen* enthalten. An die *Capitel-Jahrbücher* schliesst sich das *Polonorum*, so wie die *Annales Lubinenses*, die beide im 14. Jahrhundert in die gegenwärtige Gestalt gebracht sind, auf Zeichnungen beruhen, deren Ursprung in den älteren Polnischen Chroniken und in verschiedenen Handschriften und in verschiedenen Fortsetzungen zu sehen ist. Die älteste Gestalt schliessen sich an das *Lubinenses*, deren Schrift aus dem 13. Jahrhundert hinaufreicht, und mit den *Ann. capituli Cracoviensis* und *Kamenzensibus* übereinstimmen. Die *Kamenzer Annalen* stimmen mit den *Polnischen* gleichfalls häufig überein, stammen aus denselben Quellen, und sind schon in den *Wendischen Annalen* benutzt. Die *Annales breves* haben ihre Gestalt erhalten und dabei neue Zusätze

gewonnen. Die *Annales Mechovienses*, s. mit den Krakauer Capitellannalen, und ha Anfangs daraus dieselben Worte mit den les breves. — Die *Annales Sanctae C monte Lyszescz* sind mit Hülfe der Krakau capituli und breves, der vita S. Stanis einer damit verwandten Chronik um da 1270 begonnen, und seitdem selbständig 15. Jahrhundert fortgeführt. Unabhäng den Vorigen erstrecken sich die *Ephemer notae Wladislavienses* vom Jahre 1324 bis zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die schaftliche Behandlung dieser Polnischen ist in der Weise vorgenommen, dass Hr. Dr auf seinen Reisen die Texte gesammelt Berlin bearbeitet, darauf in Breslau mit Professor Röpell gemeinschaftlich die Unter gen über das Wesen und den Zusammenh Quellen ausgeführt und sie mit Zeitbestim und Erklärungen ausgestattet, Hr. Prof. die ausführlichen Commentare zu den Capituli und compilati entworfen, und Dr sie abgefasst hat.

XLVIII. *Annales Cracovienses vetust* bis 1122 und 1136. S. 577, 578, aus d in Petersburg befindlichen, ehemals der H Kreuzkirche auf dem Berge Lyszescz ge Pergamenthandschrift vom Jahre 1122. tere Theil bis zum Jahre 1002 geht, w bemerkt worden, zum Theil auf Hersfeld Prager Quellen zurück. — II. *Annales nenses* a. 1143—1175; aus dem in der H Bibliothek entdeckten Pergamentumschla jetzt Ms. Latin. fol. 321, und von zweite die Reihe der Posener Bischöfe. — L. *Kamenzenses* a. 967—1165 aus der Br Handschrift. — LI. *Annales capituli Crac*

cracovienses compilati. S. 582—607.

sich in der Handschrift des Krakauer Kapitels, Pergament aus dem 13. Der erste Theil ist aus einer Handschrift durch zwei verschiedene Schreiber in den Jahren 754 und 1267 übertragen; die übrigen Theile von verschiedenen gleichzeitigen Schreibern und zum Theil in grosser Ausdehnung zum Jahre 1331. Ihnen zur Hand derselben Handschrift erhaltenen *Cracovienses* von einer Hand des 14. Jahrhunderts im Jahre 1247 in einer, und eine in 1255 bis 1291 in zwei Columnen; hat dieselbe Sache an verschiedenen Stellen zwei und dreimal geschrieben, so daß der Druck anschaulich gemacht ist.

Man sieht sich über einen so langen Zeitraum strecken und bei ihnen die ganze polnische Geschichte berührt wird, so hat Röpell in reichen und eingehenden Anmerkungen zu ihnen Alles vereinigt, was zur Kenntniss und Erläuterung von Wichtigkeit ist. Auf diese Anmerkungen auch die Polnischen Annalen hingewiesen. — LII. *Catalogus episcoporum* S. 608 aus derselben Handschrift des Krakauer Domcapitels. LIII. *Annales* I. II. III. IV. S. 609—663. Diese

Krakauer verfassten Annalen stehen den *Cracoviensibus* nahe, ohne doch ganz dieselben zu sein, und bringen auch ältere Berichte über die fünf ersten Bischöfe und die Anfänge des polnischen Reiches vor dem Jahre 965. Ihr Inhalt scheint sich bis zum Jahre 1325 zu erstrecken.

I. Die älteste Handschrift auf welche sich in der Gräfl. Zamoys-

ky'schen Bibliothek zu Warschau, in der von 1340 oder 1341 geschrieben, mit aller Hinzufügung einzelner Fortsetzungen an verschiedenen Stellen der Handschrift von 1476. Aus derselben Quelle mit jener Handschrift ist die Handschrift der Czartoryska Bibliothek in Pulawy geflossen. II. Aus der Königsberger Handschrift nach dem Jahre 1330. III. Aus zwei Petersburger Papier-Handschriften des 15. Jahrhunderts, deren zweite in der ersten von 1061, 1106, 1203, 1208 geschrieben. Die vier Annalen sind in eben so viel Columnen auf je zwei Seiten neben einander gedruckt. Sie erstrecken sich theilweise in grosser Ausfüllung von 899 bis 1325. S. 612—656. Continuation I. II. III. der Jahre 1330 — S. 656 — 662. Continuatio a. 1342 — 1462. 663. Notae Lublinenses ex codice a. 1456—1497. S. 663. LIV. *Annales Cracovienses breves* a. 965 — 1283 S. 663 — 666. Sie stimmen mit den Krakauer Capitels-Annalen fast durchaus überein, der Anfang auch mit den Ann. Mechovienses. Die Ausgabe beruht auf vier Handschriften, der Ottobonischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, einer Petersburger Handschrift des 14. Jahrhunderts, der oben erwähnten Czartoryskischen Handschrift einer Breslauer in der Rhedigerschen Bibliothek. Der erste Theil des Textes reicht bis zum Jahre 1135, die Fortsetzung von 1142 bis 1283 ist mit kleiner Schrift gedruckt. — LV. *Annales Mechovienses* a. 947—1434. S. 666 — 668. Sie sind zu Miechow, einem nach dem Jahre 1163 gestifteten Kloster der Brüder zum heiligen Augustin in der Nähe von Krakau geschrieben für die Geschichte des 14. Jahrhunderts von 1330. Die Ausgabe beruht auf der jetzt zu Petersburg befindlichen Handschrift des 14. Jahrhunderts.

bis zum Jahre 1388 von einer Fortsetzung von 1389 bis zum mehreren gleichzeitigen Schreibern. Die früheren Theile bis zum 14. Jahrhundert beruhen auf alten Handschriften, welche jedoch meistens von den Annalen abweichen; mit dem Ende des 14. Jahrhunderts werden sie selbständig. Der andern alten Handschrift herkommen in Nakielski Miechovia sind. — LVI. *Annales Sanctae Crucis* 966—1296 S. 677—682. Die Ausgabe auf fünf Handschriften, zweien der Universitätsbibliothek auf Papier, einer auf Pergament, der andern nur bis 1243 reichend. — LVII. *Ephemerides Wladislavae* 1268—1269 S. 690—693. Die Aufzeichnungen vom Ende des 14. Jahrhunderts, einer des Grafen Dzialinski in der Bibliothek der Universität in Breslau, deren eine aus dem Jahre 1484. ist bis 1268 mit kleiner Schrift. — LVIII. *Notae Wladislavien-* 1345—1353.

Preussen.

Historia edente Wilhelmo Arndt S. 690—693. Die Eroberung und Behauptung Preussens durch die Deutschen Ritter im 13. Jahrhundert, die Kämpfe mit den Polacken und die Schlacht von Tannenberg finden sich in den Annalen, deren drei älteste auf alten Handschriften beruhen, welcher *Annales Terrae Prussicae* S. 691—693.

am meisten zu nähern scheinen. Die stützt sich auf die Abschrift einer Ha des Grafen Wladislaus Ostrowski aus Jahrhundert; sie beginnen mit der über die Stiftung der Cistercienser, des Deutschen und des Franciskaner Ord reichen dann von 1231—1450. LIX. *Prussici breves* vom Jahre 1090 bis Deutsche übersetzt, aus einer Absc Deutsch-Ordens-Archiv zu Wien vom Ja und einer Pergament-Handschrift des berger Archivs, einst der Pelpliner B in der Ausgabe von Töppen und Johann LX. *Canonici Sambiensis annales* a. Chr. S. 696—708 nach einer Handschrift der berger Bibliothek, aus der auch beide b Ausgaben geflossen sind, verbessert. fassung erfolgte in der Mitte des 14. derts zuerst bis zum Jahre 1258, das von anderer Hand, aus alten Quellen, ren Oesterreichischen Annalen, den Me S. Rudberti, Garstenses, Admuntenses, C neoburgenses, S. Crucis, den Cluniacense den Dunemundenses, Ronnenburgenses, d nik Hermanns von Wartberg, und Urkun

Lievland.

LXI. *Annales Dunemundenses* a. 1313
S. 708. 709. herausgegeben von Dr. Arn-
der aus der jetzt verschollenen Revalen-
menthandschrift veranstalteten Ausgabe
ge's Archiv für Lievländische Geschichte
durch den Herrn Dr. Strehлке verbessert
ist, und dem Canonicus Sambiensis.

Pommern.

Annales et notae Colbazenses a. 17

1349 von Herrn Dr. Arndt her-
710—720, aus der Berliner Per-
schrift des 12. Jahrhunderts, welche
n Kloster Colbaz an der Ihne bei
nterpommern gehört hat. Dieses
4 gestiftete Cistercienserkloster
eren Theil der Annalen, welcher
etzt noch nicht wiederaufgefunde-
und den Ann. Ryenses zusam-
s einem älteren Cistercienserklo-
haben Der erste Entwurf der
om Beda bis zum Jahr 1137;
werden die Aufzeichnungen gleich-
chselnden Händen, mit Ausnahme
des 13. Jahrhunderts gemachten
über verschiedene Convente
er. Die Aufzeichnungen sind zum
n und schwer zu lesen. Die ein-
r Aufzeichnungen und Verse fin-
n ersten Blättern der Handschrift.
r Pommerschen Jahrbücher ma-
Notae Caminenses a. 1495. 1496.
ndt in ein Exemplar der Schedel-
ger Chronik der St. Petersbur-
n Bibliothek gleichzeitig eingetra-

ist als Nachtrag zu einem frühe-
rwähnen:

Vesta Cnutonis regis sive enco-
eginae S. 509—525, aus der so
ren gehaltenen, jedoch auf meiner
eise in der Bibliothek des Herzogs
n Hamilton Palace wieder aufge-
dschrift des 12. Jahrhunderts,
Duchesne zugeschickt und von
ersten Ausgabe in den *Scriptores*
nicarum benutzt ward, aus wel-

cher Langebek sie in die *Scriptores rerum
necarum* wieder aufnahm und Franz Maser
und 1807 zwei wenig bekannt geworden
drücke veranstaltet hat. Die neue ver-
gemachte Abschrift giebt einen verbesserten
und ich habe damit die Benutzung einer
ser Handschrift des 15. Jahrhunderts ver-
welche zwar nur stellenweise Auszüge giebt,
sehr verdorben ist, aber durch einen Zusat-
Schlusse zeigt, dass der ungenannte Ver-
ein Mönch von St. Omer und nahestehe-
Königin Emma, Canuths des grossen
von England und Dänemark Wittwe, in
Auftrage er diese Biographie verfasste, ku-
der ersten eine zweite Auflage derselben
fasste, von der sich nur diese Auszüge
ten haben. Uebrigens hat die Pergamen-
schrift des Herzogs von Hamilton, wie die
Inscription zeigt, einst dem St. Augustin
zu Canterbury gehört, ist später in Sir
Cottons Besitz gewesen, und hat dann
Weg in die prächtigen Sammlungen von
ton gefunden.

Es ist somit eine Lebensbeschreibung
sert worden, welche ungeachtet ihrer
Unvollständigkeit und stellenweisen Redu-
doch zu den merkwürdigsten Denkmälen
Geschichte des Nordens gehört, auch
deutsche Geschichte einschlägt, aber leider
Canuths Römerreise mit Kaiser Conrad I.
weiteren Aufschlüsse gewährt.

Die beiden Schrifttafeln enthalten
ben der *Annalen* von Padua, Pisa, Monte-
Salerno, Heinrichau, Krakau, Lubin, 1
und anderer Polnischer Jahrbücher. In der
Glossarium S. 721 — 772 sind von
Dr. Pabst verfasst.

gehen ausser der Inhaltsanzeige
 . VII — XXXIII, ein doppeltes
 olge und alphabetisch geordnetes
 ler in den bisher erschienenen
 en der Geschichtschreiber (Scrip-
 II. XV—XIX) enthaltenen Werke
 zu leichter Auffindung dersel-
 d.

t diesem Bande werden wohlfeile
 es Riccardus de S. Germano, der
 und der Chronica Polonorum

nd Scriptores mit den ersten Chro-
 nistischen Zeitalters, den Werken
 singen und seiner Fortsetzer, be-
 er der Presse; der vierte der Le-
 igen Monaten ausgegeben werden.
 etzt Aussicht, dass die drei noch
 e 13. 14. 15. mit den Geschicht-
 Gothen, Franken, Langobarden
 in die Reihe eintreten; der Druck
 der Epistolae mit Cassiodor, den
 und Karolingischen Briefen, de-
 chofs Bonifacius, steht nächstens
 uch die Sammlung der älteren
 nähert sich der Herausgabe.

G. H. P.

Paulucci. Aktenstücke und
 eschichte der Convention von Tau-
 dem Nachlass Garlieb Merkel's
 von Julius Eckardt. Leipzig,
 1865, 131 Seiten in Octav.

Das vorliegende, mit gutem Recht der Verfasser der trefflichen Biographie Yorks gewidmet, Büchlein enthält Nachträge und Ergänzungen zur Geschichte der Convention von Tauroggen, hauptsächlich in Bezug auf die ersten einzelnen Verhandlungen. Es beruhen dieselben auf den Correspondenzen des Marquis Paulucci, die, auch dem wichtigsten Theile nach, doch in ihrer Vollständigkeit Droysen vorlag, weshalb nicht im Stande war, dem Actenstücke desselben die gebührende Beachtung zu spenden. Die Actenstücke sind aus dem Nachlass Merckels zusammengestellt und der Herausgeber fühlt sich deshalb gedrungen, um das Verhältniß des Genannten zu Paulucci des Näheren zu begründen, dessen politische und literarische Bestrebungen einer sorgfältigen Erörterung unterziehen. Letztere verdient aber um so mehr Dank, als es sich um die Rehabilitirung eines Mannes handelt, dessen Name in der deutschen Literaturgeschichte keine beneidenswerthe Stelle einnimmt und durch die schneidenden Verurtheilungen A. W. Schlegel zum Gegenstande des Lächerlichen geworden ist. Es kann sich hier nicht um den Kritiker und Aesthetiker handeln, sondern in seinen plumpen Angriffen auf die deutsche Literatur nur zu sehr seine Unschmacklosigkeit und seine gänzliche Unkenntnis documentirte, eine wahrhaft poetische Auffassung als solche aufzufassen; es gilt dem schrockenen Vertheidiger deutscher Ehre und Selbständigkeit, der zu einer Zeit, als die Mehrzahl der deutschen Publicisten sich schon dem Kampfe gegen Napoleon zurückzog, in der Indifferenz versank, unverzagt, durch keine Schüchternheit entmuthigt, den Jammer der Zeit, den Imperialismus Frankreichs und

ung drohender Gefahren in sei-
higen«, dann im »Zuschauer« ehr-
schleiert besprach, dann, als es ihn
acht bei Jena nicht länger in Ber-
von Riga aus seine Angriffe auf
thum und die in ihrer Stellung
heinbundfürsten fortsetzte. Der
warmen Anerkennung nicht un-
ihm die Königin Luise zu Theil
In Riga war es, wo Merkel mit
Paulucci, dem Nachfolger Essens
verneur über Kur- und Livland,

Zügen entwirft der Herausgeber
den früheren Lebensverhältnissen
lichkeit Pauluccis, des schroffen
eidenschaftlichen, aber mit durch-
rstande und eiserner Willenskraft
nes, der den Menschen nicht nach
Werthe, sondern ausschliesslich
leistungen und Talenten abzuwä-
d den von Petersburg aus ergan-
nur so weit nachkam, als sie sei-
nsichten entsprachen. »Er war —
ssenz seines Wesens zusammenzu-
Mann, dessen Wesen trotz alles
aller sittlichen Indifferenz unter
s Verstandes stand, dessen strenge
wieder zu der Förderung des Gu-
d der darum innerhalb der Sphäre
eit mehr gefördert und geleistet
ose jener Durchschnittsmenschen,
eit nicht sowohl Resultat der Er-
Ausfluss einer gutartigen An-

urde Merkel aufgefordert, in den

Artikeln seines »Zuschauers« vornehmlich die Preussen zu wirken, sie dem russischen Interesse zu befreunden, den heimlichen Gegen die französische Kameradschaft zu die preussische Nationalität zu wecken. aber, dessen Unterhandlungen mit York angeknüpft waren, trug Sorge, dass das im preussischen Hauptquartier hinlängliche Verbreitung fand. Dass der Abschluss der Convention nicht durch ihn, sondern durch Gortschisch erfolgte, konnte Paulucci nie verzeihen und wenn er von seinen auf diese züglichen Correspondenzen Merkel die Erlaubnis erlaubte, so geschah es, wie der Herausgeber bemerkt, unstreitig in der Hoffnung, dass dieser die Aktenstücke veröffentlichen und das Verdienst des Geschehenen nicht Gortschisch allein zurückfallen möge.

Indem Ref. hiernach zu der französischen gefassten und mit einer deutschen Uebersetzung versehenen Correspondenz Pauluccis übermögliche die Bemerkung vorausgeschickt, dass lediglich solche Briefe, welche entweder unbekannt geblieben waren oder bei ihm nur kurz Erwähnung gefunden, einer besondern Berücksichtigung unterworfen sind. Zunächst ergibt sich aus ihnen, dass die vom Kaiser für Paulucci ertheilte Vollmacht zur Unterhandlung mit York höchst abgelehnt war, dass selbst zu einer Zeit, als bereits von einer Zusammenkunft mit dem Kaiser behufs Abschluss einer Convention die Rede war, der kaiserliche Auftrag fehlte und Paulucci sonach die ungeheure Verantwortung übernahm, auf eigene Hand in einer Angelegenheit von den weitgreifendsten Folgen vorzugreifen.

reibt er (7. December 1812) an Alexander:
 qu'à présent n'a jugé à propos de rien déci-
 ociation, j'auois dû ne pas la continuer,
 elle doit être continuée diplomatiquement,
 pas, ou elle sera conduite trop tard à son
 oir prendre sur moi de presser la chose,
 volontiers au risque d'être sacrifié comme
 autorisation, si je parviendrois à conclure
 nvient à V. M^{te}. Endlich gelangt er in den
 den Vollmacht; nun folgen seine Briefe, in
 kaiserlichen Herrn über den Verlauf der Ver-
 abstattet, rascher auf einander; er schildert
 s, auf die ihm gestellten Anträge einzuge-
 schläge, mit deren Ueberbringung er Seidlitz
 ngang fanden. Dann begegnet man seinen
 das Obercommando genommen sei; sein an-
 rlangen nach einer persönlichen Zusammen-
 ringender und er schreibt ihm (18 Decem-
 , Mr. le Général, que quelques heures de
 résoudre et si pour cela V. E. desire de
 moi, je suis prêt à me rendre sur le point
 our notre rendez-vous, qui pourroit être à
 e la distance qu'il y a entre Votre corps et

, welche Paulucci in der Zeit vom 28. De-
 im 9. Januar 1813 an York und den Kaiser
 sen in seiner Biographie nur zwei benutzen
 d nur im Auszuge von ihm wiedergegeben.
 mber meldet Graf Dohna an Paulucci: „Ich
 York seine Convention mit keinem Andern als
 liessen wird“ und doch scheint er nichts ver-
 a den General zu einer Zusammenkunft mit
 , dessen Anträge die Grundlage bei allen Be-
 o. Es liegt die Vermuthung nicht fern, dass
 gen mit dem auf raschen Abschluss dringen-
 g, weil er von diesem günstigere Zugestand-
 offte. Am Abend vor dem Tage, an welchem
 es „Ihr habt mich!“ aussprach, schrieb er
 eur: „L'éloignement de V. E. et les circon-
 me font entrer en négociation avec Mr. le
 qui se trouve vis à vis de moi, et qui agit
 envoyé le comte Dohna“ und fügt hinzu:
 erzeugung, dass das Heil meines Vaterlandes

und das Wohl der Menschheit den Schritt erheischend auf Ihr Andringen wage, lässt mich in diesem wichtigenblicke jede persönliche Rücksicht aus den Augen setzen.

Hiernach blieb Paulucci zwei Tage lang ohne aus dem preussischen Hauptquartier. Als Ungeduld sich noch ein Mal mit den Worten: „Je desire absolument une réponse cathégorique à la lettre que j'ai l'honneur à V. E. en date du $\frac{1}{2}$ ⁰ de ce mois et s'il est possible voir avoir un entretien avec Vous Mr. le général" zuwenden, war die Convention bereits unterzeichnet. Die Abfertigung derselben von Seiten des Generals erfolgt mit dem Besatzen, „J'ai conclu une convention avec Mr. le général qui se trouvoit vis à vis de moi, je lui exprime en même temps mes regrets de n'avoir pas trouvé l'occasion à te Vous, Mr. le général, une affaire, qui fit l'objet de nos conversations".

Dass in Folge dessen in Paulucci die lebhafteste Verärgerung gegen Diebitsch nur sich griff, ist erklärlich; sie spricht sich in dessen Schreiben an den Kaiser aus: „Par cette convention que par ses deux rapports, le généralmajor Diebitsch a le juste motif à supposer, qu'il veuille s'approprier tout le mérite de cette importante convention" und einige Tage später: „Son côté le général York a su profiter en homme habile du pressellement que le général Diebitsch a témoigné d'avoir pour de conclure cette convention, pour y faire des changements auxquels il étoit sûr que je n'aurois pas consenti." Zugleich lässt er nicht, die von Diebitsch zugestandenen Bedingungen als höchst bedenklich zu bezeichnen und rath, die von den Regimentern besetzten preussischen Landestheile keinesfalls in den Händen zu geben, vielmehr Memel dem Kaiser zu verleihen. Man weiss, dass er mit diesen Vorschlägen durchdrang, als es seinen Intriguen gelang, Diebitsch in den Augen Alexanders zu verdächtigen.

Sttingische rte Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

7. März 1866.

dell'istituto di corrispon-
eologica. Volume secondo. Lip-
ockhaus 1865. XXVI und 526 S.
st 15 Tafeln.

1832 war vom Institute für ar-
Correspondenz ein einzelner Band
ngen unter dem Titel *Memorie* u. s. w.
worden; dieser Titel ist dann
der regelmässig fortgeführten In-
tionen verschwunden, bis die Di-
estgabe, welche das Institut sei-
Eduard Gerhard zum fünfzigjäh-
ubiläum darbrachte, als zweiten
n älteren sich anreihen liess. Mit
dieser umfang- und inhaltreichen
ollen wir einen Hinweis auf die
zu Gerhards Jubiläum im Drucke
Arbeiten verbinden, deren Titel
n alphabetischer Reihenfolge ihrer
n hersetzen.

astatue des Phidias im Parthenon
en auf sie bezüglichen Entdeckungen.

Ein Beitrag zur Feier des funfzigjährigen
torjubiläums Eduard Gerhards von A. C.
Mit 1 Tafel. Berlin, Georg Reimer,
13 Seiten in Quart.

Ueber bemalte Vasen mit Goldschmuck
gruss an Eduard Gerhard von Otto
Mit 2 Tafeln. Leipzig, Breitkopf und
1865. 28 Seiten in Quart.

Thamyris und Sappho auf einem Vas
von Adolf Michaelis. Mit 1 Tafel. I
Breitkopf und Härtel, 1865. 18 S. in Q

Zwei Reisebilder aus Arkadien von I
chard Schillbach. Jena, Druck von
und Hermsdorf, 1865. 36 S. in Octav.

Das Ebenmaass ein Band der Ver
schaft zwischen der griechischen Archä
und griechischen Philosophie. Festgr
Eduard Gerhard. (30. Juli 1865. A. T
lenburg). 20 S. in Octav.

Orpheus und Herakles in der Unt
Ein antikes Bild nach drei Vasengemälde
urtheilt und Versuch einer Würdigung
künstlerischen Gehaltes von Dr. Veit Val
Mit 1 Tafel. Berlin, Georg Reimer, 18
Seiten in Octav.

De Anaxandrida Polemone Hegesand
rum delphicarum scriptoribus scripsit L
cus Weniger. Berolini, Calvary et soc
60 Seiten in Octav.

Sophokles. Für den Schulgebrauch
von Gust. Wolff. 3. Theil. Antigone
zig. Teubner. VIII u. 156 S. in Octav.

Wie die Mannigfaltigkeit des Inhalt
Festschrift des archäologischen Institu
giebt auch die Buntheit der Titel und
halts dieser einzelnen Festgaben ein Ab
nes bunten Durcheinanders, wie 'es sic

bezeichnenden Namen der Archäo-
 findet. Ein Komplex von For-
 er hier vorliegt, wie er in Ger-
 h verdienstvoller Schöpfung, dem
 ssischer Staatsanstalt in seinem
 nerten Institute für archäologische
 zu Rom seinen Mittelpunkt fin-
 den archäologischen Zeitschriften
 und wie er auch wohl als In-
 iplin in mancherlei Definitionen
 kann, so wenig wir daran den-
 bestehende Praxis, die ihr gutes
 d behalten muss, nach unsern
 zu modeln, doch niemals auf den
 selbständigen wissenschaftlichen
 ch erheben; ihm fehlt eine jede
 e, ihn macht nur die Gelegenheit.
 in der Archäologie nur und nur
 als eine in gewisser Weise selb-
 lin auftreten, wenn sie die wis-
 Erkenntniss der in bildender und
 t weitesten Sinnes ausgeprägten
 ken zu ihrer Aufgabe macht. Hier-
 Archäologie zu setzen ist zwar
 ch unpassend, doch ist der Name
 t üblicher, hervorgegangen aus
 ichte dieser Studien und braucht
 t zu beirren, sobald wir nur wis-
 Wissenschaft der Kunst, im be-
 e Wissenschaft der klassischen
 m verstehen. Eine solche Disci-
 a allerdings untrennbar mit der
 unden, ja sie fällt mit Philologie
 inne zusammen, aber durchaus
 l anders als eine jede andre hi-
 nschaft auch.
 o begrenztes Gebiet, welches darum

wahrlich kein enges wird, gehören nicht der angeführten Festschriften, aber der Mehrzahl derselben. Wolffs Ausgabe ist eine wichtige, ferner in dem Bande, welchen das Institut seinem Gründer gewidmet hat, die Arbeiten von M. Haupt, Jordan, Henze, Mommsen, Parthey stehen nur auf dem gemeinsamen philologischen Boden, aber nicht auf dem von ihrem selbständigen Werthe, dessen Anerkennung wir uns indessen hier nicht erlauben, ganz abgesehen würden wir sie schwächen müssen grade wo es einer Feier Gerhards der nie aufgehört hat die Philologie die notwendige Grundlage und Stütze einer wissenschaftlichen Archäologie zu betonen. Der dritte Bande der *Memorie* behandeln ferner F. Kirchhoff, Hercher und de Rossi die in den Inschriften und inschriftliche Ueberreste, aber grade die unmittelbar über die Kunst des Alterthums Belehrung bieten. Der um die neuesten Ausgrabungen zu Pompeji hochverdiente F. Kirchhoff behandelt eine dort schon vor längerer Zeit gefundene, früher von Mommsen und C. Schmidt mitgetheilte und besprochene Inschrift, er statt auf die Basilica vielmehr auf ein Gebäude am Forum von Pompeji beziehen welches nach seiner Ergänzung der Inschrift im Jahre 733 der Stadt dem Augustus dediciert wurde. Kirchhoff erläutert drei leider sehr schlecht erhaltene Bruchstücke einer attischen Recenseururkunde, welche als die älteste der bisher bekannten auf ein vor Ol. 85, 3 begonnenes attisches Bauwerk, an dem mehrere Jahrhunderte gearbeitet wurde, sich bezieht; es könnte die Parthenon sein. Hercher giebt aus einem Fragment des Marcianus die prosaische Beschreibung eines Kunstwerkes von Constantinus Manasses

Werk ist ein in einem kaiser-
die Wand eingelassenes Mo-
us und allerlei Nebendinge dar-
das Stück, welches die Tellus
n der Hs. Hier können aber
ergänzend die betreffenden Verse
e des Manuel, welches früher
dea) herausgab, eintreten. Es
jetzt, dass dieses Gedicht des
dasselbe Kunstwerk beschreibt,
Anschauung beruht, sondern
ion einer andern Beschreibung,
e der von Constantinus Manas-
ls sehr werthvoll, wie Alles was
Hand kommt, ist dessen Mit-
e von ihm in Deutschland ge-
ftliche Entdeckung. De Rossi
bliothek zu München Hartmann
rnberger Arztes, handschrift-
niedenen Quellen zusammenge-
antiquitatibus cum epitaphiis
otiz: ligatus anno domini 1504.
et sich abschriftlich u. A. ein
n Originale längst verschollenen
senden Cyriacus von Ancona,
reits vor einiger Zeit auf de-
ung Otto Jahn im bull. dell'
0 ff. gesprochen hat und wel-
Bedeutung für die Herstellung
des Cyriacus, welche de Rossi
ein wird.

memorie in der Festschrift des
vorwiegend die Kunstwerke selbst
ande gewählt; auch der vor-
satz von O. Jahn über Zeus
esonders auf dessen bildliche
der Akropolis von Athen Rück-

sicht. Nach vorausgeschickter Darlegung Kultushandlungen und Sagen des Zeus sucht Jahn wahrscheinlich zu machen, dass der nackte blitzschleudernde Zeus der attischen Münzen das Abbild des ältern Bildes des Zeus Polieus auf der Akropolis (Paus. I. 27. 1) sei. Derselbe Typus der nackten schreitenden Gestalt kommt auch auf andern Städtemünzen vor und zwar zur Darstellung verschiedener Städte. Dieser Hinweis auf die Befestigung fester Formen in der unentwickelten griechischen Kunst für ganz verschiedene Zwecke vergleicht die sogenannten Apollostatuen und öffnet noch weiter zu verfolgende kunstgeschichtliche Perspektiven. Neben jenes alte Bild soll dann, wie Jahn annehmen möchte, das Bild des Zeus von Leochares gesetzt sein, um den Anforderungen der entwickelteren Kunst zu entsprechen, etwa wie eine Raphaelische Madonna neben einer sog. ägyptischen Platonischen, wie zu Athen die Parthenos sammt ihrem Kitharoden neben die Polias trat, der Dionysos neben das Gold und Elfenbein neben das eleutherische Idol, die Aphrodite von demselben Altare neben das alte Hermenbild *ἐν κήποις*, wie in Plataiai die Hera Teleia des Praxiteles neben die alten *δαίδαλα* der Göttin u. a. m. verdrängten diese neuen Bilder die alten. Von dem Hauptplatze, bald wurden sie als Votive neben ihnen aufgestellt. Auch hier wollen wir es wieder mit einer sehr durchgehenden Erscheinung zu thun. Diesen Zeus des Leochares nackt wie das alte Idol, glaubt Jahn auf attischen Münzen im Nachbilde erkennen zu dürfen.

Auf Jahns Aufsatz folgt der von Coblenz, dem guten Kenner etruskischer

eine im Territorium von Chiusi
 chenkiste mit Relief, dieses eine
 r bei Raoul-Rochette mon. in.
 ausgegebenen. In der Deutung
 auf Apollon, der wehmüthig
 n Kampfszenen sitzt, folgt Co-
 Rochette, doch hält sich Co-
 ung des Einzelnen weit mehr
 ei Deutung der Bildwerke zum
 hode und Wissenschaftlichkeit
 rschrittenen Grenzen entsagen-

hendsten Arbeiten des ganzen
 Referenten die folgende Bespre-
 lichen Marmorkopfes der Samm-
 s Alba zu Madrid von Hübner.
 Weise wird die Benennung des
 Athena ohne Helm begründet;
 gewiss in die richtige Zeit ver-
 nit der allerdings nöthigen Re-
 nnierin des Phidias denkt. Bei
 gleicher weiblicher Haartracht
 erken ist Hübner das besonders
 er einen Göttin auf dem gros-
 a Relief (Mon. dell' inst. VI,
 en. Die Göttin im Parthenon-
 ben Haartracht, die H. ver-
 n auch die Athena, und mit
 mmt er die sogenannte Nympe
 on Olympia für nichts anderes
 hena.

hsten Aufsätze gehören zweien
 zwischen verstorbenen italiäni-
 dem gelehrten Numismatiker
 Modena und dem Florentiner
 ide behandeln hier Bildwerke in
 leider nicht vereinzelt stehend

dazu gedient hat, die Archäologie bei nigen Männern wie bei strengen Gelehrten und halb in Verruf zu bringen. Wir uns das Eingehen hierauf, die Darstellung von Migliarini herausgegebenen etruskischen schnittenen Steines verstehe ich bis jetzt nicht, wie der Herausgeber sie verstanden hat.

Eine merkwürdige Einzelheit bringt die Inschrift von der Grabstätte des Phani dann zu unserer Kenntniss in der Beschreibung einer früher Campanaschen, jetzt kaiserlichen Vase; eine Frau, nach Stephanus Byzantinus, wofür er Manches vergleicht, lag in einem Wagen ein Gespann von zwei Elefanten, einem Löwen und einem Wolfe.

Auf den Bericht von Pervanogian über allerlei kleine Bildwerke von Bronze oder gebranntem Thon, welche an der Stelle der Akropolis des alten Tegea gefunden wurden, folgt Ulrichs Abhandlung über die *curia Julia*, in welcher er in Bezug auf die Anordnung des Forums nach dem Vorgange des *comitium* unter dem Kapitol setzt, die *curia Julia* aber an der Stelle des *Adriano*. U. sucht dann wahrscheinlich zu machen, dass das *continens curiae chalcidicum* ein anderes gewesen sei als das *atrium* und links für den vom *Comitium* aus zu der *Curia* gelegen habe, etwa da, wo jetzt S. Martina steht. Zu eins verbunden mit diesem *chalcidicum* oder *atrium* ferner mit diesem *chalcidicum* oder *atrium* *nervae* das *secretarium senatus* anzunehmen, unter diesem Ganzen möge aber das *atrium* gelegen haben.

Bei der Mittheilung von Capei, dass als alter Freund des Jubilars mit seiner auch hat einfanden wollen, kommt es nicht grade Etwas heraus. Dann folgt

t einer neuen Hypothese über eine
hrfach aber noch nicht zu Ende
tattische Statue, die Sosandra
P. geht davon aus, dass nach
23. die Sosandra, in der er auch
Anfechtungen dieser Ansicht eine
t, ein Werk von Gold und Elfen-
ein müsse. Dann könne sie nicht,
r annahm, unter freiem Himmel
zur Akropolis gestanden haben.
zu der Vermuthung, es sei die
Tempelbild der Aphrodite Pande-
Altmarkte von Athen gewesen.

hat einen von ihm schon mehr-
ohne Glück behandelten Gegen-
nisdarstellungen in der bildenden
t. Es ist merkwürdig, wie man
ösische Archäologie noch immer
en nebligen Pfaden findet, die die
Deutschland, wo namentlich Otto
than hat die Luft zu reinigen,
thig verlassen hat. Hätten doch,
ken, Ch. Lenormants Verirrungen
sonnenen zur Umkehr mahnen
nein. Bildwerke, von denen man
t, nur die in die Mysterien Ein-
en sie verstehen können, erklärt
ch selbst ganz harmlos und die
a. Lenormants über die Polygno-
e zu Delphi, welche nicht zur
noch nach seinem Tode gedruckt
t hat sie kürzlich nach Verdienst
eisst bei De Witte *un admirable*

Deutung des Reliefs eines an der
nden Marmordiscus auf Her-
den kleinen unter der Ziege sau-

genden Asklepios betrachtet, ist nie Wahrscheinlichkeit. Lübbers Behauptung zwei Sarkophagreliefs in Palazzo Mattei sei in den von Winkelmann als Peloponnes Thetis gefassten Hauptfiguren vielmehr Minerva Rhea zu erkennen, ist unzweifelhaft, ist nicht ganz so überzeugend, wenn auch die Hauptsache vielleicht richtig, ist die in dem besondern Aufsätze von Reiffersche theidigte Ansicht, dass die bei der Liegung gegenwärtig dargestellten Gottheiten den Tiber, Aventin, Palatin) angehören.

Minervini handelt über eine in den römischen Gemälden wiederholte Composition mit dem trunkenen Herakles im Vordergrunde. Das dabei gelegentlich besprochene Gemälde dem sogenannten Hause des Lucretius ist bereits von O. Jahn in den Berichten der sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig 1855, S. 107 erklärt. Die auch gelegentlich als Herakles Omphale genannte Kasseler Statue kommt nur nach den unrichtigen modernen Erklärungen gedeutet werden; sie dürfte eher, wie nicht zuerst bemerkt, einen Hephaistos darstellen. Gegen noch manche andre Punkte des Aufsätze liesse sich streiten.

Friederichs giebt eine gute Charakteristik der altetruskischen Skarabäen zur Unterstützung von den, wie überhaupt altetruskische altgriechische Kunstwerke zu Verwechslung auch jetzt noch Anlass geben können, mit ähnlichen ältestgriechischen in dieser Form geschnittenen Steinen. Die Käferform setzt er aus Aegypten her, doch sei sie durch Vermittlung Assyriens nach Griechenland und Etrurien gekommen.

Michaelis Beitrag bezieht sich auf

n Gegenstände archäologischer Aus-
 Parthenonfries, und zwar zunächst
 nde rechts der Göttergruppe be-
 pengestalt. Diese ist im Originale
 nur ein übel zugerichtetes Frag-
 sich im Britischen Museum. Es
 r noch zwei Gipsabgüsse mit der
 der eine überarbeitet und dadurch
 der zweite aber, wie allerdings
 echt; er muss zu Choiseul-Gouff-
 Athen geformt sein und ist in meh-
 en von Paris aus später verbreit-
 eser Exemplare im Bonner Museum
 Abbildung mit und stützt auf das-
 gleichung des Londoner Original-
 ine Behauptung, dass der Knabe
 elt ist, also nur Eros sein kann,
 — und das ist ganz neu, aber,
 Abbildung zu urtheilen erlaubt, un-
 im Allgemeinen gar nicht unwahr-
 dass dieser Eros einen Sonnen-
 ngem Stiele über seinem Haupte
 dem Gleichgewichte der Komposi-
 em Eros entsprechenden Mädchen-
 Abtheilung links neben Hera und
 Michaelis wie schon Visconti die
 det diese Benennung weiter und
 auch bei der Erklärung der Hal-
 de auf ganz Dasselbe, was ich in
 ischen Sektion zu Hannover vor-
 merkt, dass diese zwei Flügelge-
 hinreichen die versuchte Auslegung
 enden Gestalten als menschlicher
 n. Ueber die Erklärung dieser
 alten giebt nun M. weiter seine
 hat in sehr übersichtlicher Weise
 fgestellten Benennungen in einer

Tabelle zusammengestellt. Zeus und H
ben die Ausleger fast mit Einstimmigk
sicher mit Recht angenommen, neben ihm
also Nike; Viscontis Demeter und Triptolemos
für das sich anschliessende Paar, die M.
M. bevorzugte Erklärung, hat auch mi
lange am passendsten geschienen. Der
nung Dioskuren für das Paar ganz lin
sich wiederum die grosse Majorität der
rer zugewandt; M. verwirft sie, unter
auch, wie ich ebenfalls in Hannover
brachte, um der ganz verschiedenen Kör
willen; es ist ein mächtiger Manneskör
ein zarterer Ephebenleib, dieser auch
das Ephebenideal der attischen Kunst a
nenden bescheideneren Haltung dargestellt
auch am Kasten des Kypselos der eine
einen Bart, der andre keinen hatte, s
darum doch nicht glaublich, dass ein
das Brüderpaar so, wie hier die beiden
ten auf dem Fries sind, zur Darstell
bracht haben wird. M. nennt die beid
mes, was der Gestalt, der Tracht und d
eines Attributes in der Hand wohl an
ist, und Dionysos — Letzteres für mich
überzeugend und zwar wiederum um de
lend kräftigen breitbrüstigen Mannesbild
len, die mir eher zum Poseidon wie i
Fragment des Ostgiebels von Phidias be
zeigt passen würde. Dass in der Ab
rechts entsprechend dem Zeus zuerst
sitzt, freue ich mich jetzt auch von M
nommen zu sehen. Erst neben der Ath
winnt Hephaistos, welchen Namen hier
Welcker annahm, seinen vollen Sinn, ihr
auch M. an. Dass die Mehrzahl der F
und mit ihnen M. in dem folgenden Alt

eidon erkennen, muss ich dage-
Abrede stellen; in den grossen-
erhaltenen Körperformen dieser
in ihrer ganzen Haltung ist mehr
das Charakteristische und zwar
mir scheint, ganz meisterhaft mit
Wahrheit zum Ausdrucke gebracht
*il viso un poco secco e con forte in-
e vene e degli altri dettagli del*
die etwas welke rechte Hand al-
wie sie herabhängt, die Adern
vortreten, kann nicht die eines

Ich habe von Poseidon vorher
nen; hier streube ich mich eine
anzunehmen, aber eine ältliche He-
die dann wie Eros der Nike, so
ptolemos in der andern Abtheilung
würde, ist das, was mir in dieser
tritt, etwa wie ein Ikaros dem Dio-
sein könnte. Ich berufe mich gern
f Michaelis Worte, die zeigen, dass
ordneter in der Bildung dieser Ge-
er also Neptun nennt, im Gegen-
ns zu dem jugendlichen Nachbar
funden hat. In der Erscheinung
, den er für Apollon nimmt, hebt
vor *le sue fattezze ideali, che
contrapposto col Nettuno*. Wenn
s Peitho und Aphrodite mit Eros
ersammlung beschliessen, so weist
Benennungen noch weiter zu stützen
hin, dass in Aphrodite mit dem
n Peitho mit der Haube sich uns
d die Dienerin ganz in der aus
en Grabreliefs geläufigen Tracht

weiter, so finden wir einen län-

geren Aufsatz von Stark, der eine Bronzefigur der Athena in Leyden glücklich mit einer ähnlichen Statue vergleicht, beide scheinen die Kindernährende Göttin mit Erichthonios, die Besche der Aegis und mit einer Olive in der Hand dargestellt werden zu müssen. Darf ich einige Punkte berichtigen, so ist (S. 263) die auf Plutos gedeutete pompejanische Malerei vielmehr Venus mit Amor. Aus Volkmann ist S. 267, Z. 4 v. u. »musaico« statt »musaico« geschrieben (cf. Gerhards Denkm. u. F. Taf. CLXXXIX).

Benndorf erklärt eine fragmentirte Marmorarbeit aus Consul Spiegelthals Besitz für einen Dionysos mit einem trunkenen Satyr an seinen Füßen. Wolffs Deutung der in den Wiederholungen erhaltenen Marmorfiguren mit Knöcheln spielenden Mädchens auf Hylas, eine Schwester des Amor, die mit diesem Knöchel spielend dargestellt sei, überzeugt durchaus nicht, da ich nicht wohl weiter darauf eingehen kann, muss ich mir selbst auch eine kleine gescheidene Selbstvertheidigung gegen Anmerkungen Seite 339 verbieten.

Rangabés Gemälde von Altathen, das ich viel ich ohne Durchvergleichen sehe, eine französische Uebersetzung einer am 20. März 1840 in Athen griechisch gehaltenen akademischen Rede, welche bereits in Athen besonders gedruckt war. Vielleicht hätte ein einmaliger Druck genügt. Von E. Curtius finden sich drei Miszellen, die erste über Symbole, die bei der Kunst umgedeutet wurden, wie bei der Prometheusbildung geschah; in diesem Sinne handelt C. die gefesselten Götterbilder, u. a. Aphrodite in Sparta, deren Fesseln wie die eines Mädchens bei Jesaias ursprünglich nur ein S

Wenn man dann Deutungen unterge-
 lie ist dann aber der ebenfalls be-
 tene Ares in Sparta zu erklären?
 C. die Geberde der medizeischen
 nem kyprischen Idole im Louvre
 diesem soll der Gestus auf die
 s- und Nährungsorgane hinweisen, so
 n fehlen uns diese Zwischenglieder,
 eingesteht — die Aphrodite fort
 det worden sein, bis endlich die
 Bewegung ganz vergessen und ein-
 rde der Scham aufgefasst sei. Um
 müsste man das kyprische Idol,
 cht abgebildet wird, wenigstens
 zweite Miscelle erklärt einen Stein
 aus Kypros mit der Aufschrift
 für ein *λέωνωμα*, eine öffentliche

publicirt ein Vasenbild aus Caere mit
 KE, die ein hässliches Weib *ΛΑΙΚΗ*
 schlägt, und weist kurz und gut die
 ung dieser Scene mit der auf dem
 nach. Klügmann deutet das
 R. R. m. 1. Taf. 40 auf die Fes-
 on. Roulez theilt eine zierliche
 ris, die aus den Campanaschen
 nach Brüssel gekommen ist, mit;
 pft Herakles, andererseits wahr-
 amon mit vier Amazonen.

er hat drei rohe griechische
 n, einen Widderträger und zwei
 obilder, nackt mit geschlossenen
 Beinen, ins Feld gestellt. Dieses
 jetzt alle Tage mehr; die Mit-
 darum doch dankenswerth. Den
 wendet auch V. nur der Kürze
 Schema ist gewiss nicht nur bei

dem Arrhachion zu Phigalia auch für andere Vorstellungen, als die des Apollon verwandt ist noch kürzlich aufgefallen, dass ein solcher dieser Art als Weihgeschenk für Nymphen an einem Brunnen auf einer Bildhildung vorkommt, (Mon. dell' instit. 1845. tav. XIV) da doch schwerlich ein solches Sehen wir in diesem Falle, dass sich der Typus noch spät im Gebrauche für Votivbilder erhielt, so muss uns das bei der Alterthumsforschung einzelner Exemplare doppelt vor Augen machen.

Es folgt mein eigener Aufsatz, in welchem ich die eigentliche Gestalt des *ἄρραχίου* nach ihm die alten Äthener (Thuk. I, 6 u. a.) in Bildwerken aufgewiesen zu haben glaube. Ich vermute von dem dabei besonders benutzten Fragmente auf der Akropolis von Athen das Recht vermuthet habe, dass es zu einer Darstellung der Göttin gehöre, mögen Andere aber noch zukünftige Funde der jetzt fehlenden Stücke entscheiden. Was Wieseler's Bemerkungen über ein Anhängsel einer präetruischen Cista in Paris betrifft, so muss ich meinem verehrten Lehrer gegenüber bekennen, dass ich die fragliche Gestalt mit Brunn für einen in einen Vogelleib auslaufenden Fruchtkorb muss, die zwei Kreuzformen auf dem Innern der Vogelbeine; damit bin ich allerdings im Unverständnisse noch weit, kann aber wenigstens nicht der Deutung W.s auf Aphrodite's himmlischen Scheibe unter sich, an welchen Morgen- und Abendstern stehen, folgen.

Auf der von Helbig publicirten Capuaner Vase liegt der kleine Hermes als Widder auf einem Räderbettchen, das also der Göttin der Wiege versieht; über ihm sind Apo-

Ich vorschlagen den bärtigen die Frau links zu deuten, die an-tergeordnet, eine Dienerin, an-gegen Auseinandersetzungen begrif- stehen in einer mit Buschwerk Grotte, auf deren oberen Rande ruft, die gestohlenen Rinder. Ich b H. diese kleinen Abweichungen rd. Von Reifferscheids Ab-Gottheiten auf römischen Bild-Gegenwart das Lokal der Hand-, habe ich wenigstens einen Haupt-berührt. Lancis Beitrag entzieht reundesgabe der Kritik.

se des Bandes begegnen wir noch tischen Arbeit und freuen uns, mismatik doch auch selbständig Gehört sie doch, so nothwendig Praxis emancipiren muss, dem Archäologie nach durchaus in de-enso gewiss wie die Epigraphik, in der Praxis nothwendig in enge der Archäologie geräth, ihrem uptinhalte nach der Archäologie treten also ist in der Festschrift die Numismatik durch Salinas, ls einen jetzt häufiger auftreten- sen jenseit der Alpen begrüßen; Münzen von Himera (Hermes auf itend Rev. ein Monstrum, welches h erklärt), die nachher in Seli- bekannten Blatte gestempelt sind. ung der Widmungsschrift voraus- von Lepsius Hand eine Würdi- enste Gerhards um das Institut, e wir Jüngeren, denen die fertige lige Förderung gewährt, am we-

nigsten vergessen dürfen und die wir u
halb von so kundiger Seite gern mit
Ausführlichkeit darlegen lassen. Wir
hier erwähnen, dass Gerhard selbst
chäologischen Anzeiger seiner Zeitung
S. 97 ff.) Gelegenheit genommen hat, s
seine wissenschaftliche Laufbahn, welc
so mancherlei für nachfolgende Forschung
legendes verdanken, auszusprechen.

Bei Gerhards ganzer Stellung, sein
nigfachen Beziehungen und seinen pers
Eigenschaften hat es nicht genug sein
dass in ihm bei seinem Jubelfeste der b
hervortretende Mitbegründer des römis
stituts begrüsst wurde, ihm sind noch ei
gesondert erschienenen Festgaben gewid
ren Verf. wahrscheinlich Alle mit dieser
ebenso sehr den Menschen als den Ge
dem sie persönlich nahe traten, haben
wollen. Am ausdrücklichsten ausgespro
diese Absicht in Trendelenburgs o
geführten Schrift, welche in feinsinnig
trachtung, welcher wir durch einen dür
zug nicht zu nahe treten wollen, ausfüh
gleiche Grundzüge des griechischen Wes
Erforscher griechischer Philosophie in
entgegnetreten, wie dem Archäologen
griechischen Kunst. Der Philosoph gla
gar, dass namentlich der Sinn für Eb
durch die Leistungen der grössten grie
Künstler den übrigen Denkern der Nati
dezu weit stärker geweckt sei und hebt
vor, dass vor Allem in Plato eine der
weise der Griechen engverwandte Richtu
gebildet erscheint.

Unter den übrigen Festschriften stel
billig die von Otto Jahn voran. Sie

sammenstellung die offenbar attische vor, welche den Malereien auf schwarzem Grunde neben andrer Farben durch Vergoldung Theile einen besonderen Schmuck geben. Als ineditum erscheint dabei ein Gefäss dieser Gattung aus der für dessen ganze Form die Gelegenheit sehr glücklich zu Grunde genommenen Erklärung des Bildes hält musterhaft besonnenen Weise zu lernen als sich erfreuen will, und mit dem zum Soldaten kochenden Vogel, mit dem der Vogel, als Nachweis zu Plin. n. h. nehmen. Unter den übrigen beibringen wird, was ja unter den so selten vorkommt, eine Darstellung bis auf Nebendinge genau, welche sich in London und Rom, nachgewiesen. Den einzelnen erhaltenen Exemplaren lässt sich jetzt in Athen gegenüber dem Königsalle ausgegrabenes hinzufügen; in derselben Klasse von Gefässen anderer Publikation werth erscheint, aus Rhusopulos kurzer Notiz in der Zeitschrift 'Ο ἀστική ἡς ἀνατολή 1865. Zum Schlusse führt J. eine ganz gleiche Geschmacksrichtung der Technik dieser Vasen, sondern die Behandlung der dargestellten sich ausspricht. Es ist ein solches Gefäss, dessen Bild Minerva's Schrift Thamyras und Sappho. In freier Künstlerphantasie wird glücklich gedachte Sänger in Bei-

sein Apollons und Aphrodites, welche ihren Erosen ihre Sängerin Sappho schliesst, auf irgend einen Musenberg auch von den Göttinnen des Gesanges als begeisterter Sänger inmitten der bei der Versammlung vorgeführt.

Ein anziehendes Thema hat sich V. gewählt, indem er eine Composition, die drei etwas variirten Wiederholungen auf drei Bildern uns erhalten ist, A aus Canosa in B aus Ruvo in Karlsruhe, C aus Alt. Neapel, behandelt. Dargestellt ist innen das Haus des Hades, dem von einer Seite die Nacht naht, während vorn unten Herakles unter dem geleitenden Kerberos entführt; seine unseeligen Unterweltsbewohner sind an den Wänden zugegen. V. ordnet die drei Wiederholungen unzweifelhaft richtig, keine das Original nach dessen Gedanken am besten wiedergibt, sondern am weitesten zwar abweichend, aber doch in der Schrift wichtig, ohne welche die auf drei Exemplaren wiederholte Megara mit Heraklessöhnen niemals hätte richtig dargestellt werden können. Mit Recht ferner betritt die Darstellung fortschreitend in A, B und C immer mehr das Innere, behandelte und immer mehr in lebendiger Form turformen eingekleidete Architektur des Hades, ferner die von A zu B zu C immer zunehmende Abschwächung und Verwischung einzelner Gestalten, Bewegungen und Formen, wie sie sich namentlich in der Darstellung um Herakles verfolgen lässt. Dem Verfasser ist es leider entgangen, dass eine größere Abkürzung und theilweisen Entstellung der merkwürdigen Spur derselben Composition noch einem Vasenbilde (bull. arch. n. s. VIII, 1863, tav. VII ohne Text) nach

den Frauen mit Hydrien auf C
 ie Dansiden gemeint sind, lässt
 rgleichung eines andern Unter-
 l. arch. nap. n. S. III, tav. III)
 fel erweisen; auch die Ausfüh-

Figuren der Originalcomposition
 haben könnten (S. 27 ff.) ist
 end. Als eine Kleinigkeit, die
 für das Ganze austrägt, ist zu
 der Knabe auf A sich nicht mit
 1) beschäftigt, sondern ein Wä-
 sich herzieht. Die Sache ist von
 ldern und von Grabsteinen her

Im Ganzen genommen verlieren
 gen des Verfassers sehr an zwin-
 je mehr derselbe sich ohne An-
 f mehr als einer Wiederholung
 n da auch variirten Formen be-
 e des verloren gegangenen Origi-
 ägung des »Passendscheinenden«
 en. Das ist zu sehr »der Herren
 und darin ist hier entschieden
 ethan. Dass die obersten Grup-
 die links vom Beschauer jeden-
 it ihren Kindern darstellt, nicht
 übrige Bild als in der Unterwelt
 cht sein sollen, bleibt mir schwer
 ie bei der Argumentation hierfür
 ng der Gruppe rechts auf A als
 es und Pylades und zwar als in
 timmten Handlung begriffen ist
 cher. Den Schlussausführungen
 über den Gesamtgedanken der
 ls deren wesentlichsten Kern der
 ebenso richtig als einfach die
 ng der sonst durchaus nicht als
 chehen überlieferten beiden Höl-

lenfahrten des Orpheus und Herakles kann ich ebenfalls nicht mit Ueberzeugen. Ich muss mich daran halten, fragliche Composition uns vorliegt drei Vasen, welche zu einer grossen hören, die sichtlich bereits bei ihrer A zu Grabesschmuck bestimmt wurden. nun die Unterweltsfahrten des Orpheus Herakles zusammengestellt, so ist d Erachtens desshalb geschehen und d sich diese Zusammenstellung des Bei zur Wiederholung führte, zu erfreue weil Orpheus und Herakles die beid ders sagenberühmten Heroën waren, die Pforten des Todes ein- und wieder gen, die eben desshalb und nachweisb mentlich Herakles, als Typen Geltun nen, an welche sich die Unsterblichkeit des späteren Heidenthums so gern ank Somit erscheint also in diesen Vasenb reits eine Art der Behandlung des M gonnen, die später in den Sarkophagr grössere Ausdehnung gewonnen hat.

Die ebenfalls Gerhard gewidmete Bo sertation von Weniger *quaestionum rum specimen* nimmt noch ein Mal die lung der geringen Ueberreste und Na welche uns von den drei periegetischen stellern über Delphi, Anaxandridas, und dem minder zuverlässigen Hegesan blieben sind, auf. Schillbach gi Reisebilder aus Arkadien, den Wasse Styx und das Kloster Megaspilaeon. I eigenen Schrift, die denn zum Schl noch erwähnt sei, habe ich gewünscht, die namentlich durch zwei neuere Entd theilweiser Nachbildungen neu geförde

über das Bild der Athena von
nbein im Parthenon, das Werk
ergeben haben, auch einem grös-
ise als dem der Fachzeitschriften,
Entdeckungen bereits besprochen
lich zu machen. Die Hauptresul-
ls hinlänglich sicher gelten, um
gsweise, wie ich sie gewählt habe,
n. Dass wir die Hauptzüge der
nung jenes Tempelbildes in der
n Statuette wieder erkennen dür-
das Strangfordsche Relief im brit-
m Einzelheiten des Schildreliefs
statue erhalten hat, sehe ich als
sultate an. Gehören zu diesen
e Gesichtszüge des Phidias selbst,
ns in dieser Gestalt, obwohl klein
z unbeschädigt, doch immerhin
was mehr, als die früher in der
sio bei Tivoli aufgegrabene Por-
Kopf mit der Inschrift *ΦΕΙΔΙΑΣ*
o Pio Clem. I, S. 52 der Mailän-

Conze.

f a year's journey through central
abia (1862 — 1863). By W. G.
ondon and Cambridge, Macmillan
2 Bände, 466 u. 398 S. in Octav.

ch Refer. Ansicht, eine der aus-
Reisebeschreibungen, die über-
literatur vorliegen; denn es ver-
, dass ein bisher wenn auch nicht
tes doch unverstandenes, für ein

von ungebildeten Nomaden (Beduinen) gehaltenes Gebiet im Innern Arabiens entdeckt ist als ein Culturland, hinreichend hohen, im Mittel 3000' hoch, besetzt mit Gebirgszügen bis 4000' und 5000' hoch, und daher auch genügend bewässert, um eine reiche Vegetation, mit ansässigen Bewohnern und reichen Städten und Dörfern zu tragen. Man darf wohl sagen, dass dessen Entdeckung geschehen ist, durch einen mit der europäischen Bildung vertrauten Kenntniss des Orients wohl ausgerüsteten Reisenden durch Welt- und Menschenkenntniss erlebten Reisenden, — und endlich dass die Darstellung des Gefundenen und Erlebten in ästhetischer Hinsicht grosse Bewunderung verdient. Dies ist viel, aber nicht zu sagen. Dabei muss immer als ein grosses Mangel anerkannt bleiben das Fehlen von bestimmten Ortsbestimmungen, und auch wird man bedenken, dass der vielfach verschiedene Durst der Leser niemals zu befriedigen kann. Man darf man doch bedauern, dass den neuen Verhältnissen des neuen Landes nicht mehr Berücksichtigung zu Theil geworden ist.

Die Zeit der Reise war von Mitte Mai bis Mitte Juni 1863; beginnend an der Südküste Syriens ging sie in südöstlicher Richtung durch das hohe Central-Arabien hindurch, bis zu der Küste am persischen Meer, nämlich von Gassan über den Wadi Dschauf, über das Gebirge Schommer, mit der Hauptstadt Haïl (24° 40' N), durch Nieder-Kasiem, dann in die Hochebene, das eigentliche Nedschd, die Hauptstadt Riâd (genau gelegen auf 24° 46' 41' O, nach der späteren Aufnahme von Oberst Pelly, der im Februar 1865 die Ostküste einen raschen Besuch gemacht

en hin über die höchste Erhebung,
tte, die nach Südost binstreicht
erscheide der Halbinsel bildet,
ibrigen Gebirgszüge mit mehreren
n nach Südwest hin verlaufen)
as feuchtheisse Küstenland Hasa,
n nach Omân, mit der Haupt-
22° N), im Südosten der ganzen

sagt über sich selber, er habe
den besten Theil des Lebens im
cht, in Syrien habe er während
rigen Aufenthalts eine solche Ver-
der arabischen Sprache erworben,
eine Muttersprache geworden sei,
abe er eine grosse Erfahrung im
en semitischen Völkern gewonnen.
zufügen, dass er auch eine reiche
deren Geschichte, Religionsleh-
und Poesie, und von den politi-
nissen der Gegenwart entwickelt,
umfassenden Beziehungen das neue
k beurtheilt und beschrieben hat.
am rathsamsten, die gefahrvolle
se zu unternehmen in der Maske
enden syrischen Arztes, in Beglei-
sirenden syrischen Dieners. In-
er, der Gegenstand seiner Erfor-
mehr die Menschen des Landes
as Land selbst, seine Aufmerk-
richtet gewesen mehr auf die mo-
ellektuellen und politischen (auch
eligiösen) Zustände des hiesigen
ens, als auf die physischen Phä-
ndes, welche für ihn, wenn auch
doch von untergeordnetem Inter-
eien. Er konnte keine messende

Instrumente mit führen, auch nicht Thermometer oder Barometer (leider auch nicht einige der neueren so transportablen Aneroidbarometer), und das Fehlen der Bestimmungen muss freilich den Werth der für die Kartographie sehr heruntersetzten sind seine Befunde doch für eine mitg viel Neues enthaltende Karte von Arabien nutzt, (unter Mitwirkung von Kiepert). auch weder genauer eingehende botanische geologische, noch antiquarische Untersuchungen angestellt sind, so fehlen doch nicht all Andeutungen in solchen Beziehungen *). eigentlichen Motive waren: die natürliche Neugierde, das noch Unbekannte zu erforschen, das Verlangen, die stagnirenden Wässer der arabischen Lebens in Verbindung zu bringen mit dem lebendigen Strome der europäischen Bewegung, um dadurch für die socialen Verhältnisse jener weiten Gegenden Gutes zu thun, auch meint er, dass unter den Europäern noch manche unrichtige Vorurtheile in Bezug auf die arabischen und die orientalischen Mitwelt überhaupt beständen, welche Aufklärungsbedürfnissen dienten, weil die Berührungen damit zunehmen näher werden.

*) Die vorherrschende Vegetation bilden die Palmen; die geologische Formation der Höhe besteht aus Kalk, mit Granit und Sandstein, Basalt ist nicht vorhanden. Die Höhe der Hochebene erreicht etwa 3000' die daraufstehenden Berge 4000 bis 5000'. Griechische und römische Alterthümer sind nicht gefunden, aber noch räthselhaften, uralten riesenhaften Steinkränen), ähnlich wie bei Stonehenge, namentlich bei Ijün, südlich von Schommer (26° N), ausserdem noch eine vereinzelte christliche Zeit, vor Mohammed auch vermeintlich eines noch älteren arabischen Theismus, und unter den Beduinen noch Reste der heidnischen Zeit, mit Sonnen-Anbetung.

eriges Unternehmen hat der Reisemensch sein Geschick und Glück gelöst, früher wirklich unbekannte, und nun unerwartete Cultur im Innern nicht nur entdeckt, sondern auch veranschaulicht. Unstreitig wurde bisher Arabiens angesehen ziemlich als Fortsetzung der Sahara; ein Blick genügt, um die dürftige Kenntniss zu bezeugen; keiner der durch Arabien berühmt und verewigten Europäer ist ja tiefer in das Innere, und der Verfasser beweist seine für die Reise getroffenen Voraussetzungen, dass er darauf gerechnet hatte, nur zu verkehren zu haben, ansässige Bevölkerung verhältnissmässig spärlich anzunehmen fand er, nachdem er den ersten Theil durchschritten hatte, dass der Verlauf der Reise ihn durch Länder führte, die der Beduine, mit geringen Ausnahmen, oder nichts bedeutet, wo ansässige Bevölkerung auf einer gebirgigen Hochebene, weit und weiten durch Winterregen quelen, mit Ackerbau, staatlicher Gewerbetreibung, in ziemlich sich abgrenzender Abgeschlossenheit, reinste arabische Gegenden. Das vielfach Neue, in welches er plötzlich versetzt fand, hat er in seinen eigenen, in der That abentheuerlichen Erlebnissen, welche ihm in Beziehungen zu Hohen und zu Niedrigen, zu den höchsten Personen, besonders zu überlegener und sicherer Behandlung der Verhältnisse und Verhältnisse, dass sowohl der Verstand als die Phantasie des Lesers davon ergriffen

wird. Wir erhalten ein anschauliches Bild des politischen und socialen Lebens, ja die Eindrücke treten uns vor Augen wie in einem Gemälde, obgleich voller Grund vorhanden ist, anzunehmen, dass hier nur Wirklichkeit den Stoff geliefert hat. Wenn gesagt ist, diese Beschreibung sei zu vergleichen mit »Tausend eine Nacht«, so ist das zu bestätigen. Der Leser wird z. B. nicht deutlich vor sich zu stellen meinen: zuerst die Gestalten der rohen Nomaden in der Wüste, — dann die des edlen, sinnigen Herrschers von Schommer, — dann innernd an den Kaliphen Harun al Raschid, — des wackeren, treuen Karawanenführers Isa, — des mitreisenden eitlen persischen Gesandten, Mohammed Ali, — des arabischen Herrschers im Wahabiten-Lande, des sem hierokratischen, islamitisch-puritanischen aber kriegerischen und die Beduinen zum Zaum haltenden, jetzt wieder mächtigen Sultan (mit etwa 3 Millionen Einwohnern, die Hauptstadt, nach der Zerstörung von Deria, Ibrahim Pascha 1818, zur Zeit Riäd, hat 25000 Einw.), Fisul, mit seinen zwei unehelichen Söhnen, mit seinen Ministern und Hofbeamten, mit den zwanzig Staats-Censoren, welche die unverantwortliche Gewalt haben, Jeden zu fesseln, ja sogar niederzuschlagen, der gegen die orthodoxe Lehre oder gegen die wahabitanische Kirchendisziplin Versündigungen begangen hat (zu den ärgsten gehören aber Heiligen verehren, Taback rauchen, seidene Kleider tragen, musiciren, Licht brennen, Nacht u. s. w.). Erwähnenswerth ist, dass auch gleich die Sekte der Wahabiten schon seit dem vorigen Jahrhundert besteht, doch Veranlassung genommen ist, zu der jetzigen rigoristischen

er Kirchendespotie von dem Er-
Cholera im Jahre 1854 oder 1856,
her importirt, welche als Strafe
gedeutet wurde. Zu dem Bilde
d Gewohnheiten gehört noch anzu-
hier die edelsten Pferde der Welt
d, und dass das einzige Luxusge-
nste Moccha-Kaffee bildet, welcher
bewährenden arabischen Gastlich-
ptrolle spielt.

nen in dem Verf. einen reisenden
heoretischen wie praktischen, der
das Auge fasst, und an dessen
em Verständniss der Leser Theil
gentlich erheben sich die gewonne-
n zu allgemeinen Ueberblicken und
a Betrachtungen; Arabien liegt vor
a Folge seiner geographischen Lage
g der benachbarten Länder ge-
ahren hat und noch erfährt; im
im Hedschas, die egyptische; im
d Süden, in Yemen und Hadra-
essinische; im Südosten, in Omân,
im Nordosten die persische; und
e syrische. Im Innern, im hohen
erklärlicher Weise die äussere Be-
chwächsten geblieben, um so mehr
Halbinsel so gestaltet ist, dass
amaler Küstensaum sie umrandet,
irgszug diese Küste entlang zieht,
n beträchtlicher Höhe ausser im
Südwesten und Südosten, vielleicht
n, dass aber dann noch ein Wü-
gsum das Innere umschliesst, der
nen Nomaden seit jeher mehr oder
errscht gewesen ist, weshalb die
t gegen das Fremde abgeschlossen

und auch misstrauisch sich erhalten.
Zu diesem Wüstengürtel wird allgemein,
Verf. selbst, auch das ganze Innere des
Drittheils der Halbinsel gerechnet, unter
Namen Dahna, und gedacht als eine
gängliche Sandwüste; aber vielleicht
dieser ganze Theil noch so unbekannt
ist, wie bis vor Kurzem das Nedschd.
die Vorstellung, dass hier eine gross
läge, spricht, ausser der Geschichte
uns vom alten Hadramaut, dem einst n
Himyaritenlande Kunde und viele Inschr
Denkmälern hinterlassen hat, und w
auch lehrt, dass Yemen und Omân de
einer staatlichen Verbindung vereinigt
sind — spricht auch, da der Begriff
doch gleichbedeutend ist mit Regenlosig
Berücksichtigung der geographischen
meteorologischer Hinsicht.

Wir kommen hiermit zu dem be
Gegenstande unserer Besprechung und B
des vorliegenden Reisewerks, das ist
eben dessen anerkannt dürftigster Th
physikalische Inhalt. Obgleich aber nu
Angaben über die Klimatologie des Land
enthalten sind, verfehlen diese doch ni
werthvolle, und zwar bestätigende, Bei
das allgemeine geographische System de
rologie zu liefern, wenn man sie he
und zusammenstellt. Der Reisende w
ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse,
deren Falle wäre ja auch seine anger
Maske ein unzurechtfertigender Betrug
(in solcher Hinsicht sind zu berücksich
Cap. X. seine Angaben über die ende
Krankheiten und ein im Journal of the
Soc. of London, 1864, mitgetheilte Au

ben diese wenigen exacten Angaklimatologischen Verhältnisse enthalten ein absichtsloses und das gültige für die Glaubwürdigkeit des frühesten Reisenden *).

von den physikalischen Verhältnissen Arabiens, zwischen 28° und 30° nördlicher Breite, sowie in Erfahrung zu bringen trifft weniger Temperatur und Barometervorüber, wie gesagt, Beobachtungen ganz fehlen, als die Regenzeit etc. Darüber sind Angaben vor-

er Weise sind dessen Aussagen Anzweiflungen. In der Zeitschrift für A. Erdk. werden dessen Reiserouten als unbrauchbarartige, immer nöthige Angaben können auch liefern; sie lagen hier nicht in das Werk ist gewidmet dem Andenken an „als des ersten Erschliessers Arabiens“, nicht, Genauigkeit und schlichter Treue bei seinen Anerkennung gezollt. Indess Niebels Arabische erst unterwegs, und hat ja Arabien und Yemen und Omân besucht. Unser Reisender ist der erste Erschliesser des Innern, dessen Persönlichkeit ist seitdem hinreichend bekannt; er hat dereinst in Oxford die hohen Würden übernommen, in der ostindischen Armee geographischen Gesellschaft zu London gewählt, und er ist dafür mit beiden jährlichen Prämien gleichgestellt worden. Sein bestes Zeugnis ist sein Werk selbst, dessen innere Wahrhaftigkeit hervortritt. Vor ihm sind nur die Persien her pilgernden Karawanen, die türkischen Truppen, unter Ibrahim Pascha, häufig reisender, seine Routen angegeben. Niebel, 1819, durchgezogen, aber ohne die Wissenschaft in der Art zu bereichern, dass er einen Überblick des Landes erhielt, wenn man auch aus F. Mengin, Hist. de l'Egypte sous les Ptolémées, 1823, mit Karte geleistet hat, unter Jomard.

handen, und zwar systemrichtige, obgleich Verf. das allgemeine geographische System nicht richtig bekannt ist. Im Voraus war zu erwarten, dass im Sommer ganz Arabien vom Passat weht wird, wie der Sudân und die Sahara. Im Winter aber nur bis zum Beginn der subtropischen Zone, wo der Anti-Passat herabsteigt. Der Winterregen bringt, wodurch ja auch die südliche Grenze der Sahara bestimmt wird, doch ungewiss blieb, ob und wie weit in Arabien die tropische Regenszeit des Sommers erscheint, nämlich auch hier der Passat in Folge seiner asiatisch-continentalen Herkunft dampflos und vom Zagros-Gebirge Persiens herab über das schmale Persische Meer überweg fallen. Die Regenlosigkeit veranlasst, oder aber ob andere günstige Bedingungen vorhanden sind, dass der tropische Regen zur Entwicklung kommt, war nicht zweifelhaft, dass die Winterregen der Subtropen-Zone, sich anschliessend an die südliche Grenze, wie diese etwa bei 27° N. läuft, durch Nord-Afrika, Egypten, Persien u. s. w., oder mit anderen Worten, dass die Winterregen Syriens, mit Südwestwinden hier, wenn auch schon mit kürzerer Dauer, zu einer gewissen südlichen Grenze, sich beschränken würden. Dies verfehlt nicht sich zu bewähren; aber weil hier der Boden erhöht ist, und, mit den Bergzügen bis 4000' u. höher hoch reicht, also den herabsteigenden südlichen Luftstrom eher aufnimmt, so kann hier die Winterregen ziemlich bedeutende Mengen südlich, sicher schon bei 24° N *). Dagegen

*) Wir wissen ja auch von Medina (25° N.) bei gleicher Polhöhe und senkrechter Erhebung liegen, dass hier die Winterregen des nördlichsten

st sich völlige Regenlosigkeit, also innerhalb des nördlichen Theils des Afrika, d. i. in der Sahara, obgleich bei ungehinderter Normalität, d. h. der Eigenschaft des Passats, die von 10° bis 27° N. sich zu erstrecken ist wohl werth, die klimatologischen des Verfassers, welche die Real-Verhältnisse bezeugen, aber im Streut sich vorfinden, hier zusammenzuführen.

Im Nedschd (etwa 28° bis 24° N) bis Februar, und oft stark, in sind selten dabei; dagegen von September ist das Wetter gleichmässig trocken. — In der dritten Woche (1862) begann die Winterzeit sich ein Gewittersturm [leider ist nicht welcher Richtung, sehr wahrscheinlich], der erste in Central-Arabien, brachte auch eine beträchtliche Minde-temperatur; Regen fiel reichlich und begrüsst. Am 28. November kam Nebel. (Dies war bei Riâd, 24° Aufenthalt dauerte von Mitte October bis Mitte Novembers). — Im Winter sind reichlich gefüllt, das Wasser er-nen im übrigen Jahre subterranean in Tiefe, die Brunnen sind meist nur im Winter werden sie überfließen bilden dann kleine Seen; Felder werden künstlich bewässert. — Gegenden sind auch die wasserfruchtbarsten, z. B. Yemama. Gebirge ist das Ssedier, im Osten's, mit südlichen Winden, entschieden von September bis Februar, nach R. Burton.

liegend und nach Südost streichend, es die Wasserscheide, nach Osten fällt das schroffer ab, nach Westen sachter, mit Höhenzügen, darunter der bedeutendste, der Towiek. — Auffallend ist, Gebirgslande mehr Wasser an den Seiten sich findet als auf den nördlichen; überhaupt die Feuchtigkeit hört auf im Süden, in Harik und Dowahir [das nördlicher als 24° N., also die Regen- und südlichen Gehang der Gebirge, so ist es dem Atlas u. s. w.]. — Die Temperatur ist freilich heiss bei Tage, bei fast klarem Himmel, aber der Luftzug ist anders als kühl [also im Passat wehen hier keine Wüstenwinde], und die Nächte sind kühl. Die Trockenheit [und die Verdunstungskraft] des Klimas ist so gross, dass Nahrung bei den geschlachteten Thieren nicht tritt, sondern diese binnen drei oder vier Tagen eintrocknen. — Ueberweht wird das Land vom erfrischenden östlichen Winde, so wie in der arabischen Dichtung, als der Wind von Nedschd [unstreitig der Passat selbst]. Der Herbst ist daher die bodentrockenste Zeit. — Das Klima der Hochebene ist gesund, auch ist der Menschenschlag ausnehmend wohl und kräftig gebaut (selten ist Phtisis). Die Temperatur im Winter ist kühl genug, um das regelmässige Feuer des Morgens und des Abends zur Gewohnheit zu machen [wie ja auch in der Sahara, in dem niedriger gelegenen Gebirge 26° N, 1500' hoch, wo übrigens eben nur die geringere Erhebung des Bodens keine Regen angetroffen wurden, weder von Denham, nur einmal ausgenommen von Letzterem im December].

Werfen wir auch einen Blick auf das übrige Arabien, in Hinsicht auf die Vertheilung der Regenzeiten und auf deren Verständniss, so hat vielleicht kaum ein anderes Land eine gleiche Mannichfaltigkeit von Störungen der normalen Verhältnisse. Im Allgemeinen liegt diese Halbinsel vom 12° N an bis 30° N sich erstreckend, wenigstens im Sommer ganz im Passat-Gebiet und im Winter bis etwa 27° N. Damit muss der dritte Regengürtel, oder die einfache sommerliche tropische Regenzeit, das Normale sein. Allein die Stellung der Küsten zum Meer, die jahreszeitlichen Ablenkungen in der unteren Schicht des Passats (Monsune), das Vorliegen von Gebirgen, und die continentalen oder aber oceanischen Eigenschaften des Passats selbst, bringen die localen Anomalien. Ausserdem sind die Angaben über die hiesigen Regen noch sehr spärlich und ungenau vorhanden, so dass es z. B. dem Refer. dereinst von grosser Schwierigkeit gewesen ist, nur mit Sicherheit bezeugt zu erfahren, ob man im südlichen Arabien die normale sommerliche Regenzeit zeichnen dürfe. Das Rothe Meer ist in dieser Hinsicht am besten bekannt, dessen viele locale Anomalitäten erklären sich mit Anwendung des allgemeinen geographischen Systems der Meteorologie ziemlich genügend. Im s. g. Golf von Aden und im nordwestlichen Theile des indischen Meers wird von den Schiffen ein sommerlicher Monsun sehr gefürchtet, der die Schiffe gegen die seichte Südküste Arabiens treibt; die Vermuthung spricht dafür, weil diese Küste nach Ostnordost hin streicht, dass dieser Monsun nicht wie in Ostindien (wo übrigens gleichfalls die Richtung des Südwest-Monsun einigermassen sich ändert mit derjenigen der Küsten) ein SW ist, sondern in

südöstlicher Richtung über das Land werde. Dennoch wird er gewöhnlich, nach indischer Gewohnheit, zumal wie bei uns als SW bezeichnet. Indessen von den bekannten Meteorologen Buist wird angegeben (J. of geogr. Soc. Lond. 1845) dass in den nordwestlichen Theile des indischen Meeres der Monsun des Sommers südöstlich. Im Winter weht auch hier der allgemeine Monsun oder richtiger der unabgelenkte. So kommt es, dass an der Ostseite der Küste, in Omân, die Regenzeit im Winter mit dem Nordost-Passat, der die Meereshänge Gebirge aufwärts führt, analog wie in Ceylon, Madras, Malacca, Cochinchina u. s. w. in ähnlichem Grunde regnet es ja auch in den nördlichen Theile des Rothen Meers im Winter. Zwar nicht nur an der dem Winde entgegengesetzten westlichen Küste dieses schmalen Meeres, sondern auch in Moccha, und noch weiter nördlich, wenn auch weniger. Aber im hohen Norden wissen wir sicher von Niebuhr, dass die regelmässige tropische Regenzeit sich für Arabien von Juni bis September; und von Hadramaut nach Süden der südlichen, zumal im Sommer fast ununterbrochen, der grossen Flüsse und der gut bewässerten entbehrenden Küste Arabiens, ist dies aus den sehr wenigen Berichten wenigstens zu erhellen (nach Wellsted und von Wrede). In Aden fast nie regnet, hat locale Regen, wenn aber einmal Regen fällt, so ist es im Winter, jedoch die Cisternen füllen sich im Sommer; so auch in Moccha, hier kommt nur ausnahmsweise im Sommer ein Regen vor, vorkommen, aber regelmässig füllen sich die Wadis im Sommer mit Wasser, das vom Jemen herabfliesst. — Ueber Wind u.

an Persischen Golf sind wir fast gar nicht unrichtig; es heisst, der Nordwest sei hier vorherrschend; aber das bezieht sich wahrscheinlich nur auf den Sommer, wie in Mesopotamien, es ist die Umbiegung des Nordost-Passats unterhalb dem nach Südost streichenden hohen Zardos-Gebirge; ob es dann südlich von 27° N. liegt, ist Ref. unbekannt; vielleicht nur an der Westseite, weil das Küstenland Hasa (25° N) als Unfruchtbarkeitsschleife geschildert wird. Wir wissen aber, dass die beiden indischen Monsune hier fehlen. Im Winter wird vermuthlich im nördlichen Theile der subtropische Regen fallen, mit dem zu Südwest abgelenkten Anti-Passat, erwiesen in Abuschär (29° N); im Süden des Meers, in Omân (22° N) liegt es, wie schon gesagt, im Winter an der Ostseite der Berge. Im März erlebte der Verfasser hier, unweit Mascat einen Sturm, wahrscheinlich einen Cyklon, bis zum Schiffbruch.

Schliesslich mag hieran noch eine Folgerung für die Theorie der Wüstenbildung sich anschliessen. Wir finden, dass alle hier vorkommenden Wüsten keine geologische, sondern meteorologische Bildungen sind, beruhend auf Regenlosigkeit*); ihr Boden erweist sich fruchtbar, wenn und sobald ihm Wasser nicht fehlt; Wüste findet sich daher hier an der Unterwindseite der

*) Von der Geologie wird dies noch allgemein verkannt, sogar bei der Sahara, wo die meteorologischen Grenzen, nämlich der Regenlosigkeit, im Süden und im Norden, doch so deutlich sich darstellen; der trockne Sand wird noch gehalten für Meeressand, die Salzlager der versiechenden Quellen gelten für Meeressalz; geschweige denn dass unterschieden werde Bodentrockenheit mit oder ohne Lufttrockenheit, wie jene z. B. in der Sahara vorkommt, diese aber längs der Küste von Bolivien und Peru. Die nördliche Grenze der Sahara bildet der Winterregen.

Bergzüge, welche die ganze grosse umsäumen, wie man bezeichnend sagt im Windschatten der Bergzüge, also an der Westseite der Gebirge, in H aber an der Nordseite fehlen die Regen einer gewissen Strecke. Es ist aber wahrscheinlich, dass die Wüstenstriche nur so erstrecken wie dieser Windschatten der Land vom Ocean her überwehenden, dampfreichen Winde reicht, dass es Wüstenstrichen wenigstens nicht ganz fehlen wird, und dass weiter nach in wo die erhobenen Schichten des Windes wieder hingelangen, auch wieder die Regen sich einstellen. Solche Erwägungen, namentlich in Bezug auf das fruchtbare Gebiet, zwischen Nedschd dramaut, etwa von 14° bis 20° N., was Namen Dahna, allgemein, und auch von Verfasser, der doch eben ein Wüsten zerstört hat, als Wüste bezeichnet wird, gleich es doch an drei Seiten zwar von Bergen aber auch vom Ocean umgeben nicht so lufttrocken sein kann wie die Sahara. Bedenken erregen, ob eine so weite Reicheit und völlige Bodentrockenheit hier bestehe, zumal da, wie schon erwähnt, die Schichte von einem hiesigen, dereinstigen Reich, zwei Jahrtausende in Bestand gehalten, die Reiche die Documente bewahrt und die Zweifel der geographischen Meteorologie unterstützen scheint, weshalb diese Äussern nicht zu gewagt erscheinen dürften.

Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?
von Dr. Ludwig Philippson. Berlin, Louis
Berschel Verlagsbuchhandlung. 1866. 47 S. in Oct.

Dieses Büchelchen ist uns zur Beurtheilung zugesandt. Nun fühlt jeder sachkundige Mann dass die Frage welche es aufwirft etwa so klingt wie sie ein paar Tage nach jenem die Weltgeschichte der Menschheit in ihre zwei Hälften zerklüftenden Ereignisse wirklich aufgeworfen werden konnte. Manche die dieses Ereigniss nicht unmittelbar nahe gesehen, konnten damals aus guten Gründen die Frage aufwerfen ob das Unglaubliche wirklich geschehen sei; die Frage hatte damals ihren richtigen Sinn, und eine ein klein wenig unrichtige Stellung derselben konnte man in jenen ersten Tagen der Neuheit ja der Unglaublichkeit der Nachricht leicht verzeihen. Keine Frage welche Menschen aufwerfen ist so unsinnig dass sie zu ihrer rechten Zeit sich nicht erklären und entschuldigen liesse: wie viel mehr musste das bei einem Ereignisse eintreffen welches alle Voraussicht der Menschen übertraf und dessen Erfolge sich sofort ganz anders stellten als man irgend erwartet hatte.

Allein der Verf. dieses Werkes wirft die Frage wirklich zu unserer Zeit und für die ernstlichsten und wissenschaftlichsten Männer unserer Zeit auf, meint auch ein ungeheures Vorurtheil zu zerstreuen und eine grosse geschichtliche Gerechtigkeit auszuüben indem er sie verneint. Diese Verneinung ist auch nicht só gemeint wie sie sich heute von selbst versteht, nachdem sich die Nebel jener ersten Tage seit bald zweitausend Jahren gelichtet haben und Niemand mehr die Frage so ganz sinnlos stellt; denn wer meint denn heute die damaligen Juden

hätten Jesu'n mit eigener Hand gekreuzigt? Verneinung ist vielmehr só gemeint dass die Neutestamentlichen Erzählungen über Ereigniss und dessen Ursachen vollkommen glaubwürdig seien, wie der Tübingische Strauss und dessen Schule bewiesen habe. Nicht wenn Dr. L. Philippson etwa andere und verlässigere Quellen über die Geschichte jener Tage aufzufinden und als die ächt geschichtlichen zu erweisen die Kunst verstanden hätte sein Beweismittel ist bloss der Tübingische Strauss. Hier ist für ihn alles was ihm Freiheit und Befriedigung gewährt, was heute als noch als Wissenschaft und Wahrheit insbesondere auch als Geschichtsforschung gelten können und hier allein wehet ihm der »Geist der wahren Freiheit« welcher in unsrer herrlichen Zeit auch »durch die Todtengewölbe und über die Schädelstätten der Vergangenheit hindringend die »faulen Dünste hinwegtreibe die daselbst aufgehäuft, weil man sie verschlossen und vermauert hielt«.

Dr. L. Philippson spricht damit nur am allerzertesten etwas aus was so viele andre Männer seines Glaubens und seiner Wissenschaft heute etwas versteckter meinen. Man sieht hier nicht als wohin die christliche Schule der Baur'schen Strauss die heutigen Juden führen will. Jedoch diese Schule heute schon längst verlassen liegt ist und wir hoffentlich nicht umsonst drei weitere Jahre durchlebt haben, so können wir damit diese Beurtheilung hier schliessen. Es ist ganz vortrefflich dass man auch von jener Seite her heute für Wissenschaft so äusserst empfindlich ist: allein dann muss man auch zeigen was diese wirklich sei und was sie für Früchte bringe.

H. E.

öttingische rte Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

14. März 1866.

philosophes français du XIXe
H. Taine. Deuxième édition revue
Paris, Hachette et Cie. 1860. 371 S.

Rosenkranz und Thaulow in Send-
die bedeutendsten Vertreter der
n Frankreich zum erneuten Studium
philosophie ermahnen mussten, und
Reform der geistlähmenden Ein-
er école normale und université
bietet in beiderlei Beziehung obi-
eine eigenthümliche Genugthuung.
lich beurtheilt mit zerstörendem
nze Entwicklung der Philosophie
h und zwar vom Standpunkte
e er behauptet. (Aber ich zweifle
Rosenkranz und Thaulow mit die-
hen Hegelianismus zufrieden sein
benfalls protestirt Taine gegen die
achtung des französischen Geistes
fficielle, herrschende « Philosophie,
on in zweiter Auflage erschienene
Kritik ist ein Beweis nicht nur für die

Anerkennung des berühmten Verfassers d. Litteraturgeschichte, sondern wohl b. auch für die Veränderung der philos. in Frankreich.

Taine theilt die Philosophie, die Frankreich, England und Deutschland werde, in 2 Hauptrichtungen, in den I. Idealismus und Positivismus und zwar je die Principien (les causes) bestimmt. Die Spiritualisten betrachten die U. oder Kräfte als selbständige Wesen jen. sinnenfälligen Erscheinungen und nehmen halb z. B. eine für sich bestehende Leb. zur Erklärung des Lebens, eine für sich hende spirituale Ursache des Universums klärung der Welt an. Die Positivisten halten die Ursachen für ausserhalb der Wissenschaft gelegen. Ihre Wissenschaft bloss Gesetze d. h. allgemeine und Thatsachen, worauf die verwickelteren geführt werden und wollen von Lebensk. Gott als möglichen Gegenständen der Erk. nichts wissen, sondern nur die chemischen physikalischen Gesetze erkennen, die sich thatsächlichen Erscheinungen unseres Un. analysiren lassen. Beide Richtungen also darin überein, dass sie die Ursache eine Welt für sich ausserhalb der Objecte. Taine meint diese Einseitigkeiten über zu können, wenn man annähme, dass die Wirkung der Ursachen sich mit der Ordnung der Thatsachen vermischt; und von diesem Punkt aus ist seine Kritik der neueren Philos. zu verstehen. Allein genauer geschieht diese Vereinigung beider Ge. nur zum Vorthail des Positivismus. Er sagt: La cause d'un fait est la loi ou la qu

il se déduit; une force active est
logique qui lie le fait dérivé à la

Man sieht, das ist genau der
des Positivismus, nur dadurch mo-
Taine die Gesetze eben für die Ursa-
und daher für wissbar hält. Und
er die Metaphysik nur als eine
se, welche die niedrigeren Typen
auf eine allgemeine Formel bringen
r sei denn diese Ordnung der For-
definitionen in ihrer idealen Folge
die allein reelle Folge der beob-
atsachen darstelle, die abstracte
und Bild der Erfahrungswelt. Und
Hegel gelehrt haben, dem Taine
ill. Er scheint sich dabei als Ver-
die Klarheit dieser Erkenntniss zu-
nach dem bekannten Satz: Was
, ist nicht französisch; da Hegels
n die undurchdringlichen Finster-
rbarischsten Stils eingehüllt wäre
lt mit einer vollständigen Umkeh-
ürlichen Bewegung des Geistes. So
t und interessant es nun auch für
wäre, einen so ausgezeichneten
Taine vom Standpunkte Hegels
Philosophie richten zu sehen, so
doch die Identificirung des Taine'-
unktes mit dem Hegelschen nicht
da er ganz auf dem Boden des
und Empirismus und der Abstrac-
nd von der speculativen Idee He-
hnung hat. Auch die Eintheilung
ischen Systeme in Positivismus und
s ist höchst ungenügend und äusser-
lbt die Sensualisten und Materia-
n, da sie Kräfte als Ursachen

setzen, zu den Spiritualisten gehören gekehrt würde in gewisser Weise Kant Positivisten zu rechnen sein. Taine in dieser Eintheilung auch die Engl. Philo zwei Denkern beurtheilt: *Le positivisme étude sur Stuart Mill* und *L'idéalisme étude sur Carlyle* 1864. Es ist aber leugnen, dass trotz der Schwäche des schenden Gesichtspunktes die Darstell vortrefflich ist durch ihre Klarheit und Lebhaftigkeit und Witz. Freilich sind deutschen Werken, Gottlob, einen sol nicht gewohnt, der von der ernsten chung in journalistischen Sprüngen uns in das Zimmer des Verfassers versetzt, uns erst mit ihm in einen Lehnssesse an den Kamin rücken, eine Cigarre a und dann discutiren müssen. Taine ve die Abhandlung häufig in Conversation der Einleitung giebt er Charakteristi Persönlichkeiten so z. B. um seine The der Methode zu entwickeln, legt er sie Paul in den Mund, einem Original, da vorzüglichem Witz zeichnet. Aber g hätte der ganze Abschnitt in eine No hört und nicht in eine Abhandlung über Auch sollen seine Leser noch nicht alt sein, weil von da an jeder mit sei losophie fertig wäre und nur noch Sinn materiellen Interessen, den Ehrgeiz, d hätte. So trägt das Buch die Spur noch jugendlichen aber bedeutenden Tal man muss die Verstösse gegen den höhe senschaftlichen Stil um der Frische d stellung willen mit in den Kauf nehmen

Unser Verf. hat nicht den Plan, die der franz. Philosophen dieses Jahrhunde

sondern sie zu beurtheilen. Er gab sein Buch un livre de réfutation. Es enthält die Uebersicht der Eintheilung. Es enthält eine Kritik von Laromiguière, Maine de Biran, Cousin u. Jouffroy mit einer Abhandlung über analytisch-synthetische Methode, worin die Entwicklung des massgebend gewesenen Gesichtspunktes zusammenhang entwickelt und die Wege der Philosophie gewiesen

Laromiguière ist von Taine mit ausserordentlichem Verständniss geschildert. Sensualist und Gegner von Condillac, ward er durch die Denkströmung unseres Jahrhunderts trotzdem dass er einen höchsten Verstand der Welt mit unendlichem Verstande der Seele lehrte, warf man ihm an die Wahrheit, Gerechtigkeit vor; denn er höbe mit der Vernunft, erkenne die Principien der Moral auf und gehöre deswegen dem 19. Jahrhundert. Laromiguière unterschied Empfindung, die passiv sei, die wir thätig sind; er die Ideen in Bezug auf ihren 4 Classen, worin er gegen Condillagenenthümliche bietet; allein solche sind zwar sehr fein und nett, aber tief und wichtig und Taine sieht den Werth hauptsächlich in seiner als Lehrer. Er schildert ihn in sehr lebhaft: Ses gestes étaient doux et mesuré et pendant que clairaient de la lumière de l'intellect, il souriait, demi-souriant et parfois il laissait les séductions de la grâce

à l'ascendant de la vérité. Il était dans la philosophie comme un homme du monde dans une maison, il en faisait les honneurs avec goût et une politesse exquise u. s. w. den Beifall glaubt Taine nur seiner Methode kennen zu müssen, die er von Condillac entlehrt und mit bewunderungswürdiger Klarheit zusammengefasst habe in seinem Discours sur l'Enseignement. Taine hält diese Methode für die besten Meisterstücke des menschlichen Geistes. Er klagt sich, dass man jetzt die Logik Condillacs, seine Grammatik, seine langue des calculs, die Arbeiten über die Analyse, die Ideen von Bichat, Esquirol, Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier geleitet hätten, im Staube liegen lassen. Das Hauptverdienst dieser Methode sieht er darin, die natürliche Bewegung des Geistes zu zeigen und desshalb dadurch dass man den Weg, wie der Geist erfinde, nachginge, zu erfinden zu lehren. Demnächst lobt er die hebraische Behandlung der Gedanken, die Urtheile als Gleichungen betrachtet und es nur darauf ankäme den unbekannten Ausdrücken die wirklichen Werthe zu substituiren. In dieser Kunst sieht Taine die eigentliche Aufgabe des französischen Geistes. Frankreich entdeckte Thatsachen, Deutschland Theorien; aber erst wenn sie durch französische Bücher dargestellt seien, erhielten sie recht in Europa; nur französische Schriftsteller verstanden die Wissenschaft populär zu machen und desshalb sei die Ideologie (d. h. der Idealismus) die classische Philosophie Frankreichs. Und Taine charakterisirt desshalb Laromiguière in Kurzem, indem er sagt, dass er mit bewundernswürdigen Manieren, der ausgewählten Einfachheit und der feinen Malice der alten

chaft zugleich die wahre Methode
en Geistes bewahrte.

er Gunst behandelt Taine den
nung und Autorität. M. Royer-
r feurige Christ und herbe Mora-
Verlegenheit die Bibel der Zeit,
sen, den er nicht zu widerlegen
be er von ungefähr bei einem
mas Reid, Untersuchungen über
en Verstand. gefunden. Il l'ouvre
utation des condillaciens anglais.

vre? — trente sous. Il venait
e fonder la nouvelle philosophie
ichwohl bewundert Taine den

Stil von Royer-Collard. Er nennt

n französischen Philosophen. Er

nfach ohne abstracte Worte und

ungen nach der Art des 18. Jahr-

behielt den Stil Condillac's, ob-

Theorie zerstörte. Klarheit, Prä-

er Begründung, grandiose Meta-

schender Wille, der seine Geg-

ge behandelt, und ein fruchtba-

nd ihm eigen. Royer-Collard

December 1811; damit begann

ismus. Er bekämpfte das Prin-

alismus, die sogenannten idées

indem er zeigte, dass diese Ideen

Object und Geist stehen, sondern

n selbst sind. Durch die Berüh-

mit der Aussenwelt nehmen wir

usgedehnte Substanz ausser

ar und halten sie für die Ursache

dung und ebenso durch Gemein-

fassen wir in uns die Gedanken

z, Ursache, Dauer, die wir

Wahrnehmung übertragen. Diese

Auffassungen sind natürlich und notwendig; warum sie so sind, wissen wir nicht. *sens commun*, blind aber gewiss, ist die Grundlage der Wissenschaft. Dagegen theidigt Taine den Sensualismus. Er Royer-Collard sei durch den gesunden M verstand, durch die Liebe zur Ordnung durch das Christenthum daran gehindert, unbefangen zu forschen, und das V zu »repräsentiren« sei so sehr wirklich, sogar das Vermögen zu denken selbst. Der Geist sei ein Spiegel von Erscheinungen und sinnliche Wahrnehmung eine Illusion, die sich schliesslich bei den Wahnsinnigen am besten nachweisen lasse. Daher ist »die äussere Wahrnehmung nur eine *cination vraie*«, also eine »innere Wahrnehmung, die nach Aussen projicirt und ist«. Man sieht, dass Taine das Verdienst Schotten und Royer-Collards nicht zu kennen weiss; denn dieser macht wie auch Fuchs in seiner Philos. Victor Cousin's nach, den Fortschritt gegen die Ideologie, er die Philosophie aus dem blossen Sensualismus befreien will und wie Jacobi die Unbegrenzbarkeit der Wahrnehmung des Seienden. Diese wissenschaftlichen Impulse sind sehr im Dienste, und Taine schenkt sich zu leicht eine Antwort auf die Frage über die Möglichkeit der Erkenntniss der objectiven Welt von den Grundpunkten der Ideologie.

Das Nächste, das die Franzosen bei Victor Cousin in Ueberraschung und Staunen setzte, war sein Stil. Es schien ihnen unmöglich, ihn zu verstehen. Diese Verlegenheit Taine sehr lebhaft zu schildern und

, da er Deutsch schreibe erst
e übersetzen. Er giebt Proben
Réponse aux arguments contre
médiate d'une liaison causale
primitif et la motion, et con-
n d'un principe universel et né-
ce source. Solche uns ziemlich
uckswise begleitet er mit Spott
es Erstaunens, z. B. Pendez-vous,
ert le Grand, pauvres docteurs

Voici, au XIXe siècle, un ab-
intessence qui vous rappelle et
ous. Bald werde man aber ein-
ine Dunkelheit nur dadurch ent-
einen Hass gegen die particulä-
, Liebe zur Abstraction und die
Gewohnheit habe, ausschliesslich
l die allgemeinen Eigenschaften

Daraus erkläre sich auch sein
durch einseitiges Studium über
äre er endlich dahin gekommen,
Seele und das Ich selbst zu er-
ne wirkliche Substanz, unabhän-
rganen und gesondert von den
Das Ich sei ihm nicht mehr die
inheit und das Ganze aller uns-
gen und Gefühle, sondern eine
mögen für sich, als ein Theil je-
as nicht Ich sei, sondern nur
e, worauf das Ich wirke. In un-
Wahrnehmungen hätten wir er-
chluss der Seele, zweitens die Be-
rpers, drittens die Kraft, wo-
die Bewegung hervorrufe. Diese
d ihm zur Metaphysik; denn aus
g unsrer Kraft ergiebt sich ihm,
e spirituell, immateriell und die

wirklichen Substanzen sind. So rest
Leibnitzens Lehre von den Monaden.

Taine verwirft den ganzen Gedan
denn erstens sei der Entschluss ke
für sich, sondern nur eine vorübergehe
sache in der Seele. Darum könne
Einwand, nicht der Entschluss, son
Wille oder das Vermögen sich zu ents
sei das Wesen, nichts ausrichten;
Wort Vermögen sei nur eine Verallgeme
der Thatsachen, bedeute nur eine C
Thätigkeiten der Seele und füge nichts
danken selbst hinzu. Solle nun dri
Wesen die wirkende Kraft in dem E
sein, wodurch er z. B. den Muskel c
so sei dies ein directer Widerspruch;
Entschluss sei dann Substanz, die
Kraft seine Eigenschaft. Da der Entsc
selbst eine Eigenschaft sei, so komm
dass das Ich oder Wesen nur Eigensch
Eigenschaft, Phänomen eines Phäno
Maine de Biran habe die Analysen de
gen verlassen und sei dadurch zum Sc
geworden: zur Substanziirung der Kräf
men. Er sei Visionär in dem Grade,
die Kräfte unmittelbar glaube wahrne
können, während wir bei der Bewegung
sensation musculaire gewinnen können
indem wir diese Empfindung wollen pa
chet die Bewegung des Muskels hervor
Die Kraft sei nichts anderes, als nur
wendige Beziehung der Thatsachen (le
nécessaire des faits). Diesen Standp
ne's haben wir später zu betrachten,
seine Methode prüfen.

Ogleich Cousin noch lebt, wir
Taine doch betrachtet, als sei er vor :

orben. Vierzig Jahre Ruhms
Angriff erschöpft. Seine Nach-
aalb schon bei seinen Lebzei-

was Taine untersucht, ist sein
Stil sei der habituelle Ton und
öhnliche Zustand des Geistes,
kenntniss desselben die immer-
e erkannt, die den ganzen Men-
Taine findet nun, dass Cousin
den Geschmack der Beredtsam-
er wesentlich Redner sei. Seine
so nicht zu erfinden, Ideen zu
a sie auszubreiten und überhaupt
abe er seine Ideen aus Schott-
nd und dem 17. Jahrhundert,
erstanden, sie auszulegen, zu
ihnen die Herrschaft zu gewin-
müsse er sich aber nur an die
eiten (les vérités moyennes) hal-
der gewöhnlichen Moral, Kunst,
te, die keine äusserste Strenge
en und die Domäne Aller sind;
sich in die hohen metaphysischen
gebe, sei sein Stil nur noch
oppelsinnigkeiten, von inexacten
etaphern und vagen Ausdrücken.

Taine die Unfähigkeit Cousins
s ableiten. Aber seine Kritik
ade ungerecht und man bemerkt
ie wenig ihm die Entwicklung
philosophie geläufig ist z. B. ta-
n, dass er von den inneren Phä-
sie seien »im Bewusstsein«, da
ject des Bewusstseins, wie vor
« wären. Er merkt nicht, dass
in Metaphern geräth und durch

diese Vergleichung mit den äusseren Ob-
 Sinne den Begriff des Bewusstseins nu-
 kelt, da es von seinem Objecte nicht
 bar ist. Taine will eben nicht über d-
 gie hinaus; darum meint er dann,
 einen französischen Philosophen ein-
 dass er sich irre, wenn er in's Fra-
 deutsche Worte einführe, und es pass-
 Theologie, die er lyrische Ergüsse nennt
 für den *style vague et allemand*. Er m-
 lustig über unsere Abstractionen und
 sischen Wesen, die *grandios* und *lee*
 eine *poésie confuse et sublime* que
 toutes les jeunes têtes d'Allemagne et
 la bière, suffit pour les remplir à v-
 Bescheiden oder selbstzufrieden fügt
 Nous étions un peu Allemands en 1828,
 nämlich in Cousin's Vorlesungen wie
 lief. Der stürmische Redner hätte ihn
 Einer Stunde auf's Theater geführt C-
 Natur, die Menschheit, die Philosophie
 strie, Geschichte, die Religion, die gros-
 ner, den Ruhm und noch Anderes; d-
 einem einzigen Manne gesungene S-
 hätte schwindlicht gemacht, und gewoh-
 ruhigen Erörterungen der Sensualisten
 die Geister sich vor dem Dichter wie v-
 Offenbarer geneigt. Es ist klar, dass a-
 Schwärmerei die Skepsis folgen musste
 wohl wissen die Cousinianer, ihren
 tapfer zu vertheidigen und ich erwähne
 »La philosophie de M. Cousin par J. E.
 1864«, der sehr wohl erkannt hat,
 sensualistische Tendenz in Taine der G-
 ner Angriffe gegen Cousin ist.

Taine unterscheidet in Cousin zwei
 erstens die poëtische und deutsche u

die oratorisch-spiritualistische. ästhetische Einbildungskraft führten schule Laromiguière's, durch das Töten unter Royer-Collard, durch oft mit Maine de Biran, Lecture Reise nach München (1818) wo er Hegel kennen lernte und ihr endlich durch Wiederauffindung von Descartes zu einem Eklekticismus herrschte aber der Deutlichkeit in seinen Vorlesungen über Philosophie, in seinen *Fragments* im cours von 1828, kurz bis Taine meint, es sei dies gar nicht denn man müsste von Hegel, Platon mit Aristoteles multiplicirt werden, wenn man nicht als Voltaire und Condillac hätte, die es. Während Cousin jetzt die Philosophie widerlege und beschimpfe den Weihkessel gegen die metaphysischen Hülfe rufen werde, den reinsten Schelling-Hegel aus gelehrt und Taine findet ein, ihm dies durch zahlreiche Citate, wie er die absolute Substanz entwickeln und zu Gegensätzen, Vielheit auseinandergehen lasse, späteren Ausgaben einzelne Sätze und wie Hegel über seine Arbeit. Cousin m'a pris quelques poisons a bien noyés dans sa sauce. Siegte das oratorische Talent in Philosophie verlor für ihn den Charakter, sie wurde ihm zum Mittel und Regierung. Taine sagt: Son est d'édifier les honnêtes gens

et de convenir aux pères de familles. licher Mangel an Erfindung, Eklektische Doctrinen, Schwäche der Beweise und solches Bedürfniss charakterisirt diese

Eine besondere Untersuchung wird aber der Hauptlehre Cousin's, seiner Methode, nämlich seiner Theorie der Vernunft. Cousin nennt Vernunft das Axiome (etwa jede Eigenschaft setzt Substanz voraus) und Ideen von unendlichen Dingen (Raum, Zeit, Gott u. s. w.) zu bringen. Dies höhere Vernunftvermögen ist nicht, wie die Sensualisten versuchen, aus sinnlichen Wahrnehmungen begriffen zu werden, denn durch diese wird nur eine beschränkte Zahl von Fällen erkannt und es kann nicht dem Contingenten nicht das Nothwendige, dem Particulären nicht das Allgemeine, dem Endlichen nicht das Unendliche abgeleitet werden. Dieses Unendliche und Allgemeine sind nicht in sich, es sind Attribute. Da Vernunft dem sie inhäriren, das daher eben nothwendig und absolut sein muss, ist G. glaubt diese ganze Theorie auf petitio principii und Aequivocationen zurückführen zu können. Cousin habe nämlich wohl Recht, dass durch Addition aus particulärer Erfahrung ein allgemeines Urtheil zu gewinnen sei, aber er habe die Subtraction vergessen, nämlich die oben genannte Abstraction. Man könne von der Substanz abstrahiren, von Rose Quercus, so die nothwendige Wahrheit von der Contingent der Qualität aus einer bloss contingenten Wahrheit gewinnen. Taine muss Locke wieder von Neuem kennen lernen, um nicht zu vergessen, dass Substanz und Qualität nicht mit wahrgenommen, also auch

len können. Ausserdem würde auch
 endigkeit der Beziehung beider Be-
 h gewonnen. — Ebenso wenig spe-
 e Meinung Taine's, als verwechsle
 Bedeutungen von Wahrheit, wenn
 s giebt nothwendige Wahrheiten, 2)
 eiten sind Attribut und setzen ein
 s Subject voraus. Wahrheit soll
 inmal Beziehung, dann Kenntniss
 ung bedeuten. Letzteres ist durch-
 öthig, da Subject von Cousin zu-
 nt als erkennende Intelligenz, son-
 Grund des Bestehens für diese Be-
 dacht wird. Eben sowenig gelun-
 's humoristisch geführter Nachweis,
 Mathematik aus particulären Wahr-
 Abstraction nothwendige und all-
 rheiten gewonnen würden; denn er
 bei, dass die Mathematik ja sich
 riorischen Elemente bewegt und das
 Verfahren immer die Analyse durch-
 h ist es kein Fortschritt, wenn er
 n, dass die Qualität der Substanz
 f den Satz: »tout abstrait, c'est-à-
 partie, tout fragment, toute donnée
 ne donnée plus complexe suppose
 plus complexe« zurückführt; denn
 nt er nur einen sehr dürftigen psy-
 chen Ausdruck, ohne das metaphy-
 em zu berühren. Er glaubt sich
 n mit Hegel, indem er Kant's Un-
 der synthetischen und analytischen
 wirft, aber es fehlt ihm Hegels Ver-
 denn seinem sensualistischen Stand-
 über bleibt jene Unterscheidung
 Darum ist sein plaidoyer für die
 verachtete Analyse des 18. Jahrhun-

derts durchaus nicht überzeugend; d
vermisst überall die Resultate der K
Kritik. So will er aus dem endliche
dehnten Dinge durch Abstraction den
sondern und durch Analyse die Une
desselben finden, indem er nicht sieht
freie constructive Bewegung ihm sein
zeichnet und dass die Ausdehnung ke
liche Empfindung ist, also nicht zu den
Merkmalen des Dinges gehört, wovon
strahirt werden könnte.

Glänzend ist Taine's Schilderung v
sin und Jouffroy nebeneinander ab
ten S. 199 ff. Mit feiner psychologische
lyse und zugleich dichterischer Auffas
Äusseren entwirft er das lebendigste
ser beiden so entgegengesetzten Män
hinreissenden Redners (Cousin le plus
tragédien du temps), und des melanc
strengen Denkers. Er erzählt dann, wie
erst spät den kirchlichen Glauben ver
desshalb immer geistig krank und i
mit sich geblieben sei. Als homme
hätte er die ganze Philosophie auf das
der menschlichen Bestimmung zurückgef
auf andre Weise auch das Heil gesu
der gewöhnliche Mensch nachahmerisch
tur, die concentrirten Geister aber un
lich für die äusseren Dinge und die
der Andern sind, so war Jouffroy durchau
und nahm nur auf, was er selbst gefun
und das Suchen war ihm lieber als da
Das höchste Bedürfniss war ihm Gew
(la certitude). Desshalb war seine gan
Zeitlebens auf die Methode gerichtete
methodologische Arbeit culminirt in
Cours de droit naturel und Taine hält

te Leistung. Taine weist ihm
 l er selbständig erfunden habe,
 oen den grossen Meistern der
 aber er bemerkt wohl zu scharf
 nämlich den Mangel an Ana-
 l sei immer abstract und vage,
 Beispiele, ohne beobachtete That-
 Taine kann nicht gerecht darin
 verkennt ganz das speculative
 nft, wie wir bei seiner eigenen
 Methode der Zukunft sehen wer-
 ist auch das Bedürfniss nach
 tlichkeit sehr verschieden und
 dert, mehr für Anfänger. Ist
 timmungen des Gedankens schon
 nn man die breiten Analysen
 agen, man durchblättert solch
 s zu lesen. Wir in Deutsch-
 von unseren Philosophen auch
 schreiben, wie man vor einer
 ammlung reden würde; die
 nden nicht nach der ersten Lec-
 sie wieder und wieder lesen.
 usin die Philosophie nach der
 chen als Architektonik der Wis-
 e, hielt sich Jouffroy immer auf
 der Schotten. Er verwandelte
 ophie in Psychologie, und zeigte,
 achtung der inneren Ereignisse
 and und Instrument der Wis-
 en sei, dass die Beobachtung,
 fähig, Gesetze wie für die phy-
 ungen finden könne, wobei eine
 ontrole der Beobachter nicht
 ls schönstes Werk dieser psy-
 ast preist Taine seinen Cours
 M. Delorme redigirt) das ein-

zige Werk, das man nach Hegels Aesthetik lesen könne. — Taine übt seine Kritik Jouffroy's psychologischen Schilderungen der angenehmen oder unangenehm afficirten Seelen und an dem Gegensatz zwischen sich stimmender Persönlichkeit und der Sache bloss Theater von Erscheinungen ist. Alles dies Metaphysik von Metaphern nennt und den Mangel an beobachteten Sachen bedauert. Besonders ist ihm die Bestimmung der Kraft bei Jouffroy missig, dass er das Ich (le moi) als einfach sich subsistirendes Wesen von der Phantasie unterscheidet, die von jenem abhängt, er die Ursachen als immateriell fasst, die ideale Welt, von der wir ein Individuum selbst erkennen, gegenüber der Materie nur als Dolmetscher zwischen den Kräften, von denen sie ihre Qualitäten erhält. Da betrachtet Taine die Seele bloss als das empirische Ganze aller Vorstellungen, Empfindungen, Entschlüsse, nicht als Wesen für sich. Substantiirung der Kräfte verspottet er Jouffroy's Definition des Opiums (l'opium dort dormir parce qu'il a une vertu dort dormir) sieht in den Wesen und Ursachen nur Thatsachen, auf welche die zusammengeordneten zurückgeführt werden und empfiehlt die psychologische Analyse mit den besten Physiologen Müller's Spinoza's 3. Ethik.

Taine übergeht in seiner Kritik von Jouffroy viel gebrauchte Kriterium der Wahrheit, welches zum Verständniss seiner Psychologie unentbehrlich ist. Sehr gut sind diese Beziehungen der Dr. Carlo Cassa in seiner Schrift: sulla filosofia di Teodoro

Er zeigt darin den Cirkel: non è a, che egli prende per intuizioni il senso comune, e quindi *come dati* la filosofia molte cose, que *per lo filosofico* stesso si vennero infiltrando e comuni degli uomini. Daher trotz seiner Widerlegung des Onto- Früheren endlich diesem selber er- lando fede se non a ciò che senti- i abbiamo coscienza si atteneva egli ogmatismo assoluto ed empirico.

als homme intérieur wurde nach er Psychologie nothwendig zur Mo- und betrachtete desshalb (Mélanges) die Philosophie als Erforschung chen Bestimmung. Mit Recht citirt rzüglichen Stellen, in denen Jouf- iner tiefeindringenden Beobachtung l unseres Willens und die Thatsa- tur benutzt, um die Frage nach unseres Daseins als die wichtigste zu lassen. Aus diesem tiefen Pes- nebt er sich dann zur Construction n. — Taine meint, wie die Insek- er verschiedenen Nahrung verschie- ocons spinnen, so hätte er sich nun persönlichen Bedürfniss das Leben ht. Seine ethische Theorie erinnert undlagen ganz an die Nikomachien es. Er geht vom Zweck aus als rincipe, welcher ein besonderer für n Wesen sei, und wonach diesen te Organisation zu seiner Errei- ne. Dieser Zweck steht in einer ab- nothwendigen Gleichung mit dem Idee des Zweckes ist die Idee des absolute Zweck ist das absolute

Gut und deshalb heilig und verpflichtend ist es unsere Pflicht unseren Zweck wie den der Andern zu respectiren und zu wahren. Da wir aber alle unsere fundamentalen Tendenzen in diesem Leben nicht erreichen, so muss unser Zweck das sein, was unserer Macht steht d. h. die Tugend; muss aber zur Erreichung des ganzen Lebens unsere Organisation angedeuteten Zwecken jenseitiges Leben postulirt werden. — In allen Missdeutungen, denen diese Theorie vielfach angewandt, ausgesetzt ist, benutzt sie auf frivoler Weise, indem er Jouffroy's Sentenz auf das Rindvieh anwendet: »Le boeuf est de vivre quinze ans et de produire: donc la destinée du boeuf est de vivre quinze ans et de se reproduire. Mais la condition présente l'en empêche; l'homme le tue à six mois et le mange à trois ans. Le boeuf dont j'ai mangé hier, renaîtra dans un autre monde, y vivra douze ans encore et produira des veaux«. Er meint, 99 von 100 Menschen resignirten sich mit diesem Leben, und sei bloss durch seine religiösen Erin- nerungen von dem logischen Gedankengange abgelenkt. Taine will die ganze Moral in 2 Sätzen zusammenfassen. 1) Das Gut eines Wesens ist die Gruppe der wesentlichen Merkmale, die es constituiren. 2) Die Handlung ist tugendhaft, welche diese universale Maxime oder die Folgen zum Motive hat. So will er die Moral mit Kant vereinigen, was Jouffroy nicht kann. Es fehlt Taine das Verständniss der lebendigen Einheit, welche jene Grundmerkmale zusammenbindet und die Ueber- tät jener Maxime ist ihm bloss das Resultat des psychischen Mechanismus.

aine an das Ziel seiner Aufgabe will aber nicht bloss die bisherigen unseres Jahrhunderts charakterisiren auch die Bahnen der Philosophie eröffnen. Dazu wirft er die Frage auf: Warum der Eklekticismus seinen Erfolg gehabt hat? Nicht weil er, meint er, sondern nur weil er der Zeit entsprach. Denn wenn wir nicht hätten, die Crocodile für Götter, so würden wir ihnen morgen auf dem Platz einen Tempel errichten. Der Inhalt der Meinungen hängt nur von der Zeit ab. Dieses bezeichnet unser Jahrhundert als die Unterwerfung der Wissenschaft unter die Moral und die Rückkehr an der Abstraction und die Bedürfnisse verdanken Royer-Collet, Biran, Cousin und Jouffroy ihrer Erklärung daraus zugleich die Bedeutung dieser Philosophie für die

19. Jahrhundert herrschte das Bedürfniss der Kritik; jenes wurde gesättigt durch die Ideologie; der analytische, positive Geist erhob sich unter Voltaire zu seiner Höhe mit den Encyclopädisten, die ihre letzte Welle gegen 1810. schlugen. Der letzte Meister der Ideologie, Comte, folgte Widerwille. Er zog an, man sollte glauben, glauben ohne Beweise, ein Bedürfniss zur Erhebung der Wissenschaft, man suchte das Christenthum zu träumen und jagte nach dem Fortschritt, weil der bisher in Frankreich herrschende abstracte Stil dem Bedürfniss des

Idealen und Erhabenen entspricht, so man die entsetzlichen Deutschen Substanzen die Klawer-langen, und Berlin schien aß und mit seinem ganzen Gewicht zu fallen. Jeder junge Mensch war einmal ein Hamlet, überall mischte sich Kunst und Philosophie, Christenthum und Humanität, Vaterlands- und Freiheitsliebe, und die Deutschen fanden leicht Glauben, da ihr Aufstand schon im Voraus bekehrt war. Dazu kam Cousin 1830 Minister wurde und so der Rationalismus, der sich Spiritualismus nannte, die offizielle Philosophie erhob. Taine meinte, daß diese Philosophie vielleicht lange herrschen wird, da sie sich aufbauen wie Descartes, Bossuet, Fénelon, Leibniz, Malebranche beruft, und da Cousin die meisten dieser Schriftsteller neuerdings nachahmte (cun sait qu'en France la clarté est le plus intéressant argument S. 304), vorzüglich aber ihren frühern Pantheismus aufgegeben und so auf die Kirche und die Familienväter zurückgehen kann. Nur ein schlimmes Zeichen für die Zukunft in der Jugend, die in ihrer Masse der alten traditionellen Schulmeinung nicht mehr anhängen fasst würde. Als Wissenschaft sei der Pantheismus nicht mehr vorhanden. Dennoch ein Umschwung zu vermuthen, so die Neigung zu philosophiren wiedererwachen, wozu grandiose aber mit Rauch eingehüllte Reden in Deutschland den Weg weisen. Die neue Philosophie will nun Taine nicht mehr, er sagt, er wage bloss den Weg, den sie früher müßte, zu bezeichnen.

Diese Untersuchung über die Metaphysik läßt Taine durch zwei Freunde führen

schreibt und M. Pierre et Paul scheinen wirkliche Persönlichkeiten Tribut von ihm zu erhalten. Die Analyse entwickeln. Un- versteht er übersetzen d. h. en unterschiedliche Thatsachen Er theilt die Analyse in die vollständige. Die exacte ver- dillac. Sie löst einen Begriff und führt diese auf die That- welche die Idee entstehen h verschwinden die vielen meta- en und es bleiben bloss Theile oder ihre Verknüpfung und Be- So macht er's z. B. mit der e eine blosser Beziehung (rapport) t seinen Thätigkeiten ist und weder Fluidum, noch Monade, sondern nur Beziehung d. h. hängigkeit von Thatsachen von t Function nur eine Gruppe von zu einer einzigen Wirkung zu- ; Natur ist die Gruppe der n Thatsachen, die ein Wesen st eine constante oder allgemeine w. Ebenso in der moral. Welt Bestimmung Rom's und der mo- t Frankreichs, die Italienische auf Thatsachen zurückgeführt; lange Zeit gute Armeen u. s. w. eren unter Königen lebten und Klima, Nahrung u. s. w. viele Menschen hervorbringt. Durch a der die Idee veranlassenden rolirt so die exacte Analyse den

Die vollständige Uebersetzung wird durch die Fortschritte der Begebenheiten gegeben. Taine nennt sie auch Analyse der Thatsachen und zeigt an dem Beispiel der Verdauung, dass sie nur durch Erfahrung zu Stande kommt; der Stand muss modificirt, zerschnitten, injicirt, chemischen Operationen und mikroskop u. s. w. unterworfen werden. Diese Analyse werden also die Thatsachen vermehrt und ein Bruchstück der Wissenschaft gewonnen; so dass Wissenschaft und Erfahrung von Thatsachen durch Umwandlung des Standes oder neue Beobachtungswerkzeuge in genauesten Zusammenhange stehen. Die Analyse der moralischen Welt bringt so, was Rabelais und Dürer als Beispielen dieser Analyse eine Erweiterung der Erfahrung ist die Bedingung der neuen Entdeckungen.

Der zweite Freund Taine's muss die synthetische Methode entwickeln. Er muss zuerst anerkennen, dass die erste Analyse notwendig ist, um sich nicht zu verirren, um weiter zu kommen. Beide dienen zur Vorbereitung; denn sie bringen die Anhäufung von Theilen, die doch eine einheitliche Masse sein soll. Man fragt deshalb nach dem Grunde der Ordnung. Dieser Grund liegt in den Thatsachen selbst, nicht in einer mysteriösen, metaphysischen Wesen draus. Die Erfahrung lehrt: Jede Gruppe von Thatsachen hat ihre Ursache; diese Ursache ist eine Thatsache. Um diese Ursache zu finden wendet nun die synthetische Methode die Schritte an, die Abstraction, die Hypothese, die Verification. Die Abstraction

in Thatsachen eine allgemeine That-
 sache. Durch Hypothese wird
 Ursache gesetzt. Da man nun un-
 eine Thatsache versteht, aus wel-
 Natur, die Beziehungen und Ver-
 der übrigen Thatsachen ableiten
 und durch die Verification ver-
 esse Bedingungen auf die vorausge-
 ne zutreffen. Ist die Hypothese
 ertigt, so ist sie eine Wahrheit.—
 der Methode wird an dem Bei-
 malen Lebens und der Römischen
 chgewiesen. Alle Theile und Thä-
 organischen Lebens werden zu-
 die Ernährung bezogen; die Er-
 Ursache betrachtet und zur Veri-
 gt, dass sowohl alle Theile des
 sie bezogen sind, als auch dass
 hrungsweise verändert wird, der
 s Körpers dem gemäss sich um-
 mit Cuvier'schen Worten über die
 zwischen Zahn und allen übrigen Or-
 wird; endlich wie bei den Meta-
 enfalls die Ernährung die Orga-
 bedingt. So sind »fünfhundert That-
 ne« zurückgeführt. Dasselbe wird
 r Zersetzung gezeigt und nun
 s Ursache für die Ernährung oder
 lung genommen, da wenn es in
 s Thieres liegen soll, unaufhörlich
 zen, es sich um zu bestehen, wie-
 muss. Fortschreitend sieht man,
 zersetzt und ersetzt, der Typus
 und bestimmte Form, die durch
 nen dauert, und mit Anwendung
 hode findet sich, dass nicht der

Typus von der Function abhängt, also Existenz, Veränderungen und Dauer davon abgeleitet werden könnte, sondern umgekehrt also zu einer Formel, aus der wir »Hierarchie von Nothwendigkeiten« schlagenden Thatsachen ableiten können. Ebenso wird für die Römische Geschichte dem Umstande, dass Jeder gezwungen ist, stündlich an sein Interesse zu denken, gleich körperschaftlich zu handeln, die Frömmlichkeit des Römischen Volkes in Civil- und Privatleben, Religion, Kunst und Wissenschaften abgeleitet, und man hat durch diese Wahrheit »zwölfhundert Jahre und die ganze der antiken Welt in seiner hohlen Hand«

Denkt man sich diese Arbeit in den Naturwissenschaften ausgeführt, so bleiben nur 5 — 6 allgemeine Sätze übrig, Die Einheit von Mensch, Thier, Pflanze, chemische und physischen Gesetzen und astronomischen Gesetzen. Diese souveränen Definitionen sind die Grundlagen der beständigen unsterblichen Schöpferin der Unendlichkeit von Zeit und Raum, der ewig wickelnden und zersetzenden Welt. Aus ihnen kann man noch die ursprüngliche einzige Thatsache absondern als das ewige Gesetz, die Einheit der Welt, das ewige Leben von dem alles Lebendige nur ein Moment der Seiende nur eine vorübergehende Form ist. Deutschland haben sie dies mit einer wissenschaftlichen Kühnheit und einem erhabenen Verstande gethan, aber auch mit einer Unbesonnenheit grösser als ihr Genie und ihre Kühnheit. Sie fehlte ihnen die französische Analyse, sie gingen ohne den Umweg über die Beobachtung der Natur mit einem Sprung auf das höchste.

»Ihr Gebäude ist zusammenge-
 auch die Trümmer desselben über-
 alle menschlichen Constructionen
 Pracht und Grösse und der halb
 Plan bezeichnet doch das Ziel, das
 e Wissenschaft erreichen muss«.

Taine. Es muss uns interessant
 a, was die vom officiellen Eklekti-
 friedigten und mit Deutscher Ar-
 en Gelehrten in Frankreich jetzt
 nie halten, welcher Entwicklung sie
 ken. Und nur aus diesem Gesichts-
 e hier so ausführlich darüber be-
 n, da die Leistung selbst, von un-
 us betrachtet, keine Anerkennung
 fte. Taine trennt beide Methoden,
 merken, dass die analytische sich
 athetische Elemente vollenden kann;
 ese und Experiment sind syntheti-
 gen und der analyse complète we-
 d wenn Taine durch den Begriff
 es beide Methoden glaubt unter-
 önnen, so bedenkt er nicht, dass
 nalyse gefundenen Elemente, die
 litativen und quantitativen Bezie-
 n die gesuchten Gründe der ge-
 meinung waren. Was er dann aber
 che Methode ausführt und zu den
 ologischen Spitzen treibt, beweist
 ste, dass er den dialektischen Ge-
 entfernt gefasst hat. Taine sagt
 lle, das Hegelsche System könne
 kreich kommen, weil es bei sei-
 ge über den Rhein durch seine
 astische Rüstung versinken würde.
 st in Taine's Hypothesen auch nur

ein schwacher Schatten der Hegelschen
sion; ihr Geist ist mit der Philosophie
stes entwichen. Auch ist Hegel ohne
zu verstehen und das Problem des
Idealismus lässt sich nicht ignoriren,
in unserem Jahrhundert philosophiren
her ist es nicht wunderbar, wenn Tai
seine Kritik der Cousinschen Vernu
mit dem speculativen Denken fertig
glaubt und man sieht nur nicht, wa
diesen souveränen Definitionen und ew
men will, die doch trotz ihrer Unle
in einem Geiste oder selbst Geist s
sen, und zugleich unserem Geist wis
lich eigen werden sollen. Denn wie v
ser wider seinen Willen ihn begleiten
ten eines absoluten Idealismus mit se
höhnung der Cousin'schen Gotteserken
mit der Gesellschaft von Condillac z
passt, scheint ihm entgangen zu sein
hätte aber bei seinem Respekte vor d
sophischen Genie der Deutschen sein
nicht allein auf Hegel beschränken solle
von den vorhegelschen Standpunkten s
z. B. der Herbartsche genügend gew
seine sensualistische Richtung theils
bilden, theils zu brechen. Und wer
nachhegelschen grösseren systematisch
ten, wie die von Trendelenburg, Lotz
Reiff, Ulrici u. A. hätte studieren w
würde er vielleicht der zukünftigen Ent
der Philosophie auch in Frankreich ein
Prognostikon gestellt haben.

Teich

of Israel; a journal of travels in
undertaken with special reference to
character. By H. B. Tristram,
London, Society for promoting christian
1865. XX u. 636 Seiten in gr. Octav.
beschrieben von C. Hergt. Weimar,
des Institut, 1865. XII und 499
av.

testamentliche Emmaus, beleuchtet
ermann Zschokke, Rector des
en Pilgerhauses in Jerusalem. Mit
naffhausen, Fr. Hurter'sche Buch-
1865. IV und 92 Seiten in Octav.

Tristram gehört nicht zu der jetzt so
l von Palästinareisenden welche
dort kaum einige Wochen sich um-
Reisebücher herauszugeben eilen
an weiss nicht für wessen Nutzen in
zen. Zwar ist auch sein Werk voll
er Zeichnung der dem Leser höchst
kleinen Reisebilder und Reiseer-
was er wirklich Unterrichtendes
sich sehr bequem in einem kaum
en Bande sagen lassen. Doch ist
besonderer Zweck den er verfolgte
en meisten Verfassern solcher Werke
ten so sehr vernachlässigt ist dass
bar sein kann demselben mit grö-
sich gewidmet zu haben. Er un-
onders den Boden des Landes und
isse, widmet der Erklärung vor-
der Bibel vorkommenden Namen der
wächse viel Mühe, und bringt dafür
was man bei anderen Reisenden ver-

geblich sucht; auch kommt ihm dabei dass er überall von mehreren anderen begleitet war welche dieselben Erfolge mit Eifer verfolgten. Nimmt man ihn er vom Herbste 1863 an dreiviertel Jahr das Land nach vielen theilweise auch selten betretenen Richtungen hin durch so kann man ihm seine Ansprüche als Beschreiber Palästina's aufzutreten nicht nehmen. Ausserdem ist sein Buch durch eine gemein grosse Menge von genauen Zeichnungen und sprechenden Bildern der Oerter und Gegenden jener Gegenden so anziehend und lehrreich wie wenige.

Seltsam ist es freilich dass dieses Land häufiger es jetzt von gebildeten Reisenden und Forschern aller Art besucht wird desto mehr zu werden beginnt und desto schlimmer die Verhältnisse jeder näheren Erforschung entgegen stehen. Die Türkische Herrschaft ist zwar jetzt gerade die bis dahin seit den Kreuzzügen verschlossene Islâmischen Heiligthümer in Jerusalem, Hebron allen Schaulustigen zu öffnen will, aber Geld dafür spenden können: allein sie können das Land selbst vor den Einfällen und Verwüstungen der östlichen Wüstenbewohner immer weniger schützen. Der Verf. hebt S. 49 an mehreren Stellen richtig hervor wie in Palästina nur die Verwüstung und die Unsicherheit die Dinge seit den letzten 30 Jahren ausgemacht, die die schnellsten Fortschritte macht, so dass in Zeiten wo Seetzen und Burckhardt es noch in den entlegensten Strecken durchstreift, die jetzigen noch äusserst glückliche Zeiten sind. Damals waren sogar die weiten Gegenden jenseits des Jordan's meist noch von s

uern bewohnt: jetzt sind die räum-
stenbewohner sogar schon bis an
s Mittelländischen Meeres vorge-
öden beständig alles weit und
gen die alten und neuen An-
rotzen allen Europäischen Waffen.
anzösische Kriegsfahrt an jene Kü-
o wenig verscheucht dass sie seit-
viel rücksichtsloser alles verwü-
n noch vor den grösseren Haupt-
scheu zeigen; auch die engere Be-
so vielen Europäischen Reisenden
s blosser Furcht verschwenderisch
Geldschätzen hat sie nur noch
stiger gemacht. Wie sehr nun
a die gelehrten Erforschungen je-
mer schädlicher leiden, kann man
iele Herrn Tristram's deutlich ge-
. Er wollte mit seinen vielen Be-
ch einmal auch die fast noch ganz
Strecken aufsuchen und näher er-
in kaum war er südöstlich bis an
Todten Meeres gekommen, als ihn
lle zwangen die noch so wenig be-
ste dieses Meeres gänzlich aufzu-
ollte dann südwestlich bis Qadésh-
ingen und endlich diese durch die
se's altheiligen Stätten völlig wieder-
ihn auch von dort Beduinenhorden
In dem Lande jenseits des Jor-
er einmal ausgeplündert und zur
rieben; und die Ostseite des Gali-
es wohin sich seit 30—40 Jahren
r leicht wagt, blieb auch ihm ein
tan. Dies sind die Folgen der
opäischen Politik für jene Länder.

Kaum gewahrt man in jenen weiten wunderbar hoch blühenden Ländern her etwas Erfreuliches. Es ist z. B. ebensowenig als erfreulich zu sehen wie den ganz verwilderten Städten jenseits des Jordan's doch hie und da ein Christ entgegen der freudig rühmt in der Protestantischen Kirche zu Jerusalem gebildet zu sein; ein Zeugnis gleich dass die Stiftung eines Evangeliums in Jerusalem doch nicht, wie viele geglaubt haben, ganz nutzlos geblieben ist. Aber auch verschwinden solche wenige lichte Stellen in den finsternen Bildern aller dortigen Menschen, die auch aus diesem neuen Buche uns entgegenstarren!

Wir können indess melden dass die Geographie von Syrien wenigstens eine wichtige Oertlichkeit des biblischen Wissens zum ersten Male zu uns gebracht und zu beschreiben so glücklich war. Der hohe Berg Nebó, welcher durch die Visionen vom Tode Mose's eine so allgemeine Rühmtheit erlangt hat und doch weder von den Kreuzfahrern noch bis in unsere Tage aus seinem uralten Dunkel wieder hervorgegangen war. Die Kette jener hohen Berge jenseits des Jordan's unter welchen auch der seinige liegt, hat seinen Namen nach jetzt verschollene Nebó sein. Man konnte man zwar von den weit niedrigeren Bergen Jerusalem's aus immer beobachtet werden, immer erhob sich der sehnstüchtige Blick nach jenen geheimnissvollen Gebirgen vergeblich, aber der hohe Attarús tiefer im Süden konnte man seit Burckhardt's Tagen für den höchsten halten wollte dieser nicht sein könne, ist durch wissenschaftlichen und örtlichen Gründen vorurtheile gezeichneten stets festgehalten. Nun traf e

des dort hausenden Beduinen-, obwohl von der Türkischen Bann gethan, im April 1864 den Consul geschützt nach Jerusalem, wohin der von ihnen begleitete nach seiner Archäologischen Gegenden eben zurückkehrte: redete Tristram gegen ungeheuerliche Anordnungen eine Ausfahrt in jene Wüste und Wüsten, konnte sie lange lang in Ruhe untersuchen, einer der ersten Europäer welche von den stolzen Höhen herab einen Blick auf das niedrigere Land diesseit des Jordan und gut beurtheilen konnte wie die Erzählung von dem Blicke redende Mose noch von da herab auf alles Land geworfen habe (S. 253 ff). Ist die Reisebeschreibung gegen unbekannteren Gegenden kürzer, fehlte es ihm dort an allen Mitteln zur Erforschungen und Messungen annehmen. Vielleicht werden die Bemerkungen von Tristram über seine letzte Palästina-Reise, die des vortrefflichen Duc de Nemours (der meistens dort wie Fürsten) die von ihm gefüllten Lücken ausfüllen: jedenfalls wird das Land nach dieser Seite sehr ansehnlich vermehrt, und wir schneiden gegen das Ende seines Lebens für den wichtigsten. Dass er Jerusalem fast schweigt, kann nicht zum Nachtheile angerechnet werden.

Keine andere Landstrecke welche S. 253 ff zum ersten Male ge-

nauer untersucht zu haben meint: die westlichen Ufer des Todten Meeres. U sollte man auf den ersten Blick diese rung des Verfs kaum für richtig halten doch jene Strecke so nahe bei Jerusa wie viele tausende von Pilgern besuchen von da aus den Jordan etwas nördlich nem Einflusse ins Todte Meer, besehen demselben Zuge meist auch dieses Meer, und ten also wie es scheint von ihm aus dem nordwestlichen Ufer leicht weiter dieselbe zurücklegen welche er für bis jetzt noch genau untersucht hält! Allein dennoch Recht: eine so unglaubliche Unsicherheit in diesem Lande auch in aller Nähe salem, und auch die Reisenden welche Forschungen anstellen wollen folgen ganzlich immer nur ihren entweder furchtsam trotzigen eigensinnigen Führern. Man weiß auch was der Vf. über diese Strecke am Ufer des Meeres bis 'Aengedî sagt, mit vergleichen, namentlich den Täuschungen Saulcy's gegenüber welche sich auch hier enthüllen was sie sind. Vieles ist da näher zu erforschen was unser Vf. nicht berührt. Seit wann spricht man z. B. von Quelle und einem Vorgebirge el Fes auf diesem Ufer? der Name ist doch sicher arabischer Aussprache einerlei mit dem Pissier aber ist ein Gebirge welches nach dem Plateau de l'Atene jenseits des Jordan's und Todten Meeres sich ausdehnt. Wir bemerken S. 364 dass dem Verf. die Gegend bei Jerusa für den Winter noch ungleich gesünder als jeder Aufenthalt am Nil in Madinet in Algier.

Vf. nun blosser Naturforscher und
er mit befreundeten Mitforschern
breist und beschrieben, so würden
und sein Werk weiter nichts zu
en. Allein er ist Geistlicher in der
Kirche, verfasst auch als solcher
egtes Buch, und will in ihm viel
terung und Vertheidigung der Ge-
der Bibel sowie zur Widerlegung
n neuesten Angriffe gegen diese
aber leidet er an den allgemeinen
geln welche unter den Geist-
Kirche heute so tief eingerissen
über Vieles und über Wichtiges
e bessere wissenschaftliche Grund-
keinem Schriftsteller fehlen sollte,
uch nur zu oft mitten in jenes
gnende Wesen hinein welches er
n will. So zweifelt er sogleich
t eine alte Stadt sei: schon der
nd seine Bildung hätte ihn über-
dass es eine uralte Phönikische
s. — S. 93 meint er die eben so
tenstadt 'Akkô (Akre) werde in
einmal erwähnt: er muss da-
Richt. 1, 31 meinen, übersieht
Name auch Mikha 1, 10 nach
esart sich findet. — S. 298 will
gar überreden die örtlichen An-
dem seiner vollendeten Schönheit
annten Ps. 42 könnten auf die
und Wüsten bei dem reizenden
n an der Westküste des Todten
en: da eine solche Ansicht je-
ren Worten jenes Liedes völlig
will er wenigstens in dem Na-

men Mißar eines sonst nirgends g
Berges eine Anspielung auf den Na
aus Lôt's Geschichte so bekannten Sta
finden; denn die Wurzel von מַצְעָר
צַעַר, und das מ- könne »Prefix« sein.
hinreichend solche Träumereien hier
merken. — S. 603 meint er die »Berg
welche Ps. 133, 3 zugleich mit dem ho
mon im Norden des Landes erwähnt
könne man nur dann richtig versteh
der Sion mit dem Hermon einerlei sei.
der Stelle Deut. 4, 48 erhellte: wer w
dem Verf. folgend den שִׁיחַיִן mit
verwechseln? Alle solche Urtheile u
muthungen spiegeln immer wieder nur
Bild der heute in der Englischen Sta
herrschenden Biblischen Unwissenheit
und wenn es hier überhaupt noch
verwundern giebt, so ist es nur
dieser Dinge dort nicht endlich allgem
drüssig wird.

Am schlimmsten wird die Rathlosi
unserm Verf. da wo sie es bei ihm
Geistlichen und zugleich Naturforscher
nigsten werden sollte, bei der Frage
was man heute im Gegensatze zu dem
baren das Natürliche zu nennen sich
hat. So meint er S. 358 bei Gelege
Todten Meeres und seiner Umgebung
nicht, wie man heute oft gesagt ha
Vulkane seine gegenwärtige Art empfan
man von der Thätigkeit solcher dort
Spuren finde, wohl aber müsse ein
dabei mitgewirkt haben; allein wenn
dieser und anderen Biblischen Erzählun
Wunderbare läugne, so erniedrige

nur zu »Aegyptischen Priester-
er zu den Wunderberichten des
ganze Betrachtung ist nun schon
hrt weil der Verf. doch auch
umwälzungen am Todten Meere
annte Natürliche gar nicht aus-
rt Vulkane oder bloss Erdbeben
mag man an Ort und Stelle un-
die Frage über das Wunder-
gleichgültig, da dieses in dem
htlichen albernem Sinne in wel-
heute fassen will dann doch je-
allein thätig war. Wenn er
ie Biblischen Erzählungen könn-
us' Wundersagen und Aegypti-
ärchen herabsinken, so sieht man
s er sie ihrem Ursprunge ebenso
ten Sinne und Geiste nach gar
Man beginne sie doch nur rich-
, und der ganze heutige sinn-
r das Wunder wird alsbald ver-
ie er jetzt von Seiten der Ver-
Wunders geführt wird, dient
ibel immer mehr verächtlich
Wir halten jedoch das bisher
e Englische Werk Gesagte für

der oben zusammengefassten
ästina nur nach den besten jetzi-
riften beschreiben, nimmt auf
d die meiste Rücksicht, bringt
e Thiere Früchte und Erzeug-
ammenhangende Darstellung. Das
t recht vollständig, doch ver-
am die Beschreibung Phönikiens,

welches doch aus vielen Gründen h
gut übergangen wird. Auch wäre
deutsche Rechtschreibung der Eigen
wünschen. Wir können es nicht bill
man Jerusalem Jizre'el u. s. w., dar
nach fremder Weise Yafa Yussuf u. s. w.

Höchst seltsam ist die dritte Sch
Abhandlung über Emmaus von dem
salem selbst wohnenden Dr. H. Zs
Zwar ist ja nichts mehr zu wünschen
die dort ansässigen Gelehrten ihre Mu
fleissig zur Erforschung der dortigen
keiten verwenden: und die Frage nac
neuen Lage des bei Lukas erwähnten
eignete sich wohl zu einer neuen
chung. Allein der Verfasser gehört
nen heutigen Gelehrten welche vor
sten Verehrung der Päpstlichen Reli
Rechte der Wissenschaft vergessen.
gata nach dér Weise wie das Trid
Concil sie über alles Andre setzt, gilt
höchstes Gesetz für alle wissenschaft
forschung: aber nach S. 60. 69. ge
sogar auch die bekannten Traumges
»gottseligen Anna Catharina Emmer
den Fragen über die Lage alter Oert
lästina als entscheidende Aussprüche,
lich kann wer jene erste Quelle von
niss über alles andere Schriftliche se
diese zweite mündliche nicht verachte
ganz unnöthige Weitschweifigkeit der
lung ist davon eine der ersten Folge
man jedoch auf das Wesentliche, so
Verfasser beweisen das Emmaus de
evangeliums sei das heutige Kubaib

weit von Jerusalem etwas nord-
 . Das ist allerdings seit den
 ie Ansicht der Mönche: es erhe-
 gegen sie eine Menge Schwierig-
 r Verfasser keineswegs ganz ent-
 nach Lukas lag es 60 Stadien von
 d unser Verfasser stützt sich nun
 cht vorzüglich auf die Messungen
 alem ansässigen Württembergers
 wonach Kubaibe wirklich nur ei-
 0 Stadien weit von Jerusalem ab-
 von der einzigen Stelle wo dieser
 m im Alterthume genannt wird
 im *J. K.* 7: 6, 6), ist es nach
 Lesart nicht 60 sondern 30 Sta-
 usalem entfernt. Und wirklich
 lten Leser an den 60 Stadien bei
 eutlichsten Spuren zufolge soviel
 man noch jetzt dafür in sehr vie-
 unden 160 findet: dann liess sich
 bekanntere und grössere Emmaus
 es weit entfernter von Jerusa-
 weiten Ebene zwischen dem Meere
 liegt und wahrscheinlich seit dem
 Kriege unter dem neuen Na-
 neu aufblühte. Diese Lesart 160
 gs einer späteren Verbesserung
 n wenn bei Lukas auch die Les-
 rthümlich für 30 steht, so lässt
 n den Ort denken welcher noch
 a heisst und diesen Namen viel-
 r durch Vespasian in dieser Ge-
 eten Colonie Emmaus beibehalten
 es ist freilich in so fern ungewiss
 on in der uralten Ortsbeschrei-
 , 59 nach dem bei den LXX

erhaltenen vollständigeren Verzeichniss *Κουλον* findet welcher vielleicht an d lag. Doch weist auch das nahe K Castellum dárauf hin dass die Kri Vespasian's wirklich in dieser Gegend mehr da die Vulgata in der Stelle L geradezu Castellum setzt. Hier wäre eine Stelle gewesen wo der Verfasser gebetete Vulgata hätte hochschätze aber gerade hier will er von ihr nicht womit denn zugleich seine ganze A ihr zu Boden fällt.

Aus der Petersburger Bibliothek und Dokumente zur Geschichte des K und der karäischen Literatur. Von A bauer. Leipzig, Oskar Leiner, 1866 und 66 S. in Octav.

Wie Dr. Ad. Neubauer aus den S verschiedenen Hauptstädte Europa's manches Lesenswerthe ans Licht gef so findet man auch hier Vieles über schen Schriften bemerkt, Manches au den Handschriften selbst abgedruckt, w merksamkeit der Gelehrten empfohlen verdient. Einer Vorliebe für die Qarä Schriften wird man diesen Beschre Schriftthumes bei weitem nicht so w verstorbenen Pinzger beschuldigen: e uns hier auf der andern Seite etwas zu zu sein, obgleich wir ihm ganz beistimm läugnet dass die Qaräer die Hebräische erfunden hätten. Die Inschriften der gefundenen alten Grabsteine und die denkwürdigen alten Unterschriften ein scher Handschriften finden jedoch hier hinreichende Erklärung.

öttingische rte Anzeigen

unter der Aufsicht

. Gesellschaft der Wissenschaften.

· 21. März 1866.

rischen Volkslieder der Deutschen
16. Jahrhundert gesammelt und er-
R. von Liliencron. Auf Veran-
mit Unterstützung seiner Majestät
von Bayern Maximilian II. heraus-
ch die historische Commission bei
Academie der Wissenschaften. Er-
Leipzig, Verlag von F. C. W. Vo-
XXIX und 606 S. in gross Octav.

n Unternehmungen, welche die hi-
nmission in München ins Leben ge-
dasjenige, dessen erster Band hier
manchen anderen auf allgemeine
rechnen. Will es auch zunächst
ern zugänglich machen was an ge-
Aufzeichnungen in der Form des
erhalten hat, so bietet es doch
en Freunden der Literatur eine rei-
g des interessantesten Stoffes, der
bisher vielfach die Aufmerksamkeit
ogen und zu Zusammenstellungen
en hat, allein entfernt nicht weder

in dieser Vollständigkeit noch mit solch Genauigkeit und Zuverlässigkeit bearbeitet. Erst jetzt werden wir inne, welche Fülle von Liedern aus den verschiedensten Theilen des Landes erhalten ist, während früher nur die Erhaltene und hier Vereinigte nur ein kleiner Theil dessen sein kann was einst vorhanden war.

Wie in den ältesten Zeiten das Wort in Tacitus Ausdruck »unum apud illi gentis et annalium genus« war, so ist es auch später wohl kaum ein wichtigeres Ereignis, das nicht Anlass bot zu einer Rede in gebundener Rede, die von Mund zu Mund überliefert, nur einzeln aber und meist in späterer Zeit niedergeschrieben ward. Historiker thun derselben nicht selten Ehre, die Autoren späterer Jahrhunderte haben aus offenbar manches geschöpft was den zeitigen Berichten fremd ist: es liegt in der Natur der Sache, dass solche Lieder lebhafte sagenhafte Elemente in sich aufnehmen, in manchen Einzelheiten verweilen die Künstler in der Geschichtserzählung fanden, so dass sie führten und umgestalteten, und sich weit genug von dem entfernten was die wahre Geschichte anzuerkennen haben. Die alte Sachsenchronik, die wir hauptsächlich der Ableitung der Pöhlde Annalen kennen, ist wesentlich aus solchem Stoff gebildet, schon viel früher hat, wie Jordanis (oder Gewährsmann Cassiodor) und Paulus vornehmlich auch Gregor von Tours aus den Ueberlieferungen geschöpft: man kann aus dem fast einzelne Lieder noch in der späteren Bearbeitung erkennen.

Ich hebe dies hervor, da die gelehrten

ssante Einleitung des Herausge-
 Recht bis auf die ältesten Zeiten
 hier nicht ganz vollständig ist und
 as beachtet, was durch äussere
 die Hand gegeben ist.

elt übrigens in anziehender Weise,
 r in kurzem Abriss, die Geschichte
 e überhaupt, und besonders der
 volkspoesie bis zu den Anfängen
 ng hin, spricht auch von dem
 Kunstpoesie, verwischt aber wohl
 r die Grenzen beider, wenn sie
 gewissem Sinn auch noch die
 fischen Dichter des 12. und 13.
 ener zurechnen will: nicht sowohl
 nlichkeit, sondern eine Art Ge-
 n, wenn auch nicht des ganzen
 eines Standes, mache sich in der-
 und habe den einzelnen Dichter
 aber einmal muss doch zugegeben
 eine solche Gemeinschaft des Stan-
 des) gar nicht immer vorhanden
 B. Gotfried von Strasburg, der
 atung sich »als der ritterlichste
 n« zeigt, von ganz bürgerlicher
 es wird auch darauf aufmerksam
 ein Wesentliches, der Strophen-
 annte Ton, bei den höfischen Dich-
 ntlich als Eigenthum des Einzel-
 serdem aber wird was einem be-
 e, Volks- oder Bildungskreise, ge-
 nd sich bei verschiedenen Indivi-
 desselben gleichartig zeigt, doch
 a Volk überhaupt angehörig be-
 n können. Müsste man nicht mit
 t Eigenthümlichkeiten eines Stam-
 modernen schwäbischen Dichter

(»Dichterschule« hat man ja wohl ges einer Zeit, z. B. des sogenannten Ja Ludwig XIV. in Frankreich, der in Selbständigkeit, »dass die Subjectivität v. Liliencron sagt (S. XXXIII), mit fre bestimmung über den Stoffen wie über men des Dichters waltete«, gegenü Was er anführt, namentlich das B nordischen Skalden, die ihm einen ge bergang von den Volksdichtern zu der Dichtern des deutschen Mittelalters scheinen, ist wohl nur geeignet, um dass überhaupt eine ganz scharfe G schen Volks- und Kunstpoesie nicht zu

Dass aber überhaupt eine solche hat doch auch der Herausgeber anerks Rücksicht darauf sind, wie auch die Commission für richtig hielt, die ge politischen Dichtungen der Minnesänge niger späterer, die sich diesen anschli Muskatblüts, Michel Beheims, von die lung fern geblieben. Dass auch S Gedichte geschichtlichen Inhalts, wir Art Inconsequenz bezeichnet, die mehr ren Gründen, der befriedigenden Aus missers, beruht. Von Rosenplüt ist aufgenommen.

Immer aber wird der Ausdruck V im weitesten Sinn genommen: der To denfalls auf dem »historisch«. Nicht wirkliche »Lieder«. Doch sind auch Gedichte historischen Inhalts verstand die eigentlichen Reimchroniken, und che Gedichte welche offenbar erst v in Beziehung auf ein historisches Er macht worden sind; ein Grundsatz de mit Recht nicht mit grosser Strenge

ndem namentlich solche Aufnahme
auf älteren beruhen oder Theile
ommen haben können. Vorzugs-
le die in unmittelbarer Nähe der
nen sie handeln entstanden sind,
sser bekannt oder unbekannt sein,
ählend, oder in Preis oder Tadel,
tire, oder sonst in irgend welcher
an das Geschehene anschliessen.
doch nicht bis in die älteste Zeit
n. Sonst hätten allerdings das Lud-
lateinisch-deutsche Lied von den
hen hier einen Platz finden müs-
t Liedern, die der höfischen Dich-
n, wieder die von dieser gezo-
n verlassen, wird der Anfang

eht derselbe bis vor die Mitte des
erts hinauf. Nr. 1 wird wenig-
Ereignis des Jahres 1243 bezo-
Herausgeber meint, wenn auch
n der Gestalt in der es vorliegt
der Art des Strophenbaus eine
für zu finden.

sich auf ein Bündnis zwischen
burg. Denn wie sich von selbst
die Schweiz, die Niederlande und
von dem deutschen Reichskör-
e Glieder überall mit berücksich-
Alle Stämme und damit auch
des deutschen Volks finden hier
g, was sicher die Arbeit nicht er-
aber dem Werke auch nur eine
re Wichtigkeit giebt. Dass der
on Geburt Niederdeutschland an-
end ihn frühere Studien mit mit-
er Poesie auf das beste vertraut

gemacht haben, kommt natürlich der
rung wesentlich zu gute.

Geordnet ist aber der Stoff in rein
logischer Ordnung. Man hätte wohl
Scheidung nach Stämmen denken könn
der Herausgeber hat es kaum für r
halten das entgegengesetzte Verfahren
fertigen. Und gewiss bot es mannig
grosse Vorthelle und hatte hauptsächl
das Bedenken gegen sich, dass es
schluss der Vorarbeiten forderte, ehe a
gabe selbst gegangen werden konnte.
jener glücklich erreicht und ein so be
Anfang gemacht ist, hat man sich nur
gehaltenen Planes zu freuen.

Der Herausgeber ist fern von der
absolute Vollständigkeit erreicht zu ha
hofft, dass das Erscheinen dieser S
selbst den Anstoss geben werde neu
ans Licht zu ziehen. Dafür mag ein
dienen, dem wir gern eine möglichst gr
dehnung wünschen.

Aber auch was hier vorliegt ist ei
Ernte: 124 Stücke, oder genauer,
Nachträge bereits nachher mit beige
der Reihe der Zahlen eingefügt sind
zum Jahr 1469 sind gewiss bedeute
als man erwarten konnte; davon fa
13te, 40 ins 14te Jahrhundert, alle
beziehen sich auf die 69 Jahre des 15
hunderts welche dieser Band umfa
vertheilen sich auch auf fast alle Lan
scher Zunge. Ist die Schweiz reich
so auch Niedersachsen, die Niederland
fehlen nur die deutschen Ostseeprovinz
Charakter der Geschichte in diesen Ja
ten gemäss gehören die Lieder meist

nichte an; doch einzeln wenigstens
isse von allgemeiner Bedeutung
r Tod K. Adolfs, das Constanzer
ussitenkriege, die Türkennoth im
dert.

er Theil dieser Lieder war früher
manches nur vereinzelt in Chro-
tschriften gedruckt; nicht wenig
auch hier zum ersten Male ans
, darunter einige umfangreiche
r. 39 auf die Schlacht bei Schil-
n die Türken, Nr. 50 und 51 in
das Constanzer Concil, Nr. 61 und
schichte der Hussitenkriege, Nr.
Albrecht II. und die Ungarn, Nr.
ie Soester Fehde 1446—47, Nr.
über den Lüneburger Prälatenkrieg
7 auf König Ladislaus von Böh-
mehrere andere.

ndlich erfordern diese Gedichte
r historischen Erläuterung. Der
at, glaube ich, ein sehr zweck-
hren eingeschlagen, indem er zu-
das Ereignis handelt, auf wel-
einzelne Lied bezieht, so gewis-
orisch in dasselbe einführt, dann
en Einzelheiten weiter erläutert
Bemerkungen giebt. Dabei ist
gste Literatur verwiesen. Wenn
on diesen Theil seiner Arbeit mit
denheit besonderer Nachsicht em-
selbstverständlich nicht historische
auf all den verschiedenen hier
ieten hat machen können und
atur an seinem Wohnort (Meinin-
beschränkt zugänglich war, so
das Zeugnis geben zu müssen,

dass im ganzen mit grossem Fleiss Umsicht verfahren und allen billigen Ansprüchen genügt ist. Einzelnes wird freilich ergänzt sein. So hätte gleich bei der Schrift des jüngeren Droysen, die Bemühungen um die Nachfolge im Reich gedacht werden sollen, wo ziemlich eingehend das Gedicht von der Gölzheimer Schlacht behandelt und die Erklärung Massmanns untheilweise bestritten ist. Grosse Zweifel hier geblieben, sind freilich erst jetzt durch die Handlung Liliencrons beseitigt, der in jenem herausgegebenen Fragmenten Text verschiedene Gedichte, eines auf die Schlacht Rudolfs gegen Ottokar von Böhmen bei Marchfelde, erkennt, ausserdem das auch die Gölzheimer Schlacht bezügliche Stück andeutet. Wenn ich ihm aber hier in der Hauptsache beistimme, so kann ich das nicht, weil die erste der beiden Fragmente so erklärt, dass nicht von einem persönlichen Kampf Rudolfs und Ottokars, von dem die Chronik nichts weiss, die Rede sei: so dunkel und unklar, was in dem Gedichte bleibt, einen so unrichtigen Eindruck der übrigen gewiss gleichzeitige, ja auch in denselben Worten in der Schlacht anwesenden Kämpfer (besonders v. 115) Verfasser offenbar nicht haben wollen oder sagen wir mit dichterischer Freiheit hingestellt (s. v. 86 ff.). Hier wäre das Gedicht, welches das Chron. Cons. bewahrt hat, wohl aufzunehmen gewesen, auch das Konrads von Würzburg, das dasselbe Bild wie hier von dem Adler und dem Löwen gebraucht wird, und das neuerdings Lorenz (D. Gesch. im 13. und 14. Jahrh. S. 239 N.) auf diese Schlacht bezieht, gern zur Vergleichung beigelegt werden.

Zu kritischen Untersuchungen geben besonders einige der auf die Schweizer Geschichte bezüglichen Gedichte Anlass. So das auf die Laupener Schlacht, das als Quelle Tschudis nachgewiesen wird (während ein anderes aus diesem abgeleitetes keine Aufnahme findet), besonders aber die in neuerer Zeit viel besprochenen Lieder über die Sempacher Schlacht, wo der Herausgeber an die Untersuchung von Lorenz anknüpfend, sie aber in mancher Beziehung modificierend, das ausführliche sogenannte Halbsuttersche Lied auf verschiedene Bestandtheile zurückzuführen sucht und seine spätere Entstehung wenigstens für sehr wahrscheinlich erklärt, ohne damit die hier berichtete That des Winkelried historisch verwerfen zu wollen: »auch die Sage hat ein unleugbares Recht auf geschichtliche Beachtung, so lange sich gegen ihren Inhalt keinerlei inneres Bedenken erhebt«.

Ueberhaupt ist der kritischen Behandlung grosse Sorgfalt zugewandt. Wo frühere Ausgaben vorlagen, ist wo möglich auf die handschriftliche Ueberlieferung zurückgegangen, und so vielfach ein verbesserter Text gegeben. Nur bei den Flandrischen Liedern und einigen, die zuletzt von Uhland kritisch bearbeitet waren, ist davon eine Ausnahme gemacht.

Eben die Grundsätze, welche Uhland in Feststellung der Texte und Rechtschreibung befolgt, sind im wesentlichen auch hier zur Anwendung gekommen. Ueber einzelne Abweichungen spricht sich der Herausgeber in der Einleitung aus. Er hat gestrebt einen möglichst zuverlässigen und zugleich lesbaren Text zu liefern, was bei der oft so mangelhaften Ueberlieferung gerade solcher Lieder nicht geringe Schwierigkeit hat. Besondere kritische Anmerkungen rechtfertigen

das Verfahren im einzelnen und gebir-
rianten verschiedener Aufzeichnungen
den rein äusserlichen Schreibweisen
Handschriften oder alter Drucke hat
Recht ganz frei gemacht; ob er a
Orthographie nicht vielleicht manch
zu durchgreifend und kühn geändert,
ändern, die auf dem Gebiet deutscher
heimisch sind, zu beurtheilen überla
nige Stücke, z. B. Nr. 30. 40, mac
bemerkt wird, eine grössere Freiheit
handlung nothwendig, wenn überhaupt
ständnis gewonnen werden sollte.

Man braucht den Band nur flüch-
zugehen, um sich zu überzeugen, wie
verschiedenartige Schwierigkeiten gera-
sem Unternehmen zu überwinden wa
Herausgeber ist ihnen nicht ausgew
sich auch von ihnen nicht aufhalten las
frisch und muthig auf sein Ziel zu
Es wird nicht fehlen, und er selbst er
auf das bereitwilligste an, dass da
noch vollkommener gemacht werden k
die Einzelforschung, die eingehende
gung mit einem einzelnen Stück nachzut
zu bessern haben werden. Aber die
che ist gethan, ein Werk zu stande
das, wenn es vollendet vorliegt, sich
tigsten Quellensammlungen anreihen
Namen des Herausgebers einen dauern
unter den Förderern der Studien vater
Geschichte und Literatur sichern wird

G.

Granulie ou maladie granuleuse par
s professeur agrégé de la Faculté
à Paris, médecin de l'hôpital de
Paris P. Asselin 1865. 393 S. in Oct.

Granulie ist nicht etwa eine ganz neue
die Herr Empis erst entdeckt hat,
bekannte acute Miliartuberkulose, der
r diesen neuen Namen für sie ange-
eilt er der Ueberzeugung ist und in
e den Beweis zu führen glaubt, dass
Tuberkel ein von dem gewöhnlichen
Tuberkel durchaus verschiedenes Gebilde
einer, von der eigentlichen Tuberku-
lase zu trennenden Diathese beruhe.
Granulie ist nicht etwa eine bloss von ihm ver-
schieden, sondern sie wird offenbar von
einem Theil der Französischen Forscher
als die natürliche Consequenz der
Tuberkulose betrachtet, welche die Untersuchung auf diesem
Gebiet reich genommen hat. Denn wäh-
rend in Deutschland, nach manchen Verirrungen
der Schule, namentlich Virchow in der
neuen Entwicklung des Tuberkels auf
Granulation zurückging, die Entstehung
als einer umschriebenen Wucherung
von Gewebselementen nachwies und zeigte,
so fand er eine Umwandlung in den gelben Tuberkel
wobei ein Rückbildungsprocess erfolgt,
während die wuchernden Zellen und Kerne frühzei-
tig absterben und untergehen, der gelbe
Tuberkel daher gar nicht charakteristisch
für Tuberkulose ist, sondern auch anderen pa-
thologischen und physiologischen Geweben zu-
kommt, wie demselben Mortificationsvorgang
welchen man in Frankreich an der speci-
fischen der von Lebert zuerst als die ei-

genthümlichen Elemente des Tuberkels benen Tuberkelkörperchen fest, betrachtet gelben käsigen Massen, in denen diese benen Zellen und Kerne die einzigen Organisation bilden, als die eigentlichen lösen, und stand nun, als die bessere Histologen bei der Untersuchung der Tuberkelgranulation wirklich fibroplastischen Bildungen fanden, nicht an, diese als ein solches anderes Gebilde zu betrachten.

Es ist nur ein Schritt weiter, wenn Empiristen nun für diese histologisch verschieden erklärten Bildungen auch verschiedene Diathesen schafft, ist man in Frankreich mit der Annahme neuer zur Erklärung specifischer Producte der Hand. Für ihn giebt es daher eine tuberkulöse Diathese, welche gelbe käsige Tuberkelkörperchen, und eine granulöse unter entzündlichen Erscheinungen fibroplastischen Bildungen in Form von Granulationen, gewebigen Häutchen und nebenbei reichliche seröse Transsudate liefert. Er kann freilich läugnen, dass die Granulie ganz vorwiegend bei schon Tuberkulösen auftritt, allein er gesteht daraus nur, dass vorhandene Tuberkulose ein wichtiges praedisponirendes Moment für die Entstehung der Granulie sei, denn die Granulie komme doch entschieden auch ohne Tuberkulose vor. Er muss ferner zugestehen, dass die Granulation häufig sich in den gelben Tuberkel umwandelt und man alle Uebergänge von der einen zum andern beobachtet, aber daraus folgt nach ihm nur, dass Granulationen bevorzugte Gewebe sind, die tuberkulöse Diathese ihre gelben Producte abzulagern liebt, wie man

andere derartig bevorzugte Gewebe kennt. Das könne man ja, meint er, sehr deutlich aus dem Wachsthum des einzelnen Tuberkels sehen, denn dieser erfolge nicht durch fortschreitende Anbildung neuer granulöser fibroplastischer Elemente und ihre spätere Umwandlung in tuberkulöse, sondern durch die directe Ablagerung gelber käsiger tuberkulöser Massen selbst. Ueberdies sei ja die Umwandlung der grauen Granulation in den gelben Tuberkel keine constante und nothwendige, sie könne vielmehr als solche verharren, oder andere Ausgänge machen. Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie wenig diese Deutungen dem wirklich thatsächlichen Verhalten entsprechen.

Aber auch in der klinischen Darstellung tritt der innere Zusammenhang der Granulie und Tuberkulose häufig deutlich genug hervor, so dass der Verf. um ein vollständiges Bild von seinem Gegenstand zu geben, sich gezwungen sieht, neben den ursprünglichen 4 Formen, die er von der Granulie aufstellt, der forme typhoide, encephalique, thoracique und abdominale, noch eine fünfte, die Granulie associée à la tuberculisation in sie aufzunehmen. Um indess dem Verf. gerecht zu werden, muss gesagt werden, dass diese klinische Darstellung selbst eine recht gute ist und sich durchweg objectiv auf dem Boden der Beobachtung hält, ja man darf selbst anerkennen, dass eben vom klinischen Standpunkte aus, die ganze Auffassung des Verf. sich viel eher entschuldigen lässt. Denn die acute allgemeine Miliartuberkulose bildet allerdings eine symptomatisch ziemlich scharf charakterisirte Gruppe und muss klinisch von den mehr localen Tuberkelbildungen gesondert werden, die auch bei raschem Verlauf ihre Meta-

morphosen bis zum endlichen Zerfall machen und mit der Destruction der Gewebeenden. Und diese wieder lassen klinisch nicht immer so bestimmt vorzutreten, ursprünglich nicht tuberkulösen ducten trennen, welche dieselbe Umwandlung in käsige Massen erleiden und zu der Destruction der Organe führen, in denen ihren Sitz haben. So ist, um nur die hier in Betracht zu ziehen Virchow vollkommen berechtigt histogenetisch zwischen den eigentlichen Tuberkeln und den käsigen Massen, welche etwa aus eingetrübtem Eiter in den Bronchien, oder aus einer peribronchitischen und pneumonischen Entzündung hervorgehen, zu unterscheiden, es ist sehr wahrscheinlich, dass dieser Verschiedenheit ein grosser Einfluss für den Verlauf und die Prognose von grosser Bedeutung sein wird, allein durchführbar ist eine solche Trennung nicht und es hiesse den histologischen Unterschiedpunkt outriren, wenn man ihn auf klinische praktischen Bedürfnisse der klinischen Untersuchung überall streng zu Grunde legen wollte. Irrthum des Verf. besteht nur darin, dass diese Verschiedenheit im Auftreten und Verlaufe der Tuberkulose, welche den Klinikern eine gesonderten Betrachtung berechtigen kann, die ursprüngliche Verschiedenheit des Wesens fasst, und sie durch die Annahme zweier verschiedenartiger Diathesen zu fixiren sucht. Sieht man von diesem Irrthum ab, so ist das Buch als eine recht gute Monographie der Miliartuberkulose betrachtet werthreich an eigenen Beobachtungen und in Bezug auf Diagnose, Prognose und Therapie werthvoll. Thatsachen ist. Bemerkt sei hier noch

die Heilung derselben für möglich
e Reihe von Beobachtungen anführt,
Behauptung zu begründen scheinen.

L.

an des Schems-eddin Muham-
aus Schiras. Im Auszuge übersetzt
F. Nesselmann. Berlin. Weid-
achhandlung. 1865.

chickten Uebersetzer des Rosengar-
(s. diese Anz. 1864. S. 1594) ver-
nun auch die Uebertragung einer
Gedichten des Hafis, jenes persi-
und Anakreon, den seine Lands-
kerlippe nennen, der selbst über
a Rigoristen des Islam, die sich ver-
seine Ketzerei ereiferten, Dank den
einer dogmatischen, das sinnliche
s umdeutenden Exegese, welche sich
er strengste Kritiker gern gefallen
phirt, ja sogar den unverdienten
mystische Zunge (لسان الغیب) 'er-
Selbst ein Sofi und später sogar
diesem Orden, trägt er unter sei-
Kutte, die nach seinem eignen Ge-
durch die auf ihr sichtbaren Wein-
lich genug verräth, dass er kein
r 'Rebentochter' ist, doch ein Herz,
a widriger Vorfall, keine Aussicht
er Grossen aus dem Gleichgewicht
ermag; welches bei aller Ehrfurcht
gion und dem in ihr angebeteten
sen auf den formalen Gottesdienst
Gewicht legt und ein abgesagter

Feind aller Heuchelei ist. Mit Mitleid auf die herab, welche der Wahn von nigen Wahrheit ihrer Religion blind »zwei und siebenzig Secten streiten, zeihung ihnen werden! Wahrheit sah drum wurden sie in Trug und Wahn ver und welche sich ihr Dasein durch die dete Furcht vor dem Weltgerichte ver »den Becher gieb ins Grab mir mit! A stehungsmorgen tilg' ich mit Wein d dann vor des Weltgerichts Beginnen« hofft er, dass auch ihm das Erbarmen gen Richters die Seligkeit nicht entziehe »den Fuss nicht wende ab dereinst Leichenbahre; versank er auch in Sünde doch ein zum sel'gen Haine«³⁾. Man die schöne Ode p. 101. Hafis hatte the's Bemerkung die reine Ueberzeugung man den Menschen nur alsdann beha man ihnen vorsingt, was sie gern, bequem hören, wobei man ihnen dann was schweres, schwieriges, unwillkommen legentlich mit unterscheiden darf. Se halfen ihm über die politischen Stür Zeit hinweg; keine Einladung eines der Zeit zahlreichen persischen Fürsten, v den Trümmern des Mongolenreiches künden verschiedne kleinere Herrschaft râz, Herât, Baghdâd, Tebriz gründ unter denen besonders die Mozafferiden u lâiriden sich durch Vorliebe für die D auszeichneten, vermochte ihn auf d seiner Heimath Shîrâz zu entziehen, Weltnoth im Weinhause vergessen konnte er selbst die ihn aus der Fluth des

1) S. 91.

2) S. 106.

3) p.

rettende Arche Noah nennt, wo er in seinem Gehagen selbst von den Freuden des Paradieses heringschätzig sprach: »komm, Schenke, tränke mich mit Wein, du findest nicht im Paradies den Wasserspiegel Ruknabad's noch auch Mulla's Rosenstrand« ¹⁾ oder: »lieblich ist des Paradieses Garten, aber wohlbedacht mögst du auch den Rand der Aue und der Weide Schatten schätzen Hafis, hättest am Tag des Todes du den Weinpokal in Händen, wird man grade aus der Schenke dich ins Paradies versetzen« ²⁾).

Schon 1812 erwarb sich J. von Hammer das Verdienst, den ganzen Diwan des Hafis übersetzt — freilich nicht in durchweg gereimten Versen — den Deutschen vorgeführt zu haben, und es hat uns befremdet, dass Herr Nesselmann gänzlich über dieses Werk schweigt, da es doch bekannt ist, wie gerade auf die Werke dieses jetzt vielfach über die Achsel angeblickten Gelehrten der Goethesche Diwan, soweit er Nachbildungen persischer Gedichte enthält, zurückgeht. Seitdem hat erst Goethe, dann Rückert durch Nachbildungen Hafisischer Lieder den grössten erotischen Lyriker Persiens bei uns eingeführt. Diese Nachbildungen sind freier als diejenigen Nesselmanns, und es wird ein fremder Dichter u. E. bei der Reproduction seiner Werke durch ein geistesverwandtes Ingenium immer mehr Glück bei uns machen, als in einer wörtlichen Uebersetzung. Oft erscheinen uns die poetischen Bilder übertrieben oder geschmacklos, weil unsre Vorstellungen ganz anderer nüchterner Art sind; mag daher der Charakter des Fremden dadurch etwas verän-

1) p. 11.

2) p. 87.

dert werden, dass ihm der Nachbar
 Stempel seines Geistes aufdrückt, so
 wir doch diese kleine Untreue gern
 uns andererseits etwas unserm Gemüth
 verwandtes darbietet, welches uns
 fremden Dichter schneller befreundet
 wortgetreue Uebertragung. Dies wird
 einleuchten, wenn der Leser sich die
 men und etwa Nesselmanns N^o 59
 mit der Rückertschen Bearbeitung (O
 Werke IV, p. 84. 105) vergleichen w
 sen ist die Beschaffenheit der persis
 zele, in welchen die um Einen Gegen
 drehenden Gedanken oder Perlen (چند
 Einer Schnur (آش), dem durchwe
 Reim, durchzogen (آش) sind, so e
 cher Art und ist ihre Form so selb
 Inhalte verwachsen — Hafis freilich
 sich oft Abweichungen von dem Gese
 Vullers vitae poetarum pers. ex D
 hist. poet. excerptae, Fasc. I, p. 1
 Anekdote vom Shâh Shadschâ' im Jou
 que V, 11 p. 409 —, dass es weder
 schen Dichter möglich ist, nach Gutd
 zel oder andre Reimgattungen anzuwe
 auch demjenigen, welcher die ganze
 lichkeit des Originals abschildern wil
 werden kann, die metrischen Verhält
 derzugeben. Diese Forderung hat H
 mann auch sich gestellt und die in so
 dehnung bedeutend schwierige Handh
 Reimform des Originals bei nicht v
 180 Gedichten nebst fast 40 kleiner
 durchgeführt. Wenn wir bekennen,
 beim Lesen von deutschen Ghazelen

haben, dass dem Dichter die Her-
 r solchen Perlenschnur gewiss man-
 stropfen ausgepresst habe, wenn er
 dem Reimlexicon seine Zuflucht hat
 en, so soll damit dem Uebersetzer
 cht im geringsten ein Vorwurf ge-
 n, sondern es bestätigt dies nur
 ausgesprochne Ansicht, dass die freie
 eines Dichters durch derartige von
 mlichkeit einer jeden Sprache ge-
 igerigkeiten weniger gehemmt ist.
 elmannsche Uebersetzung, welche
 ittheil des von H. Brockhaus her-
 Diwans umfasst, ist durchweg cor-
 tlich; nur auf ein paar Versehen.
 den Herrn Verf. aufmerksam ma-
 47 müsste das dritte Distichon
 derung des Paradieses, Sagen von
 stempel geben zu dem Weinhaus-
 würd'gen Commentar« heissen:
 des Paradieses, Sagen von dem
 el — dazu giebt der Glanz der
 n würd'gen Commentar«; im per-

قصه جنت و آوازه بیت المعبور

شرحی از جلوہء خمخانہء بنت ا

t von شرحی im absoluten Nomi-
 stellt, wie dies im persischen wie
 üufig geschieht (Vullers institutio-
 I, p. 4). Aehnlich muss Dist. 3
 gedreht werden; statt »du darfst,
 at sorgenvoll von wegen Neiders
 ein, da sie vielleicht, bei Licht
 dich nicht ohne Schaden ist« muss
 n Vers heissen »da sie vielleicht,

bei Licht besehn, nichts bringt wa Schaden ist*.

Wenn wir im Interesse des Publichen sollen, so wäre wohl zu wünschen von den erläuternden Noten ein fr Gebrauch gemacht worden wäre. scheut man sich, namentlich ein Werk mit gelehrten Bemerkungen zu ten, doch wird jeder Leser bei einem leicht zu verstehenden Dichter wie Belehrung mit Dank entgegennehmen man vom Dichter in N^o 29 ult. auf von Phoenix und Schwalbe verwiesen aber kaum errathen, was in dieser sagt ist, und erst der türkische tar des Sudi († 1591) vermag uns a wonach die Gedichte des Hafis mit eines Adlers (همای, nicht Phoenix, Sudi selbst sagt, er habe einen sol bei persischen Kaufleuten in Damasc die des Feindes mit dem einer Schwalben werden; was die Schwalbe in ei durch ihre spitzen Flügel erreiche, lange der Adler erst nach einem Tage dann durch seine gewaltigen Fittich herab. Aber der Flug der Schwalb Gedichte des Nebenbuhlers sei spitz weise, könne also mit dem Adlerflug Schwunge der Lieder Hafisens keiner aushalten.

Die biographische Skizze am Schlus kes führt uns ausser den wenigen Leb den des Dichters sehr sorgfältig alle vor, welche nach des Dichters eignen Biographen Zeugnissen mit ihm in gekommen sind, welche aber freilich

seine Dichtungen noch auf seine Gesinnungen und Lebensweise Einfluss ausgeübt haben.

Marburg.

F. Justi.

Oeuvres choisies de Louis Spach, architecte du département du Bas-Rhin. Biographies alsaciennes. Tome I, VII und 542, Tome II, 528 Seiten in Octav. Paris et Strasbourg, Berger Levrault et fils. 1866.

Eine Doppelreihe biographischer Denkmale, die früher in Zeitschriften oder als selbständige kleine Monographien Veröffentlichung gefunden hatten und jetzt zum ersten Male neben einander gestellt einen grösseren Kreis von Lesern als bisher in Anspruch zu nehmen volle Berechtigung haben. Sie gelten ausschliesslich solchen Männern, die im Elsass entweder das Land ihrer Geburt oder doch für längere Zeit ihre Heimath erkannten und deren Entwicklungsgang wesentlich durch Berührungen mit dem geistigen Leben Deutschlands bedingt wurde. Wir durchwandern somit an der Hand eines einsichtigen und unter den gefälligsten Formen belehrenden Führers eine Gallerie interessanter, mehr oder weniger auch in Deutschland längst bekannter Persönlichkeiten, die sich auf den weiten Zeitraum vom 10. bis zum 19. Jahrhundert vertheilen.

Bevor Ref. auf einen Bericht über Reihenfolge und Ausführung der einzelnen Portraits eingeht, mögen nachfolgende Bemerkungen hier Raum finden.

Der Verfasser zeigt sich als ein gründlicher Kenner der älteren und neueren schönen Lite-

ratur Deutschlands und ganz besond
 Dichtungen Schillers. Seine Darstellun
 sich ungezwungen dem Gegenstand
 streift, wenn dieser es gestattet, an's
 man könnte manche der Schilderung
 Frauenhand vindiciren, so fein und
 sind sie gehalten. Man stösst bald
 greifende Untersuchungen, ohne da
 die Erörterung in Schwerfälligkeit über
 die Verwendung des gelehrten Appar
 als in einer beiläufigen Note durchbl
 auf kleine gracieuse Croquis, die in i
 hingeworfenen Zügen der Phantasie
 freien Spielraum lassen; Bilder und
 keines ohne Geschmack und sinnige E
 Jeder Abschnitt, auf dem man zufa
 hat seine eigenthümlichen Reize, we
 Bezug auf den innern Werth beg
 merklicher Unterschied obwaltet. De
 sitzt die glückliche Gabe, auch da,
 lehrt und einen verwickelten Stoff d
 lung unterzieht, diese immer gleich
 fasslich zu halten, ein Zeichen, mit
 cherheit er das vorliegende Gebiet
 Es schleicht sich kein Vorurtheil, ke
 genheit in Liebe oder Abneigung in
 positionen ein, sie werden durch kei
 zen bedingt, von keiner Ueberschä
 Heimischen getragen; in ungetrübter
 lichkeit treten sie uns entgegen, gesun
 genfrisch, ernst oder von Wehmuth a
 das bürgerliche und ritterliche Leber
 Künstler und Gelehrte, Feldherrn u
 her eines grossen Gemeinwesens gl
 umfassend. Ueberall waltet eine bei
 gewissenhaft gehaltene Beurtheilung v
 liche Schilderungen der Saatzfelder, V

und Waldhöhen des Elsass finden ihre Stätte neben interessanten Urkunden, die, oft unverkürzt aber immer in der Uebersetzung, mit dem Texte verwebt sind.

Und dieser Reichthum an starken und fröhlichen Geistern, an Männern, die in Noth und Tod Treue bewährten, mit Sang und Mahnung in's Leben griffen oder in die Tiefen wissenschaftlicher Forschung sich versenkten, spiegelt er nicht das deutsche Wesen in verschiedenen Zeiten und Richtungen ab und würde er nicht für jede deutsche Landschaft, wenn sich für sie ein Schatzgräber fände wie der Verf., dasselbe Zeugniß ablegen?

Die erste Biographie gehört dem in der Grafschaft Dachsburg geborenen Leo IX., dem Verwandten des salischen Konrad, dem frommen und sittenstrengen Freunde von Kaiser Heinrich III., mit welchem er die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit theilte, dass das Leben der Geistlichkeit durchgreifender Reformen bedürfe. — Hiernach wendet sich der Vf. im raschen Uebergange dem Meister Gottfrid von Strassburg zu. Nach kurzer Berührung der Frage, wodurch gegen Ende des 12. Jahrhunderts so plötzlich der Durchbruch eines so zauberhaften Liederfrühlings in Deutschland erfolgt sei, wird uns das Lebensbild Gottfrids entgegengehalten, für welches, bei dem gänzlichen Mangel geschichtlicher Angaben, die dürftigen Umrisse nur aus dessen Dichtungen errathen werden konnten. Aus ihnen ersehen wir namentlich, dass der Sänger mit den Ufern des Rheins vom Bodensee bis zum Siebengebirge vertraut war und ein Wanderleben als Troubadour führte. Die bei dieser Gelegenheit dargelegte Ansicht, dass jeder Zug der Schwermuth, welcher unverkennbar

aus Gottfrid spricht, aus der Hinfälligkeit die dem nicht ritterbürtigen Manne zu Theil worden sein und an Höfen zu Theil geworden sein sei, dürfte indess jeder Begründung. Bei weitem näher liegt die Erklärung dem unvergleichlich schönen Marienliede erschütternder Weise die Schwäche menschlicher Creatur beklagt und nach Versöhnung mit der göttlichen Liebe seufzt. Die Analyse der Dichtung, die gedrängte Uebersicht der Handlung und eingeflochtenen Reflexionen einfach und leicht, man möchte sagen, ohne Kritik begleitet. Der oft gehöhrte Vorwurf der Unsittlichkeit und eines groben Humors, welcher im Liede von Tristan hervortrete, erfährt mit Recht eine gründliche Aufklärung.

In Daniel Speckle gewinnen wir das Portrait eines talentvollen Mathematikers, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine merkwürdige und werthvolle Charte vom Elsass aufnahm. Er betrieb die Besserung und Erweiterung der Festung von Strasburg seine Vaterstadt in der Hand setzte, während des dreissigjährigen Krieges den Angriff zurückzuweisen, und in seiner Zeit über Architectur neue Bahnen für das Bauwesen brach.

Das nächste Portrait führt uns zu Dietrich, der seit 1660 der strasburger Universität als Ammeister vorstand. Diese Stellung war mit um so grösseren Verantwortlichkeiten verknüpft, als von der einen Seite die zartesten Rücksichten gegen den französischen Nachbar beobachtet werden mussten und andererseits die durch Sprache, Sitten und Geschichte auf das Reich der deutschen Bürgerschaft die Antipathien Deutsch-

heilte und jeden durch politische
 tenen Act der Nachgiebigkeit des
 strauen verfolgte. Gleichwohl schien
 derausbruche des Krieges und bei
 en Unfähigkeit des Kaisers, der
 forderlichen Schutz angedeihen zu
 ieser Weg und die möglichste Be-
 Neutralität noch Rettung zu ver-
 r dass diese Zwitterstellung von
 ihrenden Parteien nicht immer re-
 e. Nach dem Frieden von Nim-
 ten sich die mit Drohungen ver-
 sprüche Frankreichs, der Bischof
 von Fürstenberg gab sich ohne
 den Anhänger Ludwigs XIV., die
 mern decretirten die Einziehung
 gebietstheile und während von dem
 en geängstigten Leopold I. keine
 arten stand, drang der französi-
 t sogar mit der herrischen Forde-
 dass Strasburg die in Sold genom-
 izer aus seinem Dienste entlasse.

Verhandlungen, welche damals der
 ntzer mit Louvois pflog und an
 ietrich jedenfalls nicht betheiligte,
 Stunde nicht aufgedeckt. Als ge-
 des September 1681 ein starkes
 Heer in der Nähe von Strasburg
 die Bürgerschaft anfangs zur mu-
 wehr entschlossen; 3000 Mann stan-
 n und der kaiserliche Resident ver-
 verzügliche Hülfe des Reichs. Aber
 e mit Sturm und der aufs Aeusserste
 ath erlangte endlich von Schöffen
 Vollmacht zum Unterhandeln. So
 September 1681 der Abschluss der
 zu Illkirch, unter welcher man auch

Dietrichs Namen findet. Den Aus-
Verfs: *La capitulation de Strasbourg*
fait assez simple; elle s'explique par
des choses, seulement il fallait une
commune pour l'obtenir aussi favo-
vainqueur peu habitué à ménager
et pour y aboutir sans exaspérer u-
tion soupçonneuse« wird man weder
tigt noch als genügend anerkennen d-
dem nämlichen Tage geschah die Be-
Stadt durch das französische Heer,
drale ging in die Hände der kleinen k-
Gemeine über, geistliche Orden liess
nerhalb der Mauern nieder und in Ver-
man sich der Hoffnung hin, dass in
sten Zeit ganz Strasbourg der Staatski-
bar sein werde. Trotz der in der C-
ausbedungenen Gewissensfreiheit wurde
aufgegeben, sich an Processionen zu
Der hiergegen erhobene Protest m-
nehmlich von Dietrich ausgegangen
die protestantische Gemeinde als ih-
punkt und Halt betrachtete. Seitde-
Ammeister für die kleine, aber von
rung gestützte katholische Partei d-
stand von Verdächtigungen und Ver-
jeder Art ab. Ein Befehl von Louvo-
66jährigen Mann nach Paris, von wo
dem alle Versuche ihn zum Abfall vo-
zu bewegen, vergeblich gewesen wa-
dem Städtchen Guéret verbannt un-
seiner amtlichen Stellung entsetzt w-
Aussicht zur Rückkehr nach der He-
an die Bedingung des Uebertritts
»Wenn ich, erwiederte Dietrich, d-
liesse, an dem Herz und Seele hängen-
ich als Heuchler vor dem Richterstu-

verdammt werden«. Endlich bewirkte eine bei der Dauphine eingereichte Bittschrift seiner Frau, dass ihm erlaubt wurde, zur Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten Strasburg auf einige Wochen zu besuchen. Dass hier den körperlich gebrochenen Greis sein erster Weg zur protestantischen Kirche führt und Geistliche seiner Confession viel mit ihm verkehrten, wurde als Attentat gegen die öffentliche Ruhe ausgelegt. Er musste die Heimath noch ein Mal auf Jahre verlassen und als ihm endlich Rückkehr gewährt wurde, geschah es unter der Bedingung, dass er sein Haus nicht verlasse und mit Niemandem, ausser dem Kreise seiner Familie, in Berührung trete. Dass ihm gegen das Ende seiner Tage der Besuch des protestantischen Gotteshauses zugestanden wurde, galt als besondere Gnade des Königs.

Der Leser durfte mit Gewissheit erwarten, unter diesen Denkmalen auf den Namen Schöpf-
 lins zu stossen und er wird darin nicht getäuscht. Wie hätte auch der Verf. des Mannes nicht gedenken sollen, der seine ganze Liebe und Thätigkeit der Heimath zuwandte, keines Rufes nach dem Auslande achtete und durch die viel verheissenden Anerbietungen von Petersburg, Upsala und Leyden nicht verlockt wurde! Nur dem Verlangen nach Rom konnte der im Studium der Alterthumswissenschaften Schwelgende nicht widerstehen und mit wenig Geld und frischem Muth trat er die Reise an, die in ihrer Ausbeute so reichliche Zinsen für ihn tragen sollte. Die schmale Pfründe, welche das bei seiner Rückkehr nach Strasburg gewonnene Canonicat von St. Thomas abwarf, verwandte der bescheidene, an wenige Bedürfnisse gewöhnte Mann fast ausschliesslich zur Ansammlung jener Manu-

scripte, die noch jetzt der städtische thek zur Zierde gereichen. Von nun an seine Studien nur der Geschichte schliesslich in dem Werke zusammen Werth, trotz aller Forschungen der M hat verkümmert werden können. aus dieser Alsatia illustrata ein bew würdiger Fleiss neben scharfer Kritik nem Tact in der Ausführung und des Stoffes. Was Städte, Klöster, Kirchen an Urkunden und Antiquitäten musste zur Förderung der planmässigen dienen. Längst erloschene G werden in ihren Genealogien ver Schloss, kein Gotteshaus hat sich s fenden Blicke entzogen; ein gehäuft Sorgfalt geläutertes Material, ohne w dem kein Geschichtschreiber des Elsa beiten gewagt hat. Mit dem Ersch umfangsreichen Werkes stand auch gegründet, so dass, wenn Strasbur Zeit mit Vorliebe von der ausländisc mischen Jugend besucht wurde, S war, der diese Anziehungskraft übte doch, wenn man auf seine jüngere sieht, die Arbeitskraft mit den Jahr sen zu sein. Wer erinnert sich nichtes Dichtung und Wahrheit der S der Feier, als der 76jährige, aber i rührige und geistig frische Greis se ges Jubiläum beging? Im Jahre dar sein Tod. Ein bescheidenes Denkma des prächtigen Monuments des Mars Sachsen, bezeichnet seine Ruhestät Thomas.

Es lag nahe, dass der Verf. vor auf dessen Schüler, den Abbé Grandi

ging, der die Urkunden und Acten des ehemaligen Archivs des Bisthums Strasburg, das jetzt aus einander gerissen und in den Archiven verschiedener Departements untergebracht ist, in 25 Foliobänden mit genauer Angabe des Inhalts verzeichnete und auf dieser Grundlage die Geschichte des Bisthums Strasburg abfasste. Es war nicht etwa nur die äussere Geschichte des geistlichen Gebietes, die er sich vorsetzte; er lässt den Gestaltungen des geistigen Lebens, dem Wandel im Glauben und in der Sitte eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden, unterzieht die Legende einer gewissenhaften Prüfung und ist, obwohl ein gläubiger Sohn der Kirche, weit entfernt, die in verschiedenen Zeiten durchblickenden Gebrechen derselben zu bemänteln. Das war es, was ihm Zurücksetzung, Verdächtigungen, endlich offene Verfolgung zuzog, so dass nach der Meinung Vieler, die übrigens der Verf. nicht theilt, sein plötzlicher Tod durch Vergiftung herbeigeführt wurde.

Unter allen Biographien dieser Sammlung ist die des bekannten strasburgischen Maire Friedrich von Dietrich bei weitem die umfangreichste. Es stand dem Verf. hierfür ein höchst bedeutendes Material zu Gebot, eine zum grossen Theil in die Darstellung eingewebte Familiencorrespondenz, Protocolle und sonstige Actenstücke der Municipalität von Strasburg und jene, wenn auch nicht namhaft gemachte, Fluth von Pamphlets und fliegenden Blättern, die neuerdings von Heitz (*La Contre-Révolution en Alsace*) in einem eigenen Werke veröffentlicht sind. Auf dieser Grundlage ist die Biographie abgefasst, eine feine psychologische Studie, neben der Abspiegelung der Zustände Frankreichs während der ersten vier Jahre der Revolution.

Auf Dietrich, den Urenkel des genannten Ammeisters, hatten sich R Adel und Ehrgeiz des Vaters vere Drange nach wissenschaftlicher Besc und um in den Betrieb der Gruben senhammer auf seinen Landgütern Ei gewinnen, warf er sich auf Geologie wanderte die Gebirge von Deutschland Italien und England, besuchte im Auf Regierung die Berg- und Hüttenwerk reiche Corsikas und erwarb sich a »Description des gîtes de minerai de la die Anerkennung der Männer von Fac trich war Protestant, aber ohne die C zuversicht seines Ahnherrn, ein Anhä lockern Philosophie der Encyclopaedist Freund von Turgot und Condorcet beg die ersten revolutionairen Zuckungen s terlandes als Vorzeichen einer neuen gl Aera. Die Académie des sciences z zu ihren Mitgliedern und in seinem H gegneten sich die Gelehrten des In landes, welche Strassburg besuchten ebendasselbst 1789 zwischen dem Rath gen Zünften heftige Zerwürfnisse au wurde ihm als Commissarius der Regie Ausgleichung übertragen. Diese Aufg um so schwieriger, als die bemittelte schaft wenig Neigung verrieth, Vorre Privilegien dem Staat zum Opfer zu die unteren Stände dagegen den mit gonnenen Reformen im politischen Lebe reichs entgegenjubelten. Die hieraus sene Bewegung erreichte bei der Nach der Erstürmung der Bastille eine be Höhe; das Stadthaus wurde gestürmt sitzenden Rath zur Seite constituirte

aus Repräsentanten der Bürgerschaft bestehende Behörde. Nun bewirkte zwar Dietrich, nicht ohne Anwendung scharfer Mittel, die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe, aber der Rath dankte ab, eine Municipalität trat an die Stelle desselben, Nationalgarden bildeten sich — es sollte das Treiben der Pariser Bevölkerung in allen seinen Schattirungen auch hier Boden finden.

Die nachfolgenden Ereignisse werden wir um so kürzer zusammenfassen dürfen, als sie mehr oder weniger nur als eine Recapitulation der Tagesgeschichte von Paris sich zeigen. Die Lage des zum Maire seiner Vaterstadt erkorenen und aus voller Ueberzeugung der Constitution anhängenden Dietrich gestaltete sich mit jeder Stunde verwickelter. Die im Elsass begüterten deutschen Stände erhoben Protest gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, Juden begeherten den Genuss aller staatsbürgerlichen Rechte und sahen sich dafür vom Volke verhöhnt, in den Regimentern wankte der Gehorsam gegen adliche Officiere, Cardinal Rohan ermunterte von Ettenheim aus den Clerus zur Widersetzlichkeit gegen alle Neuerungen, der Handel stockte, Strasburg sah sich durch Aufhebung des Lehenswesens und Verlegung der Mauth an den Rhein seiner bedeutendsten Einnahmen beraubt, es zog von allen Seiten das Unwetter über die Stadt heran. Die Spannung zwischen Patrioten und denen, welche von den staatlichen und kirchlichen Bedingungen der alten Zeit nicht lassen wollten, stand nicht mehr zu beseitigen; es konnten die Beschlüsse gegen Refractaires keine Ausführung finden, weil ein Theil der Gemeinde, von katholischen Clubs gestützt, sich der Priester annahm, und die Municipalität beiden Confessionen angehörte. Noch

gelang es Dietrich, in diesem Ge-
 Parteien die vermittelnde Stellung
 ten, bis der Jacobinismus in einer
 Schneider seine Spitze und in Verni
 Amis de la constitution seine Lösung
 der Schilderung dieser Verhältnisse
 Verf. auf Rouget de l'Isle und die
 des Sieges- und Zornessanges der
 ein, die anmuthigste Episode in dem
 werke Lamartines, die ihrer Zeit a
 sen Blättern hervorgehoben ist. Da
 Actenstücke ergeben, dass die geg
 reich ausgesprochene Kriegserklärung
 dem 24. April 1792 in Strasburg
 und in einem an Dietrich gerichteten
 aus Schlettstadt vom 29. April des
 guerre bereits gedacht wird, so
 Wahrscheinlichkeit dafür, dass die C
 an dem nämlichen Tage entstand, a
 man in Strasburg die erste Kund
 Kriegserklärung erhielt.

Während des Doppelkampfes,
 mit Jacobinern und Königlichen z
 hatte, wurde Dietrich von Ersteren
 der Revolution beim Mutterclub in P
 Nationalversammlung angegeben. Da
 indessen den muthigen Mann nicht
 politische Ueberzeugung consequent z
 zu bringen. Eine von der Municip
 burgs an den König und die Nation
 lung gerichtete Adresse, welche die
 enthielt, dass man unter allen Ums
 Constitution getreu bleiben werde,
 so folgenschwerer sein, als sie an de
 nissvollen 10. August in Paris eintr
 mit Dietrich der augenblicklich h
 Partei scharf gegenüberstand. De

Nationalversammlung trafen in Strasburg ein, wo sie von Jacobinern festlich empfangen wurden, bewogen die eingeschüchterte Municipalität zum Widerruf der Adresse, luden den seines Amtes entsetzten Dietrich nach Paris vor und brachen der Schreckensherrschaft von Eulogius Schneider Bahn. Die gewünschte Rechtfertigung vor der Barre des Hauses wurde dem im voraus Verdamnten nicht gestattet, es sollte das Tribunal des Bas-Rhin das Urtheil über ihn fällen. Dass der solchergestalt nach Strasburg zurückkehrende Dietrich mit Ovationen von der Bürgerschaft empfangen wurde, die Neuwahlen der Municipalität fast alle auf seine Anhänger fielen und die Freisprechung in Aussicht stand, konnte begreiflich die Lage Dietrichs nur verschlimmern. Er wurde seinen gesetzlichen Richtern entzogen, vor das Tribunal in Besançon gestellt und als dieses ihn von der Anklage, mit Lafayette conspirirt, Refractaires geschützt und die Bewohner Strasburgs gegen die bestehenden Gewalten aufgewiegelt zu haben, entband, nach Paris geschleppt und dem Revolutionstribunal überwiesen. Mit demselben ungebrochenen Muthe, mit welchem er einem Fouquier-Tinville gegenüber als Freund der Verfassung gesprochen hatte, bestieg er 29. December 1793 die Guillotine.

Am Schlusse dieses Berichts möge Ref. gestattet sein, auf ein Bruchstück aus dem von Rud. Wagner herausgegebenen Briefwechsel Sömerings hinzuweisen. Es findet sich in einem Schreiben des unvergesslichen Heyne vom 1. Mai 1793 und lautet also: »Lange stellte ich mir vor, dass das Ministerium (in Hannover) auf den Einfall kommen würde, dass Forster aus der Societät ausgestrichen werden sollte; endlich ist

auch die Anregung erfolgt wegen F. Exmaire Dietrichs. Es ist geantwortet, dass die Societät sei kein politisches Institut, habe politischen Gesinnungen nichts zu thun, sondern sich ganz auf's Wissenschaftliche einzurichten. Wir hätten wir auch nicht excludirt; auch die Societät of L. that es nicht; Dietrich ist ein Opfer von eben der Constitution, wie Strasburg behaupten will*.

Dem Maire von Strasburg schliesst sich der Herr beider Oberlins an, Jeremias Jacob Friedrich, »l'un le pionnier intrépide, l'autre le défriché, l'Evangile à la main, une culture des Vosges; l'autre, un éclaircissement laborieux, qui, dans le domaine de la philologie et de la philologie comparée, de plus d'un demi-siècle les recherches de l'érudition actuelle«. Der mit unermesslicher Liebe geschriebene Lebensabriss des Hrn. Gers im Steinthal (Ban-de-la-Rochelle) wird eine wahre Zierde dieser Sammlung werden. Der Verf. spricht mit einer Wärme, die ihn als den Freund und Verehrer eines erfüllten Mannes verräth. Und doch wird dahin gestellt bleiben, ob seine Wärme und weich das Herz erfassen wie die herzlich frommen Mittheilungen Schillers. Tausenden von Lesern den Pfarrer Gers als Seelsorger mitgegeben hat.

Es folgt der 1814 verstorbene Herr von Bas-Rhin, Graf Lezay-Marnésia, dessen seines Aufenthalts in Göttingen durch seinen Aufenthalt mit Bürger in den Aufschwung der neuen Literatur Deutschlands eingeweiht, später nicht weniger durch Abfassung politischer Schriften, als durch eine Uebersetzung des Schillerschen Don Carlos Nar

und im Anfange dieses Jahrhunderts Frankreich am kurfürstlichen Hofe zu Salzburg vertrat. — Am Schluss dieses Bandes bilden der in Colmar geborene und in Deutschland weniger als im Verf. gefeierte General Rapp und der Strasburger Coehorn, Lehrer Maximilians von Baiern, einer der ausgezeichneten, wenn auch weniger genannten Generäle Napoleons, der einige Tage nach der Schlacht bei Leipzig seinen Wunden erlag.

Die zweite Serie der Biographien beginnt mit Otfrid, dem Bischof Wernher von Strasburg, einem Freunde des letzten Kaisers aus dem sächsischen Hause, Bruno, dem trotzigen, roh-lebenslustigen Herrn vom Schloss Rappoltstein (Ribeupierre), eine Zeitlang Ausbürger und dann Todfeind der Stadt Strasburg, dem vollgültigen Vertreter einer verwilderten Ritterschaft aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dann folgt Conrad von Bussnang, der 1439 den bischöflichen Stuhl zu Strasburg gewann und auf diesen Sebastian Brant, seit 1500 Rechtsconsulent, dann Vorsteher der Kanzlei seiner Vaterstadt Strasburg, die er verschiedentlich als Gesandter bei Kaiser Maximilian vertrat, später Beisitzer des Reichskammergerichts in Speier; ein Mann, der, trotz der Ueberhäufung mit Amtsgeschäften, immer noch Musse für wissenschaftliche Studien zu finden wusste, obwohl ein strenggläubiger Sohn der Kirche sein Auge nicht vor der Verderbtheit der Geistlichkeit verschloss, die Gebrechen der Zeit scharfsinnig erfasste und Schlechtigkeit und eitles Wesen schonungslos geisselte; ein Vorarbeiter der Reformation ohne es zu wollen und zu wissen. In Bezug auf die Beurtheilung der Poesie Brants schliesst sich der Verf. den Auffassungen von Gervinus an. Das Mass, welches der Dichter des Nar-

renschiffes selbst in seiner bitteren
zu halten wusste, wohnte dem F
Murner nicht bei.

Hiernach tritt uns Johann Fis
deutsche Rabelais, entgegen, der,
nicht im Elsass geboren, doch Strasbu
Heimath anerkannte, so reich an Wis
Phantasie, ein muthiger und rücksich
kämpfer des Protestantismus, in B
Ausdrücken mehr originell als wähle
Vf. gesteht, dass es ihm stets Ue
gekostet habe, den Cynismus Fisc
»cette orgie du langage«, so weit zu
um gegen die bessern Schöpfungen
Gerechtigkeit zu üben. Man wird d
spruche die Beistimmung nicht ver
nen, ohne deshalb, wie es hier ges
einem Vergleiche der oft untrüber
scharts mit den zarten Tönen der M
gedrängt zu werden. Ref. möchte der
Quevedo's, dass er »die Wahrheit
und etwas weniger als nackt« zeigen
dades diré en camisa — Poco men
nudas) auf Fischart anwenden.

Auf Moscherosch übergehend skiz
in treffender Zeichnung den historisc
grund des Philander von Sittewald,
menhang der Dichtung mit den Zus
Anschauungen ihrer Zeit, die tiefe
mit welcher das Einschleichen welsch
Lüge in Deutschland geschildert wird
volle Würdigung der »Strafschriften«
misst, dieser schauerlichen und doch
telbar aus dem Leben herausgeschäl
schütternden und burlesken Szenen
Schilderungen, die bald in tollster L
brausen, bald Zuckungen des Schme

rechnen lassen und selbst hinter Nuditäten mehr Barbareit als Lüsternheit bergen. Auch aus ihnen sprechen spanische Reminiscenzen, Nachbildungen der Sueños von Quevedo, wenn schon nicht in dem Masse, wie in dem hierauf vorgeführten Grimmelshausen, dessen Simplissimus in Form und Colorit am wenigsten die kastilische Heimath verläugnet. Der Verf. geht auf eine genauere Analyse dieser Dichtung ein, als er es bei Moscherosch gethan, reiht biographische Notizen in dieselbe ein, löst Allegorien in sinnige Deutungen auf, mehr auf warme und verständige Interpretation des Einzelnen, als auf das Erfassen der Totalität bedacht. An dieser Novelle, über welche die volle Romantik des Vagantenlebens ausgegossen ist, die in ihren raschen Uebergängen vom Tragischen zum Komischen, im Uebersprudeln des Humors und dem Erguss der schärfsten Lauge die Wahrheit nie hintansetzt, könnten Hunderte von stoffarmen Scribenten Sättigung finden. Ref. vermag die Meinung des Verfassers nicht zu theilen, dass keusche Ohren verletzt würden, wenn Laster und Leidenschaften ohne jede Verhüllung hervortreten. Mag man sich auch für den Augenblick von der Darstellung abwenden, schlimmer bleibt jedenfalls die Methode, Schönplättchen auf Sünden zu heften und nach Art von Schriften, die von der guten Gesellschaft nicht mit dem Banne belegt sind, dem Leser tropfenweise und nach allen Vorschriften des Anstandes Gift einzuflöszen.

Es folgt der Goethesche Lenz, hinsichtlich dessen der Verf. bemerkt: »Je me suis moi-même identifié, depuis de longues années, avec les pensées, les sensations, les malheurs de Lenz«. Er erkennt die Schwierigkeit nicht, das Leben

eines Mannes zu reconstruiren, der lang als Nebenbuhler einem Goethe stand und zu den höchsten Erwartungen, um dann sich in sich selbst zu zerschlagen. Dass Goethe den zerrissenen und excentrischen Gesellen in Sesenheim nicht einführen konnte, ist so verständlich, wie das Lösen der Bande, die ihn an Friederike knüpften, lange Jahre auf seiner Seele lastete; Lenz hinterher einen tieferen Eindruck auf das Mädchen gemacht habe und gewissermaßen die Erbschaft des Dichters eingetreten, der Verf. entschieden in Abrede stellen. Die plötzlich gebotene Entfernung vom Hofe zu Weimar, wo ihm die wichtigste Aufnahme zu Theil geworden findet auch hier keine Erklärung. Sein Verhältniß zu Goethe sich von dem Abenteuerer loszureißen, dem Dichter im Tasso der unglücklichen Liebe von Strasburg vorgeschwebt habe, was Lenz annimmt, ist mehr als unwahrscheinlich. Goethe war zu reich, um für den Mittelplatz der vollendetsten Dichtung die Züge von Lenz zu übernehmen und überdies ihn abstossender zu borgen. Man kennt den tragischen Ausgang von Lenz, dessen Talente den moralischen Halts nicht ersetzen konnten, was ihm bis zuletzt blieb, war ein Ehrgeiz, die Wertschätzung seiner selbst, die auch die bittersten Erfahrungen nicht abgeschwächt haben. Indem der Vf. dann auf eine Vergleichung von Lenz eingeht, stellt er einen Standpunct, der zwischen dem vollen Urtheile von Gervinus und der übertriebenen Anerkennung Gruppe's die Mitte hält. Mit Goethe erkennt er in Lenz eine große Productivität, feine Characterzeichnung, C

Entwurfs, aber zugleich auch Mangel an Zartgefühl, ästhetischem Tact und an der Gabe, die dichterischen Kräfte zu concentriren. Allen seinen Gestaltungen, vielleicht die lyrischen Dichtungen ausgenommen, fehlte Einheit und Ebenmass. Dem Dichterfürsten zur Seite konnte nur eine untergeordnete Stellung beschieden werden.

Die hieran sich reihenden Portraits gehören dem Colmarischen Professor George Ozaneaux, dem Freunde von Aimir Delavigne, mit deutscher und französischer Literatur gleich befreundet, Verfasser mancher lieblichen Dichtung, der die verdiente Anerkennung in Frankreich nicht versagt wurde; sodann dem strasburger Professor Theodor Guiard, dem Uebersetzer des Sophocles und als solcher, nach dem Dafürhalten des Verfs, dem in Deutschland gepriesenen Donner mindestens ebenbürtig; François Lamm, der seinen Ernst hinter kaustischen Formen barg, der heftigste Gegner der Schule von Victor Hugo und mit seiner Uebersiedelung nach Strasburg (1831) mit literarischen und historischen Forschungen — seine Lettres inédites und der Heptameron der Margaretha von Navarra haben auch in Deutschland dankbare Aufnahme gefunden — dann mit Untersuchungen über die ältere französische Sprache, namentlich den Chanson de Roland, beschäftigt, den er, auffällig genug, der Dichtung der Nibelungen gleich stellt. Die in grosser Zahl beigegebenen Briefe Génins an den Vf. gewähren mannichfaches Interesse.

Ref. würde einen das Mass dieser Blätter überschreitenden Raum in Anspruch nehmen müssen, wenn er gleichmässig über die nachfolgenden Abschnitte berichten wollte. Es genüge deshalb eine von kurzen Notizen begleitete Namhaftmachung der Männer, über deren Leben und Lehren in wissenschaftlicher, künstlerischer und politischer Beziehung der Verf. sich auslässt.

Joseph Wilm, Sohn eines armen Weinbauers im Elsass, Professor in Strasburg, mit der philosophischen Literatur Deutschlands — „la terre promise de la pensée“ — befreundet, ein eifriger Beförderer des Schulwesens in seiner Heimath und Verfasser der Histoire de la philosophie depuis Kant jusqu'à Hegel. — Christian Bartholomess, der vornehmlich durch seine Untersuchungen über Giordano Bruno sich bekannt machte. — Theodor Kress, ein beliebter und in Göttingen durch die Vorlesungen Heyne's zu einem tieferen Eindringen in philologische Studien geweckter Gymnasiallehrer. — Renouard de Bussierre, der

die Erlebnisse seiner levantischen Reise in sur l'Orient zusammenfasste und nach erfolgtritt zur katholischen Kirche seine literarische fast ganz auf das Gebiet der Legende beschränkte. — Henri Lebert, der Maler und Dichter. — Türckheim, dessen Vater der Nachfolger Die Mairie von Strasburg war und der in seiner schönen Frankfurterin verehrte, die einst Goethe hatte und von diesem als Lilli im Liede genannt. Durch Besuch der Hochschulen zu Erlangen wurde Türckheim mit der deutschen und französischen Literatur gleich vertraut. Seit er die Mairie übernommen hatte, wandte er seine ganze Thätigkeit der Abhülfe des wachsenden Pauperismus; von der Stiftung der maison de refuge aus, die Gewerbeschulen und Salles d'asile war sein städtische Verwaltung dankte ihm zahlreichen Leistungen. Als Präsident eines evangelischen Consistoriums, dem eine halbe Million Menschen untergeben, trieth er mit der katholischen Bevölkerung in endlose Conflict, als manche Kirchen vorzuziehen beider Confessionen gemeinschaftlich benutzten. Dadurch, so wie durch das Drängen seiner Anhänger wandten nach einer volksthümlichen Umgestaltung des Consistoriums, und durch die Zahlungseinstellung seines Bankgeschäftes, an welchem er theilhaftig war, wurde der Abend seines Lebens getrübt. Sein Tod erfolgte am 1. März 1865. Sodann der Strasburger Bürgersohn Friedrich Schlegel, der Nachfolger Türckheims, als die Mairie als Maire niedergelegt hatte. Sein Werk über l'état social traf in Frankreich der Tadel, der in Deutschland die Schwerfälligkeit in ihm vorwalte. Es ist der Tod des 1859 verstorbenen Mannes auch in diesen Blättern und zwar bei Gelegenheit des Code historique de la ville de Strasbourg, für welche die historische Einleitung verfasste. — Die letzte dieser Sammlung gehört dem auf dem Gymnasium zu Worms herangebildeten Louis Sers, der dem französischen Heeres in Sachsen beiwohnt, den Kämpfen Napoleons im Jahre 1814 sich angeschlossen, als Gesandtschaftssecretair Talleyrand nach Paris in Wien folgte und 1865 als Praefect des Departements des Niederrheins sein Leben beschloss.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

28. März 1866.

Geschichte des Falles von Polen, nach russischen Quellen von S. Ssolowjoff, Professor der Geschichte an der Universität zu Moskau, übersetzt von J. Spörer. Gotha, Verlag von F. Thienemann, 1865. 375 Seiten in Octav.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens von Dr. Johannes Janssen, Professor der Geschichte in Frankfurt am Main. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1865. 186 Seiten in Octav. (Besonderer Abdruck aus den historisch-politischen Blättern).

Vorgenanntes, wesentlich »nach russischen Quellen« verfasstes Buch gewährt sowohl durch diesen Umstand wie durch die nationalen Sympathieen des Verfassers mit seinen Quellen ein besonderes Interesse; es ist in doppeltem Sinn ein russisches zu nennen. Diese Einseitigkeit ist Ssolowjoffs Stärke und seine Schwäche. Er empfindet nichts von den subjectiven Bedenken, die dem Historiker zumal bei allen internationalen Fragen sein Richteramt, allen Parteien gerecht zu werden, so sehr erschweren, nichts

von dem Gewissensdrang, weder den Volksgeist zu nahe zu treten, noch über Gebühr zu huldigen, nichts von deren ehren Beruf, wo es Noth thut, auch des Feindes und zum Nachtheil welcher er selbst angehört, die Rollen des Klägers und des Vertheidigers zu wechseln. Gilt eine Geschichte des Falles von 1812 als eine Geschichte der angeblichen Märtyrerschaft Polens auf Kosten seiner Nachbarn, so grössern, mit der Moral aber, oder vielmehr mit der Unmoralität, wie diese Missdeutung wird, genauere Abrechnung zu machen sieht er nicht im Entferntesten sich an. Vergebens wird man in dem ganzen Buch nur einen schwachen Anklang von Sympathie des Verfassers mit dem traurigen Schicksal des untergehenden Volkes entdecken. Pseudoreligiösen Motive, welche Kämpfe in der Dissidentenfrage zum Hauptveranlasser der Vergewaltigung Polens machte, werden Hand für baare Münze angenommen. Paar in Bezug auf die Wahrheit der gehaltenen Angaben keinesweges und Schriftstücken eines russischen Geistes. Von vorn herein die grosse Frage nach der gerechten Berechtigung des russischen Imperiums ausser Zweifel gestellt und ein für allemal zum Schweigen gebracht. Wenn aber die russische Macht, Preussen, so unbescheiden in Anspruch zu fallen zu lassen, mit gleicher Rücksichtlosigkeit wie Russland, seine Machtintentionen geltend zu machen, dann wird das Zustandekommen eines so ungebührlichen Eingriffs in das polnische Monopol für eine That der Gerechtigkeit gegeben, für die Polen der unerhörte Selbstherrscherin aller Reussen zu un-

sank sich verpflichtet fühlen soll. So wenigstens interpretirt Ssolowjoff das Gesuch der Kaiserin Friedrich II., die von ihm zu Marienwerder errichtete Zollstätte wieder aufzuheben (S. 25).

Ebenso wenig stichhaltig sind, wie berührt, die von Ss. zu Gunsten der Beschwerden des Bischofs von Mohilew beigebrachten Documente, die er doch zur Rechtsbasis der russischen Feindseligkeiten gegen Polen macht. Denn aus dem eigenen Bericht Konisskis, dieses von Katharina zur Anzettelung ihrer Intriguen auserwählten Werkzeugs der griechischen Kirche an der russischen Synod, lässt sich herauslesen, dass die Sache, die er führte, keineswegs eine so reine und unverfängliche war, wie er vorgab. Er selbst gesteht ein, dass die Constatirung des Begründetseins seiner Anklagen keine leichte Sache sei, »dass alle Rechtsverletzer zur Verantwortung zu laden, ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, da der grösste Theil von ihnen bereits zum Gericht vor Gott abgerufen worden« (S. 34). Seinerseits aber weiss Ss. zur Begründung für die umfassenden Beraubungen, welche die griechische Kirche von der katholischen erlitten, nichts Besseres beizubringen, als ein in der russischen Geschichte des Unterzeichneten aus den Berichten Essens hervorgehobenes Factum, das er ohne Weiteres in der für seine Auffassung charakteristischen Weise sich zu recht legt, das aber selbst erst, nach den von Essen gegebenen Andeutungen, vor allem Andern einer genaueren Erörterung und Untersuchung in seinen Beziehungen zur Vergangenheit und Gegenwart bedurft hätte. »Konnte« sagt Ss., »Katharina auf ihre Forderungen verzichten? Konnte Russland dem russischen Volke seinen Beistand verweigern? Es handelte sich

nicht bloss um Gleichstellung der Russen den Griechischgläubigen und liken, es handelte sich zugleich um 1 welche den Griechischgläubigen entzogen waren« (S. 25). Dagegen heisst in der russischen Geschichte V, 383, dass der Bischof von Mohilew habe bei der Kaiserin Hof darüber Beschwerde geführt, dass seit 30 oder 40 Jahren 150 Kirchen den nicht unirten Unterthanen der russischen Religion genommen wären. »Der Kaiser beauftragt, die Sache des Bischofs zu untersuchen. Die Rückgabe dieser Kirchen an die unirten Unterthanen verlangte, zu unterstützen und empfahl. Der Kaiser in einer Audienz dem König so nachsichtig, dass, als dieser einige Einwendungen machte, er kurz mit den Worten abbrach: »Der Kaiser will, dass der Wille seiner Souverainin, den Bischof zu stellen«. — Also der Wille, die Kirchen an die Kaiserin sollte an die Stelle des Rechts kommen. Bei diesem Standpunkte aber, der der Kaiserin ein ganz natürlicher zu sein scheint, ist es ja freilich nicht einer scrupulösen Untersuchung der Frage, ob nicht gerade das Heilige im Missbrauch der russischen Macht liegt, sondern so begnügt sich denn auch der Verfasser damit, diesen sauberen Rechtsstand durch die mit barbarischer Härte die Befehle der Kaiserin vollziehenden russischen Gesetze zu bestätigen. In den eigenen Worten desselben zu lesen: »Was ist das?« schrieb Repnin nach Moskau: »unseren Forderungen wollen sie nicht nachgeben; worauf verlassen sie sich? Selbst die Russen machtlos, und die Fremden werden nicht geschützt.« (S. 35). Nichtsdestoweniger aber auch einem Repnin nicht verborgen, dass es den auswärtigen Mächten um

Vollziehen der Republik zu thun wäre, es tausend andere Fragen gäbe, auf deren Durchführung es in dieser Beziehung sehr viel mehr ankäme, als auf die der Dissidentenangelegenheit im Sinne Russlands; er war wirklich unglücklich genug, nicht einzusehen, dass gerade darum der Kaiserin diese Frage mehr als jede andere am Herzen lag, weil der vor auszusehende hartnäckige Widerstand von Seiten der Polen ihr den erwünschtesten Anlass geben musste, nicht Polen zu reformiren, sondern es vollends seinem Untergang entgegenzuführen, und so wagte er selbst er, der nur zu gehorchen gewohnt war, an seinen Hof die Vorstellung zu richten: ob es (denn) der Mühe werth sei, für die Dissidenten einzutreten, unter denen es keine angesehenen Leute gebe«. Darauf aber wurde ihm zur Antwort zu Theil: »der Vortheil, die Ehre des Vaterlandes, der persönliche Ruhm Ihrer Majestät forderten die Durchführung der Dissidentensache« (S. 36, vgl. S. 29).

Und noch an einer anderen Stelle verräth sich aus den Berichten eben dieses Gesandten, wie unlauter die Sache war, die er zu vertreten hatte, wie die ganze Dissidentenfrage in den Händen Russlands nichts war als ein plausibler Vorwand, die Polen gegen sich aufzureizen, um dann zur Strafe für ihre Widersetzlichkeit um so vollständiger sie zu unterjochen. Russland verlangte nicht nur die religiöse Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken, sondern es betonte nicht minder stark auch die politische Gleichstellung. Zu dieser war aber nicht die mindeste Veranlassung bei der damaligen Lage der Dinge, denn »es fehlte ihnen einfach die notwendige Zahl von Candidaten für die höheren Aemter. Selbst die Einführung des Bischofs von

Weissrussland in den Senat stiess an Schwierigkeiten, als Senator musste er von polnischer Herkunft sein. Konisski meinte, dass Weissrussland Mönche von polnischem Adel einziehen und es ihn wissen zu lassen, dass sich Leute fänden, welche mit adligen Eigenschaften verbänden« (Repnin 21. Sept. 1767 bei Ss. S. 66). Nichts destoweniger wurden die russischen Intentionen durchgesetzt. In Russland kam es in Wahrheit noch viel mehr auf die politische Gleichstellung der Polen, darauf an, möglichst bald alle Hindernisse wegzuräumen, was seinem eigentlichen Zweck die innere Zerklüftung Polens zu nähern sich entgegensetzte, mithin vor Allem die polnisch-torjanskischen Reform- und Einheitsbestrebungen den Garaus zu machen. Es wurde durch alle diesen schlechten Mitteln der abgefeimte Plan unter Mitwirkung russischer Truppen durchgesetzt, sowohl aus Dissidenten als aus den zahlreichen katholischen Anhängern der Union vom veto zusammengesetzte, zu einer künftigen Generalconföderation zusammenzufügen, bei deren Versammlung der russische Gesandte das schmachvollste Schauspiel seiner mit Betrug gepaarten Gewaltthätigkeit zu geben. Die Bischöfe und sonstigen Anführer des alten Zustands der Dinge hatten nur die Wahl zum Beitritt zur Conföderation sich zu lassen, dass 1) dem die Dissidenten den Artikel in den »Instrumenten« oder Statuten der Sonderconföderationen, die Mitglieder derselben verpflichtete, dass sie mit Genehmigung des Gesandten eine bestimmte und gemässigte Form war gegeben w

das Repnin 2) sie hatte glauben lassen, Russland werde der Absetzung des meineidigen, sich zum slavischen Diener dieser Macht herabwürdigenden König Stanislaus August nicht entgehen sein. Als es sich nun aber darum handelte all' die verschiedenen Einzelconföderationen zu der erwähnten Generalconföderation zu vereinigen, wollte Repnin von den Concessionen, die er jenen gemacht hatte, nichts mehr wissen; vielmehr drängte er nun den in Radom Versammelten die Zustimmung zu ganz anderen Forderungen ab. So gab er dem die Dissidenten betreffenden Artikel eine die völlige politische Gleichstellung derselben bedingende Fassung und um das Mass der ärgsten Zumuthungen voll zu machen, verlangte er, dass die Conföderirten im Voraus für alle (unter russischer Einbüchtering) auf dem bevorstehenden ausserordentlichen Reichstag zu erlassenden Constitutionen oder Gesetze um die Garantie Russlands nachsuchen, d. h. dass sie selbst den der polnischen Nation angethanen Zwang in eine dieselbe ewig bindende Fessel verwandeln sollten. Der russische Oberst Carr brauchte ohne weiteres, um den Trotz der Widerspenstigen zu brechen, Gewalt. Er liess das Versammlungshaus mit russischen Truppen umgeben, alle Zugänge mit Kanonen besetzen und erklärte, dass er keinen herauslassen werde, bevor nicht die vom Fürsten Repnin ihnen vorgelegte Conföderationsacte unterzeichnet sei. Sie mussten der Gewalt weichen. Die Generalmarschälle Radziwill und Brzostowski wurden eidlich verpflichtet, die Rechte der Dissidenten und die Garantie der Kaiserin anzuerkennen. Von all diesen Scheusslichkeiten, über die der fünfte Band meiner russischen Geschichte Auskunft giebt

(vgl. besonders S. 419 ff.), erwähnt kein Wort. Und wozu denn auch seine russischen Quellen kein Gefühl und Unrecht, so hiesse es ja wohl Patriotismus zu nahe treten, wenn man muthete, anders zu empfinden als solchen Gewährsmänner. Er begnügt in der That damit, das horrible Factum man die gesammte Conföderationbruch zwingen wollte, als eine Sache zu len, die er ganz in der Ordnung findet, nimmt keinen Anstand, den Widerstand Repninschen Zumuthungen entgegenzusetzen mit dem Ton wegwerfender Missachtungsgutachten: »die Conföderation musste Widerspruch und Scandal zu vermeiden lassen, dass alle von den Landboten (mittenten) in den Kreisversammlungen Eide, die dem Sinn der Conföderation widersprächen, annullirt seien. Conföderirten verwarfen beide Dekrete, doch dieses sowohl wie noch ein anderes, dessen die russischen Truppen für erklärt werden sollten, die zur Unterdrückung der Volksfreiheit gekommen wären), alle Bemühungen der beiden Generale und als Hauptagitator erwies sich ein alter, starrer Landedelmann, Kozuchowski, der für Mnischczeks. Repnin befahl, Kozuchowski zu arrestiren, liess ihn indess bald wieder freilassen. Der kurze Arrest reichte hin, aus Kozuchowski einen religiösen Märtyrer zu machen. Der päpstliche Nuntius machte ihm seine Anerkennung kund, die Visiten erfolgten dann schaarenweise, Repnin schickte Kozuchowski nach Moskau, deckung auf sein Dorf« (S. 46. 47).

In diesem Ton und Stil ist das g

gefasst. Vom russischen Unrecht
 m Wort die Rede. Dagegen aber
 das Schuldregister, in welchem
 erniedrigung der Polen verzeichnet
 leider nur allzureichen Zuwachs.
 sich, dass auch von den Häuptern
 rthei sogar der Fürst August Czar-
 russischen Sold nicht verschmähte,
 mit Vergnügen vernimmt die Kai-
 naz Potocki, dass er »sich trotz
 lecker nach Geld gezeigt hat«
 en Werth solcher thatsächlichen
 sind wir weit entfernt zu unter-
 können wir auch mit der Auffas-
 fassers uns nicht einverstanden er-
 n wir ihn als Historiker, insofern
 chen Begriffen jedes tieferen ethi-
 sich total bar und ledig zeigt,
 ch stellen, so bleibt darum seine
 mmer ein sehr dankenswerther Bei-
 chichte des Falles von Polen. Ge-
 ackten Unverhülltheit, mit der Ss.
 en russischen Staatsmänner mit ih-
 Worten vorführt, spiegelt sich höchst
 ch das Gepräge der russischen Staats-
 und in den von ihm mitgetheilten
 anins, Repnins, Wolkonskis, Sal-
 n Schreiben der Kaiserin selbst
 ussprüche genug, die gelegentlich
 steine verwendet werden können.
 en bestätigt sich, was freilich auch
 bekannt war, dass schliesslich so-
 eite wie die erste Theilung Polens
 ns unablässiges Drängen beschleu-
 d dass Russlands Politik beständig
 g, möglichst viel und wo nur irgend
 Ganze für sich allein in Besitz zu

nehmen und zu behalten, während O
Schwäche keinen nachhaltigen Wi
leisten wagte und desshalb es v
Schuldbewusstsein zu theilen, daft
der ersten und dritten Theilung) ni
kleinsten Stück des Sündenlohns s
zu lassen. Dies im Einzelnen na
würde uns zu weit führen. Wohl a
dem Referenten nahe, den den U
zweiten Theilung betreffenden Haupt
lich das Verhalten Kaiser Leopolds II. z
Theilung vorausgehenden Regeneratio
der Polen etwas ausführlicher zu er

Die von mir in dieser Beziehung g
Hypothese, wonach die polnische
partei vornehmlich auf die Freunde
Leopolds fussend, zum Erlass der
vom 3. Mai 1791 sich sollte ermu
haben*), geltend gemachte Ansicht
Ssolowjoff's Buch durch die Zeugniss
sischen Archive auf das unzweideut
tigt. Um dies darzulegen, muss ich
tirung des Lesers einige einleitende
ausschicken. Im Jahre 1788 war
das im Bunde mit England und d
staaten gegen die beiden mit der
Kriege begriffenen Kaiserhöfe Ru
Oestreich in die Schranken trat f
grität der Türkei und für die Unab
bestrebungen der Polen, welche e
Katharina II. zur Theilnahme an d
kriege zu bewegen suchte. Die vor
patriotische Partei der Polen setzt
sten Hoffnungen ihrer auf Stärkun
narchischen Gewalt ausgehenden Re

*) Vgl. meine Streitschrift vom J. 18
und Forsch. IV, 387.

versuche auf den Schutz dieser Tripelallianz. Schon der blosser Gedanke ist widersinnig, dass diese Partei mit ihren Zukunftsplänen zugleich den gegen Russland und Oestreich zusammenhaltenden preussisch - englisch - holländischen Freibund und an den Bundesgenossen Russlands sich hätte anlehnen können. Dies zu wollen kam ihr daher auch nicht im entferntesten in den Sinn. Sie hatte und suchte ebensowenig Gemeinschaft mit Oestreich wie mit Russland. Auch der Kaiser Leopold in der That, wie ich anderen Orts nachgewiesen habe, (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. IV und V.) ebensowenig wie Joseph II. (Ss. S. 187) geneigt diese Partei zu unterstützen, weil er fortwährend und noch bis nach dem Vollzug der polnischen Revolution am 3. Mai 1791 in der Furcht schwebte, es werde nur Preussen vermittelt seiner Verbindung mit eben dieser Partei den Gewinn von Gänzig und anderen Gebietstheilen Polens davon tragen. In Uebereinstimmung mit meiner Darstellung ist denn auch Ssolowjoff der Ansicht, dass lediglich die Furcht des Beistands von Preussen und England verlustig zu gehen, wenn sie nicht rasch handle, und die Hoffnung durch die vollzogene That auf diese Mächte gewissermassen einen moralischen Zwang, sie nicht zu verlassen, auszuüben, die polnische Regenerationspartei zu dem entscheidenden Act der Revolution vom 3. Mai 1791 angetrieben habe. Die feindselige Haltung Englands und Preussens gegenüber Russland gegenüber in der Frage über den auf den status quo abzuschliessenden Frieden mit der Türkei hielt zu Ende des Jahres 1790 sowie zu Anfang des Jahres 1791 die Fortschrittspartei in Athem: sie erwartete den« (von Preussen und England Russland zu erklärenden)

»Krieg, um sich an ihm zu betheiligen, während desselben ungehindert die durchzuführen. Da trifft die furchtbare Nachricht ein, die englisch-preussische Coalition gegen Russland habe sich aufgelöst, Polen sich selbst überlassen. Man entschließt sich nicht weiter zu zaudern, die neue Verfassung mit einem Ruck auf dem Reichstag durchzusetzen, um nicht die Anhänger des Alterthums, die Freunde Russlands sich verstärken und die Verhinderung zu lassen« (S. 245. Gesch. VI, S. 345)

Erst nach dem Vollzug der Maßnahmen nahm die österreichische Politik der Fortschrittspartei gegenüber eine scheinbar ruhigere Haltung an, nicht aber in der Absicht, dass sie ernstlich darauf ausgegangen seien auf Grund der Verfassung vom 3. März 1849 sich zu erstarren zu lassen, sondern nur die Absicht, zu verhindern, dass nicht Preussen noch aus seiner Allianz mit Polen die Vorteile zöge, auf welche ihm das von ihm in der Verfassung mit den Seemächten angebahnte System rationell sehr wohl begründet zu sehen eröffnet hatte. »In Wien«, sagt Hoffmann S. 254 in Bezug darauf, wie man die neue Ordnung der polnischen Frage zu unterordnen sich alle Ansichten, die sich aus den Forderungen einer Grundregel: Preussen nicht zu werden zu lassen« (vgl. Forsch. V, 2). Mehr lässt sich mit nüchternem Sinn nicht That aus der an dieser Stelle von Hoffmann mitgetheilten und ihrem Wortlaut nach die erste Mal publicirten Depesche des Fürsten an Ludwig Cobenzl (vom 24. Mai 1866) herauslesen, von der Sybel (Hist. Z. 420 und Gesch. d. R. Z. 2. Aufl. I,

hauptet hat, dass sie die »absolut entscheidende« sei für die von ihm aufgestellte Ansicht, es habe Kaiser Leopold die polnische Maiverfassung und die erbliche Uebertragung der polnischen Krone auf den jedesmaligen Inhaber des Kurfürstenthums Sachsen »zum Brennpunkt seiner ganzen Politik gemacht«. Ich stelle die Bemerkung voran, dass von einer derartigen erblichen Vereinigung in dieser Depesche noch mit keinem Wort Erwähnung geschieht. Sehen wir uns aber den Inhalt derselben näher an, so ergibt sich daraus unzweifelhaft, dass der Brennpunkt der Leopoldinischen Politik eben nicht diese polnische Frage war; denn wäre ihm das Gelingen der Regeneration des polnischen Staates wichtiger als alles Andere gewesen, so hätte er dieselbe jedenfalls gar nicht von der Zustimmung Russlands abhängig gemacht, sondern er hätte auf dem einzigen Wege, der einen gedeihlichen Erfolg verhiess, im Anschluss an das antirussische Föderativsystem, welchem beizutreten Preussen und England noch im Juni 1791 ihn einluden, das polnische Verfassungswerk sicher gestellt; und umgekehrt, dass er dem Beitritt zu diesem System die russische Freundschaft nicht opfern wollte, ist der beste Beweis dafür, dass er doch noch andere Intentionen hatte, die mit Hülfe Russlands zu erreichen ihm wichtiger war, als gegen den Willen Russlands, über dessen Abneigung gegen die polnische Concentrationsbestrebungen er gar nicht im Zweifel war, die polnisch-sächsische Erbeinigung durchzusetzen.

Der Wortlaut der in Rede stehenden Depesche des Fürsten Kaunitz ist nach Ssolowjoffs Mittheilung folgender: »die Kaiserhöfe müssten Eines von Zweien wählen, entweder die Begrün-

dung der neuen Ordnung der Dinge
 verhindern, oder die Pläne des
 Hofes, der sich für die Revol
 klärt hat, zu zerrütten. Es un
 nem Zweifel, dass der erste dieser
 zur nothwendigen Folge ein enge
 zwischen Preussen, Sachsen und P
 und zu dem Ergebniss mitwirken wi
 dem berliner Hofe in seiner Feinds
 gen die beiden Kaiserstaaten am wü
 thesten sein dürfte. Uebrigens begü
 gegenwärtigen Umstände »(d. h. vor
 noch nicht beendigte Türkenkrieg)«
 tiges Unternehmen durchaus nicht,
 Hindernisse jeder Art stossen und de
 sehr zweifelhaft sein wird. Dagegen
 grossem Vorthail für Oestreich und
 land, sich für die Revolution des 3.
 klären. Es versteht sich, dass im F
 tiver Begründung der neuen Ordnung
 Sachen vorkommen werden, welche
 Kaiserhöfen durchaus nicht erwünsch
 nen. Aber es handelt sich ja um
 gen, deren Begründung Jahre und w
 erfordert. Indem Russland und Oes
 fahren in der aufrichtigen Zustimmung
 was ihre Interessen fördert, können
 ein Mittel finden, dem was ihn
 quem ist, eine Schranke zu se
 cher ist nur Eins, dass im gegenwä
 genblick nichts weiter zu thun ist
 freundschaftlich zu den letzten polni
 gängen zu stellen, und dies ist beson
 wendig Sachsen gegenüber, dessen
 im Falle eines Krieges mit Preussen
 lich ist«.

Keinesweges also auf eine Durchf

nischen Maiverfassung in dem Sinn, in welchem allein sie für die Erhaltung und Regeneration des polnischen Staats einen wirklichen Werth gehabt hätte, kam es Kaiser Leopold nicht, sondern vor Allem auf die Vernichtung des Einflusses, welchen Preussen mittelst seines Konföderativsystemes erlangen zu können gehofft hatte. In demselben Sinn schreibt Kaunitz nach Ablauf von beinahe vollen sechs Monaten an Ludwig Cobenzl (12. Nov. 1791 Ss. S. 261): »österreich und Russland haben gleiche Absichten gegen Polen gegenüber: beide müssen wünschen, dass Preussen sich nicht auf Kosten Polens vergrößere und dass Polen sich nicht kräftiger und ein gefährlicher Nachbar werde«. Da empfiehlt er dem Cardinalpunkt der polnischen Maiverfassung ganz entgegengesetzt: »es ist nöthwendig, der königlichen Gewalt in ihren Schranken zu setzen und überhaupt den Unabhängigkeitssinn im Junkerthum zu unterstützen«. Daneben hält er es der polnischen Regierungsform mehr Festigkeit zu geben, in sofern für angemessen, als sonst zu besorgen sei, (was zu verhindern ja stets der Hauptzweck der Leopoldinischen Politik war), »dass die demokratischen Prinzipien Frankreichs die Oberhand gewinnen, was für die Nachbarn gefährlich sein wird«. Er fügt endlich mit Bezug auf das lange Ausbleiben der russischen Antwort auf jene frühere Theilung vom 24. Mai hinzu: »da unser Hof nöthwendigerweise dem dresdener und berliner Hofe günstig über die neue polnische Verfassung schreiben muss, so wird es für uns sehr schmeichelnd sein, wenn wir in diesem Fall aus dem Erkenntniss uns in einem von unserem Bundesgenossen Russland verschiedenen Sinne äussern

würden«. Also auch jetzt noch her hielt Oestreich daran fest, in positionellen Ansichten gegen Russland bis zum Bruch kommen zu lassen, definitivem Entschluss gegen den Völkernlands zu fassen. Aber so sehr Leopold den Kurfürsten von Sachsen österreichischen Interesse dienstbar wünscht und obgleich er, wenn für nur und lediglich aus diesem Interesse zwischen zu Gunsten der Erblichkeit polnischen Krone im sächsischen über die Bestimmungen der polnischen fassung hinauszugehen sich entschloss, so lag ihm doch das Wesen dieser selbst zur Wahrheit zu machen, wirkliche Regeneration und Erstarken des polnischen Staats zu wollen, so wenig dass beide, der sächsische Hof sowie polnische Republik, fortwährend von tiefen Misstrauen in die Redlichkeit der Ansichten erfüllt blieben. Bis zum 4. Dec. hatte er noch weder dem Kurfürsten der polnischen Republik irgend wie bindungen gemacht. »Von Seiten des hiesigen Gesandten«, schrieb Kaunitz am 4. Dec. Datum, »ist zwar hier eine förmliche Intervention der allerhöchsten Intervention — nicht erfolgt, darauf aber lediglich die evasualen Ertheilt worden (2. Dec. 1791): dass die circonstances actuelles ne peuvent pas l'Empereur de prendre part à l'objet de la proposition, avant d'être bien assuré que son intervention sera aussi agréable à ses alliés qu'à l'Electeurale de Saxe« (Forschungen 427). Kaum aber hatte Katharina die Erblichkeitsvorschläge des Fürsten K.

chieden missbilligend und wegwerfend sich ge-
 äussert*), als auch Leopold nicht länger zö-
 gerete, die Aussichten, welche er selbst dem
 Kurfürsten von Sachsen eröffnet hatte, wieder
 den höheren Interessen unterzuordnen, die er
 während auf die Erhaltung seiner Freund-
 schaft mit Russland glaubte nehmen zu müssen,
 und bereits am 3. Februar 1792 liess sein Ge-
 sandter, Fürst Reuss, in Berlin die Aufrecht-
 haltung der Maiverfassung förmlich fallen (Forsch.
 IV, 405, 407), vier Tage vor Unterzeichnung
 des Bündnisses mit Preussen, welches vorgeblich
 vornehmlich zur Durchführung eben dieser Ver-
 fassung errichtet sein sollte. — Auch in War-
 schau täuschte man sich um diese Zeit keines-
 wegs über die wahre Lage der Dinge. Die ein-
 laufenden Berichte meldeten: »in Wien spiele
 man offenbar falsches Spiel, lasse Hoffnung
 durchschimmern, dann wieder plötzlich ver-
 schwinden: klar sei nur, dass der Kaiser
 vom russischen Bündniss nicht las-
 sen und keinem Trugbilde nachlaufen
 werde« (Ssol. S. 270).

Somit ergibt sich, wenn man die von uns
 aus den Forschungen gegebenen urkundlichen
 Correcturen der voreiligen und oberflächlichen
 Auffassung Sybels mit den von Ss. neu herzu-

*) „Ich thue den Herren Mitgliedern des auswärtigen
 Collegiums kund“, schrieb Katharina an dieselben, „dass
 wir in Polen Alles thun können, was uns beliebt, weil
 der widerspruchsvolle Halbwille des wiener und des ber-
 liner Hofes uns nur einen Haufen beschriebenen Papiers
 entgegenstellt, und dass wir unsere Sache selbst zu Ende
 führen werden. Ich äussere mich feindlich nur gegen
 Die, welche mich einschüchtern wollen. Katharina II.
 hat oft ihre Feinde zum Zittern gebracht, aber mir ist
 nicht bekannt, dass die Feinde Leopolds ihn je gefürch-
 tet hätten“. (Ssolowjoff S. 265).

gebrachten Ergänzungen zusammen
 weder die Depeschen des Fürsten K
 24. Mai und 12. Nov. 1791 noch e
 licher Ausbruch des Unwillens der K
 tharina über die Inconsequenz Le
 Fundament für die Beurtheilung der
 Politik des Letzteren gemacht wer
 Die Thatsache bleibt unwiderleglich
 Kaiser schliesslich doch die russisc
 schaft höher anschlug als das wahr
 Polens und dass er das that, theils
 sucht auf Preussen, vornehmlich ab
 zum eigentlichen Brennpunkt seiner P
 die polnische Frage, sondern sein an
 naires System machte. Ueber letzt
 brauche ich, nach dem a. a. O. von
 ten, weiter nichts hinzuzufügen. F
 zum Beweis, dass Leopold aus Eife
 Preussen es versäumte, im rechten
 dem Weg sich zuzuwenden, auf wel
 noch Polen gerettet werden konnte, n
 gestattet sein, noch einen sehr wert
 leg aus dem Buche Ssolowjoffs herv
 Als zuerst Bischoffwerder am 20. Fe
 Oestreich den Vorschlag zu einem
 machte, welches im Gegensatz zu
 Russlands wesentlich mit auf die Erb
 lens berechnet war *), da »nahm es c

*) Bischoffwerder sagte zu Cobenzl:
 möchte nicht zur Machtvergrösserung Russl
 fen, wie Sie es thun, vom Wunsch geleit
 einen furchtbaren Gegner gegenüber zu stell
 Tag zu Tage auch Oestreich furchtbarer w
 Er wünscht, dass statt dessen der Kaiser
 dauerndes Bündniss mit Preussen schliesse,
 Schutz beide Monarchien, gegenseitig tiefen
 niessend, keinen anderen Staat zu fürchten

den Annäherungsversuche kühl auf; — man klangte sich Russland an; — von Wien aus betrachtete man nach Petersburg über alle mit Bismarckwerder gepflogenen Unterredungen. Kautzsch schrieb an Ludwig Cobenzl (den 28. März 1891), die beiden Kaiserhöfe müssten sich gegenseitig alle Einflüsterungen aus Berlin mittheilen. beide Höfe müssten dem berliner Hofe die gleiche Abneigung zeigen, mit ihm separat über Gegenstände zu verhandeln, die sie gleichmässig interessirten. — Oestreich willige gern ein in die Erwerbungen Russlands, wenn die Türkei darauf eingehe, dessen Ultimatum anzunehmen. Hauptsache bleibe, dass der gemeinsame Feind (Preussen) dabei nichts erhalte« (Ss. S. 223—224).

Schon in dieser Zurückweisung eines antirussischen Bündnisses mit Preussen und dessen Allirten lag der Anfang der Polen drohenden Gefahr, und als es fünf Monate darauf Kaiser Leopold vollends glückte, Preussen von England loszulösen und durch die wiener Convention vom 15. Juli in seine russische Bundesgenossenschaft einüberzuleiten, da wurde von den des inneren Zusammenhangs der Dinge kundigen Staatsmännern sofort erkannt, dass die principielle Bedeutung dieses grossen europäischen Systemswechsels nothwendig eine zweite Theilung Polens zur Folge haben müsse.

dem sie ihre Kräfte zu vereinigen vermöchten gegen Jeden, der das europäische Gleichgewicht zu stören oder zu verletzen gedächte und gegen jeden Ausländer, der sich Einfluss auf die deutschen Angelegenheiten verschaffen möchte. Diesem zwischen den beiden Höfen geschlossenen Bündnisse würden sich alle gegenwärtigen Bundesgenossen Preussens „(d. h. namentlich England, die Generalstaaten, die Türkei und Polen)“ anschliessen“. (Ss. S. 221).

Wenden wir nach dieser Besp
Ssolowjoffischen Buches uns wieder
schichte der ersten Theilung Polens
auch Janssens »Genesis« ins Aug
so tritt uns sofort in diesem deuts
ker katholischer Confession eine v
schen Auffassung grundverschiedene
indessen im Ganzen kaum den Ans
machen dürfte, für eine viel wenig
gehalten zu werden, wie jene. Su
joff in höchst übertriebener Weise
tionen der russischen Politik dur
Motive der griechischen Kirche zu
so lässt Janssen dagegen die politis
und weltlichen Interessen des polnis
welche wesentlich neben der adelsden
Anarchie den Ruin der Republik
halfen, allzusehr in den Hintergrun
dafür die Schuld der unterjochten
Russlands und Preussens, am Unt
lens desto greller hervorheben zu l
gegen wäre nun weiter nicht viel zu
nur Herr J. seine Auffassung für nic
ausgeben wollte, als für den reinen,
ten Ausdruck der von ihm benutz
schen Berichterstatter. Damit beg
jedoch keinesweges, er glaubt viel
Darstellung eine allgemeingültige A
verschaffen zu können, indem er da
sicht Widerstrebende, was von an
und namentlich vom Ref. beigebr
ist, kurzer Hand als unzureichend
stens nur subsidiarisch brauchbar
Er sagt nämlich S. 2: »In Theiner
barer Sammlung*) sind vor Allem

*) Vetera Monumenta Poloniae et Lithu
ab A. Theiner. P. IV. ab a. 1792—1798.

er einsichtsvollen und geschäftskundigen päpstlichen Nuntien zu berücksichtigen, und ein Ver-
gleich derselben mit den Berichten der Gesand-
ten Englands, Frankreichs und Sachsens, soweit
sie durch Raumer und Herrmann bekannt ge-
worden, zeigt uns, dass die Nuntien mit den
inneren Verhältnissen der polnischen
Nation und des polnischen Hofes viel
näher vertraut waren, und dass die
Nuntiatur in Warschau gleichsam einen Mittel-
punkt des polnischen Lebens bildete. Gleichwohl
er liefern die erwähnten englischen, franzö-
sischen und sächsischen Gesandtschafts-
berichte manche wesentliche Züge zum
Bilde des polnischen Unglücks.

Darin nun freilich hat Herr J. Recht, dass
bei einer genetischen Entwicklung der Ge-
schichte der ersten Theilung Polens vornehm-
lich auf die detaillirteste Kenntniss der inne-
ren Zustände dieser in sich verfallenen Re-
publik ankommt, und es werden daher auch
keine Zweifel die hierauf bezüglichen Ab-
schnitte seiner Schrift (II und III. S. 45—122)
als die wichtigsten zu betrachten sein. Sehen
wir uns aber diese beiden Abschnitte näher an,
so liefert Herr J. selbst sehr auffälliger Weise
den Beweis, dass nach wie vor nicht die
Theinerschen Nuntiaturberichte, sondern die
seiner Darstellung hauptsächlich zu Grunde lie-
genden Berichte des sächsischen Residenten von
Lissa für die Hauptquelle einer inneren Ge-
schichte der ersten Theilung Polens gehalten
werden müssen. Wenigstens hat J. selbst den
bezeichneten Abschnitten eben diese sächsischen
Berichte und zwar augenscheinlich in der von mir
gegebenen Fassung zu Grunde gelegt und seiner-
seits aus dem Theinerschen Urkundenmaterial nur

»manche wesentliche Züge zum Bild des Unglücks hinzugefügt«. Mit eingehenden und noch dazu in ein so festgestelltes Benützung der im fünften Theile der russischen Geschichte enthaltene der ersten Theilung Polens kann ich so wenig einverstanden sein, als Herr Essenschen Berichte nur da sprechen, wo sie allenfalls mit den Nuntiaturberichten übereinstimmen werden können, gerade da aber, wo im Gegensatz zu den letzteren auf sie am meisten Noth gethan hätte, sie schweigen übergeht.

Kommt es nun mir zu, eine so fertigte Herabsetzung des von mir Quellenmaterials zurückzuweisen, so zunächst über das Verhältniss des dem von Theiner herausgegebenen lassen haben. Auch ich halte diese für sehr dankenswerth und wichtig, gerade, weil sie in authentischster Standpunkt der römischen Curie und der katholischen Kirche uns darlegt und 2) weil sie wenn auch an materiell Nothwendigkeit allzu ergiebig, doch in der Fülle der Aufzeichnungen Mitlebender zu dem allgemein bekannten Gewordenen eine immer sehr willkommene Ergänzung bildet. Vor Allem liegt es in der Hand, dass in ersterer Beziehung die Relationen der Berichte so wenig durch die Relationen der nicht im unmittelbaren Dienst der Curie stehenden Personen ersetzt werden können, als etwa der Standpunkt und die Relationen des russischen oder des preussischen Gesandten anders als aus den eigenen Berichten der Gesandten dieser Höfe und ihrer Begleiter vollständig erkannt werden können.

Ich aber darum, uns im Allgemeinen die Erkenntnisse von den Zuständen der polnischen Nation in dem bezeichneten Zeitraum möglichst nahe zu bringen, so werden wir uns nach Zeugnissen umzusehen haben, die einen weiteren Gesichtskreis haben als den engbegrenzten eines päpstlichen Nuntius, eines russischen oder preussischen Gesandten. Und da habe ich denn schon öfter verschiedentlich darauf hingewiesen und muss es hier wiederholen, dass es unmöglich ist, in dieser Beziehung einen das Leben der polnischen Nation nach allen Richtungen hin zuverlässiger, eingehender, unbefangener schilddenden Berichterstatte zu finden als den kurkölnischen Residenten von Essen. Aus diesem Grunde habe ich es auch nicht für nöthig gehalten, in dem Masse auf die von Raumer früher mitgetheilten Berichte zurückzugehen, als es unter denjenigen als zweckdienlich erschienen sein mag, die nicht aus unmittelbarer Einsicht von der Vorzüglichkeit dieser von mir ausgezeichneten Hauptquelle sich zu überzeugen die Gelegenheit gehabt haben. Und ich darf wohl freist behaupten, dass eine vollständige Publikation der Essenschen Berichte und der denselben sehr zahlreich beigefügten sonstigen Actenstücke noch viel lohnender sein würde, als die durch Theiner besorgte der päpstlichen Nuntiaturberichte, wenn nur die Mittel zu einem so kostspieligen Unternehmen sich herbeischaffen lassen. Bloss ihrem äusseren Umfang nach stehen die Nuntiaturberichte aus den 11 Jahren von 1765—1775 sehr weit hinter den Essenschen zurück. Unendlich viel mehr freilich kommt auf den inneren Gehalt an. Aber eben in dieser Beziehung das Beste zu geben, war Essen durch eine seltene Verbindung der allge-

meinen zu einem guten Berichtersterderlichen Bedingungen mit den glückseligsten seiner durch Talent und ausgezeichneten Persönlichkeit vorzuziehen befähigt. Namentlich machte der sehr ausgebreiteter Verkehr mit den angesehensten und einflussreichsten Männern der Republik es ihm möglich, das, was unendlich mannigfacher zu individualisiren es in Bezug auf die allgemeinen, vortrefflichen und besonderen Angelegenheiten die übrigen und geistlichen Gesandten sammt den andern im Stande waren. Und musste der Sache nach stets das Mass einer sorgfältigen Führung der Berichterstattung mehr oder weniger abhängig sein von dem Grade der Aufmerksamkeit, der persönlichen Theilnahme und dem Verständnisse, welches demselben von Seiten der Regierung oder derjenigen, an die er seine Mittheilungen richtet, entgegengetragen wird, so ist die Sache in dieser Beziehung Essen auf einem entschieden günstigen Boden. Denn die Verbindung, in welcher seit fast dreihundert Jahren der sächsische Hof mit der Republik stand, brachte es von selbst mit sich, dass man in Dresden ein sehr viel allgemeines Interesse nahm an Allem, was in diesem Lande vorging, als irgendwo anders. Gerade die abwartende Stellung, welche das sächsische Haus zu der polnischen Frage einnahm, musste seinem officiellen Berichterstatte einen fortdauernden Anlass geben, von allen Seiten hin die verschiedenartigen Complicationen mit gleicher Aufmerksamkeit zu fassen. Die an demselben zu beobachtenden Vorzüge sind mit einem Wort so gut wie die der künftige Geschichtschreiber des U

in Polen, der diese weltgeschichtliche Katastrophe möglichst unparteiisch zu schildern will, ist, nicht wird umhin können, vorzugsweise auf ihn zurückzukommen. Es würde sich dannach nur noch fragen, ob etwa ich in einer Darstellung diese Vorzüge meines Gewährsmannes nicht für Jedermann deutlich erkennbar hervorgehoben habe. Von der Ueberzeugung ausgehend, in dieser Beziehung nichts verkannt zu haben, will ich nachweisen, dass nur Herr J. nicht hat sehen wollen, was er hätte sehen sollen.

Seite 59 citirt J. S. 383 und 385 meiner russischen Geschichte in Bezug auf die Beschwerden des griechischen Bischofs von Mohilew, dass von Seiten der Republik den nicht unirten Unterthanen griechischer Religion eine grosse Anzahl Dörfer und Kirchen genommen waren, er stellt aber dabei kurzweg durch das eingeschobene Wort »vorgeblich« das Factum selbst in Abrede und verschweigt zugleich die ausdrücklich aus Essen hinzugefügten Notizen vom 12. und 22. Febr. 1766), dass der polnische Adel sich eines grossen Theils der zu den ehemals griechischen Kirchen gehörenden Güter und Dörfer bemächtigt hatte (vgl. ob. S. 483).— S. 62 lässt J. Essen nach R. G. V, 393 von den russischen Drohungen zu Gunsten der Dissidenten sprechen und davon, dass beim russischen Gesandten Repnin aus mehreren Gegenden Bittschriften der Dissidenten einliefen, in welchen gesagt wurde, dass es keinesweges ihre Absicht sei, um den Preis innerer Unruhen eine Vermehrung ihrer Rechte sich zu erkaufen, aber er lässt weg, was eben da über den Fanatismus der katholischen Bischöfe gesagt ist und dass die Dissidenten in ihren eigenen Häusern sich

nicht mehr ihres Lebens sicher hielt
entlehnt J. aus R. G. V, 421, dass
von den 178 Marschällen der Einze-
tionen nur sechs die ihnen von Repn-
irte Conföderationsacte unterzeichne-
beschränkende Clauseln hinzuzufügen
lässt wieder den Nachsatz weg, »
wenigsten war es Ernst mit diesem n-
baren Widerstand«, sowie die nach-
sätze, durch welche dieser scheinbar
mus sich in das Gegentheil des feigen
mus verwandelte. S. 97 klagt J. d.
Katharina an, dass sie am 20. Jun
wilden Horden der Saporoger Kosake
Haidamaken zum Kampfe gegen die
gerufen und deren religiösen Fanatism-
nem grässlichen Mordedikt, dessen H-
mitgetheilt werden, entfesselt habe.
erwähnt nicht, dass doch auch »di-
rirten, angefacht von dem Fanati-
Priester, hier und da zu der thöricht-
samkeit sich hatten fortreissen lassen,
des griechischen Ritus zu zwingen, d-
Eid ihrer Religion zu entsagen und
chischunirten Ritus anzunehmen« (R.
S. 109 erzählt J. nach R. G. V, 503
ner No. CXXV p. 281 das am 3.
an dem König Stanislaus August
Attentat. Aber er lässt wieder all-
verdächtigenden Umstände weg (vgl.
502—507), die kaum einen Zweifel d-
kommen lassen, dass dieser Anschla-
Conföderirten mit Wissen Pulawskis
päpstliche Nuntius eingesegnet hatte,
wurde. Er sucht dagegen plausibel
dass der russische Gesandte, Sald-
grosse Scene durch russische Soldaten

ihren lassen, »um den Conföderirten allen Schutz auswärtiger Mächte zu entziehen«, und es hinzu: »soviel ist sicher, dass man schon im December das »Attentat«, nachdem dessen übrige Umstände bekannt geworden, in der ganzen Stadt als ein blosses russisches Manöver betrachtete«. Auf diese Behauptung ist indessen leicht zu erwiedern, dass schon gleichzeitig mit den sehr sorgfältigen Nachforschungen, die man in fünf Berichten (5. — 30. November) veröffentlichte (S. 506), die Conföderirten durch solche Erfindungen von aller Schuld sich rein zu machen suchten, und schon am 23. November 1771 berichtete im Sinn seiner Partei der Nuntius Durini: Non si dubbia più in Varsavia che rapimento del Re sia tutto un impostura testata dai due gran-cancelliere di Lituania e di Polonia di concerto coll' ambasciatore di Moscovia (Theiner p. 410). Der König selbst aber blieb noch im Juni 1772 vor Gericht, wo er die Vertheidigung der Angeklagten übernahm, seiner Überzeugung treu, dass dieselben im Namen der Conföderirten gehandelt hätten. »Die Bitterkeit und die schändliche Lehre der Priester über den Tyrannenmord, sagte er, hätten die uns durch Fanatismus irre geführten Leuten eine Erziehung und ohne Grundsätze den Kopf verwirrt« (R. G. S. 540; vgl. 527).

Doch nicht nur solche Entstellungen einzelner Thatsachen machen in Janssens Darstellung sich bemerklich, noch viel schlimmer ist das Verwagene meines doch sonst auf jeder Seite citirten Gewährsmannes da, wo es auf die Charakteristik grosser, wesentlicher und entscheidender Richtungen in der inneren Politik der polnischen Republik ankommt. So berührt J. kaum mit einem Wort das durch die ganze Vorgeschichte

der ersten Theilung Polens sich hindert. Das Thema, dass die Bischöfe aus Standpersönlichem Egoismus »noch mehr Veranzartikel die weiteren Einsprüche, die der Staat gegen die Bevorzugung ihrer politischen Stellung erheben könnte; sie über lang oder kurz nöthigen Theil ihrer Einkünfte der Republik und er betont es keinesweges in dieser Weise, »dass die Bischöfe selbst, gegen die Krone und gegen die von ihnen gehenden Reformpläne, dem eigentlichen auf das Russland es absah, in die arbeiteten« (vergl. R. G. S. 390, 399) spärlich in dieser Richtung von J. Concessionen aber, wie sie auf S. 109 sich finden, reichen bei weitem nicht in einer genetischen Entwicklung der verschuldung der Polen mit den anjochenden Mächte gehäuften Anklagen gemässen ins Gleichgewicht zu setzen möchte denn wohl auch gegen J. hauptung S. 109: »im Allgemeinen Conföderirten das Zeugniß, dass sie grösser wurden, je grösser die sie Gefahren, dass sie sich, von Allen von ihren Leidenschaften zu reinigen sehr viel einzuwenden sein. Im Gegenthatfachen, welche solche optimistischen nungen, wenn ja sie von einem oder andern Zeitgenossen gehegt wurden, der aufs Gründlichste zerstörten, bismassenhaft dar, dass in dieser Beziehung Einzelnes hinzuweisen, nur Sand in den Augen hiesse.

Prüfen wir nun aber endlich auch die Art und Weise und den Schematis

Ichem Herr J. die Genesis der inneren Verhältnisse Polens von der Thronbesteigung Stanislaus Augusts an sich entwickeln lässt, etwas scharf, so ist sein sehr bequemes Verfahren es, dass er innerhalb der von mir gerügten weitigen Benutzung meiner russischen Geschichte, wie ich bereits im Eingang bemerkte, Schritt vor Schritt der von mir gegebenen Einleitung und Auseinanderlegung des historischen Materials sich anschliesst, entweder wörtlich oder an sich unerheblichen Umschreibungen. Dies ist er in einzelnen Sätzen selbst da, wo ich auch ihm vorliegende gedruckte Werke zugegangen bin; (vgl. J. S. 47—49 mit R. G. 372—375: »die hohen Kronämter« etc.; J. 372 und R. G. 424; J. 94 und R. G. 447 Anmerkung; J. 171 und R. G. 520: »Ich kenne ihren Eifer«). Im Ganzen genügen ja aber Janssens eigene Citate, um mich eines allzu speciellen Nachweises seines Anlehns an das russische Material und die von mir gebrauchten Verbindungen zu überheben; doch will ich mir im Ueberfluss erlauben, einige kurze Stellen noch besonders hervorzuheben:

R. G. V, 398: »Diesen Anforderungen der polnischen Mächte stellte sich mit unbeuglichem Trotz der Bischof von Krakau entgegen«. Janssen S. 65: »Dem Drängen der Interventionsmächte trat auf dem Reichstag am entschiedensten der edle Bischof Soltik von Krakau entgegen«.

R. G. S. 400: St. A. beschloss — »sein Finanzproject durchzubringen, durch welches er für die Krone das Recht in Anspruch nahm, sämtliche der Nation aufzulegende Abgaben lediglich durch das Majoritätsvotum entscheiden zu lassen«. J. S. 68: »ein gleiches Majoritäts-

votum soll auch auf den Reichstag für sämmtliche der Nation aufzulegend

R. G. S. 401: »Beide (Benoit und ...) erklärten ihm, dass ihre Souverainetät ihre Zustimmung zur Einführung des Mandats in Staatssachen ertheilen und nicht an dieser Idee als eine Kriegserklärung sehen werden«. — J. S. 68: »Auch gab — dem König die Weisung: Sei es werde die Einführung der Stimmen in Staatssachen als eine Kriegserklärung

R. G. 409: »So wurde der Reichstag im März (1766) geschlossen, ohne dass die Wünsche und Forderungen nur irgend eine Befriedigung gefunden hätten«. J. S. ... sich die Reformpartei in ihren Hoffnungen täuscht hatte, so sah sich jetzt eben die republikanische Partei — vollständig

R. G. S. 414: — »der Marschall der Conföderation — sollte im Namen der Nation« das Wort nehmen«. J. S. ... Generalconföderation — sollte im Namen der »verletzten Nation« das Wort nehmen

R. G. S. 431: »Der Widerstand der Provinz aus, in welcher —, von der durch die türkische Nachbarschaft bedrohten Podolien«. J. S. 94: »Die nation Polens gegen die russische Tyrannei von der durch die türkische Nachbarschaft bedrohten Provinz Podolien aus«.

R. G. S. 472: — »der Graf Zar ... Mann von unbefleckter Ehrenhaftigkeit«. S. 109; »den fleckenlosen Grafen Zar ...

In ähnlicher Weise häufen sich die Capitel bei Janssen: »Polens erste Tyrannei der Bestätigungsreichstag zu Warschau 1775« von S. 170—182 die wörtliche

ungen aus meiner russischen Geschichte S. 526
 547. Bei alledem soll indessen keineswegs
 Abrede gestellt werden, dass Herr Janssen
 vielfach von mir nur Angedeutetes oder in der
 Kürze Behandeltes aus Theinerschen und mit-
 unter auch aus den vom Fürsten Czartoryski
 herausgegebenen Urkunden und Berichten oder
 aus der neuen Ausgabe der Werke Friedrichs
 des Großen recht geschickt und passend ergänzt
 und weiter ausgeführt hat. Nur kann ich bei
 der Einseitigkeit seines Verfahrens nicht zuge-
 ben, dass im Ganzen das Gesamtbild von den
 inneren Verhältnissen Polens in seiner Genesis
 in der Wirklichkeit entsprechenderes sei, als
 das von mir entworfene. Der werthvollste Theil
 seiner Arbeit möchte wohl in der zweiten Hälfte
 des dritten und der ersten des vierten Capitels
 S. 123—170 zu suchen sein, und namentlich in
 der Auseinanderlegung der »zwischen Preussen
 und Russland über die Theilung Polens gepflo-
 renen Verhandlungen«, wobei er die wichtigen
 in den letzten Jahren über diesen Gegenstand
 erschienenen Publicationen mit Fleiss und Um-
 sicht benutzt hat. — Zwei für die verschie-
 denen Standpunkte Friedrichs II. und Maria
 Theresias charakteristische Stellen mögen zum
 Schluss hier noch Platz finden. Jener schrieb,
 nachdem er im Machtinteresse seines Staates
 sein Ziel erreicht hatte, an Solms, »er halte es
 nicht für passend, den gethanen Schritt in der
 Art zu behandeln, als müsse man ihn verthei-
 digen«. »Es ist eine allgemeine Regel in der
 Politik, dass es besser ist, wenn man keine un-
 widerlegliche Argumente hat, sich lakonisch
 auszudrücken und die Sache gar nicht genau
 zu untersuchen«. Maria Theresia dagegen konnte
 den Schmerz, zu dem Unvermeidlichen ihre

Einwilligung gegeben zu haben, nie
»Bereits«, schrieb sie an Marie Anto
len wir das Herannahen eines Desp
nur nach seinem Gutdünken ohn
und nur mit der rohen Gewalt han
man ihn Boden gewinnen, welche A
für die, welche nach uns kommen«.
Marburg. E. He

Die Grundlehren der Staatsver
Dr. L. J. Gerstner, a. o. Prof.
wirthschaft an der Königl. Bayeris
Maximilian Universität zu Würzburg
Allgemeine Einleitung in die gesam
verwaltungslehre. Würzburg 1862.
in gross Octav.

Der Verfasser hat sich in dem
Werke die Aufgabe gestellt, im Geb
ministration, deren Selbständigkeit
Culturstaaten immer weiter ausbild
die Scheidung von dem Rechtsgebi
setzt worden, die jenem Gebiete
Wissenschaften zu cultiviren und z
heitlichen systematischen Ganzen z
um auf diese Weise dem Studirende
waltungsbeamten ein geordnetes Hül
buch in allen den Disciplinen zu b
Studium zur Ausbildung und Verve
im administrativen Berufe erforderl

Das Werk soll 3 Bände umfasse
vorliegende 1. Band handelt in 15 C
inneren und vom historischen Entste
des Staats, vom Zweck und Wesen
vom Begriff des Staats, vom Staa

von Staat und Gesellschaft, vom Staat und seinen Naturbeziehungen, von der Staatsgewalt, von der Verfassung und der Verwaltung, von Gesetz und Verordnung, von den Verwaltungssystemen, von der Gliederung und Abstufung der Behörden, vom Bureau- und Collegialsystem, vom Staatsamte, von den einzelnen Gebieten der Staatsverwaltung, vom System des Werkes.

Obgleich es nicht bestritten wird, dass dem angehenden Beamten die Kenntniss der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung von sehr erheblichem Nutzen ist und als ein Gegenstand für die praktische Laufbahn von Wichtigkeit (wenn auch häufig nicht gehörig berücksichtigt), so behandelt ihn doch der Verf. unserer Ansicht nach, nicht umständlich und umfassend genug. In §. 49. Cap. 12 »Gliederung und Abstufung der Behörden«, wird das Bureau- und Collegialsystem beschrieben, ein namentlich auch in praktischer Beziehung, für den sich zum Staatsdienste Vorbereitenden sehr wichtiger Gegenstand, jedoch schwerlich hinreichend ausführlich und umfassend; unseres Bedünkens hätte er allenfalls ein ganzes Capitel demselben widmen sollen, mit belehrenden Beispielen namhafter Staaten. Auch wird die Behauptung, dass der absolute Staat das freiere autonome Collegialsystem, das einen heilsamen Damm gegen manche gewaltsame Uebergriffe bilden könnte, nicht vertragen würde, von Geschichte und Erfahrung widerlegt. Friedrich II., der doch nur die absolute Preussische Monarchie wollte, schützte es und hielt daran fest, eben so bestand es im Dänischen Staate, als dieser noch eine völlig unbeschränkte Monarchie darstellte.

Ein sehr wichtiger Zweig der Staatsverwaltung kann, indem wir einzelne der vom Verf.

berührten Punkte näher verfolgen, stand eines eigenen Ministeriums nur eine Section in einem Ministerium. Mancherlei Ansichten und Umstände in dieser Beziehung häufig auf eine verschiedenartige Weise. So sind in manchen besonderen Ministerien für Handwerke vorhanden, in anderen Staaten lediglich Sectionen oder Departements in jenes Ministeriums. Viel hängt von der Laune, der Zeit und anderen Umständen ab. Die Geschichte der Verwaltung Frankreichs liefert hier Belege; ein häufiger Wechsel in den Regierungen trat dort ein, ohne Resultat durchdachter, fester Principien. Zweckmässig ist es allerdings, Stufenjüngere Beamte auf diese Geschäfte zu setzen, so wie auf diejenige der in bestehenden Einrichtungen; u. a. m. Eine Aenderung in dem Organismus der Behörden in Preussen einen sehr wichtigen und interessanten Beitrag zu einer historischen Uebersicht.

Was die Mittelbehörden betrifft, ist es besser sein, wenn die Finanzkassen der Regierung gesondert bestehen. Mögen wir in der Vereinigung beider einen grossen Uebelstand zu erkennen, was ihn darlegt. Im Preussischen Staat eine strenge Sonderung ebenfalls nicht vorhanden worden, und wo die Verbindung sich waltet, herrscht keine Klage über die rechte Bevorzugung des fiscalischen. Hierzu kommt, dass bei der Organisation Bayern zum Theil wohl der zu berücksichtigende Kostenpunkt entschieden hat.

Hinsichtlich des Eintritts in den öffentlichen Dienst steht die Meinung allerdings fest, dass die lange Zeit, bevor der Aspirant ein Amt mit Besoldung erlangt, zum Uebel gehört, was selbst auf den Universitäten einen nachtheiligen Einfluss auf den Geist der Studirenden äussert, indem er häufig dieselben zu sehr in die materialistische Richtung hineintreibt, welche sie veranlasst, sich nur auf diejenigen Fächer aus dem Gebiete der Wissenschaften zu beschränken, die ihnen aus Utilitätsrücksichten als die nothwendigsten erscheinen. Es gab freilich eine Zeit, wo dies ganz anders war; der Staat jedoch organisirt in dieser Beziehung keine besonderen Unterstützungskassen, um den in den Dienst Eintretenden sogleich zu honoriren. Doch was der Staat weder will noch vermag, das muss wohl dem Wirkungskreise der Privatthätigkeit überlassen werden, wie es ähnliche auf Gegenseitigkeit gegründete Vereine in anderen Fächern gibt. Es würde dadurch dem strebsamen Talente eine Ermunterung und ein Ansporn zur Ausdauer gewährt werden. Aber warum nicht eine Anzahl Stellen für diejenigen in Vorschlag bringen, die ihre Prüfung bestanden, unmittelbar sogleich bei den oberen Verwaltungsbehörden, — bei den Provinzialregierungen, dem Oberzollcollegium, dem Ministerium des Innern, dem Ministerium der Finanzen, des Handels? anstatt ausschliesslich bei den Gerichts- oder Verwaltungsämtern in der untersten Instanz zu beginnen, da auf diese Weise das Studium der Staatswissenschaften eine nützliche praktische Berücksichtigung findet und die theoretisch betriebenen staatswissenschaftlichen Fächer sogleich in praktische Anwendung gesetzt werden. — Im Capitel »Vom Staatsamte« verwirft der Vf.

die Ausbildung der Adspiranten auf Staatsdienst im Administrativfache, ren Anstalten, die den Charakter neen an sich tragen, indem diese ihren Zweck verfehlen, wogegen die und umfassendere Ausbildung für das Fach in sogenannten freien Seminari sellschaften auf Universitäten wohl len ist, als ganz geeignet, den Eifer wissensschaften zu erregen und wach zumal wenn die Regierung sich herbe fleissige und tüchtige Ausbildung in sellschaften für empfehlens- und l genswerth bei der Anstellung zu erac die Musterung der verschiedenen E hinsichtlich der Amtsprüfungen in Staaten betrifft, so wäre es wünsche wesen, wenn dieselbe mit Beziehun praktischen Nutzen für die Verwal sation überhaupt, nicht bloß für die ebenfalls etwas spezieller durchge den wäre.

Das was die Schrift über den Beg setz und Verordnung im 10. Capitel ist ganz interessant zumal für die Beamten; dass aber in Frankreich n aus der Revolutionszeit, aus der Herrschaft und dem constitutionellen ben einander bestehen, ist wie u durch die Eigenthümlichkeiten der fr Zustände gewissermassen geboten, da schuldigen und nicht absolut verwerf

Zu den politischen Excursen, de diesem, im Ganzen schätzenswerthen gegen, gehört die Behauptung, dass füng einer Deutschen Flotte durchau

mit Deutschlands erforderlich sei, ein
t dem wir nicht übereinzustimmen
wäre die Nothwendigkeit derselben
uen des Vaterlandes klar erkannt,
in dahin zielender Vorschlag aller-
Anklang finden. Indess der Anfang
chen Flotte ist schon gemacht, er
as Schaffen einer grösseren steht in
Eine Einigung darüber mit Rücksicht
utsche Küstenentwicklung und die
ht der einzelnen Bundesstaaten, fin-
dem heutigen Bestande des Deut-
estages, möchten wir glauben, keine
liche Schwierigkeiten.

Dr. J. Dede.

nannte Hohe Lied Salomonis oder viel-
athetische Dramation »Sulamit« paral-
s dem Hebräischen ins Deutsche über-
r. Ernst Ferdinand Friedrich, Pri-
für Philosophie an der Königsberger
Königsberg Pr. 1866. Akademische
ng von Schubert und Seidel. — 53
r. Octav.

ziemlich allgemein bekannt welchen
schwung die Ansicht über das Hohelied
hätzung in den letzten vierzig Jahren
. Zwar sollte man nie übersehen dass
schwung gar nicht für sich allein da-
ganz gleichen hat unsre Ansicht von
Bibel erlitten, wie Jedermann deutlich
nn der sich genauer um ihre Erkennt-
et. Allein an diesem so seltsamen klei-

nen Stücke der Bibel wurde dieser am frühesten allgemeiner sichtbar. Bibel ein zwar nicht von Salomo selb-tes aber doch bald nach seinem Tode zehnten Jahrhunderte vor Chr. geschrieben auf ihn sich beziehendes Schauspiel, dass dieses Schauspiel, das älteste Schauspiel der Menschheit uns heute in ihrer aller Einfachheit schon aus einer dramatischen Kunstdichtung hervorgeht für eine wirkliche Bühne bestimmt, dass man seinen Sinn und seine Kunst in alle Einzelheiten hinein mit der grössten Sicherheit wiederverstehen können (zuletzt die Hauptsache ist) dass durch dieses Verständniss sogar auch seine alle wahre Religion so wenig verloren er für uns Späte vielmehr erst jetzt er-gehe: das Alles sind Sätze welchen man in ihrem Zusammenhange und mit Begründung aufgestellt wurden fast im Widerspruch begegnete, die aber weil doch nur um die Seltsamkeiten eines Stückes der Bibel zu handeln schien die Forschung und die Neugierde immer allgemeiner in tausendfacher Weise regen, und die jetzt in und ausser uns schon ebenso allgemein anerkannt sind auch in aller Zukunft nicht wieder werden können.

Unter so vielen Anderen hat sich des obenbemerkten Buches um die dieser richtigen Vorstellungen schon ein Verdienst erworben. Er veröffentlicht eine Lateinische Doctordissertation über den Gegenstand, und erkannte manches davon, giebt jetzt eine Deutsche Bearbeitung.

aligen Erkenntnisse, fügt manche neue Erläuterungen hinzu, und legt den Lesern das Hohelied einer Uebersetzung só vor wie es nach seiner Ansicht zu lesen und zu verstehen ist. Ersucht er seinen Lesern auch eine Vorstellung von der Geschichte der Erklärung des Buches zu geben: kein wir können nicht sagen dass er diese Geschichte oder dass er auch nur den heutigen Zustand unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse von dem Buche vollständig übersehe. Eigenthümlich ist ihm vorzüglich nur eine Ansicht über die ganze Eintheilung des Singspieles (denn dass es ein wirkliches Singspiel sei, wie seine Hebräische Ueberschrift im Wesentlichen besagt, hätte der Vf. nicht läugnen sollen); und nur diese seine Ansicht über die künstliche Gliederung des Gesanges scheint uns hier einer kurzen Erörterung werth.

Er will das Singspiel in vier Akte eintheilen, und zwar etwas anders als dies früher vorgeschlagen wurde só dass der erste Akt bis 3, 5, der zweite bis 5, 2 reichen soll. Man darf aber bei der Feststellung der grossen oder kleinen Glieder eines Schauspieles nicht so willkürlich verfahren: sie müssen sich aus der Anlage der Handlung und ihrer Entwicklung von selbst ergeben. Fragen wir nun weshalb der neue Erklärer den ersten Akt des Schauspieles bis 3, 5 ausdehnen und den zweiten gerade bei 5, 2 schliessen wolle, so wird man dafür keine rechte Gründe finden können. Denn ein nothwendiger Abschnitt der ganzen angeknüpften und bald so viel verschlungenen Handlung ist schon mit 2, 7 gegeben: dort hat sich zum ersten Male gezeigt dass Salômo seine Absicht an Sulammit nicht erreichen kann, diese ist von der Mühe und Noth des Tages

wie erschöpft, alle die Handelnden tre ganze Handlung stockt, und würde hier Ende gehen können, wenn sie sich nichteren Ursachen wieder erheben und sich noch immer weiter bis zu einem Aeussermüsste. Umgekehrt ist bei 5, 2 wohl ein der sich noch immer weiter verwickel auf jener Stufe zu Ende, aber die dort versammelten gehen noch nicht auseinander neue und höchste Verwicklung eben noch begriffen ist. Wir halten uns nämlich bei Betrachtungen an den einfachen und sich Worte: der Verf. schaltet hier willkürlich danken und kleine Ereignisse ein, welche in den Worten selbst keinen Halt haben können. Versteht man aber das ganze Stück in allen seinen einzelnen Worten und Sätzen von ihm dargestellten viel verschlungenen ganz entsprechend abwickelnden Handlung kann man nicht zweifeln dass es wie ein gerade in fünf Akte zerfällt, von welchen mit 2, 7. 3, 5. 6, 3 (nicht 5, 8). 8, 4 schließt man von dem Hohenliede auf andere Bibel die ihm mehr oder weniger gleichen auch da dasselbe Grundgesetz einer Glieder finden welche wo die Abwicklung einer Aeussersten immer verwickelter werdend darzustellen ist überall am nächsten vorlie

Durch solche genauere Einsichten wird che selbst welche der Verf. vertheidigt nur gesichert. Indessen mögen auch die Beiträge hier nun zum zweiten Male ihrer Vertheidigung immer ihren Nutzen haben. Unser Verf. nigtens manches einzelne viel besser als neuesten Erklärer. Wir bemerken nur mit ihm das Schauspiel vielleicht (wenn man solche Namen mag) ein pathetisches nennen die Heldin in ihm vorübergehend auf ganze Stück aber nach seiner Anlage und so vielmehr eine Komödie zu nennen ist.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

4. April 1866.

Die combinirte äussere und innere
Vendung von J. Braxton Hicks, M. D.,
Lehrer der Geburtshülfe und Frauenkrankheiten
und Arzt an Guy's Hospital zu London, etc. etc.
Aus dem Englischen und mit Zu-
sätzen von Wilhelm L. Küneke, M. D.,
Privatdocent der Geburtshülfe und Frauenkrank-
heiten an der Universität Göttingen. Göttingen,
Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. 1865. VI
und 86 Seiten in gross Octav.

Der Gegenstand des vorliegenden Buches
wurde, wie der Verf. im Vorwort bemerkt, zu-
erst im Jahre 1860 in The Lancet veröffentlicht
und 1863 der Obstetrical Society of London
vorgelegt, doch ist derselbe hier neu bearbeitet
und durch neue Erfahrungen bereichert worden.

Der Herausgeber ist der Ansicht, dass im
Fache der Geburtshülfe heut zu Tage fast allein
auf deutschen und englischen Forschungen der
Fortschritt beruht und dass die englische Ge-
burtshülfe die einzige ist, von der die deutsche
profitiren, oft sehr viel profitiren kann; er hat

aber auch zugleich gefunden, dass bei uns die englischen Leistungen gerade ignorirt, man sie doch im lange nicht gründlich genug würdigen aneignet. Gewöhnlich lernt man den in den Zeitschriften gegebenen kennen, welche oft nicht einmal von nern verfertigt werden und meist h nau sind. Die Originale möchten w Wenigen studirt werden.

Die ersten Arbeiten über den Gegenstand sind zwar in einigen de schriften wie in den Wiener med. durch Spaeth, in der Monatsschr. u. a. referirt worden. Auch ist d Hohl in richtiger Würdigung der der Sache in der 2. Aufl. seines Le Geburthshülfe v. J. 1862 bereits erwä während bei Grenser, der sonst s zu sammeln pflegt, in der 5. Aufl gele's Geburthshülfe v. J. 1863 jede darüber vermisst wird.

Vorzüglich war es der Seite 72 Fall von Spaeth in Wien, dessen I den Herausgeber veranlasste der A grössere Aufmerksamkeit zuzuwende auch dazu führte die neue Operation Glück am 11. Juni 1864 auszuführen Dass von demselben die Angelegen neuste Zeit verfolgt wurde, bezeugt Anmerkung auf S. 8, endlich die des englischen Originals selbst, keinem deutschen Kataloge, in k schrift angezeigt, er in The Lancet

Mehr als diese Bemerkungen deutsche Bearbeitung die in dem V Herausgebers angedeuteten Umständ

en. Dahin gehört die grosse Beachtung und Anerkennung welche das neue Verfahren unter den englischen Fachgenossen gefunden hat, ein Verfahren, welches ferner seine Begründung gerade in deutschen Leistungen findet. Denn abgesehen davon, dass Wigand schon vor fast 20 Jahren die Möglichkeit nachwies die Frucht künstlich und zwar ausschliesslich mittelst unserer Manipulationen aus einer Lage in eine andere überzuführen, sind es namentlich die ganz neuen Forschungen über den natürlichen Situswechsel, d. h. die spontane Lagenveränderung des Fötus in der letzten Zeit der Schwangerschaft, von Hecker, Credé, Valenta u. A., welche, obwohl unabhängig von der gleichzeitigen Erfindung des neuen Operationsmodus ausgeführt, doch einerseits das künstliche Verfahren dem natürlichen Vorgange sehr nahe bringen, andererseits wiederum jener neuen deutschen Entdeckung eine ungeahnte praktische Wichtigkeit verleihen, indem sie die Leichtigkeit darthun, mit welcher der Fötus in der Uterushöhle durch unsere Manipulationen aus einer Lage in eine andere gebracht werden kann. — Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, dass mit wachsendem Lebensalter des Geburtshelfers in der Regel die Operationsfrequenz desselben abzunehmen pflegt, obwohl man bei zunehmender Geschicklichkeit und Uebung im Operiren das Gegentheil erwarten sollte. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, dass der Geburtshelfer erst sehr allmählig aus der Praxis selbst die Wirkungsfähigkeit der Natur kennen lernt, deren Grenzen sich ihm mit gesteigerter Erfahrung immer weiter auseinanderrücken und endlich ein Gebiet umgeben, dessen Grösse ein jugendlicher Apriorismus nicht zu ahnen ver-

mochte. Aber selbst die Erfahrungen der langen Privatpraxis scheinen diejenigen durch ruhiges, ungestörtes, treues Beobachten in Gebäranstalten gewonnen werden zu ersetzen zu können. Und auch hier ist es einer Weile bis die aufsteigenden Zweifel durch die Ueberwindung des Glaubens an die gebrachten dogmatischen Schultheorien überwunden haben und nun mit einer freien und unbefangenen Betrachtung der Natur erst das Wesentliche einer der grossartigsten Naturerscheinungen, der Geburt des Menschen, ihren Anfang nehmen. Nicht die operativen Fälle sind es, welche die Förderung jener Einsicht vorzugsweise bewirken, sondern die natürlichen Geburten, die Beobachtung eigentlich nur in Anspruch genommen ist. Auf diese soll der Lehrende seine Aufmerksamkeit lenken, gegenüber das gebührende Gewicht legen und selbst das nöthige Interesse daran hegen, auf die unzähligen Nüancirungen und Variationen, welche alle in das Gebiet des Normalen fallen, gehörig aufmerkzaam zu sein. Und in diesem Sinne scheint ein geringes Material zur Ausbildung tüchtiger Geburtshelfer ausreichend zu sein. Nur durch das Lehren das Gebärbett nicht verlassen, sondern gerade das, was der junge Arzt durch eigene Erfahrung kann, die Grundlage der ganzen Geburtshilfe, wird ihm im praktischen Leben geboten. Und diese Art der Instruction muss unseres Erachtens zu grossem Nutzen auf die Naturwirkung, auf ein bewusstenhalten vom Operiren oder mit andern Worten zum Operiren nur nach strengen Indicationen, zu der Ueberzeugung führen, dass eine conservative Geburtshilfe nothwendig ist, ein Postulat, auf welches in neuerer Zeit

einzelnen Fachmännern Grossbritaniens hingeschrieben worden ist. Und auch in diesem Sinne ist es, dass wir die neue Operation mit Freuden begrünnen. Denn wenn wir mit einer Operation gewöhnlich den Begriff eines mehr oder weniger tiefen Eingriffs in den betreffenden Organismus zu verbinden gewohnt sind, so wird hier ein natürlicher Vorgang auf eine so zarte, milde, rasche und nichtsdestoweniger sichere Art und Weise bewerkstelligt, dass dabei von einem Eingriff in den mütterlichen und kindlichen Organismus kaum die Rede sein kann. Ausserdem kann man dem Verfahren auch in dem Sinne einen prophylaktischen Charakter zuschreiben, als es schwereren Operationen zuvorzukommen, diese abwendet und zwar zu einer so frühen Zeit, wo selbst die gebotene Ausführung der letzteren an den noch nicht vorbereiteten Geburtstheilen scheitern würde.

Wenn man endlich weiss, dass schon jeder normale Geburtsverlauf mehr oder weniger Verletzungen der Geburtstheile bewirken kann, wodurch, wie Buhl so überzeugend nachgewiesen, Resorptionsquellen für die puerperalen Excretionen und damit die Aetiologie des gefürchteten Puerperalfiebers gegeben werden, wenn man bedenkt, dass jene Verletzungen durch künstliche Eingriffe, ganz abgesehen von der etwa inficirenden Hand des Arztes, in der Regel gesteigert und vermehrt werden, jedenfalls bei jedem Eingriff unberechenbar sind, so werden wir hoch erfreut sein müssen, dass da, wo eine Operation nun einmal gar nicht zu vermeiden ist, wir mit dem neuen Verfahren immerhin in sofern conservativ zu Werke gehen als wir durch ein so geringes Eingreifen der Kunst eine so grosse Wirkung zu erzielen im Stande sind. —

Das Buch ist eingetheilt in fünf Casuistik und zwei Anhänge.

Das erste Kapitel bildet die Hier sucht der Verf. nachzuweisen Gebrauch der Hände dem von I vorzuziehen und dass in der Erfindung ein grosser Fortschritt gegeben, welcher jedoch nach dem Bekanntwerden Zange wiederum beeinträchtigt wurde man bis jetzt, wenn der Hebel und fehlschlagen, zum Perforatorium Behauptung, welche in Bezug auf die Praxis allerdings gerechtfertigt ist. auch unter den nöthigen Vorbedingung Zange der Vorzug vor der Wendung hen ist, so verhält es sich umgekehrt foratorium. Die Wendung nun den alleinigen Gebrauch innerer Hand werkstelligt, wobei, was besonders die ganze Hand vollständig in die eindrang und direct auf den Kind wirkte, auf welchen gewendet werden äussere Hand unterstützte dabei höchste Fixirung des Uterus und des Fötus

Dagegen legte Wigand im Anfang des Jahrhunderts auf meisterhafte Weise die Frucht in der Querlage durch Angriffe allein gewendet werden konnte, diente sich dabei der Hand innerlich den Kindestheil, auf den gewendet Muttermund zu leiten, nicht als wirkende Kraft. Dieser Umstand ist zu beachten, weil man auf diese Weise Querlage in die Längslage, nicht als Kopflage in eine Quer- oder Steisslage drehen kann. Nebenbei suchte er seine durch besondere Lagerungen der

und durch die Wehen zu unterstützen. Da Wigand mit seiner Methode eine vollständige Umdrehung nicht erreichte, so war sie gerade für die wichtigsten Fälle (*Placenta praevia*, Beckenbeschränkung etc.) nicht anwendbar. Zudem setzt die Methode eine bedeutende praktische Geschicklichkeit voraus, lässt während der Geburtsthätigkeit leicht im Stich und zum Erforschen der Kindslage vor Beginn der Geburt haben die Wenigsten Gelegenheit noch auch die Fähigkeit, dazu ist die künstlich bewirkte Lage kaum dauernd zu fixiren. Diese äussere Methode ist in Deutschland von verschiedenen Geburtshelfern geübt, den Franzosen ist sie erst kürzlich bekannt geworden, in den englischen Büchern findet sie sich nur angedeutet; jedenfalls ist sie, obwohl eine wichtige Bereicherung der Geburtshülfe, auffallenderweise nicht zu allgemeiner Geltung gekommen.

Robert Lee hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass sobald der Muttermund einen oder zwei Finger zulässt, man mit diesen den vorliegenden Kopf nach der Seite, und die sich successive präsentirenden Theile ebenfalls in der nämlichen Richtung fortschieben und so zuletzt die Füße zum Vorliegen bringen könne und gab noch die Thatsache an, dass bei der Querlage das Knie nur um die Länge eines Fingers vom Muttermunde entfernt liege und daher un schwer herabzuhaken sei. Da jedoch die Frucht meist schräg liegt, so muss sie zunächst künstlich quer gelegt werden. — Obgleich dieser Modus nothwendig ungenügend ist, so bildet er doch einen Fortschritt von grosser Wichtigkeit.

Auf der Combination dieser beiden Momente nun, der Bewegungsfähigkeit des Fötus von aussen allein, und von innen allein, be-

ruht die zu beschreibende Wendung des Verfassers, eine Methode, welche in den meisten Fällen ebenso sicher und rasch geführt werden kann wie das gewöhnliche Verfahren und jenes von Wigand und von Wismann deshalb übertrifft, weil sie die Rectification abnormer Lagen mit der natürlichen Wendung vereint, sich abweichend von anderen Methoden dadurch unterscheidet, dass sie die Wendung auf den Kopf oder den Fuss, in manchen Fällen abweichend von den meisten, wenigstens nach einander, je nach Umständen führen kann und sobald nur der Kopf oder einen oder zwei Finger durchlässt an der Stelle, wo

Im zweiten Kapitel werden die verschiedenen Positionen, auf welche die combinirte Wendung sich gründet, genauer beschrieben. Es sind drei Punkte, auf die die Wendung beruht. Der erste ist der, dass das Kind im Uterus durch jeden beliebigen von aussen eintreffenden Anstoss leicht bewegt wird. Dies ist der Fall, wenn hat noch nicht die gebührende Befestigung gefunden. Die Beweglichkeit ist am meisten bei unverletzten Eihäuten, ist vorhanden, wenn das Fruchtwasser theilweise geflossen ist, fehlt aber durchaus, nachdem es völlig abgegangen, wenn der Uterus sich nicht fest um den Fötus angeschlossen hat.

Der zweite Punkt ist der, dass das Kind im Uterus quer liegt, das Kind in einer unrichtigen Haltung in der regio umbilicalis liegt, des, fast unmittelbar über dem Mutterhals und daher innerhalb einer Fingerhaken demselben entfernt liegt; und dass das Kind den Fuss in seiner natürlichen Haltung der Becken- oder Terbacken ruht und daselbst zu finden

ees Ende des Kindes vorliegt. Sollte es uns
annach gelingen auf irgend eine Weise den
tus in Querlage zu bringen, so ist die Haupt-
wierigkeit der Wendung überwunden.

Der dritte Punct ist der, dass die Querlage
osse Neigung hat in eine Lage überzugehn,
welcher die Längsaxe des Fötus und des
erus coincidirt werden; oder mit anderen Wor-
n, wenn das Kind querliegt, so wird man
t geringer Kraftanwendung die Richtung be-
immen können, welche der Kopf nehmen soll,
nach dem Muttermunde oder dem fundus
eri zu.

Im dritten Kapitel wird der Opera-
onsmodus und zwar zunächst bei der Wen-
ang auf den Fuss beschrieben. In Rücken-
gerung der Gebärenden wird bei 1. Kopf-
agslage die vorbereitete linke Hand so weit in
e Scheide eingebracht als nothwendig ist um
hoch wie eine Fingerlänge in den Mutter-
und hinaufreichen zu können. Mit der rech-
n Hand wird äusserlich der Steiss in der rech-
n Uterusseite herabgedrängt, während gleich-
täg die innere Hand den Kopf in entgegen-
setzter Richtung aufwärts schiebt. Letzteres
nn ungemein erschwert sein bei bereits tief
Becken engagirtem Kopfe, besonders wenn
eruscontractionen zugegen sind. Die Schul-
r rückt sodann über den Muttermund und
rd in derselben Richtung weiter geschoben
nd nachdem der Steiss von aussen ein wenig
eiter herabgedrückt ist, berührt das Knie den
nger und kann mit diesem herabgehakt werden.
Wenn die Eihäute intact sind, so ereignet
sich sehr häufig, dass sobald die Schulter
fühlt wird, der Steiss und Fuss in demselben
oment in den Muttermund treten in Folge der

Tendenz des Uterus die Längsaxe mit seiner eigenen in Coincidenz. Falls daher das Herabhaken des Kopfes darbietet, so kann man die Wendung vollenden, dass man den Kopf mehr nach unten drückt.

Bisweilen wird die Umdrehung erleichtert, dass, sobald der Kopf halb des Beckeneinganges befindet, die äussere Hand unter denselben ansetzt und abwechselnd mit dem Herabdrücken von auswärts in die Höhe drängt.

Wenn der Muttermund nur einen kleinen Theil des Kopfes lässt und der Fuss deshalb nicht hinab zu werden vermag, so kann derselbe durch Andrücken mit jenem Finger gegen die Fläche des Muttermundes und die Hand zurückgehalten werden. Dies bietet einen doppelten Vortheil sowohl bei der eventuellen Extraction sobald der Muttermund ausreichend erweitert ist, als es auch eine Verbesserung der gegenseitigen Pressung zwischen dem Uterus und seinem Inhalte beiführt, dass die nachherigen Operationen gelingen. Dies geschieht gleichwohl als Folge theils der Action des Uterus, theils des sanften Zuges an dem Theile.

Bei der Richtung des Rückens sind die Handgriffe umzukehren.

Bei zweifelhafter Kopflängslage, wenn er beträchtlich entfernt vom Muttermunde liegt, nach der Seite zu werden, nach welcher er eine Neigung der Steiss nach der entgegengesetzten Seite der Kopf dagegen central auf, ohne die Ermittlung seiner Stellung die Lage kennt werden kann, so ist wegen

der 1. Längslage dieselbe als solche
lehn. Uebrigens gelingt die Wendung
man in verkehrtem d. h. dem ange-
entgegengesetztem Sinne manipuliren

Wehencontractionen und das Mitpressen
dem Verfahren sehr hinderlich sein,
igt in der Regel eine Wehenpause zur
ng desselben, zumal da es meist in
ühe Geburtsperiode fällt, dass die We-
nicht sehr entwickelt sind.

Querlage gestaltet sich die ganze Proce-
leichter und einfacher. Dagegen ist
vernachlässigten Schulterlagen und fe-
chnürung durch den Uterus nicht aus-
Uebrigens ist die Anwendung der äus-
ndgriffe ungemein werthvoll wie schon
wusste und was Simpson für die
he Wendungsmethode so sehr betont.
i Schulterlage die combinirte Methode
wendbar erscheint, muss zunächst der
ne Arm reponirt werden.

Beschreibung des Verfahrens sind drei
en, welche die Hauptmomente der
darstellen, im Texte eingefügt, wobei
esser, vermuthlich um es möglichst zu
nen, sich genöthigt gesehen hat gerade
ste Richtung in der Lage, nämlich mit
cken nach links und hinten zu

an die Wendung auf den Kopf ausführen,
man, wenn bei Querlage z. B. der Kopf
t, mit dem Finger der linken Hand in-
e Schulter nach links und oben, während
re Hand den Kopf in der rechten Seite
kt. Sollte die Blase noch stehen, so
sie nun zweckmässig sprengen. Der

vorgefallene Arm ist zuvörderst zu
Die nämlichen Regeln gelten bei der
lung einer Steisslängslage in eine Ko
was jedoch vom Verf. bislang noch
worden ist.

Zur Vergleichung hat hier der I
das ganz ähnliche Verfahren der W
den Kopf von Hohl hinzugefügt.

Das vierte Kapitel bezeichne
in denen die Anwendung der combi
thode zweckmässig ist. Abgesehen v
len abnormer Lage, von Beckeneng
Collapsus, sind es besonders zwei
welche, vielleicht die schwierigsten
burtshelfer, die gefahrvollsten für
Kind, sich hier unter einem ganz
hoffnungsreichen Gesichtspunkte dar
daher von der allergrössten Wicht
nämlich Eklampsie bei der Geburt u
praevia. Es liegt nicht in der Ab
Anzeige hier auf die Beziehungen de
zu diesen Zuständen genauer einzuge
einer Andeutung kann sich Ref. nich
Aus der Vergleichung der Behand
des Falles von Eklampsie des Verfs.
des vom Herausgeber hinzugefügten v
ergiebt sich mancherlei zu bedenken,
mässig dem Leser selbst überlassen
im Allgemeinen mag bemerkt werden
englische Geburtshülfe einen gros
vor der deutschen in dem physiolog
ständnisse des Geburtsherganges
Während die allzu mechanische Auf
selben seitens der gegenwärtigen de
burtshülfe zu derlei empörenden und
lichen Eingriffen wie Einschneidung
Geschlechtstheile, ja des Muttermund

gar zu allgemeiner Praxis auszuarten weiss die Geburtshülfe Grossbritanien gut, dass die Geburtswege zuvor vorbereitet und erweiterungsfähig sein müssen ehe sie sich mechanisch lassen und dass jene organische Erweiterung ein ganz wesentlicher Effect der Operation ist, aber seine Zeitdauer in Anrechnung. Wir müssen uns wahrlich um so unseren insularen Fachgenossen schämen, Auffassung, zwar von jeher in England (Smellie), doch ihre eigentliche Art und Ausbildung in Deutschland erlernt. Bei diesem unverkennbaren Rückstand unserer neueren deutschen Wissenschaft thäte es noth den Staub vom alten zu wischen, den wir zu unserm Schandeherrn vergessen haben!

Besonders beachtenswerth und überaus wichtig ist die neue Operation bei der Bildung der Placenta praevia. Das Ziel aller Behandlungsweisen dieses Zustandes besteht darin der dabei stattfindenden Gefahr zu werden und dies ist in der That anders möglich als durch gewaltsame Eingriffe die Entbindung zu bewerkstelligen. Das neue Verfahren nun setzt allein in den Stand viel früher, als es bisher, den Fuss in die Hand zu bekommen, gewährt den gar nicht hoch geschätzten Vorthail, dass der durch den Muttermund sanft und allmählig hindurchgehende Fötus, Schenkel, Steiss, Rumpf mittels seiner Form die blutenden Stellen von innen zu comprimiren und zu gleicher Zeit durch ihren Druck auf den Muttermund Wehen erzeugen, und letzteren organisch erweiterungsfähig

machen während die Kindstheile sagen diese Vorbereitung mechanisch. Das grosse Problem, die zur Geburt führenden Wehen mit ihrer tödtlichen Natur als Ursache der Blutung zu unschädlichmachung und erwünschter Wirkung zu scheitern scheint durch das neue Verfahren in gelöst zu sein. Ausserdem wird, da nunmehr als eine gewöhnliche Steissgeburt zu behandeln ist, die Gefahr einer zu rapide Entbindung bei v. blutleeren Zustände der Kreissenden leicht vermieden, dagegen die gehörigen Kräfte die verlorenen Kräfte derselben zu ersetzen. Der Verf. illustriert diese Verhältnisse zehn von ihm behandelte Fälle (S. 171) denen der Herausgeber einen Entbindung Hecker (Klinik der Geburtshilfe S. 171) hinzugefügt hat, welcher eine interessante Vergleichung gewährt an das Desiderat der in Rede stehenden beweist.

Aus einem Briefe von Hicks vom d. J. darf Ref. verrathen, dass die angegebene Wendungsmethode seit der Edition seines Werkes ausser bei vielen Gelegenheiten besonders ausserordentlich theilhaft bei Placenta praevia befunden ist.

Bei noch sehr engem Muttermunde Verf. sehr warm die Erweiterung des Mundes mittels der neuen elastischen von Keiller und von Barnes. Er legt dies Verfahren in einer Anmerkung dar, erinnert noch an das ähnliche hier und empfiehlt die Prüfung der digitata.

Im fünften Kapitel werden die Vortheile der Operation recapitulirt und die Schwierigkeiten derselben noch besonders hervorgehoben. Erstere bestehn sowohl in Vermeidung gewisser Nachtheile als auch in Gewährung positiver Vortheile. Der entgegenstehenden Schwierigkeiten sind besonders fünf: das Zusammengebeugtsein der Frucht bei vernachlässigten Querlagen ist trotz des Chloroforms meist ein unüberwindliches Hinderniss, wie auch der Tetanus uteri. Der dritten Schwierigkeit, dem Mitpressen und Umherwerfen unruhiger Gebärenden ist schon durch Chloroform beizukommen. Kleine resistenzlose, besonders macerirte Früchte erschweren zwar die Procedur, doch sind sie kein absolutes Hinderniss. Zu viel Fruchtwasser endlich, namentlich in den früheren Monaten, ist durch Ablassen desselben zu beseitigen. Auf alle Fälle ist es nothwendig methodisch, nicht übereilt oder confus zu operiren.

Uebrigens ist der Verf. nicht gemeint die alte Wendungsmethode durch seine neue gänzlich verdrängen zu wollen, sondern lässt ihre Indicationen bestehen.

Was das Chloroform betrifft, so wird die Verwendung desselben in der Regel nicht nöthig werden und es ist nur dann zu gebrauchen, wenn Schwierigkeiten, als zu grosse Reizbarkeit und Spannung der Bauchmuskeln oder zu kräftige und anhaltende Uterincontractionen, sich zeigen.

Die auch in dieser Schrift hervortretende Vorliebe der englischen Aerzte für das *Secale cornutum* dürfte wohl nur von wenigen deutschen Geburtshelfern getheilt werden.

Es folgt die Casuistik, welche die Verwandlung der Kopflängslage in die Fusslängs-

lage, der Querlage in die Kopf- oder in die Fußlage durch 24 Fälle in höchst instructiv dargestellt. Hinzugefügt sind vom Verfasser zwei eigene Beobachtungen, deren eine von Spaeth in Wien gesehen, die andere von ihm ausgeführt hat. Da die noch controvertirte Frage nach dem Vorzuge der Steiss- oder der Beckenlage bei Beckenenge durch die Wendungsmethode an Wichtigkeit gewonnen hat und der Entscheidung näher gedrängt ist, so hat Herausgeber die neueste Literatur über diesen Gegenstand beigegeben, zu welcher noch eine Arbeit von Prof. C. Hennrich hinzugekommen ist (Monatsschr. für Geburtshilfe, Bd. 25 Sppl. S. 86). — Im Inhalt des Buchs findet sich leider der Druckfehler, dass die Lage des Kopf bei engem Becken statt auf den Fuss auf den Kopf ist.

In einem Anhang giebt Verfasser eine Uebersicht in der Literatur seines Vaterlandes über die Operation des Zärschnitts vorfindet. So sehr die Revision auch ausfallen musste, so sehr hat von ihm auf die ausländische Literatur Rücksicht genommen worden und dass der Boden sich viel weniger steril hielt, es der Herausgeber für gerechtfertigt hielt, die Lücke auszufüllen und damit dem Leser erst die eigentliche wissenschaftliche Grundlage zu geben. Indem er so vorzüglich die deutsche und französische Literatur, wie er auch die englische, dürfen meint, erschöpfend, jedoch nur als Vorarbeit zu einer ausführlichen Bearbeitung des wichtigsten Standes, als eigenen Anhang beigefügt, glaubt er die Entwicklung der Ideen der Methode von Braxton Hicks gegeben zu haben und überhaupt die Situation geklärt.

lich möchte Referent noch bemerken, s Erachtens durch die neue Operation r den künstlichen Situswechsel der n die Kopflängslage, statt in die Steiss- als auch für den künstlichen Posi- el z. B. die Rectification der Schief- des Schädels, besonders des höchsten erselben, jener perniciosen Stirnstel- e der Gesichtsstellung in die Scheitel- eine neue hoffnungsreiche Zukunft er- den ist. Küneke.

er Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha urg. Ein Beitrag zur Geschichte des en Jahrhunderts von Dr. August n. I, IV u. 827, Th. II, 258 Seiten Weimar, bei Hermann Böhlau, 1865.

rf. hat nicht nur mit grossem Fleisse, h mit einer Liebe gearbeitet, die dem en und Wärme mittheilt. Galt es Biographie eines fürstlichen Herrn, en noch jetzt auf den Landschaften ie er sann und wachte. Ihm war kein eschieden, vielmehr trieb auch ihn der Zeit in die überfluthende Bewe- n; aber er wurde dadurch in der das seiner Obhut anbefohlene Land t und durch keine Widerwärtigkeit nrecht, immer gleich fest und muthig, er in rastloser Thätigkeit bis zum er Tage. Der Verf. will in Ernst n Fürsten und den ganzen Menschen n innersten Wesen zur Anschauung nd der Leser wird dankbar anerken-

nen, dass diese Aufgabe ihre völlige funden hat. An Material fehlte es mehr scheint dasselbe in den Archiven, Coburg und Weimar in solcher geschichtet zu sein, dass die Bewältigung und zweckmässige Verwendung einen nicht minder grossen Aufwand und Geduld erheischt haben wird, als die Composition eines alle Lagen und Zustände des Regentenlebens gleichmässig umfassenden, gleichwohl nie durch Ueberfüllung ermüdenden Bildes viel Geschmaus leichte und sichere Hand erforderte. Die Darstellung hält sich frei von jeder Ueberschlichkeit des Lobes; sie lässt statt der Thatsachen reden und führt den Heiligen durch seine Verordnungen und Zuschriften, die Entwicklungen seines geistigen Lebens und seine eigenen Aufzeichnungen und Vorlesungen vorüber.

Herzog Ernst, der Sohn Johann Georgs von Coburg-Saalfeld und der Dorothea Maria von Brandenburg, geboren 1601, war der jüngere Bruder des Herzogs Johann Ernst, Friedrich, Wilhelm und August. Ernst, Friedrich, die gleichzeitig im dreissigjährigen Kriege ihr Leben für Glauben und Vaterland dransetzten, um drei Jahre älter als Ernst, der jüngste seiner Brüder und der Liebling des schwedischen Königs. Jüngling herangereift, wurde er 1621 in den Krieg Ernst, als dieser der böhmischen Armee beitrug, anschloss, mit der Regierung des Königs vertraut, das nur zu bald die schweren Siege fühlen sollte, führte dann seine geworbene Reiterschaar in's schwedische Lager und wurde 1633 von Herzog Bernhard zu die Spitze der Verwaltung des Landes.

anken gestellt. Seitdem begegnen wir ihm in
Hürzburg mit dem Ordnen politischer und
religiöser Zustände beschäftigt, aus treuer Ue-
berzeugung ein Kind des Protestantismus seiner
Zeit, der mit denselben Mitteln, die er abseiten
seiner Gegner so bitter empfunden hatte, der
sein selig machenden Kirche den Sieg zu ver-
schaffen suchte. In diesem Sinne und gestützt
auf eingeholten Gutachten der Theologen in Jena,
erließ er die Abstellung der öffentlichen Pro-
cessionen, die Beseitigung des alten Kalenders,
die Zulassung evangelischer Religionsverwandten
in den Rath; er verlangte von den Rathsherrn
den Besuch evangelischer Predigten, von der
Hochlichkeit die Verzichtleistung auf päpstliche
Resolutionen, er fühlte sich im Herzen gedrun-
gen, »die im Papstthum verführten Leute durch
Gottes Gnade allgemach der Erkenntniss der
Wahrheit entgegenzuführen, den Gemeinen, über
welche ihm das Patronatrecht zustand, nach
dem Responsum von Helmstedt und Jena evan-
gelische Prediger zu setzen, die Juden zum Be-
suche christlicher Kirchen zu zwingen. Anderer-
seits zeigte er sich unablässig beflissen, den auf
dem Lande lastenden Druck zu mildern, die
durch den Krieg geschlagenen Wunden zu hei-
len, für öffentliche Sicherheit und strenge Hand-
habung der Justiz Sorge zu tragen.

Der dritte Abschnitt zeigt uns Herzog Ernst
als den Regenten seiner Erblande während des
Zeitraums von 1640 bis 1674. Mit Gottver-
trauen ging er an's Werk, den gänzlich zerrüt-
teten Wohlstand der Unterthanen wieder herzu-
stellen, aus Zügellosigkeit dieselben zur Zucht
und ehrbaren Sitte zurückzuführen, durch sorg-
fältige Auswahl rüstiger Werkzeuge im geistli-
chen und weltlichen Regiment Ordnung und Ge-

rechtigkeit vorwalten zu lassen, das Haus der Väter wieder aufzurichten, und sparsamer Haushälter, der, wenn pfe mit dem Elend der Zeit und Krieg verhärteten Herzen die eigenen versiegen drohten, des einzigen Weg gass, auf welchem Trost und Freudigkeit zu gewinnen stand. Die Geschichte keinem Günstlinge zu erzählen, der Herz und Vertrauen von Ernst ein hätte. Seine Arbeitskraft diente als Sporn, die Reinheit seines Wanderte unsaubere und freche Geister galt der Spruch über Alles: »die Fu ist der rechte Schutz und Schatz eine Es lebte in ihm jene wahrhaftige F die in Demuth und Selbstverleugnung Werken der Bruderliebe obliegt. Ei Wächters und Aufsehers bedurften di schwer heimgesuchten Landschaft die verarmte, von der Soldateska n und im wüsten Leben verkommene B wenn sie der Wiedergeburt entgegen den sollte. Die speciellen Schilderun der Verf. nach den ihm vorliegenden dem Hausen feindlicher und befreund ren in diesem Theile Deutschlands er vollständigen das Bild des Jammer das Reich im letzten Decennium d jährigen Krieges bietet.

Hiernach geht der Verf. auf die und Verträge im fürstlichen Hause spricht, meist nach dem Wortlaut a Documente, die von Ernst durchgef nisation des Landes, das Mühen de Förderung von Handel und Gewerbe gründung und väterliche Beaufsicht

chen- und Schulwesens, wobei der synkretischen Streitigkeiten umständlich gedacht wird, wendet sich schliesslich zu der lebhaften Theiligung desselben an dem Gedeihen von Kunst und Wissenschaft. Der vierte und letzte Abschnitt führt den Fürsten, welchem, nächst dem Lesen der heiligen Schrift, die edle Musica zur Erholung diene, als Familienvater vorüber. Er contrastirt nun freilich seine »Ordnung der Bittseligkeit« auffallend genug mit den üblichen weltlichen Erlassen und Hofordnungen jener Zeit, die der Trunksucht und dem Würfelspiel selbstens bescheidene Grenzen setzten und leicht-herzigen gewähren liessen, wenn nur Hofkeller und Küche nicht allzu empfindlich darunter litten.— Elisabeth Sophia von Altenburg lebte Ernst in glücklicher und segensreicher Ehe; von achtzehn Kindern überlebten nur neun den Vater; die Erziehung derselben ähnelte vielfach an die von der Herzogin Elisabeth für ihren Sohn, Erich den Jüngeren, erlassene Ordnung. So sehen wir Ernst, immer thätig, gleich unverdrossen bis zu seinem am 26. März 1675 erfolgten Tode, der fürstlichen Aufgabe nachringen. Ihm ward die ehrenvolle Anerkennung seiner Zeitgenossen zu Theil; die Unterthanen segneten den liebevollen, väterlichen Herrn, auf den man das Symbolum eines wolffenbüttelschen Herzogs »aliis serviendo sumus« mit vollem Rechte anwenden darf, welche und niedere Stände des Reichs übertrugen ihm gern bei ihren Streitigkeiten das Amt des Schiedsrichters. Sein Name lebt bis zur Stunde in dankbarer Erinnerung derer, deren Voreltern sich seiner segensreichen Regierung erfreuten.

Abgesehen von den Belegstücken, hinsichtlich deren sich der Verf. auf solche beschränkt

hat, die bisher noch nicht in die
 gelangt waren, wird der zweite Th
 alphabetisch geordneten, in Form
 graphien gehaltenen Verzeichnisse
 lichkeiten eingenommen, mit denen
 mehr oder weniger in Berührung

Meine Wallfahrt nach Mekka.
 Küstengegend und im Innern von
 Heinrich Freiherrn von Ma
 Bände. Leipzig 1865. Dyk'sche

Bis jetzt sind seit allen Muslim
 der Weltgeschichte und noch in
 hunderte nur sehr wenige Chris
 sie nur verstohlen in Mekka und
 sen; und unter diesen wieder hab
 hardt und Burton ausführliche
 alles dessen gegeben was sie a
 Muslim von den dortigen Sitten u
 mern sahen. Dass der Freiherr
 diesen beiden kühnen Christen
 anreihen wollte, verdient alle Ane
 reizte freilich nicht das Beispiel
 lichen Burckhardt welcher aus
 zur Wissenschaft sich als Muslim
 verkleidete und unter tausend
 und Unwürdigkeiten jene selbst
 Heiligkeiten ausforschte, dafür ab
 Zweck desto vollkommner erreicht
 Wagniss und Glück des Engländer
 schwebte ihm vor, wie er auch g
 net dass sein Zusammentreffen m
 hira ihm den ersten Gedanken ein

zu unternehmen eingegeben habe. schweren Kosten rüstete er sich nun wandelte sich in Aegypten äusserlich als um der halb als reicher Kaufmann als verschwenderischer Reisender gelobtenutzte betrüglich den Pass eines Alger, und sah so alles was in Festzeit zu sehen ist. Das Wagniss heute die Dinge noch liegen, immer; und wir könnten erfreut sein dass der Freiherr in unsern Tagen ganz taust und eignes Geld hin ein solches en durchführte welches, wenn er nacheltenen Erlebnisse und neugeschöpfennisse auch schriftstellerisch mittheilimmerhin auch allgemeiner mannichh werden kann.

so wie der Verf. hier seine Wallfahrt kann man leider sein Werk nicht ndern muss ernstlich wünschen dass geborne Deutsche welche künftig etwa hwierige Dinge in der Welt unterllen sich bessere Verdienste erwermanche Leser in diesen zwei Bänden ihnen noch Unbekannte finden welbei es mit Nutzen sei es sonst mit und Vergnügen hören werden, von selbst: und hätte der Verf. sich einfachen Bericht über alles von ihm und Erlebte beschränkt, so könnte en nichts einwenden. Aber indem er uch giebt welches halb gelehrt und haltend oder nach Art etwa der es Verstorbenen geistreich sein soll, es verwerfen und vor seiner Nacharnen. Ein solches Zwitterwerk von schon an sich bedenklich und zweifel-

haften Nutzens. Aber die Arabisch-islamische Gelehrsamkeit des Verfs zu gering und zu verworren, währte doch vor seinen Lesern zur Schau sich ihrer gar rühmen möchte. Er, als er diese Wallfahrt antrat, sich ja von Nordafrika von Algier aus unter Mithras gehalten, hat auch ein Deutsches Reisebuch über verfasst welches uns unbekannt ist. So war er zwar für die Reise nach Mekka einigermassen vorbereitet, aber die Krankheit fugte ihn doch nicht in rein wissenschaftlichen Dingen so zu verfahren wie er hier

Der Verf. ist nun mit einem grossen Scheue vor allem Muslimischen von Mekka, fährt in jene verbotenen Gegenden der heiligen Heiligkeiten zurückgekehrt: können ihm das nicht, wünschten nur Scheue möchte noch etwas tiefer gehen, besonders seinen guten Gründen nachzugehen, ebenso wie allen ihm ähnlichen noch weiter erkannt werden. Auch sehen wir aus dieses seines Buches, sofern es einen Nutzen stiften kann, vorzüglich in dem Vorwissen vor allen jenen Glaubensdingen und Sitten den es jedem unbefangenen Menschen flössen muss. Allein dass der Verf. noch sein mit so grossen Kosten und Kühnheit angetretenes Unternehmen zur Hälfte ausführen konnte, davon schuldet die Schuld selbst zu tragen. Wollte er in den heutigen Muslimischen Schmutz einbegeben und allen Ekel deshalb so hätte er unstreitig besser gethan, hardt's Beispiel zu befolgen: er hätte mit seinem rüstigen Leibe alle seine Zwecke erreicht haben. Allein dass er als re

l von dem Aberglauben der dortigen
 »Prinz von Algier« verehrt noch
 einer Fahrt als »Französischer Spion«
 chtigt werden und in Lebensgefahr
 ürde, konnte ihm jeder Sachkenner
 n. So meinte er sich plötzlich ver-
 less war es wirklich so weit noch
 nmen), floh Nachts aus Mekka mit
 ung ansehnlicher Schätze und sogar
 arzen Sklaven Ali, eilte nach dem
 l war überglucklich hier sogleich ein
 Schiff anzutreffen; die Reise nach
 asste nun unterbleiben. Das alles
 Dinge deren ein Deutscher Freiherr
 nmen hat.
 H. E.

es de l'Académie Impériale des Scien-
 Pétersbourg, VIIe Série. Tome VII,
 Ibn Mâlik's Lâmiyat al af' âl
 dîn's Commentar. Ein Lehrgedicht
 ormen der arabischen Verba und der
 eleiteten Nomina, übersetzt und mit
 Anmerkungen versehen von Prof. Dr.
 . Auf Grund des handschriftlichen
 Kellgren's bearbeitet, mit Zusätzen
 und unter Beigabe des Arabischen
 ausgegeben von Dr. W. Volck. Der
 vorgelegt am 28. Nov. 1862. St.-Pe-
 1864. — 27 S. (Text) und 62 S. (Ueber-
 d Erläuterungen) in Quart.

r angezeigte Schrift enthält den Ara-
 xt nach der autographierten Ausgabe
 m Jahre 1851 und die mit Hülfe ei-
 guten Handschrift von Kellgren ver-

fasste, vom Herausgeber verbesserte mancherlei Erläuterungen versehene Die Erwartungen, welche man an stellen berechtigt ist, an welchem Männer gearbeitet haben, werden ganz erfüllt. Wallin, der schärfste und grösste Kenner des jetzigen Arabischen über ein zu ungenügendes handschriftliches Material zu verfügen, um einen guten Text zu stellen, und Kellgren wurde durch die Vollendung seiner Arbeit gehindert, es geradezu ungerecht wäre, ihm für die nicht abgeschlossenen Arbeiten während Hr. Volck allerdings mancher Last fallen. Am meisten überrascht springt der Umstand, dass er den arabischen Text Wallin's abdruckt und dem Leser überlässt, sich die bessern Lesarten und Anmerkungen zur Uebersetzung zu suchen, so wie dass er die von Wallin gesetzten Vokalzeichen fast alle fortlässt, so dass in solchen Fällen, wo sie zum Verständniss des Textes schenswerth oder ganz unentbehrlich sind, zahlreichen Versehen und Mängel in der Uebersetzung sind von Fleischer, dessen Unterstützung der Herausgeber übrigens bei der Uebersetzung erfreut hatte, in einer Anzeige in der D. M. G. Bd. XIX, S. 673 ff. mit der größten Gründlichkeit und Sicherheit genau auf diese Anzeige müssen wir die Leser mehr verweisen, da dieselbe dem, der den Arabischen Text lesen will, schon eine vollständige Aufzählung der von Kellgren übersetzten Stellenarten der besten, so wie einer neuen arabischen Handschrift unentbehrlich ist.

Was nun das Gedicht des Ibn Miskawayh so lässt sich ihm allerdings kaum

igkeit beilegen. Es sind Regeln über
des Verbums und der daraus abge-
mina, zur Unterstützung des Gedäch-
terse gebracht, die sich durchaus nicht
ge Arabische Produkte der Art und
ormeller Hinsicht nur wenig über
n Bekannten:

Viele Wörter sind auf is

asculini generis

mehr erheben. Wichtiger werden sie
die in Form eines Commentars daran
ausführlicheren, deutlicheren und voll-
Angaben seines Sohnes Badraddîn.
würden wir auch diesen Commentar
ren können, wenn wir die gramma-
ndwerke der ersten Jahrhunderte d.
sie noch handschriftlich vorhanden
orrecten Ausgaben vor uns hätten;
t uns ja hier leider wie auf andern
er Arabischen Literatur, dass zahl-
ere und abgeleitete Werke zweiten,
vierten Rangs vor den eigentlichen
ken veröffentlicht werden.

niya bildet eine Art Gegenstück zur
enderen Alfiya desselben Verfassers.
h das hier im Text und Commentar
em Stoffe nach schon grösstentheils
gen gedruckten Werken bekannt, so
wir doch auch allerlei Neues und
es, oder wenigstens durch die über-
zusammenstellung recht Brauchbares.
hier namentlich auf die Angaben über
omina hin. Vom Infinitiv des einfa-
nes werden uns hier nicht 32 oder 33,
Formen aufgezählt und belegt (S.16 ff.),
noch die auf S. 22 angeführte Inten-

sivform *فَعِيلِي* zählen kann. Bei den
 chen Uebergänge vom reinen In-
 Abstractsubstantiv kann ein solches
 der Zählung nicht auffallen. Lehrre-
 S. 8 ff. gegebene Aufzählung der
 Verbalstämme. Es ist freilich ein
 misch heterogener Formen: die g-
 Causativ- und sonstigen regelrechte
 alterthümliche und dialektische N-
 derselben, welche sich einzeln erha-
 (wie *haf'ala* und *saf'ala*), Denominat-
 schiedensten Art, sogar von Fremd-
baitara von *baitar* d. i. *ἐπιτάρα*) u-
 hier zwischen den Quadrilittera und d-
 chen erweiterten Verbalstämmen k-
 pielle Scheidung gemacht wird, halt-
 dings für ganz richtig, denn die E-
 ner wird immer auf die Trilittera
 müssen. Hier hätte sich übrigens
 geber durch den freilich schwierig-
 einer wissenschaftlichen Anordnung
 balstämme nach den Ursprüngen der
 verdient machen können. Wir woll-
 mit nicht sagen, dass wir ein sol-
 nehmen wie überhaupt eine Kritik
 den Ansichten seines Schriftstellers
 gend fordern können, da er zunä-
 Aufgabe hatte, seinen Text herausz-
 zu erläutern.

Vollständig ist die *Lâmiya* dur-
 Wir vermissen z. B. jedes nähere I-
 die eigentliche Conjugation des Pe-
 und Imperat. sowie in die Bildun-
 des Imperfect's; ferner hätte gar
 zelte seltene Form eben so gut erwä-
 können, wie andere derselben Art

sind. So fehlen z. B. S. 11 die For-
und يَجَلّ von وَجَلّ (kurz behandelt
178), يَبْلَمّ von أَلَمّ (Zam. zu Sur. 4,
w.

nzen führt der Commentar selten Be-
aus Dichtern an und noch seltnere
seine wissenschaftlichen Autoritäten.
besonders charakteristischen Falle ge-
es S. 6. Hier behauptet Alkisâi, wenn
m des einfachen Stammes die abgelei-
utung »übertreffen in dem, was die
ssagt« habe, müsse das Imperf. bei II.
tutt. stets a haben. Nun kennt man
dem wirklichen Sprachgebrauch die
»ich übertreffe ihn als Dichter (شاعر)«.

war dies der einzige echte Beleg für
ende Form eines derartigen Verbum's;
matiker aber, welche einmal die Regel
hatten, dass ein jedes Verb. in die-
tung gebraucht werden könnte, stell-
nach der Analogie rein theoretische
f, und dabei begegnete es dem Kûfier
er wie seine ganze Schule die Analo-
ber den eigensinnigen Sprachgebrauch
ss seine allgemeine Theorie durch den
sichern Fall aus der wirklichen Spra-
raber widerlegt wurde. Solche Contro-
ber Dinge, welche aus der wahren
nicht zu belegen waren, sind bei den
Grammatikern nicht eben selten,
freilich jener auch noch viel zu nahe
um nicht immer wieder auf den wirk-
achgebrauch zurückzukommen.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob eine vollständige Uebersetzung einer Schrift für Arabisten ein Interesse haben kann, sondern nur, ob die Uebersetzung derjenigen Stellen genügt hätte, indem die Erklärungen in die Anmerkungen hätten werden können. Bei dem geringen Umfange der Thatsache, dass eine richtige Uebersetzung oft weitläufige Erklärungen ersetzt, kann uns die Uebersetzung immerhin gefallen. Das erklärende Verzeichniss der im vorliegenden grammatischen Terminologie, welches der Herausgeber zum Schluss beigefügt ist, ist sehr dankenswerth; doch hätten die Erklärungen zum Theil etwas schärfer und bestimmter sein können. S. 61, Z. 1 ist »vorher« wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler »folgenden«.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat das Andenken an Kellgren's durch die Aufnahme dieses Werkes in ihre Schriften würdig geehrt; Arabisten sind ihr dafür um so dankbarer, wenn auch hier dieselbe Billigkeit des Preises (für fast 12 Bogen, zum Theil rein Arabisch Drucks) finden, durch welche die Verbreitung zum wahren Nutzen der Wissenschaft und Verbreitung ihrer Publicationen stets gefördert wird.

Kiel.

Th. N.

Heldensagen von Firdusi.
 Deutsche Nachbildung nebst einer Einleitung
 des Iranische Epos von Adolf Frick
 von Schack. Zweite vermehrte Auflage.

gen« und der »Epischen Dichtungen«. Verlag von Wilh. Hertz (Bessersche Druckung) 1865. (VI und 439 Seiten in 8^{av}).

keine Literatur auf Erden ist so reich an Uebersetzungen oder Nachbildungen von fremder Schriftdenkmale bei gleichem Aufwand selbst zu produciren, als die deutsche. Es giebt kaum ein unter die besten Erzeugnisse des poetischen Genies zu rechnendes Werk auf dem Erdkreis, welches nicht in Uebersetzung gefunden hätte, die ganz so routinirte Uebersetzer den Geist ihres Originals als derart begriffen haben, dass die Uebersetzung gestehen müssen, wenn auch jenes nicht so schön oder gar übertroffen werde, es warte auf eine Nachbildung ein verwandter Geist, sie in der Seele des Lesers dieselbe Stimmung hervorzurufen wie das Urbild. Hat auch die Uebersetzung hierbei eine grosse Wichtigkeit, so darf man nicht vergessen, dass die Sprache das Erzeugniss des Geistes ist und demnach so geschmeidig voraussetzt, wie sie sich an die Uebersetzungen ihrer fremden Sprachen anzubequemen vermag. Vielmehr eine gewisse Elasticität des Geistes ist es, durch welche wir einen unvergleichlichen Schatz durch welche wir uns, über nationale Grenzen hinweg, als echte Kosmopoliten und Menschen der wahren Bildung, die mit liebevoller Aufmerksamkeit das Edle und Schöne anderer Nationen aufnimmt und fern von Verachtung und Hass gegen tiefer stehende nur Mitleid haben kann, wenn dieselben die Wohlthat der Bildung von sich weisen, legitimiren; und welche den Geist »in alle Näh' und

Ferne treibt und die tiefbewegte befriedigt*, bis er das Räthsel der löst hat. Dieses Verständniss des Fühlens und Dichtens fremder Menschen hat die Deutschen berufen und Unwandelbare der Menschenn exotischen Verhüllung zu entkleiden morwerke der Griechen wieder zu b Genius fremder Dichter dem Verstärk bloss der Deutschen, sondern oft auf den Nation, welche denselben selbst begriffen hatte, nahe zu bringen, schichtschreibung und Sprachwissen ser ganz eigenthümlich deutschen die richtige Würdigung auch des Ge Fremdartigsten zu vermitteln, und genen Gesetze, welche unter dem b sel der Erscheinungen das bleibend bende sind, zu offenbaren.

Noch ehe sich die Gebilde unsern alten Heldensage durch eine uns v Sprache neu belebt hatten, besaßen eine Uebersetzung des griechischen che von keiner andern übertroffen und dem Homer und dem Dichter d gen hat sich als dritter im Bunde gesellt, dessen dichterische Schöpfu vermöge ihres Ursprungs im Morgen weilen zwar an Uebertreibung leid sie in dieser Beziehung zu dem M gehören, was der orientalische Geist bracht hat, aber, was Vollendung d Form angeht, die Nibelungen übe durch ihre Fülle von Verwickelun schen Katastrophen, ergreifenden weder vor der Ilias noch vor den Liede zurückzutreten brauchen.

rderniss, dass die Epopöe mit einem Ereigniss oder Fernblick abschliesst, wir uns doch mit dieser Art des sowohl durch die Klage um Hektor ischen als durch den Untergang eines schlechtes im deutschen Epos so veracht, dass wir uns von einer sympathischen Stimmung ergriffen fühlen, auch das Epos in diesen tragischen Ton auszu hören, und Firdusi rührt nicht nur Empfindung durch das furchtbare Gewelches den kühnsten Helden durch Mord fallen lässt, er weiss auch unseres Gefühl dadurch aufzuregen, dass er des Guten, welches seinen letzten Hord Dolchen der Hinterlist verloren hat, stellt.

uns die Werke Homers den Maassnamen, an welchem wir alle ähnlichen messen müssen, so wäre an Firdusi's Nameh, in viel geringerem Grade den Nibelungen das zu tadeln, dass nicht durch das abgeschlossene einzigen Heldenlebens oder die Vor einer einzigen Katastrophe gefesselt im iranischen Epos eben so viele Gefühls- oder Heldenhäuser wie im Homer Helden den Kampf ausfechten. Doch Firdusi, dessen dichterischem Gefühl die Bedienung des von ihm zu bearbeitenden Stoffes nicht entgieng, nicht sowohl das mehrere Jahrhunderte dauernde übermenschlichen Rustem und durch ständige Theilnahme am Kriege gegeben, als vielmehr durch eine bewusst gewordene fatalistische Idee, die hinter all der Waffen und der Festgelage wie

ein finsterer Geist aufsteigt und d
punkt bildet, um welchen die das
die Lust der Welt umspannende Un
keit in nothwendigem Kreislauf sic
seinem Gedichte eine verborgener lie
darum nicht weniger das Ganze beh
Einheit zu verleihen. Wir werden
Wahrheit dessen nicht zugeben, w
in seiner Satire auf den Sultan Ma
sich sagt: »viel Männer lassen sich
begaffen, doch kein Firdusi ward v
schaffen«, aber wohl unterschreiben
andere: »so lang die Welt besteht,
kreisen, wird wer Verstand hat mein
preisen«.

Die Bearbeitung des Firdusi du
von Schack ist in Absicht auf würdevol
geläufigen Versbau (bekanntlich is
Deutschen für ein Gedicht vom U
Schahnameh unmöglich beizubehalte
nalvers, das Mutakarib, durch den
fünfköpfigen Jambus ersetzt) und die
Nachbildung den Geist des persischen
zuhauchen, ein so anerkanntes M
dass wir uns einer Kritik derselben
wissenlos zu sein, überheben könne
erfreulich, dass ein solches Werk, w
Zierde unserer Literatur genannt we
nicht bloss bei den wenigen Kenner
durch die Uebersetzung die Schönk
Originals hindurchfühlen, Beifall gefu
dern auch bei dem grösseren Publicu
eingebürgert hat, dass man sich er
musste, in einer neuen Auflage alles
früher den Inhalt zweier verschiede
der »Heldensagen von Firdusi. Berlin
der »Epischen Dichtungen. Berlin

ereinigen und dem Leser auf diese
 ische Gedicht des iranischen Homer
 sammenhang vorzuführen. In den
 « war jedem Stück eine Einleitung
 kt, welche den Zusammenhang des-
 n Ganzen deutlich machte; diese Ein-
 unten in der Gesamtausgabe zum
 n, da der Zusammenhang durch die
 der »epischen Dichtungen« herge-
 heils wurden sie der dem ganzen
 gehenden Einleitung einverleibt, im
 n Uebersetzer gebotenen Stücke im
 h andere nicht übersetzte getrennt
 Mohl und Macan zu findenden Ein-
 Dichters sind, da sie zur Vervoll-
 es Bildes vom iranischen Epos selbst
 dig gehören, nicht übersetzt worden,
 tire gegen Mahmud, die am Schluss
 g einen Platz gefunden hat; ebenso
 ste Theil des Gedichtes, welcher die
 estalten der ältesten Herrscher feiert,
 schack gestrichen, da erst mit Feri-
 theilung der Apfel der Eris unter
 fällt und der verhängnissvolle Krieg
 a und Turan zu toben beginnt, des-
 Yogen bald den gottlosen Feind, bald
 e für boshafte Mord seinen Arm
 elden wechselnd emporheben und
 graben drohen. Von Feridun an bis
 s Rustem rollt das grosse Gedicht
 rbigen Fabelteppich auf, in welchem
 e schon im Avesta in grossen Zü-
 ete Heldensage Irans verwebt ist.
 folgt, ist eher eine poetische Chro-
 n und hat mit der Idee, welche das
 eht, nichts zu thun, ist deshalb
 Episoden des letztern, deren Weg-

lassung den Gang im Grossen und wesentlich unterbricht, wie den Ge-
Zav, Nuder, Gerschasp, vom Uebe-
bearbeitet worden.

Die gehaltvolle Einleitung, mit
Kenner der arabischen Kunst in
Dolmetsch der Stimmen vom Gang
begleitet hat, entwickelt uns die Er-
Heldensage im Allgemeinen und die
welche das Zustandekommen einer E-
sondern begünstigen, und geht dann
schichte des iranischen Epos und des
Werkes. An die Biographie des I-
Würdigung des Gedichts, welche
gem Blick seine Schönheiten und
vollen Plan entwickelt, schliesst sich
des ganzen Cyclus und als Anhang
wähnte Uebersetzung der Satire F-
seinen kargen Gönner an, der nur
Unrecht gut machte, als der Dicht-
Zeitliche gesegnet hatte.

Marburg.

Zur Geschichte des Nominalismus
Nach bisher unbenutzten handschri-
len der Wiener kaiserlichen Hofbibli-
Dr. C. S. Barach, Docent der Philo-
der Wiener Universität. Wien 1866.
Braumüller. 25 Seiten in Octav.

Der Titel der Schrift giebt in hinre-
führlichkeit an, dass sie neue Belege zu
nicht hinreichend aufgeklärten Punk-
lastischen Philosophie bringt, welche
Zeit oft Gegenstand der Nachfrage
Man war schon immer der Meinung
der Nominalismus Roscellin's seine

ehabt hätte; davon hatten auch die
 amentlich V. Cousin und Hauréau,
 ns Deutschen besonders Prantl wei-
 sungen gebracht; diesen gesellen sich
 Barach gegebenen zu. Sie sind ei-
 or zu den Kategorien des Pseudo-
 entnommen, und um so mehr will-
 sie aus dem 10. Jahrh. sind, einer
 s welcher wir die spärlichsten Nach-
 philosophische Studien haben. Die
 elche der Verf. aus diesen Quellen
 hat, lassen in ihrer Gesamtheit
 l zu, dass der Glossator einer no-
 n Auffassungsweise zugethan war, sie
 es noch manches andere zu erken-
 erbreiten sie Licht über die Lehre,
 Roscellin zugeschrieben wird, dass
 s Theilen bestehe; so giebt sich aus
 zu erkennen, dass die Lehren des
 otus im 10. Jahrh. nicht in Verges-
 en waren. Wenn aber der Verf.
 gt, dass die Lehre des Joh. Scotus
 Nominalismus förderndes und be-
 Element in diesem Jahrh. noch fort-
 ann dies nach seinen eigenen Aeus-
 r so verstanden werden, dass sie
 zeln Lehrpunkten den Nominalis-
 igte, sonst aber nur durch Steige-
 Realismus den Widerspruch des No-
 hervorrief. In einer Beilage hat der
 us Glossen zum Priscian, ebenfalls
 andschriften der Wiener k. Biblio-
 Stelle ausgezogen, welche es wahr-
 machen soll, dass die Nominalisten
 ck flatus vocis für die Universalien
 chten. Aus der ganzen Haltung der
 eilten Bruchstücke scheint übrigens

hervorzugehen, dass die zwischen
und Realisten schwebende Frage n
10. Jahrh. ein Streitpunkt der Sch
war. Hierzu wurde sie erst durch
salismus der realistischen Theologen
dem Individualismus der Nominalis
derniss zu finden glaubte.

Mémoire sur l'emploi de l'iode
sium pour combattre les affection
mercurielles et les accidents consécut
philis, par M. Melsens, membre d
royale des sciences de Belgique, c
philomathique de Paris, examinateur
à l'école militaire, professeur de
physique à l'école de médecine ve
Bruxelles. Bruxelles, G. Mayolez. P
lahaye. 1865. 167 Seiten in Octav

Die vorliegende Schrift schliesst
frühere Studien des Vfs über Jodkal
che, im März 1849 dem Institut de
gelegt, in den Annales de chimie
que 3e sér. T. XXVI desselben J
fentlicht wurden. Sie bildet eine V
gung der ersteren, in welcher zuer
lichkeit aufgestellt wurde, chronisch
gen durch Mittel zu heilen, welche
der im Organismus deponirten Meta
gen, wahrscheinlich Metallalbuminat
dadurch eine zweite Resorption ders
lichen und eine schleunige Eliminat
führen. Es wurde auf Grund von
gen am Menschen und Versuchen
dargethan, dass das Jodkalium di
stanz sei, welche chronischen Satu

us in der angegebenen Weise besei-
 dass es z. B. alle Quecksilberver-
 se, selbst das metallische Queck-
 die gleichzeitige Anwesenheit orga-
 die Lösung nicht verhindere, dass
 gebildeten Joddoppelsalze sehr rasch
 rin aus dem Körper eliminirt wür-
 suchte damals ferner das Jodkalium
 ftige Substanz hinzustellen, läugnete
 hen Jodismus, bezeichnete die bis-
 Jodkalium beobachteten abnormen
 en als irrelevant oder als von den
 in die Circulation wieder aufgenom-
 den abhängig, und leitete die Wirk-
 Jodkaliums bei syphilitischen Fol-
 n von der Anwesenheit oder der
 heit des Merkurs im Organismus ab.
 nämlichen Anschauungen, welche
 n diesem zweiten Mémoire, dessen
 durch eine mehrjährige Krankheit
 ausgedrückt wurde, durch neue
 hichten und Versuche zu stützen un-
 s kann zwar nicht verkannt werden,
 isonnement unsres Autors in vielen
 Character des Laien trägt: Melsens
 zt, sondern Chemiker, und so sind
 kengeschichten unbestimmt, seine
 ht so formulirt, wie man es wün-
 der Werth der von ihm präconisirten
 d, wie das einem Laien, der sich für
 te Behandlungsweise von Krankheiten
 leicht geschieht, vielleicht hie und da
 seine Gewährsmänner sind oft nicht
 wie dann ja besonders der bekannte
 chwärmer Hermann als solcher her-
 . Nichtsdestoweniger aber ist die
 recht interessante und es unterliegt

keinem Zweifel, dass Melsens' Methode der chronischen Blei- und Quecksilbervergiftung durchaus rationell ist, nicht manche andere, rein empirisch, da symptomatische ist, sondern eine solche, die die causa morbi zu entfernen trachtet.

Von toxikologischem Interesse sind die Versuche, bei Hunden chronische Bleivergiftung herbeizuführen und den Einfluss des Jodkaliums auf diese zu studiren. Hund nach der täglichen Darreichung von Blei starben zum Theil binnen 8 Tagen; zeitig Jodkalium verabreicht, so blieb der Hund bis auf einen gewissen Grad von Abmagerung gesund, während sofort Erkrankung eintrat, wenn man das Jodkalium fortliess. Auch bei Application grosser Quantitäten Zinnchlorid chronische Vergiftung und Tod erfolgte nur, wenn das Lecken nicht verhindert wurde. Jodkalium hemmt hier das Eintreten der Vergiftungserscheinungen.

Ein weiterer wohl zu beherzigen Punkt ist, dass nach Melsens' Versuchen Jodkalium als ein nicht unbedeutendes toxisches Mittel erscheint, weshalb auch Melsens auf die Reinheit des anzuwendenden Jodkaliums sehr aufmerksam ist. Auch ist es interessant, dass das Jodkalium im Urin und sonstigen Secreten nicht als solches, sondern als Jodkalium gefunden wird. Ueber die Elimination anderer Substanzen, z. B. des Blei, und andere physiologische Fragen enthält das Buch viele experimentelle Untersuchungen. Das Capitel, das überhaupt als das wichtigste des ganzen Buches anzusehen ist.

Theod. Hu

Göttingische hrte Anzeigen

unter der Aufsicht

igl. Gesellschaft der Wissenschaften.

k. 11. April 1866.

scours d'Isocrate sur lui-même,
sur l'Antidosis, traduit en
pour la première fois par
Cartelier, revu et publié avec
une introduction et des notes,
est Havet. Paris. Imprimerie im-
862. CXXXII u. 259 S. in Octav.

uch, durch und durch französisch,
Uebersetzung ins Französische. Car-
ofessor am Lycée Napoléon zu Paris,
1. October 1855 und hinterliess sei-
nde Havet die erste französische Ue-
der vollständigen Rede über die An-
der Bitte sie durchzusehen und her-
n. Havet fügte eine Einleitung (1.
en général, de sa prédication et de
. XVII - CIII. 2. Du discours sur l'An-
CV—CXXIII. 3. Lettre de Moustoxy-
ai: S. CXXV—CXXXII.), den griechi-
st, Notes sur le texte (kritische) S.
und Notes sur la traduction (erklä-
219—250 hinzu. Vorausgeschickt ist

eine Notice sur A. Cartelier S. I. Havet gleich nach dem Tode desselben seiller de l'enseignement public gegeben auch der erste Theil der Einleitung schon 1858 in der Revue de deux

Die Wärme und Innigkeit, mit Herausgeber von seinem Freunde Hingebung, mit der er dessen Uebereich als möglich auszustatten bemwahrhaft wohl, die Lebendigkeit der fesselt auch dann noch, wenn uns bedenklich erscheinen. Es ist aber isokratischer Redezauber auch Herfangen genommen hätte: statt ruhigung der Sache finden wir rhetoridung, anmuthige Kunst der Rede. tig sind die Bemerkungen, dass es Thatkraft, an staatsmännischer Sgemein sittlicher Gedanken von der in der vorhandenen Zeit und Land und Nothwendigen gefehlt habe, dannes Feureifer für die Ehre Athenschen Erfolg uns mehr anmuthe, Athen aufgebende Anerkennung PhFührers von Griechenland, obgleich Recht gab. Die Vergleichen Bossuet, Fléchier lesen sich ganz ein klares Bild von Isokrates We wir durch die Einleitung nicht. De Tiefe, wie er sich in der Missachtung phie und Wissenschaft, in der Selbstverrath, mit der Isokrates die Dar meiner Sätze praktischer Moral in sten, d. h. was er thut und lehrt, phie anzupreisen nicht müde wird, zur Erörterung, überhaupt wird je ständniss der Philosophie gar nicht

us und seiner Vollendung bei Iso-
ner Wirkung ist viel Schönes zu le-
orin er eigentlich besteht, wird nicht

Für das Lob, heisst es S. XCIII,
s Stil ganz eigentlich gemacht: ich
einer Verherrlichung wirklich Macht
die Grabrede des Thukydides. Wenn
n, welche zu Athen der Demokratie
des Staats Schuld gaben und sehn-
f lakedämonische Aristokratie hin-
tgegnet (S. XXVIII): 'le vrai malheur
non plus que d'aucune cité antique,
d'aller jusqu' à la démocratie, mais
pas atteindre', so ist doch wohl der
rechtfertigt, ob Athen dadurch seine
Staat bewahrt und erhöht haben
es die Sklaverei aufgehoben, Fremde
als gleichberechtigte Bürger aner-
. Isokrates Helena soll sein Vor-
tons Gastmahl haben (S. CXXIII):
Isokrates eine Ahnung von Platons
über die Schönheit? Nachdem So-
luss auf Isokrates besprochen ist,
überflächlichkeit des Isokrates in der
von Sokrates Lehre nicht zur Erör-
mt (vgl. jetzt Schröder quaestt. isocr.
f.), setzt H. hinzu (S. CI): 'mais on
u' on peut remonter plus haut que
je l'indique assez moi-même en rap-
om de Thucydide'. Vor Sokrates
thukydides auf Isokrates gewirkt ha-
Geschichtswerk, denn von der Kunst
st hier bloß die Rede, vor dem Ende
h. kaum bekannt wurde? Es ist et-
s und Grosses, Liebe zum Vaterland,
in Vaterland, aber auch in Frank-
ich, werden Männer sein, die über

Aeusserungen lächeln, wie S. LX, v
 der Einleitung Frankreich darüber
 ein Panegyricus, wie der des Isokrat
 den Worten tröstet: 'cependant il
 se plaindre, que, toujours pressée d'
 elle ait négligé de s'arrêter à contem
 parcourue', wenn er S. LXXXV sag
 parle une langue, que je ne veux
 la première du monde, car je n'ose
 cer ainsi, et prononcer contre la m
 er S. 240 meint, dass Wellington
 nen glücklichen Zufall bei V
 siegt habe.

Der zweite Theil der Einleitun
 Bekannte über die Handschriften u
 der Antidosis. S. CXVII ff. mac
 Bekker und den Herausgebern nach
 einen grossen Vorwurf, dass sie §
 194 die Stellen, welche Isokrates
 Reden anführt, nach dem Vorgang
 nicht vollständig haben abdrucken
 dern nur Anfang und Ende bezei
 Er glaubt dadurch Isokrates zuerst
 worden zu sein, dass er sie vol
 rückte. War es zu viel verlangt, w
 hern Herausgeber meinten, dass, w
 dosis lese, die angeführten Stücke
 ner Ausgabe aufschlagen und dort
 Herr Havet giebt Bekkers Text, ve
 selben aber mit selbständigem Ur
 und bald nach dem Vorgang der
 ausgeber und Benselers, einigemal
 eigene Vermuthungen verbessert zu
 hen wir die fünf Stellen an, welch
 S. CXX hervorhebt. §. 23 schreib
 was für *ἐμavτοῦ* stehen soll. Zw
 O. Schneider Isocr. ausgewählte R

sicht, aber wenn ich bedenke, dass an
 en Stellen ein σ vorangeht und dass
 Reihe von Stellen der Urb. das Re-
 der 3. Person beseitigt hat (Strang kr.
 Isokr. 1 S. 71), so ist es doch sehr
 t, ob nicht die Regel des Apollonius
 für Isokrates gegolten habe. An un-
 le ist $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$, auf $\omicron\sigma\upsilon\varsigma$ bezogen, in je-
 das Richtige. — Paneg. §. 66 will er
 weil es eine unmögliche Konstruktion
 ichen: dass $\alpha\lambda\lambda\omega\varsigma \tau\epsilon$ bei Isokrates
 oft vorkomme und ganz richtig sei,
 ch zuletzt Baiter und O. Schneider
 d gezeigt. — Paneg. §. 81 meint er,
 e wegen des $\tau\eta\upsilon\alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota$ für $\tau\eta\upsilon$
 n den HSS. lesen: $\tau\eta\upsilon\delta' \alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota$
 $\delta\alpha \nu\omicron\mu\iota\zeta\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma \epsilon\iota\tau\alpha\iota$ 'et ils pensaient
 véritable république était la Grèce',
 begreife nicht, wie dies nach dem Vor-
 enen $\iota\delta\iota\alpha \mu\acute{\epsilon}\nu \alpha\sigma\iota\eta \tau\alpha\varsigma \alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota$
 , was doch auch mit auf die Athener
 glich sein solle. — Antid. §. 122 hat
 praef. p. IX und de hiatu 1 p. 44 $\tau\omega$
 trichen und bezieht $\tau\eta\delta\upsilon\nu\alpha\mu\epsilon\iota$ und
 auf $\tau\eta\varsigma \pi\omicron\lambda\epsilon\omega\varsigma$, Havet streicht auch $\tau\eta$
 s, indem er beides von Timotheos ver-
 nd richtig ist es, dass man $\eta\theta\omicron\varsigma$ nach
 as Isokrates hier sagt, nur von dem
 en Wesen des Timotheos verstehen
 ber zweifelhaft ist mir, ob Isokrates
 acht dem Timotheos zugeschrieben ha-
 e, da er die missgünstige Stimmung
 er gegen ihn heben will. Der Gegen-
 en der Macht des Staates und dem
 des Feldherrn wird durch die ganze
 ng gefordert. Ich glaube daher, dass
 $\tau\eta\varsigma \pi\omicron\lambda\epsilon\omega\varsigma$ behalten und dann $\tau\omega\gamma' \alpha\upsilon$ -

τοῦ schreiben müsse. — §. 285 κα-
 τας nicht richtig sein, sondern ist
 Dobree meinte, aus dem vorausge-
 λοῦντας, sondern aus dem §. 286 φο-
 λήσαντες, wo einige HSS. anders les-
 den. Zu den Vermuthungen, die f-
 bracht worden sind, fügt Herr H-
 eine neue: ἀτιμήσαντες. Aber abge-
 Bedenklichkeit der Form ἀτιμᾶν, d-
 die allgemeinen Bemerkungen über
 chen Unterschied von ἀτιμᾶν und
 §. 175 nicht gegen die Zweifel E-
 Cobets am attischen Gebrauch c-
 schützt, verlangt die Analogie der b-
 Fälle, in denen nach Isokrates d-
 brauch gänzlich von der wahren Be-
 Wörter abgeirrt war (ἀφνής und
 dass auch hier diejenigen einfach
 werden, denen φιλοσοφεῖν wirklich
 aber gewöhnlich nicht zugeschrieben
 sah Bake, der schol. hyp. 3 p. 31 φ-
 vorschlug, was Havet in den Text a-
 hat. Die Entstehung des Fehlers w-
 wenn wir wie §. 284 auch hier lä-
 ἀλλ' οὐ τοῦς, da λλ und μ häufig
 werden und, wenn einmal αμου versch-
 leicht die Randbemerkung ἀμελήσαν-
 hierher bezogen werden konnte.
 wohl δεῖσαν zu lesen (vgl. 12 §. 18
 §. 284 προσῆκον. Auch sonst wird
 an vielen Stellen, wo er von Bekker
 ist, nicht auf den Beifall der Kenn-
 dürfen. Er hat überall nach den P-
 die orthotonierten Pronominalformen
 während die HSS. bei Isokrates s-
 enklitischen bieten. Die Kritiker, d-
 nehmen (Baiter praef. Paneg. p. XVI

Regel sehr wohl, aber der feststehende Gebrauch der Komiker (vgl. Reisig con-
 tristoph. p. 56. Ellendt lex. soph. 1
 lehrte sie, dass die Regel nicht rich-
 tigm. ausf. Gr. 1. S. 291. 2. S. 413).
 selbst hat §. 98 u. aa. *πρός με* und
 gelassen. Wenn Havet zu §. 4 sagt:
écrire περί 'μοῦ, pour éviter l'hiatus?,
 nicht möglich, da *περί* keinen Hia-
 — Paneg. §. 54 schreibt er *γνώμην*
ulgata, aber §. 57 zeigt, dass *δῶμην*
 richtig sei. — Paneg. §. 64 streicht er
 Corais, aber Schömann, Bernhardt,
 der Unterzeichnete haben diese Kon-
 von *ὥστε* mit Participium nach voraus-
 Participium durch eine Menge si-
 spiele belegt. — Antid. §. 70 schreibt
ἐκείνου für *καὶ οὐ τὸν ἐκείνου*, 'pour
 hiatus'. Aber *καὶ οὐ* ist kein Hia-
 sprach, wie die Dichter zeigen, *κοῦ*. —
 zt er vor *παρ' ὑμῶν* noch ein *οὔτε*
 e Baiter wollte; dass es nicht nöthig
 der Unterzeichnete gezeigt: vgl. die
 usgabe. — §. 144. Dass die WW. *μήτ'*
ποιήσῃτα μηδέν, ἐν οἷς ἅπαντες οἱ πο-
τυγχάνουσι nicht richtig seien, liegt
 and. Aber was Benseler vorschlägt
 t billigt, *οἱ* zu streichen, lässt sich
 enig rechtfertigen. Wer sagt *ἐν οἷς*
αι für *ἅ ποιοῦσι*? Und doch ist dies das
 orderliche. Ich vermuthe daher: *μη-*
τυγχάνουσι d. i. *τούτων, ἅ ἅπαντες οἱ*
νοὶ ποιοῦντες τυγχάνουσι. Bei *μέλ-*
ελεῖν, τυγχάνεν wird nicht selten das
 he Participium aus dem vorhergehen-
 um finitum ergänzt. — §. 222 stellt
 esart der HSS. *ἀκρόασι* her, 'très-

mal abandonnée par tous les éditeurs depuis M. Bekker', während die vorerwähnten Worte καὶ τοὺς μαθητὰς εἶναι (nämlich ἀκρατεῖς) klar beweisen, dass das nicht der Fall ist, sondern dass die Vermuthung A. Mais, dass es nicht sein könne. — §. 278 haben die HSS. τις. Um den Hiatus zu beseitigen, hat der Herausgeber de hiatu 1 p. 44 ἐπιθυμῶ mit ἐν tilgen, in der Vorrede gab er p. IX schlägt er ὅσω περ ἂν hat ὅσω τις ἂν drucken lassen, das steht gegen die Regel, dass ἂν, wenn der Satz folgt, immer unmittelbar hinter dem Verbum oder der Konjunktion stehen muss, und nicht durch ein nicht drin einleiten, nicht durch ein nicht das Wort davon getrennt sein darf. Das ist wohl περ, aber darf τις nicht dazwischen kommen; περ ist wohl das Richtige. §. 316 vertheidigt H. die Vulgata ἐν τῇ πόλει, dem er dies wie Corais ἐγχωρίοις mit ἐγχωρίον· ἐνδημον erklärt. Aber ἐγχωρίοις in allen HSS. stünde, so dass das, was an einer Stelle des Hesiodus vorkommt und dort als etwas Aussergewöhnliches angesehen wurde, denn die Glosse ἐν τῇ πόλει gehört eben zu dieser Stelle, für Isokrates zulässig sein. Sodann hat der Herausgeber ἐγχωρίοις hier durch das Folgende τὴν πόλιν hinreichend ausgedrückt, und ἐν τῇ πόλει oder δῆμος im Gegensatz zu ἐν τῇ πόλει, man doch nicht denken sollen. Das ist ἐγκυκλίους ganz vortrefflich: in der Welt des gewöhnlichen Lebens. Der Herausgeber hat die zwei Parallelstellen aus Isokrates angewiesen: 13 §. 22. 8 §. 87. Der Herausgeber ob ἐγκυκλίους, die glänzende Vernunft, wie der alte Hieronymus Wolf, wirklich in

ist ganz ungegründet, da weder A. er nochmaligen Vergleichung des E, er in seinen Nachträgen zur Veron ΓΑ (Mon. Ber. der k. preuss. Ak. 1861 p. 1034 ff.) etwas bemerken. unterschätzt Hr. Havet (S. CXIV ff.) des Urbinas. Man muss ihn, um chkeit zu würdigen, nicht mit dem rgleichen, der ihm verhältnissmässig n steht, sondern mit den HSS., wel- r Vulgata stimmen, namentlich in Reden, obgleich selbst in dem durch zuerst herausgegebenen Theile der ne Menge von Stellen, nicht allein eiten, sondern mit wesentlicher Ver- es Sinnes nach ihm verbessert wor- B. §. 93 Ὀνήτωρ, 103 die Auslas- ρώνων, §. 111 von φόρους, §. 197 υσιν, §. 283 von ἐν τῇ διαλέκτῳ. diesem Stücke zeigen §. 222 f. mit irdigen Abweichung der florentiner e Hände über dem Isokrates gewesen ie Auslassungen, die der Sinn als erweist, gebieten auch in den Stel- enfalls die Zusätze der andern HSS. ten, der zuverlässig erfundenen zu thodische Kritik verlangt das. Mit so will H. die Zusätze der andern §. 99. 116. 136 durch allgemeine a schützen. Auch darin hat Herr H. ss er S. 197 den Titel περὶ τῆς ἀντι- andern HSS. dem im Urb. περὶ ἀν- rzieht, weil die Rede nicht in einem r Vermögensumtausch gehalten sei, Veranlassung des von Isokrates vor orenen Processes dieser Art die Be- en, welche der Gegner bei demselben

gegen sein Studium und sein Wesen in Form der Vertheidigung gegen die Anklage zurückweise (vgl. S. CV f.). zeigt §. 5, dass Isokrates schon von der Trierarchie verurtheilt, dass die schon geleistet war, und §. 12 f., dass nur zum Vorlesen bestimmt ist, also ist sie als eine in dem Process *περὶ* gehaltene, etwa als Deuterologie, sondern Zweck die gegen den Character und Wirksamkeit des Beklagten vom Klagerbrachten Beschuldigungen zu widerlegen (§. 14). Warum ferner S. CV f. angenommen, dass Megakleides es gewesen sei, der die Verurtheilung der Trierarchie an Isokrates angebotene *ἀντίδοσις* erreicht habe und die Annahme eines doppelten Processes der *Vitae X oratorum* nur auf ein Beispiel beruhe, ist durchaus nicht einzusehen. Isokrates mehrmal wegen angetragener Verurtheilung vor Gericht gestanden, scheint mir nicht zu zweifeln, wo der Freund des Isokrates von *ἀποφαίνεις — σπαντὸν — μήτε δεδικασμένον μήτε πεφευγότα πλὴν περὶ ἀντιδόσεως* mit ziemlicher Sicherheit hervorzuheben, sonst statt *πλὴν περὶ ἀντιδόσεως* ein *περὶ ἀντιδόσεως* oder *πλὴν περὶ τῆς ἀντιδόσεως*. Und die bestimmte Nachricht in der *oratt.* p. 839. C: *εἰς ἀντιδόσιν προσηνέσθαι τὸν Μεγακλείδου, πρὸς ὃν οὐκ ἀντιδόσιν, τὸν δὲ νῦν πέμψας Ἀφάρειαν* falsch zu erklären haben wir nirgend eine Berechtigung.

Die Uebersetzung geht weniger auf die Worte genau wieder zu geben, als auf den Satz ungefähr den gleichen Gedanken auszudrücken. Z. B. §. 12 *μᾶλλον δυνή*

συγγάνομεν λέγοντες ἄξιον ἡμῶν αὐτῶν:
 rez bien voir si je n'ai pas trop perdu de
 t'. §. 39: εἰ δὲ πῶς μὲν πλησιάζον-
 ; ἐν κακοῖς αὐτοὺς ὄντας ἢ τοὺς ἑτέροις
 παρέχειν βουλομένους: 'Une autre re-
 encore: voyez l'entourage de ces entre-
 de procès; ce sont des gens qui sont
 leurs affaires ou des gens qui cher-
 en ruiner d'autres'. Manchmal kom-
 Unrichtigkeiten vor, wie z. B. §. 24
 ὑποκείμενοι τῶν μὲν ἰδίων ἀμελεῖν 'ceux
 lieu de s'occuper à faire valoir leur
 8 ἀφορισάμενος δὲ τὸν λόγον τὸν
 τοιοῦτων εὐεργεσιῶν 'c'est de là, de
 ses bienfaits, que je prends mon point
 Im Ganzen aber ist sie richtig und liest
 obgleich der Eindruck, den die Rede
 bersetzung macht, ein von dem Ori-
 r verschiedener ist.

Hermann Sauppe.

scopische Analyse der Anasto-
 er Kopfnerven. Gekrönte Beant-
 der von der königlich medicinischen
 u München im Jahre 1863 ausgesetz-
 frage durch Ernst Philipp Eduard
 f Dr. med. Mit drei und vierzig Stein-
 n. München 1865. Verlag der J. J.
 hen Buchhandlung. In Quart.

er Synopsis icone illustrata nervorum
 gangliosi in capite hominis auctore
 se, Hannov. 1839 ist keine monogra-
 earbeitung des Kopftheils des sympa-
 Nervensystems wieder erschienen.

Mit den damaligen Hilfsmitteln kanntlich die physiologischen Fragen gelöst werden, wo die Fasern der Nervenstämmchen entspringen und verlaufen.

Auf den ersten Blick kann es fremden, dass in der ganzen Arbeit die genannte Synopsis mit keiner Erwähnung ist, obgleich es an dem gewöhnlichen literarischen Citate nicht fehlt. Man sieht bald, dass der Verf. es gefunden hat, der Untersuchung der sympathischen Fasermassen mögliche Wege zu gehen. Immerhin blieb seiner Beschränkung die Aufgabe ungenügend und zu einer Preisaufgabe fast zu schwierig. Daher erklärt sich in der Vorrede hervorgehobene Ansicht der Anatomen des Münchener anatomischen Institutes an der Arbeit genommen haben. Sie beschränkte sich nach dem Untersuchungsgegenstand auf die Verbindungen der Nerven unter einander. Dass dabei die der »Synopsis« unentbehrlich erschleuchtet dem Kenner von selbst einleuchtet überall an den betreffenden Stellen — weil später erschienen — die von C. Krause's anatomischen Handbuch.

Was die Methode der Untersuchung anbelangt, so wurden zunächst die betreffenden Verbindungen auf die gewöhnliche Weise präparirt, dann im Zusammenhange mit Essigsäure unter dem Microscop behandelt und bei Loupen-Vergrößerung der Camera clara gezeichnet. Die Vergrößerung unter 50facher, selten bei starker Vergrößerung lehrte dann noch Einzelheiten. Schliesslich wurden die Prä-

bibirt und in Canadabalsam oder
 sung zwischen Glasplatten conservirt.
 Die Zweckmässigkeit dieser Methoden
 nichts einzuwenden, sobald man auf
 gewisser Fragen vorläufig Verzicht
 kann damit freilich der Verlauf von
 venfasern nicht verfolgt werden. Zu-
 vor dem Irrthum zu warnen, als ob
 ge schwierig sei, blasse kernhaltige
 n mit Sicherheit als solche zu er-
 ei Anwendung von 2—300fachen Ver-
 n ist wenigstens dem Ref. nie und
 r geringste Zweifel geblieben, auch
 kurzen Nervenstückchen. Der un-
 allele Verlauf der Nervenfasern, das
 von längsgestellten Kernen in annä-
 mässigen Intervallen sichert eigent-
 n sich die Diagnose. Von Bindege-
 scheidet die Resistenz gegen sehr
 äuren, welche ja gerade zur Dar-
 ser Nerven dienen; freilich sind da-
 selungen mit Venen zu vermeiden,
 Klippe schon manche Beobachter
 sind. Uebersättigt man mit concen-
 onlange, so wird das blasse Nerven-
 sehr undeutlich, während die Venen
 ibleben.

en von den sympathischen Fasern,
 natürlich die sämtlichen betreffen-
 en der systematischen Neurologie
 unverstanden, so lange man nicht
 die Fasern, deren Ursprung studirt
 igen. Z. B. die Chorda tympani
 ich bekanntlich mit dem Ganglion
 dem Ganglion linguale, so wie dem

Ob die erstgenannten Fasern auf-
 end verlaufen, konnte weder durch

die früheren, noch durch des Verfaßten ermittelt werden, und doch sieh ohne Entscheidung dieses Punktes die Bedeutung der ganzen Anastomose aussagen lässt.

Nach diesen Vorbemerkungen erwähnt werden, dass sich Verf. im die sog. rückläufigen Anastomosen und Hyrtl's ausspricht. Diese Enden sind theilweise als Umwege, welche peripherische, sensible oder Fasern machen, um zu ihren Endigungspunkten zu gelangen. Indem einzelne derartiger Fälle dem Verfasser bemerkt wird. Ob sonst noch mit untergelaufen sind, bleibt dahingestellt.

Was die Detailangaben betrifft, so ist bekanntlich der N. olfactorius von anderen Nerven.

Die Verbindungen des N. opticus sind nicht untersucht.

Diejenigen des N. acusticus sind doppelt, eine im Verlaufe des Porus ac. int. und eine am lateralen Ende letzteren. Schliesslich aber kehren sie zu der ihrer ursprünglichen Herkunft entsprechenden Verlaufsweise zurück, die des N. acusticus ent springenden bleiben schliesslich des N. opticus und umgekehrt.

In Betreff des N. tentorius cerebri sagt Verf., dass derselbe aus dem R. I. ent springt und nicht aus dem N. trochlearis, sondern sich sympathische Fäden an seine Enden theiligen (C. Krause verfolgte denselben rückwärts bis in das carotische Gefäß, blieb zweifelhaft. Dagegen erhält

äden vom ersten Aste des Trigeminus, theilweise in Gestalt eines zweiten N. lacrymalis den N. trochlearis wieder

Die Nn. oculomotorius und abducens dagegen niemals Fasern aus dem Tri-

gebiete des ersten Astes des Trigeminus die bekannte Anastomose zwischen des N. lacrymalis und R. superior cutaneus malae. Nach dem Verf. geht diesem Wege Fasern aus dem zweiten Quintus zur Thränendrüse. Eine Anastomose zeigt sich constant zwischen Infratrochlearis.

Der zweiten Aste des Trigeminus ist über die Bedeutung des N. petrosus superficialis major und N. petrosus profundus nichts Neues beigebracht. Die sonstigen Angaben von Beck erscheinbar.

Der N. facialis verbindet sich nach Aussagen der Autoren durch das Ganglion geniculi mit dem N. petrosus superficialis minor. Diese Angabe beruht jedoch nach dem Verf. auf einer Täuschung, welche durch eine falsche Arterie hervorgebracht wird, die im Canalis Falloppiae verläuft, und Zweige in den Nervenenden abgibt, die in den Nervenenden nach dem Knie des N. facialis hingeht.

Die Arterie existirt allerdings, und ist nur mit Hülfe des Microscops aufzufinden. Es ist der sehr bekannte R. petrosus superficialis der A. meningea media, die im Canalis Falloppiae der A. stylohyoideus anastomosirend begegnet, auch den Theil der Paukenhöhle versorgt (C. Anatomie Seite 809) Dass diese Ar-

terie vorhanden, ist also sicher gen ist nur, ob ausser derselben noch Verbindung zwischen N. petrosus superior und Ganglion genic. vermittelt.

Diese Frage muss Ref. nach seinen Untersuchungen bejahend beantworten. Der Ramus superior des N. petrosus minor braucht also keineswegs, aus den anatomischen Lehrbüchern zu schwinden. Der Irrthum des Verfassers scheint aus dem Umstande zu entstehen, dass die Communication des letztgenannten mit dem Ganglion geniculi mittelst des N. petrosus minor vermittelt wird, die erst eine (ca. 1^{mm}.) in der Bahn des N. petrosus major verlaufen, und sich dann mit dem R. petrosus superficialis der media mit dem N. petrosus superficialis verbinden.

Uebrigens lassen sich sogar an den Abbildungen (Fig. 55. und 56.), welche die Spuren des oberen Astes vom leeren Nerven entdecken. — Genauere Angaben wird der Referent in nächster Zeit in der rationelle Medicin veröffentlichen.

Was die Chorda betrifft, so wird die Verbindung derselben mit dem Ganglion nach C. Krause bestätigt. Meistens findet man ein kleines Geflecht, in welchem die Fasern liegen. Ob die Chorda Fasern in das Ganglion linguale schickt, ist wegen ihrer geringen Anastomosen mit dem N. lingualis zweifelhaft.

Mit dem R. auricularis N. vagus verbindet sich der N. facialis im Canalis Foveolarum mehrere sehr feine Fäden. Wahrscheinlich verlaufen Fasern des N. facialis mit

er Peripherie hin. Die Verbindung
 ularis mit dem N. facialis durch
 eripherisch mit letzterem verbreiten-
 ommt zuweilen vor, ist jedoch nicht
 ters trennt sich ein Zweig wieder
 lis, um sich mit dem N. auricularis
 es N. facialis zu verbinden. Andrer-
 er R. auricularis sich ganz und gar
 m des N. facialis einsenken; noch
 es, dass er gar nicht mit demselben
 g tritt; auch soll der R. auricularis
 können.

lb des Foramen stylomastoideum
 h die Anastomose mit Zweigen des
 s superficialis, R. tert., N. trig. dem
 ensible Fasern beigemischt.

tomose zwischen den Rr. digastrici,
 is und des N. glossopharyngeus ist
 zuweilen eine Schlinge ohne Ende.

N. glossopharyngeus ist besonders
 sche Anastomose genauer berück-
 r lange durch C. Krause widerleg-
 Arnold's, wonach die Bildung der
 ervenverzweigung wesentlich auf Ab-
 sten seitens des N. tympanicus be-
 welcher letzterer schliesslich seinen
 N. petrosus superficialis (vom Gan-
 m in letzter Instanz) zum Ganglion
 , tritt auch Verf. entgegen. Ueber
 tico-tympanicus superior wird be-
 dessen Fasern zum Theil bogen-
 n Ramulus ad tubam Eustachii über-
 Nn. carotico-tympanicus sup. et
 Verf. jedoch nicht immer haben fin-
 en, da er bemerkt, dass das Ver-
 carotischen Nerven sich sehr wech-

selnd und verschieden herausstell
wegs immer ein R. sup. et inf. vor

Verfasser behauptet sodann,
des Abganges des R. ad. fenest
wo der N. petrosus superfic. min.
Eintritt in die Paukenhöhle fas
sich umbiegt, ein kleines micros
glion gefunden zu haben.

In der hierdurch nicht ganz l
gegebenen Stelle und über diesel
Verlauf des N. tympanicus bis zu
tympanicus inf. finden sich aller
Ganglienzellen eingestreut. Ref. k
aus eigener Wahrnehmung schon
nachdem sie früher von Pappenhe
ker (Microscopische Anatomie II. 2
beschrieben worden waren, die
zu citiren sich genöthigt sieht.
gaben lauten l. c. folgendermassen
(Kölliker) bestätigen, dass der
viele grosse, isolirte oder in kle
beisammenliegende Ganglienzellen

Wesshalb Köllikers Angaben
Rind beziehen sollen, wie Bisch
nicht ersichtlich; um so weniger
in seiner kurzgefassten Gewebeleh
schen (Vierte Auflage. 1863. S.
Resultat wiederholte.

In Betreff der Anastomosen
sind die betreffenden Angaben de
die anderen Hirnnerven eingereiht

Der N. accessorius steht beka
len mit den hintern Wurzeln des
ner des zweiten Cervicalnerven in
Ueber die Art dieser Verbindung
Wirbelkanals findet man eine M
sonderen Angaben, denen der V

n von ihm selbst beobachteter Fälle
Daraus ergibt sich, dass die betref-
teren Wurzelfäden mit dem N. ac-
cussig einen Faseraustausch eingehen,
Wurzelfäden des Accessorius an der
hinteren Wurzeln jener Cervical-
umgekehrt Antheil haben. In ihrem
Verlaufe trennen sich die beiden
allerdings wieder von einander, in-
man doch nicht in Abrede stellen,
accessorius auch unter seinen Wur-
on sensible Fasern besitzt.

N. vagus verbindet sich der N. ac-
ie es scheint, zunächst in der Weise,
Wurzel des N. vagus an dem Gan-
re N. vagi vorbeigeht, und sich mit
essorius verbindet. Ferner beobach-
enseits des Ganglion einen mehrfa-
austausch zwischen N. vagus und
anstatt des sonst beschriebenen ein-
internus N. access. ad N. vagum;
accessorius herrührenden Fasern ge-
wie schon Bendz angab, meist in den
us superior über.

n hatte beim Menschen, Kalbe,
nde und der Katze (1844) eine Ana-
schen dem R. externus N. accessor.
weiten oder dritten Cervicalnerven
Verf. findet, dass beim Menschen
es vorkommt. Die Anastomose liegt
es M. sternocleidomastoideus und ist
zu analysiren.

hypoglossus verbindet sich wie Verf.
dem N. vagus durch Fäden, die pe-
nit dem N. vagus weiter laufen. Die-
en, welche vom N. vagus zum Hy-

poglossus treten, kehren wieder ganglioformis N. vagi zurück.

Die Verbindung mit dem ersten ven scheint nur durch sympathisch mittelt zu werden. Doch findet an Verbindung mit dem ersten Hals Aeste des letzteren statt, die p den Stamm des N. hypoglossus ü mentlich lässt sich ein stärkerer A R. descendens N. hypoglossi verfol

Die Verbindung des R. descend Aste der von dem zweiten und calnerven gebildet wird, stellt eine Schlinge dar, in welcher F nannten Halsnerven aufwärts lau dann mit dem N. hypoglossus pe verbreiten.

Die gewonnenen Resultate la Allgemeinen folgendermassen zusam

Zwischen den drei höheren Sinn anderen Nerven bestehen keine Auch diejenige zwischen dem Acu cialis ist eine nur scheinbare, dur Portio intermedia erzeugte, welche zwar dem Facialis, theilweise ab Acusticus angehört.

Die drei Augenmuskelnerven g keine Anastomosen ein, mit Aus trochlearis, welcher häufig ein Fä ophthalmicus des Trigeminus aufni

Der N. tentorius cerebelli ist Trochlearis, sondern des R. oph Trigeminus.

Die Anastomose zwischen La Subcutaneus malae ist nur ein U Fasern des letzteren zu denen des

chen Verlaufe, namentlich in die Glan-
malis.

o verhält es sich mit dem Supra- und
learis.

. vidianus in seinem ganzen Verlaufe
hr ein Geflecht von Nerven, als ein
oder doppelter (N. petrosus profundus
N. petrosus superficialis major) Ner-
(wie Wrisberg zuerst angegeben hat
eine Fasern lassen sich nicht über das
geniculi resp. sphenopalatinum hinaus

horda tympani ist zwar wesentlich ein
facialis, indessen gibt sie auch einen
Abgangsstelle peripherisch in den Fa-
rgehenden Zweig ab, dessen Ursprung
nlich im Ganglion oticum liegt. Es
nur mit Wahrscheinlichkeit angeben,
ihr Wurzelfäden in das Ganglion lin-
treten.

. auricularis N. vagi kann ganz fehlen.
springt er vom Vagus und Glossopha-
zeigt aber an dieser Ursprungsstelle
peripherisch in diese Nerven eintretende
Er besteht häufig aus zwei Fäden, von
der eine alsdann wahrscheinlich von
Stamme des Facialis in den Auricula-
ehenden Fädchen abstammt. Er sen-
häufig auch ein peripherisch in den
abgehendes Fädchen ab, geht aber auch
ganz peripherisch in den Facialis über.
teht er zuweilen gar nicht mit dem
n Verbindung.

nastomose zwischen dem Facialis und
temporalis superficialis des dritten Astes
eminus enthält nur peripherisch sich

von letzteren Nerven an die Aest anlegende Fasern. Ebenso verhalten sich die Anastomosen zwischen Infraorbitalis, und den Aesten des Trigeminus.

Der Plexus tympanicus gibt 2. Stachii Fasern, welche vom N. tympanicus petrosus superficialis minor und dem Ganglion stammen. Derselbe enthält 3. Haufen.

Die Anastomose zwischen N. petrosus superficialis minor und Ganglion geniculi ist nicht. Die hinteren Wurzelfäden des 7. Halsnerven sind nicht streng von den Fasern des 6. Halsnerven verschieden, sondern entspringen oft aus dem 6. Halsnerven und gehen auch in den Stamm des 7. Halsnerven über, von welchem sie sich indessen endlich zuletzt wieder ablösen.

Aus dem Ganglion jugulare gehen einige Fasern in den N. accessorius über.

Die Anastomosen zwischen dem 7. Halsnerven und dem ersten Halsnerven sind dreifach. Eine davon ist nur sympathisch, wird durch einen sympathischen Faden gebracht. Aus einer zweiten laufe Fasern peripherisch verlaufenden Fasern des 7. Halsnerven bis zum R. descendens N. hypoglossi.

Zwischen N. vagus und hypoglossus sind einige feine wahre Verbindungen, von denen einige zum letzteren Nerv gehen.

In der Ansa zwischen dem R. hypoglossi und dem 7. Halsnerven befinden sich Fasern, welche von der Abgangsstelle des R. descendens N. hypoglossus peripherisch weitergehen, und von den 7. Halsnerven abstammen.

Verbindung zwischen einem Aste des ... und einem Aste des Lingualis in der Zunge ist in der Regel nur eine Lagerung der Fasern beider Aeste zu ihrem Verlaufe.

Man sieht, handelt es sich wesentlich um die Festlegung irgend welcher früherer Angaben. Interessantesten erscheinen die Bestätigungen des Verf's., dass die Nn. petrosus superior und profundus major sich verbinden, dass der Tentorius cerebelli vom R. ophthalmicus stammt, dass der tympanicus microscopische Ganglien enthält, und die Angabe, dass die Verbindung zwischen Hypoglossus und erstem Cervicalnerven Theil durch ein sympathisches Fädchen vermittelt werde.

Hiernach bei der ganzen Arbeit eben so Neues herausgekommen ist, so verdient die sorgfältige Durcharbeitung eines für den Anatom ganz leichten Gebietes darum nicht weniger Anerkennung. Die Methode des Verf's. ist ebenfalls davor bewahrt, Nerven mit Muskeln zu verwechseln, welche mit dem Anfänger zu unterscheiden den Ungeübten oft schwer fällt, wo der Anatom geringsten Zweifel hegen kann. Die zahlreichen Steindrucktafeln vergrößern bei 3—12 maliger Vergrößerung die Formen der untersuchten Anatomien, indem in den meisten Fällen mehrere Präparate von dem Verf. wie gesagt mit Hülfe des Camera lucida copirt wurden.

Der sog. »Schlingen ohne Ende« hat der Verf. sehr viele Mühe gegeben und glaubt, dass

in dem einem oder anderen Fall Anastomosen zwischen peripheren Stämmen vorkommen möchten, in treffenden Fasern direct wieder zu gan zurückkehrten. Sie müssten den Verlauf einzelner Ganglienzellengruppen centralorgane unter sich darstellen, zufällig einen grossen Umweg zu einem peripherischen Verlauf einhalten. Verbindungen wird man, wie erst statuiren dürfen, wenn sie nachgewiesen sind. Die bisherigen Fälle scheinen jedoch dem der weit einfacheren Deutung fähig um zurücklaufende Nerven handeln (Nn. recurrentes), die vermöge ihrer Verlaufsgeschichte einen grossen Umstellenweise rückläufig werden, ganz anderen Punkte ihr peripher zu erreichen. Bei unseren heutigen über die Endigung der sensiblen peripherischen Nerven ist eine solche Annahme verständlich und physiologisch insichtig, als die absoluten Längen der Nervenfasern wenig in's Gewicht fallen liessen sich noch manche Anastomosen zwischen Nerven auf das angedeutete Prinzipien, wozu es freilich feinerer Hülfen würde, als sie der Verf. ange-

Die Ausstattung des Werkes ist doch sieht man nicht ein, wesshalb unten paginirt sind, anstatt oben.

W

re de la Révolution liégeoise de 1789
(1795) d'après des documents inédits
Borgnet, professeur à l'université de
Liège 1865. Tome I. XIV u. 542 S.
584 S. gr. Octav.

arma silent musae« d. h. zu Deutsch:
ist nicht eben ein Sitz der Künste und
Künste trotz seiner Malerakademie und
Musik. Das ist aber auch kein Wunder;
das Geräusch der Waffenfabriken so
hallt wie dort, können sich die Musen
nicht vernehmbar machen. Jedoch be-
maasstadt eine Anzahl *rari nantes*, un-
der Verfasser des obigen Werkes eine
sonders hervorragende Stelle einnimmt.
tschen Gelehrtenpublikum ist er unter
durch seine *Histoire des Belges à la fin*
de siècle auf das vortheilhafteste be-
trachte im J. 1861. 1862 in zweiter Auf-
lage und worüber Ref. s. Zt. in Sybel's
Zeitschrift Bd. VIII. Bericht erstat-
tem Werke konnte Borgnet die Lüt-
ticher Revolution von 1789 nur als Theil der
Geschichte Belgiens behandeln, d. h.
nicht so eingehend wie es hier der Fall
ist, sehen davon dass ihm seitdem neue
Zugänglich geworden sind. Und doch
schon jene gedrungene Darstellung wie
die Aufschlüsse auch für die Kenntniss
des Zustände und Geschichte während
dieser Periode eine genaue Einsicht in
bedeuten und den Verlauf der Lütticher
Revolution gewähren dürfte, so dass man erfreut
ist, sie nun auf das erschöpfendste ge-
ben können. Erfreut! Es ist jedoch fast
kein ein höchst unerfreuliches Licht,

welches auf deutsche Verhältnisse Fürsten und deutsche Cabinetspolitik geworfen wird, wenn auch tragikomische, wie der erste Feldzug der Armee gegen das aufständische Lüttich (neue Auflage des berühmten Was von Anno 47), ein trauriges Lächeln man weiss ja was das im vorigen sagen wollte »eine deutsche Executio Dienen Abschnitt der vorliegenden wollen wir, weil er uns zunächst auch vorzugsweise ins Auge fassen, ganze Geschichte des Lütticher Bis bis zum Frieden von Luneville zu gehörte, eigentlich einen Theil der Geschichte ausmacht, selbst wo sie innere und äussere Ereignisse berührt gerade aus seinem Verhältnisse zu rekt hervorgingen. — Zuvörderst je Worte über die bisher ganz unbenuzt, weise sogar unbekannten Quellen, die ausgebeutet, damit man einerseits die übergrossen Fülle und dem Wert der andererseits von dem improbabilen zu bemeistern und zu verarbeiten vor Vorstellung gewinne. Ausser zahlreich vatpapieren nämlich, welche die Fülle der hervorragendsten Lütticher Patrioten dem Verf. zur unbeschränkten Verfügung, hat er ferner auf das sorgfältig sucht dreissig Foliobände aus der des Pays-Bas à Vienne im Centre Brüssel, acht Foliobände mit Acten dem Process der Lütticher vor dem mergericht, sechshundert achtzig in den hinterlassenen Papieren des G. sticus der Kathedrale zu Lüttich,

hundert Briefe enthalten; ferner für das Brüsseler Archiv erworben Documente aus Hamburg, worunter Correspondenz des Fürst-Bischofs Residenten zu Paris, Wien, Brüssel, Hagensburg; die Provinzial- und Stadt-Lüttich, die Pariser Archive u. s. w. es wird genügen, um über den Um-schriftlichen Quellen des vorliegenden (abgesehen von den zu Rath-reichen Druckschriften) urtheilen was aber den Geist der Unparthei-igt, in dem sie benutzt worden, so ihn aus folgenden Worten des Vfs: cache pas: mes sympathies sont riores, car ils sont les défenseurs, qui sont les miens, et la cause, aient, est toujours une cause sainte es yeux; mais d'un autre côté, je à l'infailibilité des partis, et pour appréciation impartiale, que j'ambition-ne mettre en garde contre moi-même. que le moment est venu de déposer — je me demande les larmes aux i pas été parfois trop sévère pour ces sont mes amis. Ce ne sont du es appréciations personnelles: les, aussi exactement exposés que cela ssible, les pièces du procès aussi est pour fournir le moyen de ré-jugements que j'ai multipliés les ex-

also die langjährige Misswirthschaft tabes in Lüttich, namentlich unter en Inhaber desselben, Hoensbroech, Patrioten zu offenem Widerstande d sie gezwungen hatte, um der von

Wetzlar aus verhängten Executionen, sich nach auswärtigem Beisitzen, wandten sie sich zunächst an den Hof, wo damals Herzberg am Ruhepunkte hofften dort gefunden zu haben, allein schliesslich sahen sie sich kläglichste betrogen. Sie hatten sehr ungern zu einer Einmischung in ihre innern Angelegenheiten flucht genommen, und durchschaute die Gründe der Theilnahme (Anteil) gegen Oestreich), welche einen Monarchen Friedrich Wilhelm II. für die Sache der Freiheit einzuschreiten veranlassen; allein ihre bittere Noth und gegenüber einer so hartnäckigen Behandlung wie die Hoensbroechs liess sie Wahl; der Verfasser vergleicht die jetzigen Lage mit dem Ertrinkenden, der dem Strohalm greift um sich zu retten, von Preussen im entscheidenden Augenblicke verlassen, waren sie auch wirklich Borgnet fasst deshalb sein Urtheil über die Haltung des Berliner Hofes bei dieser Gelegenheit in folgenden Worten zusammen: *possible que si Herzberg eût consulté la marche des affaires s'expliquait . . . Cela peut atténuer les torts du ministre à qui la disgrâce enlève le moyen de réaliser ses desseins. Mais les engagements de mauvaise foi adressés au cabinet prussien restent entiers et un gouvernement responsable, doit tenir compte des engagements pris en son nom, même quand le système change de direction et de caractère. La diplomatie ne connaît pas ces scrupules; le droit plus sévère doit élever la voix, et*

contemporains, que la Prusse se joua
 fois comme elle se joua des Belges;
 s encouragea, qu'elle les excita même
 gtemps que ses intérêts l'exigèrent;
 sa réconciliation avec l'Autriche, elle
 brusquement, déloyalement les malheu-
 avaient eu confiance en elle. La con-
 avec les Liégeois plus odieuse encore
 les Belges etc.« Indem man dieses
 ber gerechte Urtheil liest, denkt man
 lich an gewisse Vorgänge der Gegen-
 welche auch die den obigen folgenden
 wendung finden: »La conduite de la
 Vienne quoique beaucoup moins blâm-
 fut cependant pas non plus exempte
 he«. Auch ein Metternich erscheint
 Schauplatz, der Vater τοῦ πένυ und
 dirigirender Minister zu Brüssel. So
 von einem Spion, Namens Toufner,
 ternich nach Lüttich geschickt hatte
 ayer les voies à un système de dé-
 , und welches war dieses System?
 r l'Autriche comme décidée à se prê-
 à une exécution rigoureuse, mais à
 vention qui pouvait prendre le carac-
 protectorat, qu'on avait vainement
 de la Prusse«. Jedoch der Wahrheit
 ; denn nach dem Einrücken der Oest-
 Lüttich zur Restauration Hoensbroechs
 des Wetzlarischen Beschlusses, nach-
 erste Feldzug der Köln-Mainzischen
 struppen ein so schmähhliches Ende
 n, schliesst Borgnet seinen ersten Band
 nde Weise: »Nous verrons que si le
 ment de Hoensbroech n'adoptait pas un
 moins réactionnaire, la faute n'en fut
 diplomate [Mercy], ni même à Metter-

nich, qui vint le remplacer quelque
 tard«. Wer da weiss was eine
 stauration bedeutet und zwar noch
 die eines Pfaffen, und sich dabei
 das heisst »*odium theologicum*«, w
 stellung davon haben, welches Sch
 nach der Rückkehr und Wiederei
 nes vor den Patrioten entflohen
 Oberhauptes erfuhr. »Rien ne fut
 activer les poursuites: nul mén
 même pour les femmes et les en
 lés; la délation mise à profit, enc
 connaître la retraite de ceux qui
 fuir au loin; la violence, la trahis
 pour s'emparer de ceux, qui, céd
 de revoir leur famille, revenaient
 s'asseoir au foyer domestique; les
 la constitution du pays accordait
 les formes même de la procédure
 ment foulées aux pieds«. Hoensbr
 bei seiner Rückkehr erlassene »
 grâce et d'amnistie« voll »heuchle
 muth« war, erwies sich als ein
 sa robe d'évêque aurait dû rapp
 évangélique, n'ayant pour ceux
 blessé que des paroles de haine
 que leur ruine! Tel est cependa
 est pénible à dire, tel a toujours
 vernement des prêtres, apportant
 duite des affaires du monde l'inflexi
 doctrines, jugeant du même oeil
 à une même répression la réaist
 idées politiques et la désobéissance
 rité religieuse, punissant audacieu
 atteinte à leur autorité temporelle
 crime contre Dieu lui-même dont
 les représentants«. Um mit ein

en Stab über das tolle Treiben Hoens-
zu brechen, genüge es anzuführen, dass
Mercy, Bender sein Verfahren ein-
und mit eindringlichen Worten tadelten,
Actenstücken der Wiener Canzlei er-
kam so weit, dass sogar die östreichi-
ierung (mirum!) für einen zum Tode
ten Patrioten sich verwandte, so dass
Zahlung der ihn ruinirenden Process-
loss zu lebenslänglichem Kerker ver-
wurde, aus der ihn erst die Franzosen

Natürlich wurde die Nationalpartei
zosen in die Arme getrieben, welche
befreienden Völkern ihren Beistand
n, während das »deutsche Reich« alle
en verloren hatte. »Les Liégeois ne
chaient-ils pas avec raison de n'être
tervenu que pour les opprimer, laissant
s'emparer sans obstacle du pouvoir
omme cela s'était fait en 1684, saisis-
tre part la moindre occasion où le
ntait de secouer l'oppression pour l'ac-
e sentences, et l'écraser sous les me-
neuses de l'exécution«? Ob dies wohl
den Nachfolger des Reichskammerge-
st? Wie dem auch sei, letzteres musste
elbst gegen das Toben der rachlustigen
enden Pfaffenpartei einschreiten, deren
in wenigen Monaten für den District von
ont allein neunzehnhundert Vorladun-
n der unbedeutendsten politischen Ver-
erlassen hatte. Man denke sich was die
ahl der Angeklagten im Bisthum Lüttich
te. Metternich machte erneute Vorstel-
msonst! Die Reaction behielt die Ober-
da die Kurfürsten von Mainz u. Köln ihre
struppen zurückzuziehen beabsichtigten,

indem Hoensbroech es sogar den Gefährten zu arg trieb, so wurden ihre Kräfte gestochen, um diese Massregel rückgängig zu machen, so dass die Executionscommissäre nicht konnte das unglückliche Land aus ihren Taschen auf jede Weise zu ziehen. Diese und ähnliche Umstände lenkten besonders die Aufmerksamkeit seiner Majestät, so dass sie im Stande seien die Moralität der öffentlichen Männer zu beurtheilen, welche Aemter zu dieser Zeit Redlichkeit vorpredigten, selbst die Verbrechen zu üben verschmähten. Namentlich unter den Mitgliedern jener Commission für Köln, Namens de Klerck, der seine Schurkereien und Erpressungen nicht verheimlichte, er es auch später wiederum that, dem Triumph der republikanischen Bewegung dieser übergegangen war. — Alle Vorstellungen des Wiener Hofes ohne die gehoffte Wirkung; sie scheiterten an der vis inertiae welche den dem Kaiser geweihten Regierungen innezuwohnen. Der Kaiser's Unterthänigkeit zögerte nicht lange den Kaiserlichen Bischofsthron. Hoensbroech (4. Juni 1792) und der Graf von Montmorency letzter Nachfolger, der ebenso noch grausamer verfuhr. Unter seiner Regierung wurde das Bisthum mit Frankreich vereinigt und für immer von Deutschland getrennt. — Noch einmal freilich während der Rückkehr der Oestreicher nach Deutschland Schlacht bei Aldenhoven hatte das Land die Leiden einer militärischen Besatzung zu ertragen; so z. B. drohte dem Herzog von Coburg gleich nach seinem Eintritte eine Proclamation ohne Weiteres zu lassen, der sich verdächtig machte.

Dieb eine Kriegssteuer von 600,000 Gulden, welche allerdings vorzugsweise die Armen traf, denn die »Uebelgesinnten« bereits durch Confiscationen, Geldstrafen vollständig ausgeplündert. Dies war nicht alles. »Nous allons y ajouter un peut-être: c'est une extorsion — nous n'avons pas de mot plus propre à qualifier le crime commis par un prince allié à la famille royale. Les détails qui suivent sont empruntés de ses propres lettres de Méan, dont nous avons souvent le texte pour éviter l'écueil d'exagération«. Es handelt sich nämlich von dem Prinzen Ferdinand von Coburg, der unter Coburg befehligte, unter nichtigen Vorwänden von den Lütticher 100,000 Gulden erpresste. Borgnet schliesst seinen Bericht über diese saubere Geschichte mit den Worten: »Quelle affreuse bascule! le beau spectacle que présente ce prince, tendant une main comme le héros de Gil Blas, et bandant de l'autre l'autre!« — Dies war eine der letzten der deutschen »Retter«, die aber bald von den Republikanern wieder verjagt wurden. Freilich war damit nicht viel gewonnen, das unglückliche Land erlag von neuem der Last der drückendsten Requisitionen, die definitive Vereinigung mit Frankreich unter den Ausnahmeständen ein Ende nahm. — Diesen letzten Theil des vorliegenden übergeht Referent, da er gesonnen ist, weit ausführlich darauf zurück zu kommen, dann auch auf den einleitenden Theil, der eine genaue Schilderung der inneren und äusseren Verhältnisse des Landes bietet, so wie auf eine detail-

lirtere Darlegung der deutschen C
und endlich auf die Leidens- n
schichte der Lütticher Patrioten v
ihrer Flucht aus ihrer Heimath
ihres Aufenthaltes in Paris einzu
genüge es einige Punkte, welche
keit der Borgnet'schen Arbeit hi
kennen lassen, berührt und so
samkeit, welche dieselbe verdient
lenkt zu haben.

Lüttich.

Felix

Hannover's Handel und Schiff
und die Mittel zur Hebung der
statistische Skizze. Göttingen. (C
Buchhandlung). 1864. 38 S. in

Für eine Monarchie, deren H
der grössere und kleinere Grundb
die Entwicklung des Handels und
im Hinblick auf den modernen C
Staaten ein nicht minder wicht
für die Entfaltung von Macht und
und nicht nur, in sofern als wir
Grossbritanniens vergegenwärtigen
dem wir ein näher liegendes Beisp
nämlich dasjenige Preussens, dess
liches Wesen durch jenes Eleme
vortheilhafte Weise modificirt wird
Tendenz, die der vorliegenden Sch
liegt, nämlich in kurzen Umriss
und Wege anzudeuten, einem wic
der Volkswirthschaft eine bessere
chen, alle Anerkennung verdient,
die zu diesem Behuf gemachte

i weitem nicht nach allen Seiten hin
finden.

Verf. führt zuerst den Schiffbau auf
über die verschiedenen Landdrosteien
en Schiffswerfte, sodann den Bestand
overschen Handelsflotte, die Schiffsbe-
vom Jahre 1861, soweit nämlich als
legenden Nachrichten reichen. Hierauf
selbe zu dem Handel Harburg's und
Entwicklung über, der Beschaffenheit
igen Schiffsbewegung, indem sich da-
berdies die Rhederei der Landdrostei
concentrirt. Es werden alsdann die
ts- und Rhedereiverhältnisse der übr-
drosteien abgehandelt, und schliesslich
nige Bemerkungen über die derartige
g des Nationalwohlstandes geknüpft.

den 157 Schiffswerften (153 im
die sich im J. 1861 im Königreich
wurden 85 Seeschiffe von 8713 Schiffs-
4000 Pfd. in dem bezeichneten Jahre
ausserdem 120 Fluss- und Wattschiffe
Schiffslasten. Die Werfte vertheilen
die Landdrosteien Aurich, Osnabrück
nburg im J. 1863 allein 18, in den
Bezirken der Landdrostei Osnabrück 6),
d Lüneburg, und die bedeutendsten
sind gegenwärtig zu Geestemünde vor-
wenngleich die auf der Insel Wilhelms-
nfalls einen ansehnlichen Umfang er-
nen, und wenigstens noch bis vor kurzem
ächtlichen Anzahl von Arbeitern loh-
schäftigung gewährten.

en sich immerhin diese Werfte im Ei-
von Hamburger und Altonaer Kaufleu-
larf man doch wohl diese Anlagen als
m Lande angehörigen betrachten, weil

sie auf Hannoverschem Territorium verschaffen übrigens, ähnlich den melingen durch Kaufleute und C mens gegründeten Fabrikanlagen, Umgegend manchen pecuniären V Gesamtbestand der Hannoverser flotte betrug im J. 1862 = 869 52,625 Schiffslasten, und es wi Vergleichung mit der Rhederei v Bremen, Hamburg, Preussen gek führt der Verf. an: Ostfriesland i hatte im J. 1862 = 183 Seesch C. L. und S. 15: Papenburg's Rh in demselben Jahre aus 183 S 9,237 C. L., dieselbe war also be ser als die von Emden und Leer nommen. Weil diese Angabe eine enthält, so muss hier beim Ve Zahlen irgend ein Versehen unter

Die Schiffsbewegung in schen Häfen belief sich im J. 1 eingelaufene und 3,700 ausgelauf ferner auf 40,406 eingelaufene Fl schiffe und 40,238 ausgelaufene.

Als Vorthelle, die der Stadt wachsen, führt die Schrift folg Vollendung der nach Hannover ge see, die Anlage der Eisenbahn, burg in Nachtheil gerathen, nic durch den Anschluss an den Zoll sten des Landes ausgeführten gro ten und Speicheranlagen. Obglei verkehr und die Bevölkerung auf zugenommen, so eignet Harburg nach der Auseinandersetzung des die Spedition gewisser Artikel, w len Abhängigkeit von den grossen

Bremen, aber wenig für den Eigen-
 Manche Waaren, welche von Kaufleu-
 Fabrikanten des innern Deutschlands
 nd und den Niederlanden eingekauft
 werden über Harburg bezogen, weil
 Schiffe unmittelbar unter Controlle auf
 bahn übergehen, während sie in Ham-
 den Everführern ohne eine solche Ga-
 st in die Privatspeicher abgeliefert wer-
 en. Es liefen in den dortigen Hafen
 J. 1862 aus der See 916, im J. 1863
 3 (im J. 1864 = 890, worunter 43
 schiffe und 5782 Flussfahrzeuge), da-
 Durchschnitt der Jahre 1854—56 schon
 ie im J. 1863 eigelaufenen 118 Dampf-
 aren sämtlich unter fremder Flagge.—
 nd davon, dass die früher bestandene
 Englische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
 en ist, findet der Verf. in der üblen
 aft der in Harburg ansässigen Direction
 em Mangel an Patriotismus und That-
 dortigen Handelsstandes.

ie Seeschiffe besass die Stadt i. J. 1863
 ach einer anderen Angabe 19). Als die
 e und besondere Aufgabe der von der
 r Kaufmannschaft zu entwickelnden Han-
 keit empfiehlt der Vf. reelle, billige Spe-
 nung bei der Spedition und Genügsam-
 ewinn bei derselben, — ein Vorschlag,
 s allgemeinen Beifall findet, und man darf
 en, auch in Beziehung auf die mit ihnen
 schaftlicher Geschäftsverbindung stehen-
 iteure in Hamburg und Altona.

anddrostei-Bezirk Stade zählte im J.
 179 Seeschiffe, wie denn auch der dem-
 ezirk angehörige Hafenort Geeste-
 davon die grössten in der Hannover-

schen Kauffahrteiflotte besitzt. Da man wohl das Prognostikon stellen wegen seiner vortrefflichen, zur geeigneten Lage, wegen seines Fal weit länger als die Elbe vom E wegen seiner vorzüglichen Hafe Werftanlagen eine recht günstige vorsteht. — Rhederei und Fracht den angeführten Bestand von Sees kein umfassender Eigenhandel; von Ostfriesland und Papenburg, wie z. B. in Emden wenigstens cher Eigenhandel vorhanden ist.

Weil in dieser von uns angeze Angriffe oder Auslassungen gegen burg zu einem Handelsplatze erst erheben, an mehreren Stellen v hat sich zum Theil die Ansicht v ganze Tendenz derselben sei überli ziell im Interesse des gegenüberli burgs gegen das Emporblühen Harb Doch eine solche Tendenz liegt den und Verhältnissen des gelehrten Ve

Es ist allerdings ein angenehme der Anblick, an einem Orte, der bedeutenden Verkehr aufwies, wei Strassen mit massiven, hübschen Hä zu erblicken. Diese rufen freilich keinen weit verbreiteten Handel h sind sie in Harburg, wie wohl nic ist, grösstentheils das Ergebniss entfaltenden Industrie und des ges kehrs. In Venedig erblicken wir Zeugen eines grossartigen weit merkantilen Unternehmungsgeistes war nebst dem Untergange des p meingeistes im Jahre 1790, in ei

das Haupt einer grossen Republik bereits aus den Pallästen und prachtvollen Gebäuden verschwunden, und grösstentheils gegenüberliegende Triest eingezo-
eine bereitwillige Aufnahme fand.

Geist nun, hervorgerufen durch die Erfahrung und Kenntnisse, ist um irgend einem Lande, neben anregenden Momenten, die Segnungen des umfassenden Verkehrs zuzuführen. In den Hannoverschen Landen ist die-
lassenden Operationen erforderliche Geist erst in der Entwicklung ein Horizont sieht noch einer Er-
tgegen. Auf solchen Plätzen dage-
mburg und Bremen wirkt die für
ndel so nothwendige Tendenz zu
nen Speculationen theils durch den
durch die genährte und gepflegte
Der Verf. geht zuletzt zu der für
nd Handel so vortheilhaft belegenen
friesland und der grossen Moor-
Fürstenthum Arenberg-Meppen über,
die in volkswirthschaftlicher Bezie-
entlich zu den vorzüglichsten der
en Krone angehörigen Gebietsthei-
n sind. Als die hervorragendsten
ehandels und der Rhederei werden
nen:

Dieses stellt sich gewissermassen
elplatz für Butter, Getreide, Oelsaat
ner Handelshäuser kaufen für ihre
sehnliche Quantitäten Rocken und
der Ostsee und Archangel auf, um
reie Niederlage nach Emden oder un-
er Weizen nach England, der Rocken
, gesandt zu werden. Die hauptsäch-
lsthätigkeit Emdens bildet die Ausfuhr

von eigenen Landesproducten. Die Rheine J. 1862 aus 82 Seeschiffen, eingerechnet dampfschiff (im J. 1863 = 92 Seeschiffen liefen ein 1589 Seeschiffe, und liefen der Hannoverschen Flagge war die Niederzahlreichsten vertreten.

2. Leer tritt als ein glücklicher dens auf, indem es einen grossen Theil handels an sich gezogen hat, doch über in den Ausfuhren, Ersteres in den Einf Rhederei zählte im Jahre 1862 = 51 S 1863 = 50 Seeschiffe), in welchem J einliefen und 732 Schiffe ausliefen. Das mittelbar am Hafen wird für besser als dens gehalten, und sogar zu 20 Fuss mithin noch 4 F. mehr, als der Verf. behauptet man, dass in Leer ein regerer ternehmungsggeist vorhanden sei, als in hierbei noch zu bemerken, dass der Ver genannter Mudden auf der Leda ins Old ein, durch die Anlage der Eisenbahn sich hat, indem die Richtung dieser Letzteren Einfluss auf das südwestlich gelegene Old ritorium äussert).

3. Papenburg, welches als Moor der vielfachen in die Ems führenden Kan sen (im J. 1865 noch vermehrt durch merschleuse) die merkwürdige Thatsache aus ihm einer der bedeutendsten Plätze Schiffahrt hervorgegangen ist, und dessen in früheren, den Seehandel bedrängenden Schutz und Sicherheit gewähren musste die Ehre genoss, vom Britischen Privy Cou tigt zu werden. Die 183 Seeschiffe (an die einzelnen beim Schiffbau betheiligten essenten sind), die es i. J. 1862 besass, theils zur Frachtschiffahrt benutzt, daher d bewegung auch nur geringfügig ist; i. J. selbst ein 118, es liefen aus 138 Schiffe. eigenen Schiffe kommen erst nach länge heim, indem sie von einem fremden Hafe fahren. (Im J. 1863 zählte Papenburg 18 ren Kiele selbst den stillen Ocean durchfu weniger als 18 Werfte, auf denen 50 S wurden).

Göttingische hrte Anzeigen

unter der Aufsicht

gl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. April 1866.

a der Löwe Herzog von Baiern und
Ein Beitrag zur Geschichte des Zeit-
Hohenstaufen von Dr. Hans Prutz.
rlag von S. Hirzel 1865. X u. 489
ctav.

assung eines Buches über Heinrich
, in welchem das an wechselvollen
so reiche Leben dieses Fürsten und
e Bedeutung für die allgemeine Ge-
sres Volkes sowie noch ganz beson-
e des nördlichen Deutschlands den
nforderungen der Wissenschaft ent-
und in künstlerischer Form geschil-
, wird man gewiss als eine schöne
de Aufgabe bezeichnen dürfen. Wenn
sen seit dem wenig glücklichen Ver-
Karl Wilhelm Böttiger im J. 1819
bisher nicht wider unternommen
liegt die Hauptursache wol in den
solchen Werke zu überwältigenden
iten. Dieselben sind allerdings be-
Dass die Quellenschriftsteller der stau-

fischen Zeit noch nicht in brauchbaren Vorlagen, (was ja auch jetzt noch Theile der Fall ist) war nicht die grösste. Es gehört eine genaue Kenntniss des ganzen Zeitalters dazu, um die dem Rahmen desselben hervorzuhellen, die Verhältnisse richtig zu verstehen; diese Kenntnisse sind erst, soweit dies bei den leider sehr unvollständigen und oft sich widersprechenden Quellen noch möglich ist, durch sorgfältige Untersuchung festzustellen. Vor allem aber ist auf an den reichen Urkundenschatz aus dem 12. Jahrhundert besitzend zu verwerthen und, aus diesem lauter schichtlicher Ueberlieferung schöpfend, welches die politischen und kirchlichen Zustände der Länder, die Heinrich geherrscht, und in der Umgestaltung auf sie eingewirkt hat, zu stand, bei dem sich viele, zum Theil sehr wichtige, Fragen aufdrängten, die eine Befriedigung erheischten, wenn sie einer Erledigung näher geführt werden.

Wer einen Blick auf die äusseren Verhältnisse der Schrift wirft, welche Gegenstand der Anzeige sein soll, wird sich vielleicht verleiten lassen, dass hier endlich die Geschichte Heinrich des Löwen, die so dringend bedürfen* (wie der neuste Biograph Heinrichs III. sagt) geboten sei: ein Werk von dreissig Bogen, von einer berühmten Handlung veröffentlicht, mit Anmerkungen, Regesten und urkundlichen Beilagen, also dem ganzen Rüstzeug historischer Genauigkeit versehen, könnte wol dazu beitragen, bei näherer Bekanntschaft aber mehr als des so schön ausgestatteten Buches

aufs Bitterste enttäuscht. Zunächst
Arbeitung des Stoffes anlangt, wird
angel passender Anordnung empfin-
Dreitheilung: Heinrichs Bekämpfung
ein Verhältniss zum Reichsoberhaupt,
als Landesherr ergab sich naturge-
durch eine zusammenhängende Erzäh-
h z. B. ein anschauliches Bild von der
Unterwerfung der slavischen Gebiete
So aber ist hier Alles jahrbuchartig
gerissen: dazu die Darstellung weit-
l wortreich, dabei mitunter doch nicht
ch, wie man dem Umfange nach den-
den ausnehmenden Reiz von Hel-
digen Schilderungen habe ich in der
entworfenen Erzählung vergebens
och bin ich hierin vielleicht zu an-
andererseits ist es natürlich, wenn
) und in künstlerischer Behandlung
eine Art Ersatz sucht für das, was
in wissenschaftlicher Beziehung ab-
damit ist es leider noch viel schlim-
Der Verf. hat offenbar gar keine
dem Umfang und der Schwierigkeit
abe. Er spricht immer von dem
Sachsenherzog« »dem Besitzer zweier
er« aber welcher Art diese Macht
che Rechte H. d. L. ausgeübt, wie sein
zu den übrigen Gewalten Sachsens
gewesen und so viele andre Fra-
h naturgemäss anknüpften, werden

a dieser sehr viel zu wünschen übrig lässt,
ne Probe darthun. S. 116 heisst es: »Hier
erst recht klar, was für eine gewaltige
ch bevorstand, um in dieses von der Will-
ungeheurer Macht gelangter Städte miss-
Ruhe und Ordnung zu bringen.«

nicht einmal aufgeworfen, geschwätet. Wir haben es also nur mit einer Lebensbeschreibung zu thun, ohne ein tieferes Eingehen auf die Erkenntniss zu einer richtigen Mannes nothwendig war, die Aeusserlichkeiten der Zeitfolge nach aneinander zu setzen. Bei einer derartigen Einsende-Aufgabe konnte, zwar kein genüber Heinrich den Löwen, so hin manch verdienstlicher Beitrag werden, wenn schwierigen und nicht untersuchten Punkten eine grössere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. An Freisinger wird es durchweg. Einige Briefe dieses darthun. Otto von Freising (I, 59) berichtet, Konrad III. habe seinen Neffen, den Herzog Frider. v. Schwaben, aus Constantinopel aus durch Ungarn nach Deutschland geschickt (vgl. Jaffé Conrad III. In dem Briefe Wibalds wird ferner König Roger an denselben Herzog schreiben gerichtet: die wirzburgischen dagegen erzählen, Herz. Frider. sei in Sicilien bei dem Normannenkönig. Diese Angaben stehen in offenbarem Widerspruch miteinander: Herr Prutz bemerkt wohl, er die angeführten Stellen zum Theil sogar (S. 82—83) abdruckt. — Es: »Herz. Heinrich war inzwischen aufgebrochen, sein Rückweg führte nach Baiern. Während seines Aufenthalts übernahm er die Vogtei zu Polling, er die reichersberger Kirche in Besitz und vollzog zu Treisa an der Schenke einen Tausch«. Aus dieser nicht vollständigen Zusammenstellung könnte man

eff. meine, dass Treisa in Baiern glaube ich das nicht: es wird ihm sein, dass der genannte Ort in . Aber — sollte man erwarten — h die Frage vorlegen müssen, was J. 1160 nach Hessen geführt. Er bei grösserer Bekanntschaft mit den r Zeit genügende Antwort gefunden enthümlichen Werth jener unschein- nhäuser Urkunde erkannt. Sie be- ich in sehr erwünschter Weise den a glaubwürdigen Bericht des Marty- i (Boehmer Font. 3, 304). Danach L. vom Erzbischof Arnold gegen der Stadt Mainz zu Hülfe gerufen (Juni 1160) diesem Rufe entspre- , aber nicht weiter als bis Amöne- e Mainzer Ergebung heuchelten und of, der seinem Verbündeten hierher ommen war, diesen bewog, nicht rücken. Da Treisa bekanntlich ganz von Amöneburg liegt, so lässt sich ungszeit jener Urkunde näher be- l man sieht, dass es ganz unrichtig Heinrichs Rückkehr aus Italien in zu bringen. — Die Kämpfe, welche rich 1178 bis 1181 zu bestehn hatte, stellen, war eine äusserst genaue chro- untersuchung nöthig, weil nur durch Einreihung der einzelnen Thatsa- an Ereignissen besonders reichen geschildert werden konnten. Dies ist säumt und daher die Darstellung soweit sie auf eignen Füßen steht, bbar. Es ist natürlich nicht mög- er in umfassender Weise darzulegen: daher nur ein Beispiel heraus. Nach

Herrn Prutz (331—3) war das Nähe von Osnabrück am 1. August auf überwirft sich Graf Adolf von mit Herzog Heinrich, weil dieser der Gefangenen von ihm verlangt. ermahnt der Kaiser in Werla die Herzogs, denselben zu verlassen, eine dreifache Frist dafür, die 8. Sept. Graf Adolf von Schauen schon am 18. Aug. beim Kaiser man sieht, er hat es gar nicht nen, von Heinrich abzufallen: i theiligem Licht muss er uns e wegen eines einmaligen Unrechts zugefügt glaubt, sofort seinen Le Rücksicht auf alle früheren Bezie che lässt, noch früher als von wird. Aber die ganze Darstellung, die Reihenfolge der Ereignisse e Jenes Treffen fand am 1. Aug. 11 nold von Lübeck 2, 13 erzählt e Bannung Heinrichs und der i erfolgten Einäscherung von Halbe belinus Persona, der — wie le nen — hier eine zeitgenössische nennt nicht nur 1179 sondern sag dass Erzbischof Philipp nach gegen Haldensleben gezogen sei a ausgehalten habe, was nur auf von 1179 bezogen werden kann. das Zeugniß Alberts von Stade, lich viel falsche Jahreszahlen hat, N Endlich bezieht sich Graf Adolf z fertigung in dem Gespräch, das L. bald nach dessen Siege bei W bald nach Mitte Mai 1180, ha auf das Benehmen des Herzo

Vestfalen; es kann daher wol kaum sein, dass derselbe schon im August und: wie hätte auch Arn. sagen können da an die Saat der Zwietracht nen immer mehr keimte, wenn die Saat ganz unmittelbar gefolgt wäre! Also, dass Graf Adolf noch ein ganz trotz des erlittenen Unrechts bei dem gehalten hat.

ind aber viel schlimmere Dinge als erwähnten von dem Buche des Herrn gen. Es ist mit einer Leichtfertigkeit, die ihres Gleichen sucht. Ich nicht an die zahlreichen Schnitzer, rgrosser Eile entstanden sein mögen 26) der Pfalzgraf Wilhelm von Sachsmann von Thüringen (63), die es nie oder (S. 31) den Markgrafen von und von Stade (141), der Markgraf eissen als Bruder Herzog Bernhards unrichtige Alter Friderichs I. (100), angaben wie (S. 156) 1156 statt 1152 statt 16. Sept. u. s. w. Schon übler er Verf. sich nicht einmal die Mühe a zu unterrichten, auf welche heutigen die in den Quellen des 12. Jahrerkommenden Orts- und Personen-en zurückzuführen sind. So wird Einiges hervorzuheben — unter den n an dem Fürstenbund gegen Heinöwen im J. 1167 ein Heinrich von aufgeführt (235) von dem Herr Prutz nen scheint, dass darunter der Herh von Limburg verstanden werden bairische »curia Hering« wird frischach Ehingen in Schwaben versetzt, durch Lützelburg wiedergegeben(162)

während es doch Lütjenburg he
Aber das sind freilich unerheblich
Vergleich zu andern. S. 165 wird
Heinrich der Löwe im Oct. 1157
gewesen, als Beleg wird auf Reges
wiesen: sieht man dort nach, so f
eine Verweisung auf S. 162 [soll
Es fehlt also jeder Beleg und es
sein, einen herbeizubringen; mir
weder ein schriftstellerisches noch
Zeugniss für Heinrichs Anwesenhe
bekannt. Ein für des Verf.'s A
sehr bezeichnendes Beispiel finde
wo von Heinrichs Pilgerfahrt die
nold v. Lübeck (I, 3) erzählt, der
die angesehensten bairischen Gross
tern gehabt, u. A. auch den Ma
derich von Sudbach. In der Lau
bersetzung an dieser Stelle Arn
merkt, dass hier ein Irrthum obw
liegt auf der Hand; denn eine
Friderich von Sudbach hat es i
gegeben. Herr Prutz hilft sich
lässt den unbequemen Beisatz »M
und benachrichtigt uns, dass, wi
gebe, Friderich von Sudbach nic
sei. Ob es überhaupt ein bairisc
von Sudbach gegeben habe, das zu
Herrn Prutz gar nicht in den Sin
hat schon Gemeiner (wie aus B
L. S. 280 zu ersehn war) gezeigt,
Text Arnold's verderbt sei*) u

*) Das ist er auch an manchen and
ist z. B. II, 7 für Henricus de Staceb
Suaceburch zu lesen, wie der Na
Urbk. 1, 117 erscheint. Dadurch wird
cher, dass Graf Heinrich von Schwar

ten Friderich von Sudbach der *Pfalzgraf* von *Wittelsbach* zu verbessern sei. Dass Verbesserung durchaus berechtigt ist, wird niemand bezweifeln; der die zeitgenössische Urkunde aus Kremsmünster zu 1172 (SS. IX, Heinrichus dux Bavariae et duo palatini in Jerusalem tendunt* berücksichtigt, sowie die Urkunde Heinrichs, die einige Zeit vor seiner Fahrt noch in Sachsen ausgestellt ist (Urg. Urkdb. I, 111 vgl. auch 101) und der »Fridericus palatinus de Kaleheim« (Kaleheim a. d. Donau) als Zeuge erscheint. — Nach Herr Prutz, da er keine selbstständigen Forschungen unternehmen mochte, wenig von den Arbeiten Anderer für sein Buch genützt, werthet! aber auch in dieser Beziehung ist ihm die grösste Fahrlässigkeit nachzusagen: selbst so wichtige Sammlungen wie die von Pfaff's Acta mogunt. s. XII, die ihm aus dem nemann's Schrift über Albr. d. Bären entnommen sein mussten oder, andrer Arbeiten zu gedenken, ein so umfassendes Werk wie Reuter's h. Alexanders III. hat er sich entgehen lassen, weil er hat auch nicht einmal die Bücher, die er führt, gründlich benutzt, so z. B. Sudbach's Registrum. Die merkwürdige Nachricht, dass dem Fürstenbund gegen Heinrich den Löwen im J. 1163, die in einem dort (I, 67) angeführten Schreiben berichtet ist, blieb ihm unbekannt, ebenso dass im J. 1174 Herz. Heinrich von Böhmen Mönche von St. Peter in Salzburg vor

des Königs III. von Holstein war; da ihn aber Helmold als »avunculus« nennt, so kann, wenn darunter, wie gewöhnlich, Mutterbruder zu verstehn ist, keine Rede sein von ihm und der Gräfin Mathilde stattgefunden haben. Danach ist nr. 105 meiner »Stammtafeln« richtig.

sein Gericht lud, weil sie an den Erzbischof festhielten (ebd. II, 15) dem letztern sagt Herr Prutz, dass er geheissen, ein Sohn des Königs gewesen und im J. 1172 gewählt worden rühmt er ihm unerschütterte Feithier sind fast so viel Irrthümer als Ladislaus, sondern Adalbert, Sohn nicht von Polen sondern von Böhmen nicht 1172 sondern 2. Nov. 1168, der sich nicht durch seine Festung durch seinen Wankelmuth auszeichnet. Fechner Udalrich von Aquileja Schrift von O. v. Heinemann über die Bären hat Herr Prutz auch oberflächlich er hat nicht einmal aus den deutschen Urkunden die Stellen in denen er kommt (wie z. B. S. 455), vollständig Regesten verzeichnet. Diese »Regesten« (bis 65) sind äusserst mangelhaft. Hier nicht bloss Urkundenauszüge, sondern alle chronologisch bestimmbaren Ereignisse H. d. L. zusammengestellt werden, sondern nur zum kleinsten Theile geschehen, sondern die urkundlichen Notizen nicht vollständig sind, wird Jeder, der sich über die staufische Zeit gemacht nehmen. Aber sehen wir von dem ab, so giebt das, was uns H. Prutz in erheblichen Ausstellungen Anlass giebt, den die öfter gedruckt sind, ganz Regel nur einen Fundort an. Was die Striche bedeuten sollen, wird nicht wird einer gesetzt, um zu bezeichnen, dass der selbe Ort der Ausstellung gemeint ist, sondern da, wo er gar nicht bekannt ist, nr. 3 konnten bei einiger Aufm

elten Namen der Zeugen verbessert
 o z. B. ist der »Henr. de Bocwida«
 bekannte Heinrich von Badewide. Zu
 usste bemerkt werden dass Lang Reg.
 6 sie als »suspecta« bezeichnet. Nr. 121
 t, (vgl. Stumpf Acta mog. XXIII n. 17)
 nnte genauer datirt werden, da Bischof
 von Verden, der hier Zeuge ist, schon
 Nov. in der Nähe von Piacenza bei
 er verweilt (Böhmer Reg. 2409). Die
 eg. 90: »15. Juli« ist nicht begründet,
 ld nur von Anfang Juli spricht. Nr. 148:
 Ratisponae« ist falsch und es muss bei
 on Reichersberg: 7. Kal. julii [statt:
 esen werden; dass der Kaiser im Mai
 rrhein war, zeigt ein Blick auf Böh-
 esten und die kölnen Jahrbücher: am
 war er dann bei Kaiserslautern (Lede-
 X, 225). Daher ist auch das Datum
 47 nothwendig falsch: (das dort er-
 tift St. Zeno ist übrigens nicht in Rei-
 , wie S. 282 gesagt wird, sondern in
 ll). Nr. 115 wird noch unrichtig zum
 1169 gesetzt, während sie zum 20. Jan.
 ie aus v. Heinemann S. 405 n. 89 ent-
 werden konnte. Am 1. Febr. war der
 u Wallhausen, wie die Urk. bei Jaffé
 adrag. 47 zeigt. (Die also ganz irrige
 n dem sonst schätzbaren sogenannten
 um Ragewin, wonach Friderich am 2.
 Nürnberg gewesen wäre, (vergl. diese
 859. S. 1312) beruht vermuthlich auf
 Lesart). Zu nr. 116 fehlt der Ausstel-
 auch ist diese Urk. nicht Or. guelf. 39,
 praef. 39 gedruckt; auch zu nr. 182
 Ausstellungsort und der Abdruck im
 Urkb. 2, 302 zu erwähnen, ebenso

bei nr. 171 der Ausstellungsort
 berg Urk. d. Kl. Loccum p. 23; d.
 Loccum ist, scheint Herr Prutz
 wissen. Unter nr. 6 verzeichnet
 Heinrich 1146 dem Kloster Amel
 Hof Adeloldesheim geschenkt: a
 angeführt Falcke Trad. corb. 223
 an der angegebenen Stelle nach,
 dass die Urkunde dort mit der Jah
 gedruckt ist. Das ist schlimm g
 chem Ausdruck soll man es ab
 wenn Herr Prutz einige Seiten we
 dieselbe Urkunde zum zwei
 diesmal mit 1166 anführt und,
 noch nicht genug, auf S. 480—
 vollständig abdruckt und, was er
 hat, hier wieder weiss, dass sie
 dem J. 1166 gedruckt ist! Nach
 H. d. L. am 8. Juni 1173 in Fra
 Kaiser, begiebt sich dann nac
 Braunschweig »von wo ihn die
 des Reichs bald wieder an den K
 riefen« (S. 279). In der That zei
 am 10. Juli abermals in Fran
 unermüdliche Fürsorge für das Rei
 dass die beiden Urkunden wirklic
 sind, die VI. idus junii ausgest
 in einigen Drucken irrig VI. id
 Und das ist nicht etwa eine neue
 ich hier bekannt mache, sondern
 (Reg. 2561) deutet darauf hin, d
 des meklenburg. Urkbuches (I,
 Prutz anführt, sagen es ganz a
 sogar — was man wider kaum
 wird — Herr Prutz, der die Urk
 druckt, bemerkt es ebenfalls [S
 doch im Text oder in den Regest

Prutz! Auch Reg. 76 und 78 bezeichnen dieselbe Urkunde. Nr. 100 war ein Mann S. 400 A. 2 zu berichtigen. Herr Prutz ohne Beleg und mit der Zahl 1166 an und doch ist die Urkunde, die er S. 481 mit dem richtigen Namen abdruckt! In nr. 95 und 96 mußte seinem Helden Unerhörtes zu. 1164 war die Schlacht bei Verchem (zwei Meilen von Demmin). Am Abend des trifft H. d. L. auf dem Schlachtfeld am folgenden Tage kommt er nach und stößt einen Theil des Heeres dort und vernichtet Waldemar entgegen. Mit diesem verläßt er dann das Land bis tief nach Norden: erst in Stolpe macht er Halt (4) und beschließt zurückzukehren. Soll er bereits am 12. Juli zu Verden gewesen sein. Wenn das im 12. möglich war, hätte es für das 19. Jahrhundert der Eisenbahnen bedurft. Die einfach die, dass jener Aufenthalt zu den 12. Juli 1163 anzusetzen war, istiger Aufmerksamkeit leicht zu finden, auch von den Herausgebern des mecklenburgischen (I, 78) dargelegt worden ist.

Vf. mit der »Uebersicht der wichtigsten« bezweckt (467 ff.), ist nicht recht ein irgendwie selbständiger Beitrag zur Würdigung ist nicht darin zu finden, einmal Das, was Andre dafür gethan vollständig verzeichnet. Letzteres im darzulegen, ist unnöthig, da eine Vertheilung mit Wattenbachs Quellenkunde es zur genügt. — Von den im Anhang abgedruckten habe ich nr. 12 u. 14 schon Nr. 20 enthält die wichtigen Ver-

träge Friderichs I. und Heinrichs Grafen Balduin von Hennegau, nicht erwähnt wird) Schoonbroodt's Inventaire analyt. des chartes de St. Lambert à Liège 1863 p. 7 u. Auszüge angeführt und wovon Dr. Prutz eine Abschrift gesandt hat. dem Löwen stehn diese Urkunden in Beziehung und man sieht daher, dass sie an dieser Stelle bezwecken; verdient Hr. Schoonbroodt Dank, dass er die Urkunde zur vollständigen Kenntniss der wichtigsten Urkunden bot. Von den Urkunden nr. 1. 2. 3. 6. 8. 9. 15. 16. 18. und beziehn sich auf die Klöster Volkerode, Riddagshausen, Northausen und Marienthal, eine (nr. 18) ist von Bischof Gero von Halberstadt gegeben, der Urkunden entspricht keinen Anforderungen nicht. In nr. 18 »quae si quis« der Hs. beizubehalten 27. Febr. ausgestellt, gehört schwach 1153, da Heinrich noch am 16. Febr. 1153 war (Zeerleder Urk. für die Gebrüder von Bern I, 92), auch ist die Bezeichnung *Saxoniae illius nominis secundus*. In nr. 17 ist statt »conciuntur« zu lesen: der Name »de« ganz richtig (vgl. z. B. Seibertz Nr. 18 kann erst nach 1160 ausgestellt sein, da Bischof Ulrich in diesem Jahre starb wurde. Bei nr. 19 war anzugeben, dass der Auszug davon in Meibom's Waldbuch Casp. Abel S. 143 mitgetheilt wird, die Urkunde datirt, was Hr. Prutz hat, obwol die Ausstellungszeit 1138 Jahre nach der (1138 erfolgten)

al — sich aus der Urk. ergibt. Ueber
 lt dieser und der nicht minder merk-
 vorhergehenden hat der Herausgeber
 s zu bemerken für nöthig erachtet. Bei
 tten die so sehr bekannten Namen von
 und Mincenberg aus den verderbten
 Boulant und Minlimberc herge-
 den können. Zu nr. 11 bemerkt der
 ber: »Sie ist jedenfalls untergeschoben,
 alt ohne Zweifel echt (Bemerkung des
 hivraths Dr. Schmidt)«. Dass der In-
 er Urkunde, in welcher H. d. L. sich
 an des Grafen Siegfrid von Bomeneburg
 ht sei, hat Herr Schmidt ganz gewiss
 sagt: er wird wol nur jene Urkunde
 ke, nach welcher die vorliegende ge-
 t, für ächt erklärt haben und eine so
 liche Verkehrtheit nur der Flüchtigkeit
 Prutz zuzuschreiben sein. Den Ab-
 eser und der vorhergehenden Urkunde
 rselbe wol unterlassen haben, wenn er
 Acta mogunt. benutzt hätte, da sie
 t (77 ff.) gedruckt sind. Andererseits
 ch gut, dass er sie aufgenommen, weil
 urch eine Vergleichung mit der Stumpf-
 sgabe prüfen können, in wieweit die
 n Prutz mitgetheilten Texte zuverläs-

Diese Prüfung ergibt leider ein für
 ern ungünstiges Resultat, sei es nun,
 s nicht ordentlich versteht, Urkunden
 der sich nicht die gehörige Mühe genom-

Dadurch wird aber natürlich unser
 in die Genauigkeit auch der andern
 en, die wir nicht vergleichen können,
 hüttet. Die Unkenntniss, die Herr
 Calenderwesen zeigt, dient auch grade
 Ermuthigung. »Octavo nonas octobris»

gibt er mit »in den ersten Tage
wider (248), der St. Peters- und
ihm der 29. Juli (837, am Ra-
vigilia Petri et Pauli = 9. April)
octavam Epiphaniae« ist der 20.
Bisher hat man unter »dies Ep-
Dreikönigstag d. h. 6. Januar ver-
belehrt uns aber, vermuthlich au-
er allein kennt, dass es der 3. J.
überdiess beschenkt er die Kir-
neuen Heiligen, dem Epiphania!
»am Epiphaniastage«).

Schwerer als diese, aus Un-
Flüchtigkeit hervorgegangnen, Ver-
in meinen Augen zwei andre
Buchs. Einmal vermisste ich bei
nen ernsten, unbedingten Wahrhe-
den wesentlichsten Vorbedingunge-
tigkeit des Historikers gehört: jen-
keit, die mehr zu geben verschm-
umfassender Ausbeutung der Qu-
ist, und nicht, um unerwünschte
Ueberlieferung auszufüllen oder
stellung abzurunden, der freisch-
bildungskraft die Zügel schießen
thut der Verf. aber nur zu häuf-
d. L. im Decb. 1151 heimlich
nach Sachsen eilt und dadurch Fre-
überrascht, so genügt das nicht:
wirkungsvoller zu schildern, wird
hinzugesetzt, (93) dass er »dure-
Eis« gekommen sei. Wer hat d-
es kann ebensogut Thauwetter
Sagt uns Helmold (I, 42), dass V-
sich mehr durch Rechtschaffenheit
Geburt ausgezeichnet haben, so
Prutz gleich dazu, dass sie arm

, dass H. des L. Namen in ganz Deutschland Ehrfurcht genannt wurde (292), und Erzbischof Isfrid von Ratzeburg den weltlichen Verhältnissen durchaus fremd war (314). Die gelehrten Chronisten sind so wenig höfisch, dass sie in Bezug auf die Fürstinnen, die in ihren Werken gedenken, oft Nichts weiter Aeusseres berichten. Da ist Herr Prutz eifriger und holt nach, was jene versäumt. Wir erfahren erst durch ihn (73), dass Cleon von Zähringen schön war, und ein Gleicher der Pfalzgräfin Agnes, welche den jüngsten Heinrich heirathete (427). Ueber dessen frühere Ankunft auf Schloss Staleck und seine Umgebung haben wir keinen näheren Bericht, sondern nur von dem Propst Gerhard von Hildesheim, dass Agnes Nichts von dem, was er erfahren sollte, gewusst habe. Das ist Herr Prutz trocken. »Jubelnd begrüsst ihn seine Braut« macht sich ungleich besser. Obwohl er ferner vollständig bekannt war, dass die Beschreibung der braunschweigischen Reimchronik von Heinr.'s Brautfahrt (425—6) Nichts weiter als ein volle hundert Jahr später entworfenes, phantastisches Bild ist, nahm er doch keinen Anstand, sie seiner Erzählung zu Grunde zu legen. Von der Herzogin Mathilde ist uns wenig bekannt. Was Arnold von Lübeck (I, 2) von ihr erzählt, dass sie fromm gewesen, die Armen besucht und ihrem Gemahl die eheliche Treue gehalten habe, sind Eigenschaften, welche wol allen fürstlichen Frauen nachgerühmt werden können. An jedem individuellen Zuge gebricht die Schilderung. Da hilft Herr Prutz denn (I, 1), er stattet sie mit einem »starken Willen«, auch in den grossen Dingen der Erfahrung Geiste« aus und rühmt, dass

sie auch »an den grossen Angelegenheiten des Staates Antheil zu nehmen verstanden hat sich sogar den »Geschäften der Regierung zeigt, als sie während Heinrich VIII. in dem heiligen Lande die Regierung des Reichthums zogthümer mit starker und sich selbst seiner Zufriedenheit geführt hatte. Etwas Schönes um eine lebhaftere Darstellung dieser ist die ganze eben mitgetheilte Erzählung entsprungen; denn in der Erzählung, die uns hier zu Gebote steht, der Erzählung des H. d. L., wird nur gesagt, die Heiligen Lande zurückgeblieben, weil sie nicht zu haben waren.

Der andre sehr erhebliche Mangel, den oben andeutete, liegt in der ganz unrichtigen Methode des Verf's. Die Erzählung, besonders an der einzigen Stelle, wo der Verf. Versuch einer genauern kritischen Untersuchung gemacht hat, im zweiten Excurse, wo er behandelt die berühmte Zusammenkunft Heinrichs I. und H. des L. vor der Schlacht bei Canino. Der Verf. behauptet da, dass er auf diesen Gegenstand eine gewiss in der Mitte haltende Ansicht zwischen derjenigen, nach welcher die Zusammenkunft ganz richtig dargestellt wird, und derjenigen, welche ich oben (1863 S. 461—77) ausgesprochen habe, zu setzen. Ich hatte dort als Ergebnis meiner Untersuchung (S. 471), dass H. d. L. vor der Zusammenkunft um Hülfe gegen die Lombarden

*) Der erste kommt nicht weiter als schon Stälin W. G. II, 71 und Waitz S. 45 auf das Ungeschichtliche der weissen Sage hingewiesen: der Verf. hätte wenn er die reichen verwandten Sagen zusammenstellen wollte, deren Aufzählung in Wolfg. Menzel's Historische Anzeiger der Anzeiger des Prutz'schen Buches.

ankunft mit ihm gehabt und dabei die Hülfe habe, und hinzugefügt: »Die Vorgänge im dabei sind schwerlich mehr festzustellen. Demselben Resultat kommt H. Prutz auch verstehe daher nicht, wieso er die Mitte müsste es denn auf meine Bemerkung es sei immerhin möglich, dass eine Demüthigung für den Kaiser damit gewesen sei. Der Ansicht bin ich (noch *), und werde durch den Beilberts, den H. Prutz 445 anführt (in Dissertation fehlt er, und auch mir war jenen Aufsatz schrieb, nicht gegen- noch eher darin bestärkt. Eigenthüm- neu sind der Prutz'schen Darlegung die Nachweis, dass die Unterredung in Baiern Anfang März stattgefunden. Folgerung, die er aus chronologischer der Quellen zieht: auf diese beiden muss ich etwas näher eingehn, weil sie kritische Methode des Verf.'s beweisend, dass den Ort der Unterredung anlangt, bed ich mich für Chiavenna aus fol-

wird, was ich dort S. 472 allerdings nur halt, in Bezug auf die repgowsche Chronik hinfällig durch die Darlegung von Waitz über Handschriften (Ueber eine sächs. Kaiserchronik). Auch die Vermuthung, dass Friderich über Piacenza nach Ravenna gegangen, kann nicht, da diese Städte damals kaiserfeindlich waren mag er — worauf mich Herr Th. Wü- merksam macht — den Po hinab nach Cremona sein. — Leider sind in dem angeführten, da er in meiner Abwesenheit gedruckt wurde, fehler, von denen ich einige sinnenstellende tigen will. S. 461 Z. 8 v. u.: lies Feichtin- 14 v. o.: Anchin. 467, 8 v. u.: Non, 5 v. u.: m. 471, 13 v. o.: brunsvic., 10 v, u.: sagt, 12 v. o.: behagte.

genden Gründen: 1) weil Otto sien ihn nennt und Burkhard welcher die Unterredung an den legt, damit übereinstimmt, aber Klöstern Schwabens, das zu den sonders naher Beziehung stand am Ehesten die Kunde davon es jedoch die Angabe in der ursp aus dem verlorenen Werke Johann herrühren, so würde sie als die lienischen Zeitgenossen nicht mi haben. 2) Weil die Nachricht, unmittelbar darauf in Schwaben mit den Grafen von Zollern und verschworen, dafür spricht (es Nichts darauf an, dass ein Eingef auf solche Vorschläge kaum gl Riedel in d. Abhdlg. d. berliner Cl. 1854 S. 23 darthut). 3) weil gen Nachrichten aus dem Früh den Kaiser uns ihn in Como zeig angeführten Zeugnisse kann die zeichnete Nachricht der Chronik bei Halle nicht in Betracht kom wol, weil sie ein halbes Jahrhund taucht, in einem Werke, das ma quo enthält, sondern hauptsächlich weite Entfernung des Kaisers aus unwahrscheinlich ist. Fand die in Chiavenna Statt, so muss die doch vor Mitte Febr. 1176 gewes später war H. d. L. in Baiern. sich nun Herr Prutz? 1) Auf d Chronik, welche Partenkirchen n er ihr keinen besondren Werth betont er 2) dass Arnold von sagt: »Caesar exiens de finibus

[lae] transmissis Alpibus venit in partes teutonicas«. Nun ist es schon ganz ungerechtfertigt hier auf Arnold irgend welches Gewicht zu legen, da er grade hier doch besonders schlecht unterrichtet ist und die ital. Kriege von 1162 und 1176 mit einander vermengt; aber davon abgesehen hindert sein Zeugniß gar nicht einmal die Zusammenkunft nach Chiavenna zu verlegen; denn — wie ich einer gütigen Mittheilung des Herrn Prof. Ficker entnehme — die Grafschaft Chiavenna gehörte noch zum Herzogthum Schwaben (es wurde ein längerer Streit darüber mit dem Bisthum Como geführt), hier war also die Gränze Italiens, hier war Heinrich noch verpflichtet, vor dem Kaiser zu erscheinen, und so spricht also grade ein innerer Grund für die Wahl Chiavenna's. 3) Der Hauptbeweis soll in dem Schenkungsbuch von Reichersberg liegen. Aus einer dort befindlichen Urkunde (Mon. boic. III, 456 ff.) wird angeführt, dass, als H. d. L. im J. 1176 in Baiern war, »prepositus dom. Philippus occurrit illi in Pourchusen in dominica II quadragesime et honorifice ab eo susceptus, dum causam adventus sui aperuisset . . . ipse dux multis occupatus distulit eum audiendum Ranshoven. Ubi cum post VII dies expectatus advenisset, iterum . . . interpellatus est«. Daraus wird nun geschlossen: H. d. L. hat am 28. Febr. den Propst wegen vieler dringender Geschäfte abgewiesen, am 7. März kommt er nach Ranshofen und hält Gericht »in der Zwischenzeit verschwindet er auf acht Tage«. Deshalb und wegen des »multis occupatus«, welches für die Erledigung einer so wichtigen Angelegenheit spricht, wird Heinrich in dieser Woche die Unterredung mit dem Kaiser gehabt haben. Sieht man nun die betreffende Urkunde

ein, so findet man, dass zwischen und »ipse« folgende Worte stehn für gut befand auszulassen: »prese Pertoldo de Andehesen et multum tercedente, presentibus etiam principibus aliis marchionibus«. Dadurch wird der Zusammenhang ganz andrer: die Anwesenheit erscheint als die natürliche Voraussetzung für die vielen Geschäfte und von einem »auf acht Tage ist vollends keine Rede« steht freilich auch noch Otto v. Prutz im Wege. Herr Prutz findet, der Bericht mit Recht als besonders hebe: aber dieser Bericht »bedarf hien Analyse.« Otto sagt bekanntlich, der Herzog habe den Kaiser ad colloquium sibi occurreret, veniens procedens, ut periclitanti imperator plus quam imperialem deceret maiestatem milititer efflagitavit«. Also Friede H. den L. nach Chiavenna und, als er geht er ihm entgegen. Das kann Weise doch nur so verstanden werden, dass der Kaiser, der früher angelangt war, den Herzog auf eine kleine Strecke, eine halbe Meile weit, entgegengezogen. Al deutet sich das so, als wäre er ihm nach Partenkirchen entgegengegangen, damit auch der letzte Einwand gegen mir versuchten Beweis, dass Chiavenna der Ort der Zusammenkunft gewesen sein muss, minder gewaltsam werden die Worte efflagitavit« ausgelegt: »Das, was gegen das Ansehn zuwider ist, was ein Kaiser des Kaisers ist, liegt eben darin, dass sich mit H. erst noch in Unterha-

sen muss, dass er, statt sein Gebot ohne weiteres erfüllt zu sehn, erst mahnen und bitten und schliesslich dem säumig nahenden noch entgegen zu eilen müssen in Otto's Bericht? wie kann so darunter die Demüthigung des Kaisers verstanden werden? wie in dem Verhandeln überhaupt, da die Worte Otto's doch nur auf den Ausgang bei der Zusammenkunft bezogen werden können? offenbar wird nicht das »efflagiare« an und für sich, sondern nur dass es »plus humiliter« als mit der Würde vereinbar geschah, als Erniedrigung bezeichnet. Gewaltsamer kann man wol kaum mit den Quellen anspringen als der Verf. thut! Derselbe hat endlich, um zu zeigen, »wie mit dem Fortschreiten der Zeit auch das Ereigniss selbst wuchs«, die Quellen in chronologischer Reihe aufgestellt, in welcher erst Arnold, Otto, Giselbert kommen, dann Chr. mont. sereni »(c. 1225 verf.)« Burgh. ursp. »(c. 1230)« chr. Repeg. (1235) Ann. marbac. (1238) Ann. stad. (1241) Botho (1251). Nun ist Arnold der erste und doch zugleich unbrauchbarste Zeuge: in den marbachern Jahrbüchern beginnt grade mit der uns hier angehenden Stelle ein sehr werthvoller aus alten Quellen geschöpfter Abschnitt und seine Bedeutung wird dadurch nicht im Mindesten verringert, dass er erst 1238 ausgearbeitet ward. Von Burkhard von Ursperg, welcher übrigens 1226 starb, habe ich schon oben gesprochen, Giselbert endlich, der, um nur eins anzuführen, auch in persönliche Berührung mit Kaiser Friderich I. gekommen, ist von allen Schriftstellern vielleicht der bedeutendste (vgl. Ficker Vom Reichsfürstenstande I S. 108) und der Verfasser nennt ihn selbst wenige Seiten weiter (469) »für die

Reichsgeschichte sehr werthvoll. mit einer so rein äusserlichen Lösung gewonnen? Sie beweist eb der Verf. wissenschaftliche Kritik versteht.

Ich breche hier ab, da diese zu umfangreich geworden ist: ganz und gar nicht erschöpfend doch genügen, um den Wunsch zu dass die Geschichte Friderichs I. Prutz verheisst, nicht von ders möge, wie sein Buch über Heinri

Untersuchungen über C Rückenmark des Menschen Säugethiere von Otto Deiter Tode des Verfassers herausgegl Schultze, ordentlichem Professor und Director des anatomischen Inst Mit sechs Tafeln in Imperial-O schweig, Druck und Verlag von Fr und Sohn. 1865. XVIII u. 318

Die Herausgabe dieses Werk eigenthümliche Schwierigkeiten. mehrere Jahre mit Durcharbeitun standes beschäftigt gewesen, er h von microscopischen Präparaten an reiche vortreffliche Zeichnungen ex lesungen über die Anatomie von Rückenmark gehalten und dies All Feder nur anzusetzen, ohne die Prä auch nur mit einer Nro. zu ver

von wenig anatomischem Charakter die freilich nicht vorauszusehende Folge dass manche Früchte der mühevollen angestrebten Nutzen verloren gegangen sind. Erst in den letzten Wochen vor seiner mit dem Tode verbundenen Erkrankung entwarf der Verf. mit seiner Feder eine ausführliche, doch leider unvollständige gebliebene Skizze. Das Werk war in zehn Capitel angelegt, von denen drei theilweise vollendet waren, dass sie, wenn die Lücken, hier gedruckt werden konnten. Das Manuscript war unleserlich geschrieben, es musste daher copirt werden, was lange Zeit kostete, ehe der Herausgeber die so wichtige Uebersetzung vornehmen konnte. In mehreren wurden Notizen benutzt, die sich von dem Verstorbenen in seinen letzten Tagen gemacht hatte. Die Thätigkeit des Verfassers beschränkte sich im Uebrigen auf die Verbesserung und Entfernung störender Wiederholungen. Das Werk sollte ein von 12 Tafeln in Folio begleitet, von denen auf hier beigegeben werden konnten. Die Resultate, soweit sie hier vorliegen, sollen in den Folgenden möglichst übersichtlich gegeben werden. Der Verf. unterschied bei den Nerven solche, welche einer vorderen, einer hinteren Rückenmarksnervenwurzel entspringen und drittens solche, die gemischter Natur sind, und deren Ursprung eine gewisse Lage zwischen den beiden ersten Systemen hat. Ref. findet hierin eine Modification des früheren Versuchs, der leider bis auf den heutigen Tag von keinem Nachfolger gefunden hat, die Hirnnerven der Vorder-, Seiten- und Hinteren zu sondern. Im Einzelnen weichen

die Angaben des Verf's. von den Gängern zuweilen ab, wie aus folgendem ersichtlich wird, worin a vordere, c hintere Stränge bedeutet. I, II, III, IV, V, VI, VII, VIII, IX, X, XI, XII zeichnen die Hirnnerven; V^a ist die sensible Wurzel des V, V^b die sensible Wurzel des VI. C. Krause zu den Nerven mit den Zahlen rechnet, welche wie die Nerven sowohl von den vorderen, als von den hinteren Strängen entspringen.

	a.	b.
C. Krause	III	IV
	VI	VIII
	XII	IX
		X
		XI
Deiters	III	V ^a
	IV	VII
	VI	VIII
	XII	IX
		X
		XI

Die Bearbeitung der einzelnen Nerven selbst ist mit wenigen Ausnahmen geblieben. Was den Acusticus betrifft, hören die grossen Zellen in den Hörnchen ad medullam oblongatam, welche den Acusticuskern auffasst, keinen Einfluss. Mehr sind die Acusticusfasern an den Zellen der Hinterhörner und viel mehr abzuleiten. Die Striae transversae haben die Bedeutung, dass es Kreuzungsfäden sind, die die Raphe und zur anderen Seite der Hinterhörner gehen. Den Klangstab klärt Deiters mit Stilling und

heil der motorischen Wurzel des Trigemini, welcher von dem Ursprung der Striae opticae aus schräg nach aufwärts und ausstrahlt.

Facialis ist zu bemerken, dass derselbe Mittellinie zu verfolgen ist, hier aber wie bisher angegeben wurde, in einem schäfftlichen Abducens- und Facialis-kern, sondern als Stamm ein vollständiges bildet, indem er sich ganz nach hinten verläuft. Sein Ursprung liegt neben dem motorischen Trigemini-kern, welcher bekanntlich unter dem Locus caeruleus gelegen ist. Andeutungen von ähnlichen knieförmigen Umbiegungen finden sich am Accessorius, Vagus, Abducens, s. auch wohl am motorischen Trigemini, die werden nur aus der Entwicklungsgeographie verständlich gemacht werden können.

Trochlearis entspringt von grossen am hinteren des vierten Ventrikels liegenden Zellen. Derselben finden sich, wo der Nerv aus der Medulla oblongata anterior hervortritt, eigenthümliche oder bipolare Zellen ähnlich wie z. B. bei *Amphioxus* Gasseri.

N. vagus hat wie der Trigemini eine motorische Wurzel (S. 283).

Bezüglich der sog. grauen Kerne hebt der Verfasser die Auffindung von oberen Oliven hervor, die nur bei Thieren bekannt waren auch beim Menschen hervor. Indessen sagt Deiters (S. 275), dass Stilling dieselben bereits als Trigemini-kerne beschrieben habe. Wahrscheinlich schliessen die Seitenstränge des Rückenmarkes, indem sie in der Medulla oblongata aufsteigen, jederseits einen ansehnlichen grauen

Kern ein, welchen der Herausgeber Deiters'schen Kern zu benennen v selbe vermittelt den Uebergang d Seitenstranges in die zonalen, Hirn aufsteigenden.

Die Pyramidenstränge sind Fortsetzungen irgend eines Rücken sondern beziehen ihre Fasern a glienzellen der Formatio reticular die Seiten- und Hinterstränge her indirecte Fortsetzungen also die nennen sind.

In Betreff des kleinen Gehir wenige Untersuchungen angestellt dem Schlusse führten, dass die K Bindegewebe zuzurechnen sei. D ten nämlich nicht mit Nervenfa bindung.

Als gültig, nicht nur für die glienzellen in der Rinde des Cern dern für die centrale Ganglienz wird folgendes Schema aufgestellt

Von allen Fortsätzen, welche zelle aussendet, wird nur einer (einem Axencylinder) einer peripl fenden markhaltigen Nervenfasern. Fortsätze nennt Deiters Protopl sie sind blasser, nicht so glänze sich unter successiven Theilungen feinste Verästelungen auf, ohne d wäre anzugeben, was aus den Fo Ref. hat sich selbst von der funda schiedenheit beider Arten von Präparaten und Photographien de aus Gent überzeugt.

Der Herausgeber bestreitet

Die Anwendung des Namens »Protoplasma« auf die verästelten Fortsätze, weil die Ganglienzelle selbst eine fibrilläre oder körnigfibrilläre Struktur habe. Ohne diesen Grund anerkennen zu wollen, muss doch auch Ref. gestehen, dass die Zeichnung der betreffenden als »verästelte Fortsätze« viel einfacher und bestimmter charakterisirend erscheint.

Niemals sah Deiters an irgend einem Orte die Fortsätze von zwei Ganglienzellen anastomosiren. Gewiss ein auffallendes Resultat und doch gewiss nicht massgebend, wenn man sich der zweifelhaften Beobachtung Corti's an der Rinde des Elephanten erinnert. Der genannte Forscher sah nämlich vier isolirte Ganglienzellen, die sich unter einander verbinden, ohne dass Reagentien zur Darstellung angewandt worden wären.

Wichtig sind die Untersuchungsmethoden. Zunächst versteht es sich von selbst, dass die Centralorgane in absolut frischem Zustande benutzt werden müssen. Man verzichtet daher in den meisten Fällen auf die Untersuchung menschlicher Gehirne. Man legt dieselben in Lösungen von $\frac{1}{80} - \frac{1}{20} - \frac{1}{10}$ Gr. Chromsäure auf die Unze Wasser zwei Tage lang. Am dritten Tage erneuert man die Lösung. Man darf nur kleine Stücke einlegen. Am dritten Tage kann man auch doppeltchromsaures Kali zu $\frac{1}{2}$ Gran, am nächsten Tage zu 1 und dann wohl noch zu 2 Gr. benutzen. Beim Rückenmark des Kalbes wendet man am besten chromsaures Kali an; beim Rinde zwei Tage lang $\frac{1}{80} - \frac{1}{20}$ Chromsäure. Dann einstündiges Liegen in Liq. kali caustic. (enthält 28% Kalihydrat auf die Unze Wasser). Dann Auswaschen mit dünner Chrom-

säure - Lösung und Einlegen in Kali ($\frac{1}{2}$ Gran). Dieses wird am mit einer 1 Gr. und schliesslich haltenden Lösung vertauscht.

Was die Carmin-Färbung an zu dem Resultate gekommen, den Zellen erst das Kernkörperchen Kern, endlich die Zellensubstanz färbt, womit Mauthner's Angabe Hecht Verschiedenheiten unter dieser Hinsicht gefunden hat, wird.

Um den Faserverlauf im Einzelnen, also die eigentlichen Centralorgane zu untersuchen, bedient man sich derer Methoden. Bei Säugethieren und Menschen ist die Chromsäure neben allen übrigen Erhärtungsmitteln vorzuziehen. Man bringt frische Stücke des Rückenmarkes zuerst in eine Lösung von 15 Theilen chromsaures Kali auf die Unze. Nach 8 — 14 Tagen legt man sie in eine Lösung von 2 Gran auf die Unze. Nach 2 Wochen sind die Präparate schon so hart, dass sie sich lange brauchbar; sollen aufbewahrt werden, so wendet man ein Neues Einlegen in doppelt-chromsaure Lösung an. Aufgehellt werden Schnitte dann in verdünnte oder concentrirte Essigsäure u. s. w.

Besser ist es die Imbibition anzuwenden, nachdem Erhärtung vorausgegangen ist. Nur muss die Lösung gut filtrirt sein, und kein Fett enthalten; noch ist es am besten, wenn man zwei Tage vor der Benut-

ten. Die Carmin-Präparate werden dann
ist Canadabalsam durchsichtig gemacht,
dem sie erst mit absolutem Alkohol einige
len und rasch mit Terpentinöl ausgezo-
ind. Den Canadabalsam löst man am be-
in Chloroform.

ie wichtigste Vorfrage bei den vorliegen-
Untersuchungen ist natürlich die, ob man
icherheit die nervösen Elemente der Cen-
gane von den nicht nervösen unterscheiden
a. Diese Unterscheidung ist offenbar das
ntliche; denn ob man nachträglich die
nervösen Elemente alle zum Bindegewebe
et, oder nicht, ist wenigstens in physio-
her Beziehung zunächst ohne Bedeutung.

spricht nun mit aller Bestimmtheit aus,
alle bisher bekannt gewordenen Zellen als
se zu betrachten sind, während im Binde-
be der Centralorgane nur freie Kerne (oder
e mit etwas Protoplasma um sich herum)
ommen. Zu den Kernen sind auch die Kör-
m kleinen Gehirn zu rechnen. Das Proto-
a um die Kerne kann sich mitunter zu
n Fäden ausziehen; die Grundsubstanz
Bindegewebes ist körnig, porös, sie wird
nweise durchzogen von einem fasrigen Ge-
, ähnlich den H. Müller'schen Fasern der
a.

ie Ganglienzellen sind ausser ihrem un-
elhaftem Zellenkörper auch dadurch cha-
risirt, dass sie mit einer Nervenwurzel-
in Verbindung stehen. Diese von Remak
5) entdeckte Faser unterscheidet sich che-
a und physikalisch von allen übrigen cen-
n Fortsätzen. Derselbe ist stets unver-
t, wird kurz nach dem Abgang von der

Zelle dünner, biegt sich gewöhnlich an dieser Stelle kann dann sehr leicht brechen stattfinden. Dieser Nerv kommt auch den sensiblen Zellen nahe, scheinlich auch denen des Grosshirns.

Ausserdem sitzen an den Nervenfasern varicöse Fäserchen mit Fortsätzen auf, die ein zweites System axencylinder darstellen.

Die Ganglienzellen besitzen Kern und ihre Ausläufer anastomosiren schon bemerkt, niemals untereinander. Verschiedene Arten kann man zunächst nach der Grösse mark grosse motorische und kleine sensorische Zellen unterscheiden. Die letzteren sind spindelförmig.

Characteristisch ist es für die Ganglienzellen des Cerebellum, dass sie Fortsätze nach der einen, die nach der anderen Seite haben. In der Körnerlage finden sich viel kleinere Zellen, die bei Hämatoxylin pigmentirt sind. Endlich giebt das Gehirn eine dritte Zellenart, die an beiden Enden beiderseits eine Nervenfasern abgibt.

In Bezug auf die Grösse der Zellen giebt sich die allgemeine Angabe machen, dass die Dicke der von ihr abgegebenen Nervenfasern proportional ist.

Ueber die centralen Nervenfasern bemerkt, dass sie des Neurilems beraubt sind, ihre Axencylinder nur von einer Schwannsche Substanz umgeben sind. Verf. betrachtet die Präexistenz des Axencylinders als einen unauflösbaren Sinn erledigt. Ref. a

in, immer wieder hervorzuheben, dass alle
er beigebrachten angeblichen Beweise gar
its darüber aussagen, ob in der leistungsfä-
m Nervenfasern in der That ein centraler,
eiweissartiger Substanz bestehender Faden
halten ist, oder ob dieses constant entste-
de Gebilde seine Form derjenigen der cylin-
chen Röhre verdankt, in welcher die ge-
nte Substanz nach dem Tode sich durch
m Gerinnungsvorgang von dem Nervenmark
lert. Was soll man dazu sagen, dass Verf.
in dieser schwierigen Frage auf die Car-
infiltration beruft, da doch seine Präparate
essive die Behandlung mit Chromsäure,
min, Alkohol, Terpentinöl, Canadabalsam
Chloroform durchgemacht hatten! Uebri-
; geht die Ansicht des Verf's. dahin, dass
Axencylinder vielleicht aus mehreren ver-
kten Fortsätzen mehrerer Ganglienzellen ge-
et werde. Anastomosen von Ganglienzellen
r einander werden nur bei entfernt gelege-
durch Vermittlung von Nervenfasern er-
licht.

Ueber den Bau des Rückenmarks lässt sich
allgemeines Schema der Satz aufstellen, dass
in dasselbe eingetretenen Wurzeln die weisse
stanz durchsetzend in die graue eintreten,
wahrscheinlich alle früher oder später mit
en in Verbindung treten, und durch Ver-
lung dieser mit Fasern in Zusammenhang
racht werden, welche die Leitung der Bah-
zum Gehirn übernehmen. Die motorischen
venwurzeln durchsetzen in mehreren geraden
gen die weisse Substanz; in der sie Vorder-
l Seitenstränge von einander scheiden und
ngen in die grauen Vorderhörner. Consta-

tiren liess sich, dass die Nerven der dort gelegenen Ganglienzellen in die motorischen Nervenwurzeln waren. Wahrscheinlich hat dieses allgemeine Gültigkeit, und dann wird das System von Fortsätzen sich wohl an den Rückenmarksstränge anschliessen.

Die Vorderstränge kreuzen sich bei den Säugethieren schon mit blossen Augen und nur beim Frosch schwierig ist. Indessen wird eine totale Kreuzung der Vorderstränge keineswegs durch die liegenden Thatsachen gefordert, und That dem Verf. zufolge auch nicht durch die aufsteigenden Fortsetzungen der Nervenwurzeln verlaufen nur in den Vordersträngen.

Die sensibeln Fasern treten zwischen die Hinterstränge in langen Bögen. Die Zahl direct, oder an den Seitensträngen in die Peripherie des Hinterhorns verlaufend, wird der dabei gemacht wird, kann sehr grosser sein; das Ganze liegt in der grauen Masse fast nie in einer Ebene. Die Fasern verlaufen also erst eine Strecke weit in der grauen Masse, halb der meisten Stränge, um die graue Masse umzubiegen. Die Seitenstränge dienen ebenfalls als Centralpunkte für das Nerven System verschieden gerichtet, indem die Fasern der hinteren Nervenwurzeln in sie einmünden, was die Leitung möge des zweiten Fasersystems bezeichnet. Die Leitung zum Gehirn verläuft falls sehr lange in der grauen Substanz; es ist indessen die Schiffahrt von der Leitung aller Gefühls-

hiesslich durch die graue Substanz ebenso wenig stichhaltig, als die frühere Meinung, wonach die Hinterstränge allein ohne Betheiligung der grauen Substanz die Leitung vermitteln sollten. Es dürfte hier ein complicirter Wechsel der Bahnen vorliegen, als man bisher anzunehmen geneigt war.

Als Princip im Bau des verlängerten Markes muss man zunächst die Aufstellung festhalten, dass dasselbe eine Fortsetzung des Rückenmarkes darstellt. Indem der Centralkanal des letzteren in den vierten Ventrikel öffnet, müssen die unter dem ersteren gelegenen Fasermassen eine ständige Lagerung erhalten. Ausserdem tritt neben den motorischen und sensiblen Fasern noch ein drittes gemischtes System auf, welches den Nn. accessorius, vagus und glossopharyngeus ihren Ursprung gibt. Der N. vagus entspringt von Theilen, die ganz wie Fortsetzungen der sensibeln Rückenmarkspartien aufzufassen sind; der N. facialis gehört der motorischen Abtheilung des gemischten Systems an.

Die sog. Kerne der Hirnnerven sind ebenfalls als Fortsetzungen der grauen Rückenmarkssubstanz aufzufassen, die ganz gesetzmässig liegen. Uebrigens hat man sich die Med. oblongata in den oberen Parthien als ein fein aufgelöstes Maschenwerk grauer Substanz vorzustellen, in deren Maschen die Bündel der meisten Stränge verlaufen.

Als Fortsetzungen der grauen Vorderhörner resp. der Basis der Hinterhörner erscheinen die Kerne des Hypoglossus, Vagus, Abducens, Trochlearis und Oculomotorius. Dem Rückenmarksschema nicht direct unterzuordnen sind

die Olive, die obere Olive, welche Menschen an erhärteten Präparaten im Auge gesehen werden kann, das tatum cerebelli, welches richtiger longata gerechnet wird.

In den Nervenbahnen findet eine Vereinfachung durch Verbindungen, dass ein Axencylinder die Medulla einer Summe von solchen des Gehirns entspricht.

Die Anordnung der Fasermasse im oblongata wird noch dadurch complicirt, dass das kleine Gehirn durch drei Fasern mit der ersteren in Verbindung steht. In der mittlung neu auftretender grauer Substanz den Verbindungen von Bahnen, die von der Medulla herkommen, und solcher, die von dem kleinen Gehirn streben, hergestellt. In dem das kleine Gehirn die Bedeutung einer geschobenen Stromarmes, der eine ähnliche Complication je nach der Entwicklung des kleinen Gehirns selbst erhält.

Unter den Fortsetzungen des Gehirns nach oben sind die Hinterstränge am auffallendsten. Es erscheint das Auge als eine ununterbrochene Fortsetzung, wenn man den dicken Strängen der Hinterstränge bis gegen die Crura cerebelli gehen und in diese übergehen sieht. Enthält dieser Stamm beim Uebergang zum kleinen Gehirn von den mit dem direct hingeleiteten Fasern der Hinterstränge keine Spur mehr. Zusammen, dass in dieselben graue Substanz einwuchern (Ganglia postpyramidalia) und dass sie in denselben ein

de finden, während aus denselben grauen Massen die Funiculi graciles und cuneati entspringen, welche dann ihrerseits sich zum kleinen Gehirn begeben. Zugleich erscheinen Verkürzungen der Pyramiden und die Fasern des Stratum zonale von Arnold, welche die äussere Hülle der Crura cerebelli ad med. oblongatam darstellen.

Eine Beziehung der Hinterstränge zu den Ventrakeln resultirt daraus, dass ein Theil der Hinterstränge sich nach oben wendend in die Oliven derselben Seite eintritt, während ein zweiter grösserer Theil als eigentlich circuläre Bahn innerhalb der Vorderstränge sich sammelt und von da zu der Olive der anderen Seite sich begibt.

Eine wichtige Thatsache ist es, dass die graue Masse der inneren Oberfläche des Centralcanals, die Substantia gelatinosa centralis, sich direct durch den Boden des vierten Ventrikels bis zum Aquaeductus Sylvii, von diesem in den dritten Ventrikel und nach oben resp. unten in die graue Masse des Tuber cinereum und des Infundibulum fortsetzt. In dieser endigen der Acusticus, die sensibeln Nerven des Vagus und Glossopharyngeus, vielleicht auch der Opticus. Ihre Zellen haben jedoch nur zum kleinsten Theile die Bedeutung einer ersten Nervenendigung, zum grösseren Theile greifen sie ein in die höheren centripetalen Leitungsbahnen.

Die Pyramiden sind, wie man bisher annahm, ein Theil der Seitenstränge, welcher sich nach innen wendet, die Incisura anterior durchsetzt, nach oben geht und als vollendete Pyramide weiter zieht.

Diese gewöhnlich gemachte hin zu berichtigen, dass vielmehr sogenannten *Formatio reticularis* Stränge an denselben Theil der *Regia reticularis* beziehen sich, wie auf vergleichend-anatomisch gezeigt werden kann, und stellen eine directe Fortsetzung irgend eines Stranges dar.

Der Theorie, welche die Olive als Ganglion des Hypoglossus und die zahllosen Bewegungscombinirungen des Sprechens und Schluckens ansieht, steht sich nicht an. Vielmehr sind die Fasern, die im Olivenpunkt, in welchem Fasern der centripetalen Strängen der Medulla oblongata angehören, ihr nächstes Ende finden, theilweise aber weitere Fasermassen bilden, welche theils zum kleinen, theils zum grossen Gehirn aufsteigen. Die Hauptmasse der erstere aus der Medulla empfangen, werden durch Vermittlung der Olive zum Gehirn geleitet. Die Olive selbst aber bekommt ihre Nerven durch Faserzüge, die den Fasern der Leitungen zweiter Ordnung angehören.

In Betreff der Hirnnerven steht das Postulat, welches durch seine Eigenschaften wenigstens theilweise begründet werden konnte, folgendes Schema hin.

Die centripetalen Züge der Fasern werden als Verstärkungen der ankommenden marksstränge auf; z. B. schliessen sich an den Hypoglossus, Trochlear und Vagus an. Ferner innerhalb der Medulla oblongata

eringe, so doch ununterbrochene Verbindung der Pyramiden und der circulären stattfinden. Dann müssen sich graue zeigen, welche das Auftreten von centren Strängen zweiter Ordnung vermitteln, t eine Theilnahme an den Oliven und ie am kleinen Gehirn vorauszusetzen.

ch die Crura cerebelli ad med. oblong. Verbindungen zwischen kleinem Gehirn und durch die zonalen Fasermassen mit den Oliven und dem Kern der Seiten- andererseits vermittelt.

Betreff der Kreuzungen wird die Mög- hervorgehoben, dass dieselben Leitungs- vielleicht mehrmals die Mittellinie über- n.

Gesamt-Urtheil, welches die Wissen- über die vorliegende Arbeit zu fällen hat, natürlich von dem zufälligen Umstande, r Verf. sich nicht mehr unter den Le- befindet, in keiner Weise geändert wer- nnen. Es muss zunächst das Bedauern k finden, dass es ihm nicht vergönnt inen grossen Plan bis ins Einzelne durch- n.

ererseits sind gewisse Mängel doch sehr Augen fallend. Wohl ein dutzend Mal olt sich in den historischen Einleitun- s fruchtlose Bestreben, die bedeutenden gen der Vorgänger, die mit so viel un- menen Hilfsmitteln arbeiteten, herabzu-

Möglichst wird die Darstellung so ge- als befinde sich, einzelner Widersprüche die doch in jedem Abschnitt der natur- schaftlichen Erkenntniss vorkommen, die

ganze betreffende Lehre im Zust. lösbaren Verwirrung, wesshalb da von Neuem angefangen werden m.

Wahrscheinlich in Folge der Buch entstanden ist (s. oben), ferner eine Breite und Weitsch. Styles, die unerträglich, und Menge von Wiederholungen des kens mit denselben oder etwas ten, die geradezu unglaublich i. z. B. eine nicht ganz leichte stat. festzustellen, wie oft auseinander den ist, dass mit jeder Ganglien. Nervenfasern in directer Verbind. findet. Diese Wiederholungen l. ausgeber nach Ansicht des Refe. strengerer Weise beseitigen sollen. stellenweise zufolge der Vorrede. Wollte man annehmen, dass das für Anatomen bestimmt sei, d. Structur der Centralorgane zu bes. sind, so ist gerade diesem Leserk. gen am wenigsten gedient, die ein. vollständig hingereicht hätte.

Immerhin enthält die Arbeit e. neuen Beobachtungen, die werthv. Menge von Bestätigungen älterer che sehr erwünscht zu nennen sind. sten derselben sind im Vorhergeh. und es bleibt nur noch übrig, die stattung der schönen, vom Verf. neten Tafeln hervorzuheben.

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Verlegt von H. C. F. Vieweg.
25. April 1866.

*Palaeographiarum Hierosolymitanum ex codice
Palaestino deprompsit edidit latine
palaeologomenis ac glossario adornavit Co-
nstantinus Miniscalchi Erizzo. Ve-
neti Vicentini et Franchini. 1864. Zwei
Quart, 72 und 18 Bogen.*

*de Norvicense sive Tentamen de reliquiis
Symmachi, Theodotionis e lingua sy-
ngraecam convertendis conscripsit Fri-
d. Field AA. M., ecclesiae nativitatis
de Reepham in agro Norfolc. nuper
collegii ss. Trin. Cantab. olim socius.
Lond. typogr. 1864. VIII und 76 Seiten*

*History of the Martyrs in Palestine, by Eu-
phrosyne of Caesarea, discovered in a very
ancient Syriac manuscript. Edited and translated
into English by William Cureton, D. D. —
London: Williams and Norgate, MDCCCLXI. —
Lond. 52 S. in gr. Octav.*

*Notes on passages of the Old Testament,
by Jacob, Bishop of Edessa, now first
published with the original Syriac, with an English*

ade unserer wissenschaftlichen Bedürfnisse zu
 machen gewesen wäre. Man wusste schon aus
 Joseph Assemâni's Verzeichnisse der Vatikani-
 schen Handschriften dass es unter diesen eine
 ist welche eine heute nur in ihr zu findende ganz
 enthümliche Syrische Uebersetzung der Evan-
 gelien enthält. Jenes grosse Werk Joseph As-
 semâni's wurde bekanntlich noch bevor es recht
 verbreitet war durch eine Feuersbrunst zerstört:
 es war es der um die Veröffentlichung mancher
 morgenländischer Schätze der Vaticana vielver-
 diente Schleswiger J. G. C. Adler welchem man
 seit 1789 eine etwas ausführliche Beschreibung
 dieser wichtigen Handschrift verdankte. Nach-
 dem man untersuchte besonders nur Eichhorn in
 dem erst 1827 erschienenen vierten Bande sei-
 ner Einleitung in das Neue Testament S. 491
 bis 504 dieses Schriftwerk, was wir hier be-
 merken theils weil der Verfasser des jetzt zu be-
 theilenden Werkes obgleich er Deutsch versteht
 es übersehen, theils weil man auch in Deutsch-
 land seit 40 bis 50 Jahren Eichhorn's Verdien-
 te viel zu sehr verkannt hat. Nach Adler's Zei-
 chen wurden bekanntlich die Vaticanischen Schätze
 a Folge der Französischen Revolution immer
 zugänglicher: doch wusste sich endlich der
 Jeronimesische Graf welchem man die Herausgabe
 dieses Werkes verdankt die Erlaubniss einer
 vollständigen Benutzung und Veröffentlichung
 der in ihrer Art einzigen Handschrift zu ver-
 schaffen. Er vertiefte sich in ihr Verständniss,
 da sie so vieles höchst Eigenthümliche und
 schwerer zu Lesende enthält dass man ihr eine
 ungeangestregte mühsame Arbeit widmen muss,
 und veröffentlicht sie jetzt mit einigen in der
 Aufschrift seines Werkes genannten Zusätzen
 einer eignen Ausarbeitung.

Die Veröffentlichung ist vor
che wegen sehr wichtig. Diese
setzung zeigt uns das Bild ein
thümlichen Syrischen d. i. Ara
art, welche wir sonst nur in d
Jerusalemischen Talmûd zwar ni
aber doch am meisten ähnlich
Schon Jos. Assemâni nannte d
bersetzung die Palästinisch-Syri
Eichhorn bezeichneten sie noch
Jerusalemische. Wir möchten si
und zugleich deutlichsten die d
schen Sprache oder kurz die
nennen: und es ergibt sich nun
sehr sich diese Sprache von de
mäischen unterscheidet. So lang
geren Schriftstücken in dieser
lich nur den Jerusalemischen
konnte ihr ächtes volksthümlich
immer etwas zweifelhaft schein
nicht sicher wusste wie weit je
Mundart wirkliche Landessprach
Nachdem nun aber die vier E
nicht ganz vollständig aber doch
vielen grossen Stücken in ihr ve
sieht man deutlich genug dass
wirkliche Volkssprache besitzen
in das volle Mittelalter hinein
Sprache unterscheidet sich von d
mäischen nicht nur in einigen
manchen Wortbildungen sondern
Wörtern selbst stark genug, un
man dies von dem westlichen S
noch mehr von dem Griechische
schen mit sich verschmolzen als
so genannte Syrische, während
ren ächt Semitischen Bestandthe

am alten Phönikischen und Hebräischen Sprach-
 te nähert. Wir können daher jetzt schon klar
 versehen dass das Aramäische in den weiten
 Ländern wo es entweder seit den Urzeiten hei-
 sch oder durch Assyrisch-Chaldäische Erobe-
 rungen eingebürgert war, abgesehen von zer-
 streuten kleineren Sprossen wie dem Samari-
 tanen, sich in drei grosse Mundarten zertheilte
 welche man ebenso leicht besondre Sprachen
 nennen kann, das Westaramäische, das Mittel-
 aramäische welches besonders von Edessa aus
 mit seinem hochausgebildeten Schriftthume bei
 weitem vorherrschte und das wir gewöhnlich
 kurz das Syrische nennen, und das Ostaramäi-
 sche welches man sofern es durch ein eigen-
 thümliches Schriftthum sich auszeichnet auch das
 Nabatäische oder (um jede Verwechselung zu
 vermeiden) das Mendäische nennen mag. Wann
 diese drei grossen Aramäischen Sprachen aus-
 einandergefallen seien, können wir geschichtlich
 noch gar nicht schätzen: sie müssen sich schon
 in frühen Jahrhunderten so getrennt haben; und
 wie sehr sich auch ihre Schriftthümer eigen-
 thümlich ausbildeten, ist nun besonders an dem
 hier veröffentlichten Evangelienwerke ebenso klar
 anschaulich geworden. Nach dem genauen Ab-
 bilde zweier Blätter welche der Herausgeber an
 der Spitze des zweiten Bandes mittheilt, weicht
 die Westaramäische Schrift von der gewöhnli-
 chen Syrischen sowohl in den Zügen der Buch-
 staben als in den Punkten weit ab, und gibt
 sich ganz wie eine eigenthümliche Schrift. Wie
 sehr die Ostaramäische in ihrer Weise wiederum
 ganz anders ausgebildet sei, ist aus den Mendäi-
 schen Handschriften bekannt.

Es wäre nun sehr zu wünschen der Heraus-
 geber hätte diese in ihrer Art einzige Hand-

schrift ganz so wie sie sich erhalten durch Lichtabdrücke veröffentlicht einige Kosten mehr verursacht hat für desto nützlicher gewesen sein weiter nichts als eben nur die Handschrift veröffentlicht hätte. Zur Vermeidung durch den Satzdruck bedient er sich schönen grossen Estrangelo, neben die Anmerkungen eine kleinere niedliche gebraucht wird. Dies ist wirklich sehr schön, und das ganze Buch ist sehr prachtvoll ausgestattet. Auf sich im Allgemeinen gewiss auf den Druck des Abdruckes verlassen, wiewohl eine Vergleichung mit den oben genannten künstlich wiedergegebenen Blättern der Handschrift einige Abweichungen bemerkt, was der Verfasser von sich selbst ziemlich unvollkommen und mangelhaft. Lateinische Uebersetzung welche die rechte Seite gegenüber stellt, leidet an Ungenauigkeiten und Missverständnissen davon scheint der Verfasser in dem ersten kleinen Wörterbuche stillschweigend zu haben. Was er S. IX — das »Idiom« der Sprache der Handschrift bringt, ist äusserst ungenügend und er den neueren Entwicklungen der Sprache sehr fremd geblieben ist. Bemerkenswerthen schwierigeren Stellen der Handschrift viele bietet, fehlen vollständig gibt nur ein erklärendes Verzeichniss der Syrischen Sprache eigenthümliche Ausdrücke ches aber weder vollständig noch vollständig angelegt oder ausgeführt ist. Man erwartet haben in einem so grossen Werke an irgend einer Stelle ein

Die verschiedenen Lesarten der Evangelien zu denen denen diese Westaramäische Uebersetzung folgt; der Verf. theilt aber nur eine Uebersicht mit wo die hier übersetzten Stücke der vier Evangelien nach der Reihe unsrer Handschrift zu finden seien; und zeigt sich überhaupt auch nach dieser Seite hin des Standes unsrer heutigen Wissenschaft unkundig. Die heutigen Gelehrten welche sich mit der Erkenntniss und Feststellung des richtigsten Wortgefüges der vier Evangelien beschäftigen ohne das Syrische zu verstehen, werden sich daher erst anderweitig erkundigen müssen welchen Lesarten die Westaramäische Uebersetzung folge. Dass die Stelle über die Ehebrecherin im Johannesevangelium und die Worte Luk. 22, 17 f. in dieser Uebersetzung nicht so wie in der Peshîto fehlen, wusste man schon durch Assemâni (welchen unser Verfasser auffallend immer Assemanus nennt) und Adler.

Um hier das eben über die sprachwissenschaftliche Seite des Werkes Gesagte etwas weiter zu erläutern, mag Folgendes hinreichen. Das Westaramäische gebraucht das im gewöhnlichen Syrischen fast verschwundene Wörtchen **ܐܠܐ** zur Bezeichnung des Accusativ's häufig: der Verf. will es durch das Arabische **ذات** erklären, mit welchem es weder der Bedeutung noch dem Ursprunge nach irgend eine Verwandtschaft hat; das Richtige hätte er heute leicht finden können, da es sicher genug erklärt ist. — Joh. 12, 40 findet sich ein Wort **ܐܠܐܐܐ** welches der Verf. in **ܐܠܐܐ** umändern will damit es dass sie umkehren bedeuten könne. Allein obwohl die Handschrift viele sehr offenbare Schreibfehler

hat, so wäre diese Aenderung der
Wir ersehen vielmehr aus dem W
Luk. 10, 21 dass das Westaramä
nur im Hebräischen gewöhnliche
und ܠܗܘܢ in der gleichen Bede
ständigen und Weisen hatte
auch sonst in vielem dem Hebr
Man kann in solchen Fällen weiter
denken ob solche Wörter erst au
schen in das Westaramäische aufg
oder ob sie zu dem überhaupt in
Alters herrschenden Semitischen
hören: und im vorliegenden Fal
wahrscheinlich, weil der Gebrau
Hebräischen selbst fast nur dichte
die Thatsache worauf es hier
fest. Nun findet sich ebendort
der Stelle wo man die Syrische
des Wortes ܡܫܝܚܐ erwartet e
welches nach unserm Verf. vers
ten soll. Allein vergeblich beru
die Möglichkeit davon zu beweise

bisches ܡܫܝܚܐ. Das Richtige ist gew
ser Stelle die beiden Worte un
mag eine Wurzel ܡܫܝܚܐ umkeh
(was nicht ganz unmöglich wäre)
bekannte Aramäische ܡܫܝܚܐ zu lese
wir haben hier nicht Raum di
Seite des Werkes weiter zu verfe

Allein der Mangel an einer
Erkenntniss des heutigen Standes
schaft erstreckt sich bei dem
weiter. Er will seine Leser nach
überzeugen das in dieser W
Sprache erscheinende Matthäuse

daselbe welches der Apostel nach alten und allerdings völlig glaubwürdigen Nachrichten einst selbst in »Hebräischer« Sprache herausgegeben habe: und so wäre denn der lange Streit welcher in unsern Tagen über jenes Hebräische Evangelium des Matthäus geführt ist und der bereits so sehr verschiedene Bahnen durchlaufen hat, endlich gelöst! Nun kann man hier leicht ergehen dass nach dem damaligen Sprachgebrauche der Ausdruck »Hebräisch« sehr wohl auch die in Palästina gebräuchliche Aramäische Sprache jener Zeiten bedeuten kann: allein damit ist hier wenig gewonnen. Wollte der Verf. mit seiner Behauptung Ernst machen, so müsste er zeigen dass die vielen Stücke welche hier aus dem Matthäusevangelium stehen die Hand eines ganz andern Schriftstellers verrathen als die aus den übrigen Evangelien an deren Uebersetzung aus dem Griechischen er nicht zweifelt. Diesen Beweis aber tritt er nicht einmal ernstlich an, und er würde nie gelingen. Man wird immer finden dass die Stücke aus dem Matthäus die Hand desselben Uebersetzers verrathen welcher die anderen Evangelien übertrug. Aber die Sache ist auch schon an sich höchst unwahrscheinlich wenn wir auf den Ursprung dieses ganzen Westaramäischen Evangelienwerkes genauer als der Verf. dies für gut erachtet hat unsre Aufmerksamkeit hinrichten.

Wie dieses Schriftwerk nämlich uns in seiner einzigen Handschrift erhalten vorliegt, ist es durch ziemlich späte Hände gegangen. Wir haben hier nur Lesestücke der vier Evangelien nach dem Umkreise des Kirchenjahres: wann diese kirchliche Eintheilung der Evangelien überhaupt begann, wollen wir hier nicht untersuchen; als man aber unsre vier Evangelien so

unter sich zerstückelte, da legte nicht ein Aramäisches und die Evangelien zum Grunde, sondern vier Griechischen. Die Handschrift nach S. VII im J. 1030 nach C sein: die Worte welche dies urgen, hat der Herausgeber zwar abdrucken lassen, vielmehr bei der Handschrift habe ursprünglich und eine Nachschrift gehabt vor seit Jos. Assemâni's Tagen eine gen sei (so schön schützt man a tiane seine verschlossenen Schä die Angabe dieses Jahres ganz gla ganze Handschrift ist eine sogen nische d. i. eine mit Arabische che aber in derselben Syrischen werden; diese Sitte solche kirchl ten mit Arabischen Bemerkungen bische mit Syrischen Buchstaben konnte vor dem neunten und nach Chr. nicht herrschend werden merken hier beiläufig dass de ebenso wie einst Jos. Assemâni d Zusätze sehr wenig genau verste irgendwo, so war bei der Unter gabe eines zuverlässigen Abbildes Die Lesestücke selbst folgen der schen d. i. Kaiserlich-Byzantinisch die vier Evangelien können nun in diese Ordnung gezwungen wu Westaramäische übersetzt gewes bedenkt man dass alles Uebers ins Syrische offenbar von Edessa gegend ausging und vergegenwä die Zersplitterung und das gan grossen Syrischen Kirchenspaltu

ch alles dies die höchste Wahrscheinlich-
lass die Westaramäische Uebersetzung
den Melkiten selbst d. i. frühestens im
ahrh. entstand. In dieser Zeit aber
dem Aramäischen Urevangelium des
auch wenn man es eifrig hätte suchen
ewiss schon jede Spur im wirklichen
loren.

önnen daher dem Herausgeber dieses
war danken dass er sich überhaupt
geringen Mühe seiner Arbeit unterzo-
müssen aber auch bei dieser Veranlas-
schen dass man in Italien endlich sich
besseren allgemeinen Morgenländischen
ndern Biblischen Wissenschaft erhebe
alles das aneigne was auf dieses so un-
eite Gebiet Bezügliches in Deutschland
cht ist. Die neueste Veränderung der
n Dinge seit 1859 scheint dort auch
er Seite hin noch nirgends eine gründ-
besserung zu bringen: was uns freilich
auffällt. Zwar wollen auch in Deutsch-
unheilvolle Antriebe in diese weiten
ftlichen Gebiete eindringen, und vor-
n engen Zusammenhang zwischen dem
und dem Morgenländischen stören
o nothwendig ist und bisher so segens-
: doch wie verschieden der Zustand
nschaft bei uns wenigstens bis jetzt
man nirgends so als bei diesem so
en und so nützlichen und doch wieder
genden Werke.

günstiger können wir über das zweite
n Werke urtheilen, und wir freuen uns
at in ihm den vielversprechenden Vor-
es grossen Unternehmens ankündigen
welches wenn es ganz vollendet sein

wird der Wissenschaft auf einem
 sten Arbeitsfelder eine glückliche
 spricht. Rev. F. Field in New York
 Gelehrten schon seit 1839 durch seine
 Werke als ein sorgfältiger Kenner
 stischen und Patristischen Schriftt
 er hat sich in den letzten Jahren
 dem Syrischen beschäftigt, und ein
 zerfallendes Werk vorbereitet we
 faucon's *Origenis Hexaplorum*
 viel verbessert und vorzüglich v
 erneuern wird wie es der Stand
 gen Hilfsmittel erlaubt. Das
Otium Norvicense gibt an einer
 spielen den deutlichen Beweis da
 weder an den ausgebreiteten Ken
 an dem unverdrossenen Fleisse
 schicklichkeit fehlt hier etwas
 zu leisten; und wir können nur
 es ihm auch an dem Entgegenkom
 nicht fehlen möge um ein so be
 glücklich zu vollenden. Dass de
 chischen und Lateinischen ebens
 schen Hilfsmittel gut benutzer
 man schon sicher erkennen: da
 Origenes ist jedoch nicht bloss
 übersetzt, sondern aus diesem s
 Arabische sowie ins Armenische
 und alle solche Hilfsmittel sog
 müssten hier benutzt werden un
 ersten grossen Urgestalt verl
 Origenes heute so vollständig un
 möglich wiederherzustellen. De
 sich darüber in seinen besond
Proposals for publishing by sub
 die Arbeit würde dadurch noch
 gedehnt und schwieriger werden

Verf. möchte auch nach dieser Seite die Aufmerksamkeit richten und wenigstens so viel dafür thun als er vermag. Vor allem wird ein richtiges Verständniss des Hebräischen und Aramäischen in der Bibel erforderlich sein, um die Wurdigung der alten Griechischen Uebersetzungen und die des Origenes die wichtigsten Dienste zu leisten. So übersetzt der Verfasser die Worte *נִסִּי אִם כֵּן* KL. 5, 22 *nisi forsan propudisti*, in Uebereinstimmung mit dem Vulg. LXX. Allein wie wenig der Sinn durch diesen Ausdruck der wirklichen Vergangenheit ausgedrückt wird, zeigt sogleich das *perf.* *נִסִּי* im Ansehn der folgenden Halbzeile, da in jenem Ausdruck darüber geklagt werden kann dass die Gegenwart Gottes noch immer zu schwer sei. Es stehen aber auch jetzt aus einer vollkommenen Erkenntniss des Hebräischen dass hier nicht die wirkliche Vergangenheit gemeint werden sollte: und wenn Symmachos an dieser Stelle (wie der Verf. richtig vermuthet) *διὰ τὸν ἀποστασίου ἡμᾶς* übersetzte, so konnte der Sinn nicht besser treffen. Möge also dieses Beispiel lehren wie nützlich die Wiederherstellung der Hexapla werden kann!

Field's Englisches Werk ist nun zwar noch entfernter ebenfalls durch den reichen Vorrath syrischer Handschriften veranlasst welcher unsern Tagen aus dem Kloster der Nitrischen Wüste in das Britische Museum einfließen. Die Schätze allmählig immer mehr eingedrungen in dem bis dahin von ihnen vernachlässigten Syrischen Schriftthume zu sein antreibt. Diese Nitrischen Handschriften enthalten auch für die Hexapla wichtige Beiträge. Aber ganz allein durch sie

sind in der obigen Reihe die Veröffentlichungen veranlasst; und sie deshalb hier zusammen. Eusebios über die Blutzugens schien zwar schon 1861: wir n dennoch gerne an dieser Stelle der letzten Veröffentlichungen is der unsern Lesern so wohlbekan ton sich um die Beförderung u des Syrischen Schriftthumes b macht hat. Sie gibt ein lebe der letzten grossen Christenverf von Diokletian eingeleitet und rius und Maximin fortgesetzt wu sich jedoch auf die Vorfälle in fließt insoferne noch ganz aus chen Geiste als sie nicht sowo menhangende Uebersicht der ga als vielmehr nur Bekenntnis ben Reden und Leiden der einze mittheilte. Eine kürzere Schrif haltes findet sich zwar in Griech der Kirchengeschichte Eusebios so dass der Inhalt dieser Beken schon bis jetzt nicht ganz unbe Syrische Schrift ist aber viel au vollständiger. Da nun Eusebios lästinischen Cäsarea war und die miterlebt hatte, die Syrische S weder in ihrer kurzen Ueberschr ebenso kurzen Unterschrift als chischen übersetzt ankündigt, e keine blosser Uebersetzung der entsprechenden Griechischen Schr man fragen ob sie von Eusebios mäischen als der Landessprach musste nicht etwa selbst Syrisch

Cureton verneint diese Frage jedoch wohl mit Recht: auch sagt Eusebios an der Stelle seiner Kirchengeschichte wo er die Abfassung dieser syrischen Schrift ankündigt nicht er werde sie in der Landessprache niederschreiben. Dann aber muss es schon sehr früh verschiedene Ausgaben dieser Schrift gegeben haben, da die Syrische Uebersetzung selbst gewiss sehr alt ist. Der Fall ist insofern auch sonst lehrreich: was im Anfange des vierten Jahrhunderts bei einer syrischen Schrift des Eusebios sich ereignete, wird schon zwei bis drei Jahrhunderte früher bei solchen Schriften wie die Evangelien welche noch mit eifriger und dazu gleichmässig im ganzen christlichen Reiche gesucht wurden noch weit mehr gezeigt haben; diesen Rückschluss auf die in unsern Zeiten so viel verkannte Schriftum der Evangelien können wir sicher ziehen. — Cureton's Anmerkungen erläutern hier nur die geschichtlichen Verhältnisse.

Die Veröffentlichung des Dr. G. Phillips ist nicht ohne mannichfachen Nutzen. Wir lernen dadurch zum ersten Male einen Syrischen Schriftsteller Jakob von Edessa näher kennen welcher noch bei den späteren Syrern stets ein hohes Ansehen behauptet hat; und gerade dieses Werk »Scholien über das Alte Testament« aus welchem hier einzelne Stücke gedruckt werden, trug mit einem verwandten die-
sem Schriftsteller den kurzen Ehrennamen des »Erklärers« (d. i. Bibelerklärers) ein. Der Schriftsteller ist für uns auch insofern denkwürdig als er seine vielen Schriften während der ersten Zeiten der Arabischen Weltherrschaft verfasste: er wurde schon 651 nach Chr. zum Bischofe von Edessa erwählt, und starb nach einem äusserst bewegten wechselvollen Leben im

J. 708; und sogar in diesen »S
er auf die neue schwere Herrschaf
an. Jene traurigen Zeiten befrei
wenigstens von der Byzantinisch
verei: und wie frei sich ihr kir
nun trotz der neuen Islâmischen
staltete, kann man am deutlichs
fahrungen und Thaten unseres J
welchem die Späteren nicht wus
zu den sogenannten Orthodoxen
schen oder zu den Monophysitisc
rechnen sollten. Allein die Syris
jener Tage benutzten die neue zw
heit mehr um ihre kirchlichen
desto ungezwungener weiter zu f
verwandten sie allerdings auch
werthen Eifer auf den Schutz der
gegen die Vorherrschaft des so m
genden Arabischen. Unser Edes
in diese Forderung seiner Zeit s
und veröffentlichte die ersten
den Schriften über das Syrisch
Späteren immer hochhielten. A
die kirchlichen Uebel tiefer v
gründlich zu heben sich beflissen
zeigt sich in seinen Schriften ke
folgt er denn in seinen Bibelerk
immer der Sucht alles allegoris
einen höheren Nutzen für unsre
senschaft haben sie nicht; und
Cambridger Gelehrten Dank wisse
die Möglichkeit diesen berühm
Bibelerklärer richtig zu schätzen
so sprechen wir doch hier den
man möge künftig lieber die sprac
ten Mâr Jakob's eifrig aufsuchen
von noch unbekannt ist veröffe

se verheissen uns für unsre heutige Wissenschaft einen viel höheren Nutzen. — Als Beitrag aber zur Kenntniss der Syrischen Sprache und Rede, welche selten so fliegend ist wie in diesem Schriftsteller, ist auch dieser Druck sehr willkommen. Wir wünschten nur der Herausgeber hätte das Syrische Wortgefüge genauer berücksichtigt und den Inhalt dieser »Scholien« selbst überall sicherer erkannt: auch seine Uebersetzung wäre dann an vielen Stellen zuverlässiger und deutlicher geworden. So ist in der vorletzten Zeile S. 2 des Syrischen das ;


er ~~now~~ nothwendig zu streichen: es hat auch das ganze Verständniss dieser Worte bei dem Uebersetzer gestört. Ferner kann man mit ihm nicht sagen das Syrische Wort ~~Λα~~ Haus könne im Leib bedeuten, was gewiss in keiner einzigen Sprache so schlechthin möglich ist: vielmehr bedeutet Hausherrschaft nach der einthümlichen Rede unsres Edessener's nur soviel als volle Herrschaft im Eigenen. Wir bemerken nur noch dass die Worte S. 3, 20 f. aus Gen. 13, 8 entlehnt sind: die Englische Uebersetzung ist auch deswegen hier untreffend weil dies nicht beachtet ist.


Einen ganz anderen Nutzen gewährt uns in dem folgenden Werkchen die Veröffentlichung syrischer Apokryphen durch Dr. W. Wright, denselben geschickten und unermüdet thätigen Herausgeber wichtiger Handschriften des Britischen Museums dessen Herausgabe und Bearbeitung einer ähnlichen Apokryphischen Schrift unsern Lesern aus dem vorigen Jahrgange der el. Anz. S. 1018—1031 wohl noch rememberlich ist. Je ausführlicher wir dort das Wesen sol-


cher Apokryphen und die Verdict
 ausbebers hervorhoben, desto
 wir uns hier fassen. Man findet
 niger als fünf Stücke: 1) das
 Protevangelion des Jakobos,
 einem Bruchstücke S. 3—7: denn
 mentliche Apokryphon ist unstreitig
 sogenannten Nikodemusevangelium
 auch verhältnissmässig sehr früh ge
 das Kindheitsevangelium von Th
 nicht einmal der Apostel sonder
 raelit« heisst, hier S. 11—15 zw
 aber nicht seinem Anfange nach
 die Briefe des Herodes un
 19—24, ein ganz ungeschichtliche
 werk, offenbar viel später als d
 angeführten *Acta Pilati*, welche
 auch selbst nicht rein geschichtli
 die Geschichte der heil. Go
 S. 27—51, in der Mitte mit s
 schon dieser Aufschrift nach vers
 Himmelfahrt Maria's von w
 Stelle der Gel. Anz. weiter ge
 doch desselben Geistes und glei
 5) die Bestattung der h. Ju
 bis 65, leider nur Bruchstücke
 sehr gross angelegten Werkes,
 uns umso bedauernswerther sche
 dieses sonst gänzlich verlorene V
 vieler Hinsicht merkwürdigste u
 aller solcher Apokryphen halten
 konnte zwar schon früher aus m
 klar genug erkennen dass auch
 mentlichen Apokryphen aus besti
 richtungen entsprangen welche zu
 sprunges sich eine weitere Bahn b
 welche ungemeine Freiheit man s

man bisher vorzüglich an dem langen Kle-
 ren deutlich erkennen; aber die Erzäh-
 lungen hier aus ihrem langen Verstecke wie-
 der Vorscheine kommen will, halten wir für
 die reinsten und witzigsten welche hier leicht
 zu finden war. Dass alle die Apostel zu den letz-
 ten Augenblicken der Maria wie von
 den Wolken herbeigetragen aus der ganzen
 Versammlung gekommen seien, erzählten schon
 die alten Märchen von ihrer Himmelfahrt:
 anknüpfend lässt unser Erzähler diese
 Erzählung bei ihrer Zusammenkunft sich theils al-
 les unter dem Hinzutreten von Christus
 darüber unterhalten wie die Menschen am
 Ende des Christenthums bekehrt werden kön-
 nen nichts ist so sehr wie aus unsrer eig-
 nen Mitte heraus gesprochen; sogar die feurige
 Predigt für Paulus welche einige Gelehrte uns-
 rer zur Schau tragen, blitzt schon hier
 in der gewaltigsten durch. Wir möchten hier
 erfahren welcher sowohl kirchlich als
 auch hoch erregte Geist gegen das Ende
 des ersten Jahrhunderts (denn früher ist es
 schwer zu denken) dieses so wunderbar ei-
 genes Werk geschaffen habe: es war of-
 fenbar crossartig angelegt und kunstvoll durch-
 geführt aber für die folgenden immer finsteren
 Zeiten gewiss zu freisinnig und geist-
 voll als dass es nicht früh von den
 Lesern hätte verworfen werden sollen.
 Der Herausgeber meint die Handschrift in wel-
 cher noch das Meiste von ihm erhalten hat
 zu den ältesten und stamme wahrschein-
 lich aus der zweiten Hälfte des fünften Jahr-
 hunderts: aber er stellt in der Vorrede S. 11
 auch noch aus anderen Handschriften,
 welche aus Palimpsesten, die ganz zerstreut

ten und verwitterten Worte wieder zu dem Werke gehören. Für die man ihm sehr dankbar sein: leider alle diese Bruchstücke nicht hin ständig sichere Vorstellung von der Durchführung seines seltenen Inhal den. — Dass die gewöhnlichen Bücher dieser Art ganz ähnlich wie das viele Makkabäerbücher oder wie die in Indien als wahre Festbücher e nur den Ruhm eines Heiligen verh ten, ersieht man hier sehr klar aus des Marienmärchens S. 50 f: al dagegen unser geistreichstes Werk

Das Wortgefüge solcher Bücher bekannten Ursachen in den Han sehr vernachlässigt. Prot. c. 21 m Syrische Lesart gegen die Griechis der Zusammenhang fordert hier e als Bethlehem; und die Zusammen salem Judäa's fällt nicht auf v denkt dass solche Bücher oft in s Gegenden z. B. unter den Mönche geschrieben wurden. Die Lesart Th gewiss mit dem Herausgeber am leic sert wenn man  (und es l

liest; und S. 32, 5 ist doch für  ja

 ime (sind geschworen) h

dem Namen eines Römischen Gros welcher in der Mariengeschichte v möchte der Herausgeber gerne d Geschichte so bekannten Sejanus die Züge führen nur auf Sabinu lich in der Mitte Syrische Wörter

steht weil man früher in ihnen ϵ las, so in der gemeinen Schrift nun auch wol doppelter Kraft für ܐ geschrieben, wie in i. $\beta\eta\mu\alpha$ S. 37 vorl.; vergl. gar ܐܠܝ für

1, 12. 42, 18. Ein Sabinus war wenig unter den Herodeern in Palästina als er Römer thätig gewesen: ihn also konnte die Erzählungen viel leichter einführen Sejanus welcher soviel wir wissen nie irrte.

Ueber das letzte der oben zusammengeordneten Bücher ist kaum etwas an dieser zu sagen. Neues findet man nichts darin, man einige Syrische Gedichte von dem Jakob und Balái ausnimmt welche S. 62 nach einer Abschrift des P. Zingerle in mischen Handschriften abgedruckt sind. die sprachlichen noch die literarischen theile des Buches zeigen dass der Herr den heutigen Zustand unsrer Wissenschaft kennt. Man könnte sich zwar freuen in einer weiten Deutschen Gegend wo, der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, Jahren kein einziges Syrisches Buch erjetzt endlich ein solches ans Licht tritt: der Druck als solcher ist nicht übel, auch ohne Sorgfalt ausgeführt. Auch mag man sehen dass der Herausgeber noch immer *narrationes sacrae* und *profanae* unterscheidet zu jenen auch die gemeinen kirchlichen. Allein die Absicht der Veröffentlichung ist höchst unwissenschaftlich. Das Buch gedruckt (wie der Vf. in einer Anrede an ihm gewünschten nächsten Leser sagt) *vinculas varias ex eruditionis syriacae*

thesauro in veritatis catholicae detr
promtas non pertimescatis, imo p
explicetis: was heisst das? und d
 lich der Zweck sein zu welchem m
 sche zu erlernen empfiehlt? Hätte
 nur sich zu zeigen bemühet wie
 sei! Allein die Sache ist ja diese
 suiten sowohl zu Insbruck (wo de
 lehrt) als sonst überall in allen ne
 sich solcher Wissenschaften über
 mehr befleissigt, sie vielmehr voll
 nachlässigt oder gar für schädlich
 ben, nun aber in der neuesten Z
 sich doch auch in ihnen etwas vor
 zeigen für gut halten. Dass der U
 Jesuiten nur auf den Schein geht
 dem oberflächlichsten Wissen beruh
 alte Erfahrung: auch dieses neue B
 nur die alte Erfahrung. Ob aber
 Wörterbuch welches als die zweit
 ganzen Werkes nächstens erscheine
 Erfahrung widerlege, wollen wir
 Erscheinen näher untersuchen.

Du raisin et de ses ap
 thérapeutiques. Etude sur la
 par les raisins connue sur le nom d
 raisins ou ampélothérapie,
 Herpin, (de Metz), Docteur en mé
 réat de l'Institut de France, de l'A
 périale de médecine, etc. etc. Pari
 lière et fils. 1865. 362 Seiten in 1

Die in Deutschland, der Schweiz
 Theile von Italien so sehr beliebte

Frankreich noch so gut wie unbekannt. Daher eine umfassende Monographie die-
rapeutischen Verfahrens für Frankreich
ein Bedürfniss, da sich die günstigen
Umstände für dessen Ausführung wol nir-
gends gut finden. Ein grosser Theil dieses
Werk verdankt ja der Rebe seinen Wohlstand,
und der des Weinstocks ist, wie Herpin in
besonderen Abschnitte ausführt und mit
den Ziffern nachweist, für ganz Frank-
reich von der allergrössten Bedeutung. Dazu
kommt, dass die zur Traubencur sich vorzugs-
weises eignen Traubensorten sich einer aus-
gezeichneten Cultur erfreuen und z. B. der Gut-
ten der Normandie, Bretagne und selbst im
Süd von Frankreich sehr viel gebaut wird.
Herpin's Monographie zerfällt, von einer
Vorrede (S. 1—9) abgesehen, in 4 Abtheilun-
gen, welche überschrieben sind: 1) Natur-
geschichte (Ampelographie) S. 10 — 59; 2)
Cultivirung S. 60—96. 3) Physiologie. S. 97
— 180. 4) Therapie (Ampelotherapie oder
Traubencur). S. 181—352; den Beschluss bil-
det ein bibliographischer Index der vom Verf.
gegeben, auf Rebe und Traubencur bezüglichen
Literatur.

Im ersten Abschnitt, die Ampelographie, gibt
Herpin die botanischen Charactere von Vitis
auf und einige sehr kurze Bemerkungen
über die älteste Geschichte der Rebencultur.
Als Vaterland der Weinrebe
gibt er Arabien an, so weiss Ref.
nicht, worauf sich diese Annahme gründet; im
Folgenden werden die Länder zwischen dem
Mittel- und caspischen Meere, von Meyen
bis zum nördlichen Afrika und von Rosen-
busch's Synopsis plant: diaphor. p. 566) selbst

das südliche Europa als ursprüngl.
 des Weinstockes bezeichnet. Hier
 ein sehr interessanter Excurs über
 tigkeit des Weinbaues in Frankre-
 sen Beförderung Herpin ein-
 spricht, das um so angemessener
 seiner Aussage »il n'est point, en-
 dustrie qui soit maltraitée autant
 de la vigne et de ses productions
 tes Capitel der ersten Abtheilung
 eingehender Weise die einzelnen
 weit diese für die Traubencur v-
 deutung sind, und zwar den Gu-
 die Fendant-Traube des Wa-
 Räuschling abgetrennt ist, den Oe-
 Sylvaner, den Kleinberger
 Burgundertraube, den Ruli-
 miner, Riesling und die Fle-
 Als Grundlage dieses Capitels hat
 Ampélographie rhénane von Sto-
 1852) und die in Deutschland z-
 kannte Ampélographie universell
 Odart (3e ed. Paris, 1854), welche
 eine Sammlung der vorzüglichst
 cultivirten Varietäten von Vitis
 zusammengestellt hat (eine ähnliche,
 Nummern umfassende Sammlung
 Luxembourg den Anstrengungen
 des duc Decazes und Har-
 ausserdem ein in den Actes du C-
 tifique tenu à Bordeaux en 1861
 tes, mit Photographieen der Wein-
 versehenes Mémoire von Arman-
 hac (de la synonymie des vignes
 classification). Das deutsche Ha-
 die Varietäten der Rebe von L. v.
 J. Metzger (die Wein- und Ta-

Weinberge und Gärten. Mannheimer
 von welchen der Erstere ebenfalls eine
 der Europäischen Traubenarten auf
 zucht in Weinheim zusammenstellte,
 erpin aus eigener Anschauung nicht
 . In Bezug auf den Ruländer, wel-
 eine Champagnertraube anzusehen ist
 Verk von Babou. Metzger p. 218),
 ngenberg a. M. führt diese Varietät
 Namen Champagner — gedenkt Her-
 des Synonyms gris commun in der
 . Die Angabe, dass der rothe Tra-
 Rheingau häufig mit dem rothen Ries-
 chselt werde (S. 51) ist irrig; dage-
 aselbst der rothe Veltliner oft un-
 Traminer, welcher Name bekanntlich
 an der Etsch herrührt, bezeichnet.
 eite Abschnitt erörtert die chemischen
 e der Trauben, wobei der Trauben-
 Haut und die Kerne gesondert ins
 st und schliesslich die Ursachen, wel-
 hältniss der chemischen Bestandtheile
 uben modificiren (Boden, Klima, Wet-
 er Cultur) eingehend besprochen wer-
 nden sich in diesem Theile des Wer-
 den Analysen des Traubensaftes von
 er und Walz, welche sich in der
 utor Deutscher Handbücher der Arz-
 re finden, auch einzelne Französische
 Berthier z. B., welche bei uns we-
 nt sind. Ueberhaupt ist dieser Ab-
 t gut und zweckmässig ausgeführt.
 nnen dies leider nicht von dem drit-
 der die Einzelbestandtheile der Trau-
 ren chemischen Verhältnissen und in
 hungen zum Organismus in einer zu
 en, für den Zweck des Autors durch-

aus unnöthigen Weise besprochen der Glykose schwaift Herpin zu der Zuckerharnruhr ab, bei springt er auf die Apfelsäure, über, Dinge, welche denjenigen über die Traubencur belehren vermissen, wie denn auch die megen über die in den Trauben Cellulohydrate, Säuren, Alkalien unbekannt hätten vorausgesetzt werden.

Ebenso hält Referent das erste vierten Abschnittes, welches alltungen über Nahrungsmittel und eine Auseinandersetzung intensive, d. h. der Verwendung Nahrungsmittel und eines bestimmten der Nahrungsmittel zum Zweck der Modificationen des Stoffwandels, wobei bei der Mästung verschiedener Trainage der Boxer und Jockey zu sehr ausgedehnt. Wir können Esprit, der sich in dieser Darstellung ein Capitel aus einem noch anderen Werke Herpin's bildet, nicht empfehlen des Kommenden ansehnlich freilich wohl begreifen, dass der unsern linksrheinischen Nachbarn ist. Jetzt endlich (S. 224) können der eigentlichen Traubencur und gen wir zu der entschieden bestenthe des ganzen Buches, welche niger auf die eigne Beobachtung auf die Angaben stützt, die sich Deutschen Schriftstellern über finden. Besonders benutzt sind und Aufsätze von Engelmann Fenner von Fenneberg, H.

mil Huber. Joachim, Veit Kauff-
 ürkheim), Pircher (Meran), Mag-
 Schneider (Gleisweiler), J. B.
 , Aug. Schulze, Schweich und
 (Grüneberg). Es ist somit nur Wenig-
 er Deutschen Literatur übersehen wor-
 von wir vor Allem Heinr. Meyer
 in der Rheinpfalz u. s. w. u. s. w.
 d und Traubencurort dargestellt. Mann-
 7), Fr. Strahl (Sinzig bei Remagen
 , Mineral- Fichtennadel- und Gasbad,
 nd Traubencurort Neuwied, 1857) und
 otzen, welches Prof. Krahmer in
 rztliche Heilmittellehre. Halle, 1861.
 sehr geeignet zu Traubencuren hält,
 an bezüglichen Schriften von Berg-
 und Berth. Klein hervorheben zu
 Trauben. Aus der Französischen Lite-
 ante Herpin nur die 1860 in Paris
 e Schrift von E. Carrière (Les cu-
 tit-lait et de raisin en Allemagne et
 nd die Studie von H. Curchod (Essai
 et pratique sur la cure aux raisins,
 us particulièrement à Vevey. Vevey
 1860), ausserdem eine frühere eigne
 benfalls aus dem Jahre 1860 (Du raisin
 comme médicament ou la médication
 isins. Paris) für sein Werk verwerthen.
 in versucht zunächst die widerspre-
 Angaben der einzelnen Autoren, von
 ie Einen die Traubencur als tonisirend,
 en als purgirend und schwächend dar-
 uf die verschiedenen chemischen Qua-
 er einzelnen Traubenarten zurückzu-
 welche er in folgende Gruppen bringt:
 ende (gewisse weisse Trauben, die man
 reich gradezu als foireau oder foireux

bezeichnet; Herpin will auch den oder Heunisch auf die purgirenden dieser Traubenspielfarten bez von Babo und Metzler nicht Name, auf minder gute, zum schlecht qualificirende Sorten, derrottung von Babo und Metzgen und die im Allgemeinen der *var. cathartica* von Schübler gewandt, wird von denselben zu die Weinanlagen Carls des Gr. (bei welcher Gelegenheit die neuen als Fränkische, die in älteren führten als Hunnische oder Heunet seien), von fadem, wässrig und stärkeren Gehalte an schwefel 2) excitirende oder aromatische cateller, 3) tonische, von stärker Mangangehalte, 4) adstringirende Vorhandenseins von Tannin 5) vielem Kali und 6) demulcirende Trauben mit viel Zucker Es ist dieser Versuch wohl zu bein Traubencurorten, wo mehrere virt werden, dürfte der be für die verschiedenen Individu Auswahl passender Arten grates leisten wie der Badearzt durch der Individualität am besten ange es ist freilich dabei zu berücks wol kaum je selbst Trauben von d völlig gleiche chemische Zusammen

Die Besprechung der Anwen Trauben als Curmittel, der Wahl der Quantität, in welcher sie ge der Traubencurorte, der Jahresz Traubencuren unternommen wer

als Haupt- und Nachcur ist klar und
 ss. Von deutschen Curorten ist Sin-
 Remagen dem Verf. unbekannt geblie-
 die Elbgegend von Meissen bis Pirna
 zu Traubencuren dient und in der Naum-
 einlage das Dorf Almrich zu solchen
 it bietet (Krahmer) hat Herpin
 übersehen.

ysiologische Wirkung der Traubencur
 einzelnen Systeme des Organismus konnte
 nur zu einem kurzen Abschnitte Ver-
 geben, da genaue Untersuchungen
 Stoffwechselveränderungen im Verlaufe
 lge von Traubencuren, worüber bisher
 V. Kauffmann gearbeitet, noch zu den
 Desiderien gehören. Es ist hier
 es Glauben und Hypothese, mehr graue
 als goldne Wirklichkeit! In das Gebiet
 ie gehört dann auch ganz dasjenige,
 pin über die Aehnlichkeit der Wir-
 s. w. verwandter Curen (Milch-, Molken-,
 ssercuren) von S. 265—277 vorbringt.
 i Capiteln werden dann die einzelnen
 en abgehandelt, bei denen die Trauben-
 rt ist, und zwar im ersten Krankheiten
 uungswerkzeuge (Dyspepsie, Gastror-
 natemese, Dysenterie, Verstopfung, Hä-
 en, Blasensteine, Gries), im zweiten die
 irationsorgane (Heiserkeit, Catarrh,
 is, Bronchitis, Keuchhusten, beginnende
 se, Asthma; Herzkrankheiten; allge-
 thora) und im dritten als Maladies di-
 rvöse Affectionen, Hysterie, Chlorose,
 rhoe, Scrophulose, Gicht, Hautkrank-
 d Hydrops. In Hinsicht der Respira-
 kheiten scheint es von Herpin nicht
 ewürdigt zu sein, dass gar nicht selten

bei Tuberculosen starker Husten der Traubencur entsteht, welche Versetzung der Cur unmöglich machen. Die genannten Capiteln sind insbesondere Kauffmann und Carrière.

Den Schluss bildet ein Capitulum *de marc de raisins* (Weintreste), worin man in einzelnen Weingegenden Rheumatismus, Lähmungen, kalte Abscesse und deren Wirkung Herpin'scher wickelnde Kohlensäure zurückzuführen sieht. Derselbe noch als Extract aus Réveil's Formulaire nouveaux einer Pommade cosmétique Erwähnung; dies ist aber etwas anders als das in unsrer Pharmacopoea Unguentum de uvis (Ceratum uvis) in Zufügung des bei uns längst aus der Pharmacopoea weggelassenen Traubensaftes.

Im Ganzen müssen wir Heilung eine gelungene und recht brauchbar und verdient derselbe um so mehr, als er im Gegensatze zu vielen anderen Französischen Autoren, wie Milles u. A. unbedeutende Arsen u. a. heroischen Mitteln sich bestrebt, bedeutende Störungen eingreifenden methodischen Cur

Theo

La Leggenda di Sant' Albano del secolo XIV e la Storia di Sordani cardoro secondo due antiche rime. Per cura di Alessandro Bologna presso Gaetano Romagnoli. Seiten klein Octav.

1) hat Referent an dieser Stelle (1865
 und 30) über einige Publicationen der
 in *Collezione Nistri* berichtet und da-
 erdienste des Herausgebers, Professor
 nach Gebühr anerkannt. Seitdem ist
 die letzte Lieferung einer andern äh-
 nung zu Händen gekommen, nämlich
 der *Scelta di curiosità letterarie inedite
 del secolo XIII al XIX*, welche die zu-
 zwei Legenden enthält. Diese bezie-
 jedoch nur auf einunddenselben Ge-
 über welchen Prof. d'Ancona, der sich
 diesem Unternehmen betheiligt, in der
 , welche wiederum von seiner um-
 Kenntniss der romantischen Literatur
 liches Zeugniß ablegt, das Nöthige
 Man ersieht daraus, dass es sich von
 ff handelt, der vielfach bearbeitet wor-
 nd der Herausgeber hält es für wahr-
 , dass derselbe bereits vor der christ-
 it vorhanden war; wenigstens finde
 ches im Orient, so z. B. in der Legende
 iedler zu Kandu in dem Brahmâ-
 übersetzt von Chézy im Journ. asiat.
 l. 1. 1822); wogegen Dunlop's Paral-
 adi's Gulistan weniger zutrefte; d'An-
 weist hierbei auf des Ref. Uebertragung
 Werkes S. 414 nebst der Anm. 486.
 onstigen Nachweisen des italienischen
 füge man noch die des Ref. in Pfeiffer's
 1, 268 (zu Gesammtabent. no. XCVIII);
 Wickram's Rollwagenbüchlein no. 72,
 enfey, oben Jahrg. 1861. S. 440. —
 ist ferner der Meinung dass die Ue-
 g dieser Legende auf den heil. Chry-
 (Boccadoro) keineswegs, wie Mrs
 (Sacred and legendary Art) annimmt,

San Jacopo e Capitoli del Vangelo di san
ti; no. XXXI. *Storia di S. Clemente Papa,*
ulgare nel secolo XIV; no. XL. *Libro della*
del secolo XIV; no. XLII. *La Fisiognomia*;
 II. *Storia della Reina Ester*; no. XLVIII.
gio a Perugia; no. XLIX. *Il Tesoro, canto*
alesco mandato a Cosimo I, Granduca, da
Braccesi; no. LI. *Dell' Arte del Vetro per*
 u. s. w. u. s. w. Man sieht wie interessant
 ublicationen sind und kann es daher nur
 bedauern, dass der sehr hohe Preis
 n (die vorliegende kostet funfzehn Fran-
 ner grösseren Verbreitung derselben kein
 Hinderniss entgegenstellen muss, wäh-
 e *Collezione Nistri* löblicher Weise im
 Gegensatze dazu steht und sich durch
 ssige Preise empfiehlt. Bei dieser Ge-
 t kann Ref. nicht umhin auf Jak. Grimm's
 ung (Reinh. Fuchs S. CCLXXVII) hinzu-
 denn so schätzbare Arbeiten wie die
 f. d'Ancona, Prof. Comparetti u. s. w.
 dem Publicum so zugänglich wie möglich
 werden, wozu jedoch Preise wie der
 wähnte durchaus nicht beitragen. — Aus-
 genannten Sammlungen nun sind noch
 ne andere in Italien im Erscheinen be-
 so die *Biblioteca rara*, die bei Daelli
 nd herauskommt und bis jetzt 15 Lie-
 umfasst. Man sieht wie thätig die ita-
 n Gelehrten auch in dieser Richtung
 derungen der Gegenwart Genüge zu lei-
 reibt sind und wie treffliches sie zu leisten
 n. Vielleicht hat Ref. Gelegenheit näch-
 er diese und noch ähnliche Unterneh-
 ausführlicher zu berichten.

ch. Felix Liebrecht.

Beiträge zur vaterländischen
ausgegeben von der historischen
Basel. Achter Band. Basel, H.
buchhandlung. 1866. XXIV und

Die historische Gesellschaft
nicht, wie diess die meisten a
Gesellschaften thun, regelmässig
erscheinen, sondern giebt alle p
wieder genügender Stoff vorhand
zahl historischer Arbeiten in
Bande heraus: meist sind es V
der Gesellschaft oder in deren A
grösseren Publikum gehalten wu
aber die Mitglieder ihre Vorträ
bieten der Geschichte wählen kön
nur solche aufgenommen, welch
Schweiz beziehen. Der Inhalt
Bandes, der nach einer Pause vo
ren erscheint (der 7. wurde 186
beim Universitätsjubiläum herau
sich zufälliger Weise fast nur a
Basels; und doch rechtfertigt
leicht, dass er hier in Kurzem b

Nach dem Vorberichte, wel
der Thätigkeit der Gesellschaft i
ihres Bestehens von 1836 bis 1
handelt der erste Aufsatz, von M
ler, Sohn, die Berührungen Bas
fälschen Gerichten. Denselbe
drei verschiedene Prozesse betr
stücke aus dem Basler Staatsa
welche als Beilagen abgedruckt
fasser gibt zuerst eine Uebersich
stehung und Bedeutung der Vel
weist nach, dass die Städte,
sel, trotz allen Privilegien, wo

den städtischen Gerichten sollten werden können, sich dem Einfluss der Richte nicht entziehen konnten. Um Gebrauch, der mit Berufung an diese gesurde, einigermassen begegnen zu könnte die Stadt dafür, dass angesehene Raths- und Gerichtsmitglieder, sich als en aufnehmen liessen, und nöthigen Rath vor dem Vehmgericht vertraten. Land der genannten Urkunden werden e vorgeführt: in dem einen (aus den 31 1436) verantwortete sich die Stadt westfälischen Gerichte, wurde der Klage los erklärt, und erwirkte dann ihrer- Verurtheilung des Klägers. In dem 1451 ff.) erlangte der Rath, wie diess geschah, dass die Sache vom Vehmge- ein Schiedsgericht zur Erledigung ge- urde. Der Verf. weist nach, wie das des Raths im zweiten Fall zeige, dass en der Westfälischen Gerichte damals ht mehr so gross war, als noch 20 her, und dass bald nachher (1461) Basel einigung zu Nürnberg beitrug, wonach örigen der versammelten Fürsten und rlich eidlich zu geloben hatten, dass sie ilischen Gerichte nicht angehen wollten. Begehren der Basler Bürgerausschüsse e, von Dr. Karl Burckhardt, beziehen ine der merkwürdigsten Episoden in r Geschichte, das sogenannte 91ger m Jahr 1691 erhob sich ein Theil der aft gegen das damalige oligarchische egiment, und suchte Verbesserungen haushalte durchzuführen; die Bewe- de aber unterdrückt. Die dabei auf- Forderungen charakterisieren sich durch

ein merkwürdiges Gemisch von altem und neuem, an das historisch Hergebrachte anknüpfend, kalen Neuerungsversuchen, von alten Rechten und von Anrufung des Rechts, von Zunft- und bürgerlichen Theilen und von neuen Ideen und Reformen. Die Reformbegehren wurden in vier Rubriken zusammengefasst: Gemeindegemeinschaft, Polizei, Justiz und Privilegien. Die Rubrik, Oekonomie, bezieht sich auf die Verwaltung, besonders auf den Haushalt des städtischen Vermögens, die Verwaltung der eingezogenen Güter der Klöster, ferner auf die Besoldung der Beamten und die Verrechnung der Strafgelder. Der wichtigste Abschnitt, die Organisation und Competenz der Behörden, die kirchlichen Verhältnisse, die Zunfteinrichtungen, und alle Verwaltungssachen. Dabei begegnet man, dass die Geistlichen von den d. h. »allen zünftigen Männern« Namens, gewählt werden; der Gemeindegemeinschaft, welche nicht durch ein Gesetz, sondern durch Verordnungen der Regierung, noch vergeben werden. Die Forderung, dass die Bürgerschaft von Grundgesetzen angefragt werden soll, ist in der Schweiz jetzt sogenannt. Dem Bestreben, durch die Wahl der Bürgerschaft abhängiger zu werden, Interesse sind dabei die Bestimmungen schon früher durch ein Compromiss-System dem sog. Praktizierenden zu begegnen suchten; sie neuert. Aus der dritten Rubrik, die Reform des allerdings im Argen liegenden Gemeindegemeinschaftswesens bezweckte, heben wir he

andere muthwillige Tröhler« weder vor
vor Gericht sollten geduldet werden.
geordnetsten ist die vierte Rubrik, Privi-
liche hauptsächlich die Vorrechte der
Ausländern und Unterthanen beschlägt.
18. Jahrh. führt uns H. Zehntner mit
streitigkeiten zwischen der Gerberzunft
und den Landgerbern«. Es ist dies ein
enerquicklicher Handel, in welchem die
hr drohende Concurrrenz von Seite der
f der Landschaft unschädlich zu ma-
e. Die Einzelheiten haben zumeist nur
teresse.

ender sind die Briefe Johannes Müllers
asler Geschichtschreiber und Staats-
r Ochs, aus den Jahren 1775 bis 1786,
von Dr. Fechter aus den im Besitz
s von Ochs befindlichen Papieren die-
n. Müller lernte Ochs im J. 1775 in
einer Reise kennen, die er mit seinem
chen Freunde Kinloch machte; von
rt der (bald deutsch, bald französisch
riefwechsel zwischen den Beiden. Nach
merkungen über die Familien- und
chichte von Ochs, werden die Briefe
s der Zeit seines Genfer Aufenthaltes
80) mitgetheilt: warme, leidenschaft-
ndschaftsversicherungen, grosse unbe-
läne über die Zukunft, Mittheilungen
Studien, besonders zur Schweizerge-
und über seine öffentlichen Vorlesun-
n den Inhalt derselben. Besonders
wie er sich (p. 147) über seinen Freund
ausspricht; merkwürdig, wie er (p. 150)
grossen Plane spricht, ohne ihn zu
welcher ungefähr 20 Jahre seines Le-
anspruch nehmen werde. Auf p. 142

steht irrig die Jahrzahl 1773 an dem zweiten Abschnitt, Müller bis 81), geht hervor, dass Ochs die Anerkennung seines Freundes, gegen die er nicht blind war, und ihm seine Freundschaft vorenthielt; Müller hörte ihn nicht von ihm aber (12. Dez. 1780) doch davon mit, dass verständige Leute (wie Müller) seine Schweizer Geschichte über Deutschland geschriebenen Geschichten vorzuziehen. Dem beweglichen Charakter war es in Berlin nicht lange, er setzte sich nach Genf zurück, blieb dann aber über seine dortigen Verhältnisse nicht im klaren; dabei fällt auf, wie er bei Besprechung seiner literarischen Thätigkeit schreibt: Je fis les lettres sur l'histoire des Suisses, während diese Briefe von Bonstetten verfasst sind, und die er ins Deutsche übersetzte. Im vierten Abschnitt treffen wir ihn in Bern. Im J. 1785 ging man in Bern damit an, den Stuhl der Geschichte für ihn zu besetzen; er folgte einer Einladung des Fürsten von Mainz, als dessen Bibliothekar und Cabinetssekretär. Ein Brief Bonstettens, welcher mitgetheilt wird, berichtet über die Bestrebungen, welche seine Freunde in Bern ihn der Schweiz zu erhalten. Müller verfolgte diese Bestrebungen, sie führten zu bestimmten Zielen. Die zwei letzten Briefe Müllers über seine Basler Geschichte aus, und verspricht, sie Deutschland bekannt zu machen. In der Folge die Mittheilungen ab, ohne dass der Briefwechsel noch weiter fortduert. In spätere Zeit, in der Ochs eine ein

e, wäre doppelt interessant. Von Ochs wer-
ne Briefe mitgetheilt, und wir erfahren auch
olche, etwa in dem zu Schaffhausen befindli-
asse Müllers, noch vorhanden sind.

beitrag zur Geschichte Basels im 30jährigen
n die »Mittheilungen aus den Basler Rath-
s den Zeiten des 30jährigen Kriegs«, von Prof.
er, Vater. Basel blieb auch in dieser Zeit
abe getreu, zwischen den streitenden Eidge-
Frieden zu mahnen, und als i. J. 1634 die
Orte ihren Bund mit Spanien erneuerten,
en nun seinerseits eine Verbindung mit den
n Ständen suchte, waren es hauptsächlich
Schaffhausen, die sich dem widersetzten. Bei
etzten Lage zwischen österreichischen Gebie-
els Stellung eine sehr gefährdete. In drei
setzt der Verf. auseinander, zu welchen Ver-
anstalten der Rath griff, einmal im Allgemei-
durch Anwerbungen von fremdem Kriegsvolk
ung des Obersten Peter Holzappel genannt
nd endlich durch Befestigungsarbeiten, deren
en zum Theil durch freiwillige Landabtretun-
ldbeiträge gedeckt wurden. Als die feindli-
dicht an der Gränze gelagert waren, gewann
er Neutralität eine besondere Bedeutung: aus
n beigebrachten Material ergibt sich, dass
ass durch städtisches Gebiet oft mit und ohne
g der Stadt genommen wurde. Ein trauriges
rwilderung und des Elends gibt der Abschnitt
läufer und die Flüchtlinge: während Basler An-
n Krieg benutzten, um als Parteigänger, Räuber
ihren Vorthail zu suchen, flohen die bedräng-
er der vom Krieg verheerten Umgebung mas-
die Stadt und gingen bes. i. J. 1636 in Folge
und Hungersnoth vielfach elend zu Grunde.—
chnitt behandelt den Einfluss des Raths auf
richtspflege im 17. Jahrh. und gibt ein sehr
des Bild der damaligen Baslerischen Justiz,
ispiel die Erzählung eines Eheprozesses ge-
ssen Dauer sich über einen Zeitraum von 12
eckt. — Als Beilagen zu dieser reichhaltigen
abgedruckt ein Strafgesetz für die unter Oberst
ehenden Truppen vom J. 1622, der Bericht
berstwachtmeysters Jonas Grasser über die Ein-
nfeldens i. J. 1634, Briefe des Prinzen Moritz

von Oranien und des Oberst Meland 1622 u. 1623, und zwei Schreiben des an den Rath v. J. 1634. Zwei Pläne sieht der Festungswerke Basels vor jährigen Kriege.

Der letzte Aufsatz, »die neueste Hans Holbein des Jüngern Geburt, L. Ed. His-Heusler, berichtet nicht nur Forschungen Anderer, namentlich Altdorf's, das Geburtsjahr, und englischer Schriftsteller über Holbeins; der Vf. ist vielmehr im Falle, Aufschlüsse aus dem Basler Staatsarchiv zu geben. Zunächst constatirt er, dass der Maler, dass Holbeins Vater darin aufgenommen ist, während die Zunftaufnahme nicht eingetragen ist, so dass vermuthlich der in Basel angesessen war. Hans Holbein kam in die Mitte des J. 1516 nach Basel, wo er im Juli 1520 als Bürger, und im September aufgenommen. Schon 1521 erhielt er den Auftrag, den Rathssaal mit Gemälden auszurüsten, das betreffende Document über den Auftrag mitgetheilt. Aber auch geringere Arbeiten, und malte die Schilde am Thor der Wallenburg, und später die Uhren an der Fassade. Im J. 1526 ging er nach England, und wieder zurück; im Gegensatz zur Vermuthung wird bewiesen, dass er nun über zwei Jahre in England verweilte, und 1530 die hintere Wand des Rathssaals endete, worüber verschiedene Posten im Verzeichniss des Staatsarchivs Aufschluss geben. Ein Brief mitgetheilt, welchen ihm der Rath 1532 nach England schrieb, um ihn nach Basel zu bewegen, unter Zusicherung von 30 Gulden; bei seinem Besuch in Basel erhielt er 50 Gulden und andere Vortheile angeboten, aber umsonst. — Ein Nachtrag enthält dem Staatsarchiv entnommene Briefe des Hans Holbein's Sohn Holbeins, den Goldschmied, dessen sich der Rath in einem Streit mit dem Goldschmied in Paris annahm; es wird dadurch die Existenz einer männlichen Nachkommenschaft Holbein's kommen bestätigt.

Basel.

Dr.

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

stück.

2. Mai 1866.

ices et extraits des manuscrits de la
nèque impériale et autres bibliothèques.
par l'institut impérial de France. Tome
ris. Imprimerie impériale. 1865. 363 S.
rt.

et correspondance de Pierre de La Vigne
e de l'empereur Frédéric II, avec une
ur le mouvement réformiste au XIIIe siècle,
Huillard-Bréholles, sous-chef de
aux archives de l'empire etc. Paris, Henri
1864. XX und 442 Seiten in Octav.

Huillard-Bréholles giebt in den beiden
enannten Büchern Nachträge und Ergän-
zu der Historia diplomatica Friderici II.
s grosse Sammelwerk, in dem schon so
e wichtige Mittheilung aus den reichen
en der Pariser Bibliothek gegeben ist, bringt
bhandlung: Examen des chartes de l'église
ne contenue dans les rouleaux dits rou-
de Cluny, die eine sehr interessante Be-
rung des Quellenmaterials zur Geschichte
äpste, theils in der Zeit Friedrich II

theils aber auch anderer vorar-
rionen gewährt.

Der Papst Innocenz IV. liess
zu Lyon eine grosse Zahl wic-
und anderer Aktenstücke des römischen
in Abschriften vorlegen und die
wesenden Prälaten fidemieren.
bildeten 17 Rollen, von denen,
wenigstens 3 Exemplare gemacht
derselben blieb in dem Archiv
theilte die Schicksale desselben,
später im Kloster des heil. Fran-
deponiert, ein drittes ist wahr-
von Innocenz dem Kloster Clu-
Keins derselben hat sich volls-
Nach Zusammenstellungen die
macht (dabei ist das Verzeichni-
in der arx S. Angeli von Platin-
tin, Beiträge II, 1, S. 73 ff.)
hat abdrucken lassen, nicht ber-
ren schon im 17ten Jahrhundert
Rollen im Vatican vorhanden; ein
zeichnis des Archives erwähnt
Von dem Exemplar in Assisi ist
Das Original der Clunyer Rolle
oder verschollen. Aber eine Abs-
im Jahre 1773 von einem Ad-
veranstaltet hat sich erhalten un-
auf der Pariser Bibliothek, j-
Nummer Fonds Latin Nr. 8990.
1834 ist die Aufmerksamkeit auf
Cluny gelenkt worden; aber die
gemachte Notiz Barives (Bulletin
de l'histoire de France T. I, S.
nig Beachtung gefunden, und ge-
lei Auskunft, wohin die Origin-
oder dass eine Abschrift vorb-

ess sie erkennen, was eigentlich in den
nthalten. So war es unmöglich bei der
be der Monumenta Germaniae historica
Gebrauch zu machen; ich zweifle, dass
eit da ich in Paris für dieselben arbeitete
den Vorstehern der Bibliothek, nament-
trefflichen Guérard, auf das freundlich-
stützt ward, irgend jemand eine Ahnung
Vorhandensein oder doch der Bedeu-
er Abschrift hatte. Hr Huillard-Bréhol-
ugt auch, dass, als er die ersten Bände
rossen Werkes vorbereitete, die Copien
cht vereinigt, geordnet und gebunden
nd er deshalb nur einzelnes davon be-
be (S. 318 N.).

so wichtiger ist die jetzt gemachte Publi-
Es sind im ganzen 91 Urkunden und
er erhalten, von denen 35 als unge-
mitgetheilt werden: einige andere sind
nde Ausfertigungen von sonst bekann-
ken. Die Mehrzahl von jenen, hat man
anzunehmen, namentlich nach dem in
rhandenen Verzeichnis des Vaticanischen
) , sind in diesem nicht mehr vorhan-
l uns also wahrscheinlich überhaupt nur
m Wege erhalten.

ind theils Urkunden über den Besitz
Rechte des päpstlichen Stuhls, Verspre-
und Verpflichtungen der Kaiser und
Könige, theils aber auch andere Akten-
namentlich ziemlich vollständig, wie es
die Correspondenz der Päpste mit Frie-
und seinem nächsten Vorgänger Hein-
Gerade dies ist vielleicht der histo-

Pertz im Archiv VII, S.12 veröffentlicht, ist,
11 sagt, ein Auszug desselben, wonach sich
S. 274 berichtet.

risch wichtigste Theil dieser V.
 der für die Zeit Heinrich VI.
 Hrn Dr. Toeche in seinen Jahrbü
 schen Reichs unter diesem K
 werden wird, und auf den ich
 nicht näher eingehe. Nicht v
 Schreiben Heinrichs sind mitgeth
 8 von Friedrich I., 11 von Fr
 seinem Sohn Heinrich VII. Ein
 hier zuerst gedruckten Stücke
 König Tancred von Sicilien u
 gen von Ungarn an oder bezieh
 Verhältnisse der Päpste zur Sta
 Insel Sardinien. Andere Ausfer
 sich von der Urkunde Otto IV.,
 Friedrich II., ebend. S. 224 (im
 schiedene), und von dem gleichz
 nige nicht unbedeutende Verbess
 der Text der Urkunde Philipps,

Ausserdem bietet der Text der
 für Papst Johann XII., der ältes
 Sammlung Aufnahme gefunden ha
 bar wichtige Verschiedenheiten da
 in der angeführten Notice hat vo
 bei verweilt. Hr. Huillard-B
 darauf zurück und legt bedeu
 auf die Sache. Da ich mich fr
 mit der Urkunde, ihrer Geschicht
 nach ihrer Echtheit beschäftigt h
 des D. Reichs unter dem Säch
 I, 3, S. 207 ff.), und damals d
 Barives nicht kannte, so mag e
 sein einen Augenblick hierbei zu
 Sache ist, dass an drei Stellen d
 II, 2, S. 164 ff.) »vester« in »ne
 ist: S. 164 Z. 5: »sicut a prece
 stris (nostris) usque nunc in ves

ue dicione tenuistis et disposuistis«;
9: »roboramus, ut in vestro (nostro)
t jure principatu atque dicione«. Der
er meint, man müsse diese Stellen
ern derselben Urkunde beurtheilen
so für die Lesart Barives erklären
). Er führt an: »salva super eosdem
nostra in omnibus dominatione et illo-
nostram partem et filii nostri subje-
nd »salva in omnibus potestate nostra
tri posterorumque nostrorum«. Aber
t in diesen Stellen von ganz anderen
e Rede. Das eine ist ein besonderer
für Tusciën und Spoleto, das andere
allgemeiner für alle Besitzungen, der
nähere Bestimmung durch das fol-
cundum quod in pacto contine-
lt; in beiden ist die dominatio und
was ganz anderes als das jus, prin-
ditio. Diese sind es recht eigent-
e dem Papst bestätigt werden; der
le ganz entsprechend ist S. 164 Z. 48:
o detineant jure, principatu atque
Ein Blick auf diese Stelle, wo es
ante giebt und keine möglich ist, ge-
den Gedanken an das »nostra« zurück-
auch Z. 23 steht ohne Variante: »ad
et ditionem vestram pertinentia«, und
uch über die Lesart Z. 5 kein Zweifel
predecessoribus nostris . . tenuistis et
s« wäre auch ein für diese Urkunde
ssender Ausdruck; »in nostra potestate
one tenuistis« konnte aber Otto un-
gen, da er erst am Tage dieser Ur-
er wurde und vorher jedenfalls keine
a Rom und ausserhalb des alten Lan-
en Reiches auszuüben hatte. Die

Richtigkeit des von Marini u dem angeblichen Original in benen Textes kann also nicht Zweifel unterliegen; ob Barive mit einer gewissen Absichtlichkeit, muss dahingestellt bleiben wie er in der kurzen Notice läufig über diese Sache auslässt eine Stelle noch anders anführt Huillard - Bréholles Mittheilung schrift gelesen wird (*»tenuimus«* statt *»tenuistis atque«* sogar *»ad nostram«* (statt *»»roboremus«*, was beides ganz Was übrigens der Herausgeber genheit zur Vertheidigung der Urkunde beibringt, scheint mir um die Zweifel zu beseitigen, wickelt worden sind: ich glaube dass der Ausdruck *»spiritalis«* von Otto sehr gut habe von braucht werden können *»mort et qui était honoré comme«* die Mängel in der Form und Urkunde eine Rechtfertigung gen ich gern zugebe, dass ein Inhalts wohl das Gepräge der trägt und dieser überhaupt nicht ausreicht, auch die Zeug Document hinweisen. Da jene Bestes in der entsprechenden Urkunde wiederkehrt, die Datierung hier die Zeugen und anderes ebenfalls man wohl auf den Gedanken k ältere Urkunde, etwa Lothars, Leo IV. solche Verpflichtungen sie erwähnt werden (Jaffé, Re

ge, beiden Königen zur Bestätigung vorgelegt, aber ohne Datum geblieben, also wohl ungenügend, die anstössige Notiz am Ende des französischen Exemplars »anno — facta est — feliciter« später hinzugefügt sei.

Das Band enthält ungedruckte Briefe Gregorius III. und Gregor IX., gesammelt aus Handschriften von Haureau, dem Fortsetzer der Gallia christiana: sie betreffen auf Männer die durch ihre literarische Thätigkeit Anspruch auf eine gewisse Bekanntheit haben, und geben dem Herausgeber Andere dunkle Punkte in der Gelehrten- und Literaturgeschichte des 13ten Jahrhunderts aufzuklären; eine Notiz von Delisle über ein historisches Sammelwerk aus dem Kloster St. Denis, Ende des 13ten, Anfang des 14ten Jahrhunderts angehört, von dem Fragmente in den Handschriften von Duchesne und Bouquet enthalten sind, die aber den Charakter des Werkes nicht recht haben erkennen lassen: dasselbe wird dem Mönche des Klosters Ivo vindicirt. Ich erlaube mich zu der zweiten wichtigen Abtheilung des Hrn. Huillard-Bréholles.

Der bedeutenden Theil des Bandes nehmen die Pièces justificatives ein, welche hauptsächlich Briefe von und an Petrus de Vineia oder Petrus de Vineia über ihn bezügliche Aktenstücke mittheilen. In seiner Sammlung enthielt eine sehr wichtige Sammlung hauptsächlich Briefe Friedrichs und seiner Vorgänger, die in die Historia diplomatica aufgenommen worden; was an mehr privaten theils in den gewöhnlichen, auch in den durch den Druck bekannten Texten sich theils aus andern Handschriften gewonnen werden konnte, ist hier veröffentlicht. Ich vermag nicht mit Sicherheit, ob so nun der

ganze Inhalt der zahlreichen C in Betracht kommen, seine Erl hat. Eine vergleichende Ueber die älteren Drucke und Hands und der theils früher theils hi drücke wäre wohl erwünscht dessen ist nur eine Beschreibung Handschriften gegeben, nach Bibliotheken oder andern Samm sie sich finden, die sich ziemlich und nicht genügend die Besch Inhalt der einzelnen erkennen meisten ist aber seit lange ein richt im Archiv der Gesellsch Geschichte gegeben, worauf der schon er dasselbe kennt (s. z. Rücksicht genommen hat. Neu werth sind besonders einige kaiserlichen Archiv zu Paris, ner besonders wichtigen Samm aus dieser Zeit, dem Registrum nur ein Inhaltsverzeichnis si Ausserdem finde ich hier zue aus Aix, Le-Mans und Turin a Nr. 6584, von dem es heisst der longtemps égaré*, habe ich gehabt*). Als besonders wert

*) Da diese Zeilen schon niede erhalte ich den interessanten Aufsatz v vations sur l'origine de plusieurs m lection de M. Barrois (abgedruckt a de l'école des chartes), in dem nach diese Handschrift und eine Anzahl a in den letzten Jahren verschwund sind, mit der Sammlung Barrois i Lord Ashburnham gekommen; unter dex der Lex Salica (Nr. 4789), ein (Nr. 4761), die Pertz und Pardessus

lenz des Petrus zeigen sich Paris St. Ger-
marlay Nr. 455 und Middlehill Nr. 8390,
er sich nahe verwandt sind; ausserdem
Nr. 8567. Aus diesen und einigen andern
chriften sind eine nicht geringe Zahl bisher
ucker Briefe publiciert. — Unter den zum
k gebrachten Stücken befinden sich aber
ithmi magistri Petri de Vineis, welche
Edélestand du Ménil veröffentlicht hatte,
harfe Satire auf die Kirche, deren Autor-
reilich durch ein Zeugnis vom J. 1384,
Verf. nicht sehr entfernt von der Zeit
trus nennt (S. 148), nicht hinreichend
t erscheint; ausserdem zwei italienische
eder, von denen nur das eine ge-
war.

Der ganze Theil des Bandes dient aber
Beilage zu einer Biographie des Petrus
ea, dessen einflussreiche Stellung bei
Friedrich II. und späterer jäher Fall wohl
sind, ihm eine auch noch andere Theil-
zuzuwenden, als die welche seine Briefe
für den Kaiser verfassten Staatsschri-
ecken. Der Verfasser sah sich zu die-
eit, wie er sagt, aber um so mehr auf-
t, da einiges was er über Petrus und
erhältnisse zu Friedrich in der Einlei-
r Historia diplomatica gesagt, Wider-
gefunden, theils in einer besonderen
des Neapolitaners De Blasiis (Della vita
opere di Pietro della Vigna), theils in
anzeige dieser Blätter (1861. St. 24): er
e unter sich wesentlich übereinstimmen-
merkungen abdrucken (S. III N.) und
e durch eine neue Ausführung zu wi-
; er hatte in dem gesammelten vorher-
en handschriftlichen Material die Hülf-

mittel, um manches eingehender behandeln, als es bisher geschehen konnte.

Ein erster Abschnitt handelt des Petrus. Manches was bisher war wird widerlegt oder bezweifelt. Derselbe in Bologna studiert, das Zeugnis des Guido Bonatti, Hälfte des 13ten Jahrhunderts *Constitutiones regni Siciliae* Friedrich als das Werk des Petrus besonderer Ausführlichkeit verwendet bei dem was zu der Ungnade theilung desselben Anlass gegeben hat. Der Verfasser setzt zu De Blasiis will Hr. v. S. jetzt wie früher den Petrus halten, indem er wohl die Erzählung des Thaeus Paris von einer beabsichtigten Verurtheilung Friedrichs als begründet nachweist. Der Verfasser meint Petrus sei auf falschen Verdacht in die Angelegenheit verwickelt worden, ihm möglich auch andern Motiven die Bedeutung beizulegen: Mißbrauch des Amtes zu eigennützigen Zwecken, Mißgunst des Kaisers nach seinen Reichthümern, Mißgunst Friedrichs mit der Friedrichs erregte Eifersucht, wie es versuchsweise der Verfasser zur Erklärung des plötzlichen Todes vorher so einflussreichen und mächtigen Mannes erzählen, alles wird in gewisser Weise wirkend zugelassen: ein Verfahren, welches nicht als sonderlich kritisch angesehen werden können. Das Meiste sind offenbare Gerüchte, die in Umlauf kamen, weil man den Grund nicht wusste, und die sich gegenseitig einander werden Glaube verschaffen. Der Brief der gedruckten Sammlung.

im Pariser Codex die Ueberschrift hat: cedatur ad vindictam Petri de Veneis, das »C. reum« (oder »Cretum« anders geschrieben) als eine Verderbnis aus »Pe- angenommen wird, dient als Hauptbe- r die Beschuldigung, welche zur Verur- führte. Zu vergleichen ist jetzt die ung Schirrmacher's in seiner Geschichte h II. Bd. IV, S. 294 ff., der die Ausfüh- s Verfassers nicht mehr benutzen konnte, em zu denselben Resultaten kommt, aber n die Schuld Peters glaubt.

Der zweite Abschnitt handelt über das Pri- , die Correspondenz und die sonstigen chen Arbeiten des Petrus. Das Erste, ich die genauen Nachrichten über die würde man eher in dem vorhergehen- schnitt erwarten, wenn nicht eben diese in nahem Zusammenhang ständen mit efen, die zum Theil an und von diesen lten geschrieben sind oder sich auf die- beziehen. Ausserdem sind die Beziehun- Freunden, Gönnern und Amtsgenossen t, und über einige derselben, z. B. den de Rocca (S. 138), bei der Gelegenheit Nachweisungen gegeben. Durch hand- che Berichtigung der Adressen mancher sorgfältige Berücksichtigung ihres In- d Benutzung aller zu Gebote stehenden nten ist hier wesentliches für die Erklä- r Texte und die Aufklärung der Ver- e selbst geleistet. Vermissen kann man fassende Untersuchung, welche der im Friedrichs ausgegangenen Briefe und e dem Petrus zuzuschreiben seien; nur und mehr beiläufig wird darauf einge- (S. 177. 183), überzeugend aber dar-

gethan, dass eine ihm beigelegt
testate imperiali« nichts sei als d
drichs: Etsi causae nostrae just

Der dritte Abschnitt hande
nahme des Petrus an den ki
des Kaisers und vertheidigt, w
früher ausgesprochenen Ansicht
nach denen Friedrich sich zum
che in seinem Reich und den
Statthalter habe machen wollen

Ich kann aber hier so we
her den Ausführungen des Verf
und in ihnen einen Beweis für
thun will finden. Auch Nitzsch
dien in Sybels hist. Zeitschrift
und neuerdings Schirrmacher
chen, und ich finde nicht, das
irgend neue Beweise beigebracht
Verf. auch den Gegenstand et
entwickelt hat als früher.

Es handelt sich in der Hau
drücke einer den Kaiser vergö
chelei, wie sie ähnlich bei de
peratoren vorgekommen, und au
Zeit beibehalten waren und
wurden, ausserdem um eine
scher Redeweisen und Vergleich
Gefühl etwas Verletzendes hat
Zeit weit verbreitet war und u
Beispielen entgegentritt. Der
beides nicht und giebt selbst
mehr nimmt mich Wunder, das
Stellen ein solches Gewicht leg

Er sagt (S. 207): Lui-même
leurs, en véritable héritier d
l'empire romain, se laissait
comme un dieu; (S. 220) Est

ur les courtisans Frédéric soit le repré-
du Dieu vivant, le fondateur d'une
Eglise, dont le protonotaire Pierre
Vigne va devenir le premier apôtre?
Die Auffassung und Ausdrucksweise der
sind eben kein Beweis, dass die Dinge
so waren. Der Verf. fährt fort: man
zweifeln, ob man die Worte zu fassen
als »le résultat d'une hypocrite servilité,
t-on y reconnaitre la pensée sérieuse de
teurs convaincus«, und indem er zugiebt,
die Entscheidung schwierig, neigt er sich
nt der letzten Annahme zu. Aber nichts
igt dazu. Die Worte eines magister Sal-
einem Brief an die curiales vom Kaiser:
etiam cohoperator ejus (Domini) et vica-
nstitutus in terris . . . , cujus divina mens
u Dei est (S. 428), können doch unmög-
rthun, dass Friedrich sich habe zum
der Kirche machen wollen.

h weniger trägt es aus, wenn Petrus in
enannten Lamentatio, die nach dem Her-
er nicht, wie einige Handschriften wollen,
Papst, sondern an den Kaiser gerichtet
58 ff., mitgetheilt S. 310 ff.: Aperi labia
en Ausdruck braucht: »Intret in con-
vicarii tui sancti«, oder Wendungen wie:
s sacris pedibus non divertam«. Das ist
anderes, als wenn es in der Lobschrift auf
h (Epist. III, 44; hier S. 425 ff.) heisst:
gitur, vivat sancti Friderici nomen in
etc. Dem Verfasser musste es nahe lie-
die Zeit Ludwig XIV. zu denken, wo
eistliche nicht viel anders vom Königthum
ig redeten. An eine geistliche Gewalt
sers, in dem Sinn dass er sich an die
es Papstes habe setzen, die Kirche sei-

nes Reiches ganz und gar dies von sich allein abhängig machen bei gar nicht zu denken.

Ebensowenig aber bedeutet die zunächst auf den Petrus nach der Auslegung des Verfalls Rolle eines Stellvertreters für die Kirche, ja fast einen Platz vor Gott gegenüber einnimmt anzu-

Die eine, auf welche besonders gelegt wird, ist der Brief eines S. 430 ff. mitgetheilt ist. Namentlich, welche sein Stillschweigen er ihn vergeblich erwartet, und jetzt eine noch längere Abwesenheit stehe, heisst es: Nam dum a bonorum suorum dispositionibus sibi habere, latere sibi non sentiae modio fides Petri, quod candelabro praesentiae rutilant commendavit. Ait ergo: Petre, amice meus; et sic amator justitiae domum volens fundare justiciam, me regendorum in plebem suam statuens vos justitiarium. Ad ostendendum ideo vos constitutum nunc praelati, sed praevia ut, ubi dudum falsus Christi vicarius sibi vicariaturn depravans, nihil quam cujus erant regimen multos fama, rebus et corporibus Petrus vicarius justitiae regeret, instruat et informet. sicher nicht davon die Rede, Rolle, wie es heisst, eines Apostels, wir auch nur die des Papstes verstehen. Die Stelle bezieht sich d

hebung des Petrus zu einem höheren Richte-
 nur auf seine Gerechtigkeit (justitia)
 bezug genommen, nachher, wo bemerkt
 dass der Schreiber und andere die Last
 des von ihm abzuwenden gesucht, ge-
 raevaluit non ei (dem Kaiser) incognita
 scientia probitatis, moderatio, fortitudo
 ae virum perfectum perficiunt et proficiunt
 i: gewiss Eigenschaften und Ausdrücke,
 nts mit einer solchen Stellung zu thun
 wie sie nach dem Verf. dem Petrus über-
 sein soll. Der etwas dunkle Zwischen-
 er »in faciem etc.« bezieht sich wahr-
 ch auch gar nicht, wie der Verf. auslegt,
 a Papst, sondern auf den frühern Inha-
 s Amts, das eben nur um des Vergleichs
 trus mit dem Apostel willen als ecclesia
 net wird, während der Vorsteher dessel-
 Fortführung des Vergleichs falsus Christi
 s heisst, nicht als würde der Kaiser wirk-
 ristus gleichgestellt, sondern nur weil in
 brauchten, sicher wenig würdigen, Bilde
 Petrus gegenüber wie der Herr einge-
 st. Auf diese Stellung des Petrus bezie-
 h die Nachrichten welche der Vf. S. 54 ff.
 nenstellt, namentlich die Inschrift welche
 s Stellvertreter Friedrichs in allen ge-
 hen Sachen für das Königreich Sicilien
 net. Es ist wahrscheinlich das Amt der
 eten gemeint, in dem Petrus seit dem J.
 erscheint: wer aber der Vorgänger des
 war, ist nicht bekannt.

ht wesentlich anderer Art ist ein zweiter
 ines Ungenannten (Nr. 111, S. 432 ff.), des-
 halt der Herausgeber nicht richtig angiebt:
 élat sicilien écrit à Pierre de la Vigne
 lui paraît inconvenant de se faire élire

pour être ensuite promu à une
 stique; il serait mieux que l'e
 chef de la religion, le nommat
 ne pourrait ainsi l'accuser de
 aurait à Pierre une vive recon
 mehr muss es heißen: Ein Ung
 er scheue sich als Bewerber
 einem Amt aufzutreten und l
 Gnade des Herrn zu empfangen
 als *ecclesiae conjugium*, spirit
 bezeichnet, und die Scheu de
 jungfräulichen Scheu eines Mä
 then soll verglichen. Dass ein G
 und es sich um ein geistlich
 scheint nicht zweifelhaft (name
 den Worten: *Qui si forte degen
 cundum ducerem etc.*). Von I
 namentlich die Stelle: *Unde
 movet haec externa* (die Hands
 latio, quod Petrus, in cujus
 imperialis ecclesia, cum august
 ratur in coena cum discipulis,
 tuit edicere, quia, dum me face
 tis subsequenter in vacante ec
 Nach diesen Worten scheint e
 ob der Brief an Petrus selbst
 ihm wird in dritter Person ge
 Kaiser zu denken, macht das
 lich; wo von »superioris grati
 die »eo inspirante cujus man
 git corda regum et ex illustri
 tium industria personarum« i
 ben möge. Aber keineswegs
 hier oder irgendwo als »Hau
 bezeichnet, oder wie es S. 231 e
 »Haupt der Kirche«; »superior«
 mein, ohne bestimmte Bezi

der Ausdruck »imperialis ecclesia« und dass der petra des Petrus begründet sei kommt acht. Das Letzte ist aber gewiss nur gleich oder Wortspiel ähnlich wie im vorrief; und so kann auch jene Bezeichnung keinen andern Sinn haben, als Petrus es ist auf dem die ganze kaiserliche und Wirksamkeit ruhe, wie es der Junatti ausdrückt: *ejus studio magnus circularis orbis regna gubernanda committitur* (S. 54): eben wieder nur um des Bildes willen wird der Ausdruck »ecclesia« gewählt und durch den Zusatz »imperialis« nicht verändert, dass es eine kaiserliche Kirche ist, sondern dass die ecclesia von der hier die kaiserliche (oder richtiger: die Kaisers, da es sich um Sicilien handelt), die Macht des Kaisers sei. In dieser war natürlich das Recht begriffen auch geistliche zu vergeben. Daran hatte Petrus als Vicar Antheil; aber als Vicar speciell für weltlichen Angelegenheiten wird er keineswegs bezeichnet, auch dann nicht, wenn das »ecclesia« auf ihn gehen sollte. Noch weniger kann man sagen, dass bei der »coena cum discipulis« speciell an den »conseil pour les affaires ecclésiastiques« zu denken sei (S. 231). Es ist nur eine jener unschönen Anwendungen weltlicher Ausdrücke, wie sie vielfach vorkommen, wenn z. B. ein Geistlicher schreibt (S. 231): *in mare me proiciam, venturus ad te super aquis*.

Die *église impériale* verwandelt sich demnach in eine *église nationale* (S. 233): leicht Friedrich II. mit Heinrich VIII. von England, Peter von Vinea mit dem Kanzler von England (S. 241 ff.), wozu wir nun entschie-

den jede Berechtigung und Verrede stellen müssen.

Auch wenn man in der angeführten Stellen zu anderen gelangen sollte, nimmermehr können höchsten Grade schwülstige Sentenzen kannter Verfasser ganz privaten Aufschluss geben über Abtheilung der Massregeln des Kaisers, welche gefunden hätten, das grösste Interesse machen, von denen alle Schreiber sein müssten.

Was allein historisch nachzuweisen Friedrich auch über die Kirche eine Gewalt in Anspruch nahm, Papst nicht zugestehen wollte, von dem Charakter an sich hat, gelegt wird, über die auch keine Aufschlüsse gegeben sind, so dass ich keine dabei zu verweilen.

Wenn man aber auch hier von der Wahrheit abweichen muss, man bleibt verbunden für die mannigfachen interessanten Mittheilungen, die die Schrift gemacht hat, für den Fall, die er fortwährend der Aufmerksamkeit der deutschen und europäischen Geschichte zuwendet.

Das sächsische Herzogthum
Heinrich dem Löwen. Beitrag zur
Verfassungsgeschichte im Mittelalter.
Weiland, Dr. phil. Greifswald.
Buchhandlung. 1866. VIII u. 112 S.

Kurzem erst habe ich in diesen Blättern (ff.) ein neues Werk über Heinrich den zur Anzeige gebracht und dabei einer angenehmen Pflicht genügt; denn es ist kein Vergnügen, eine nicht unerhebliche auf den Nachweis zu verwenden, dass et- brauchbares eben unbrauchbar sei: um er gehe ich heut daran, über eine Schrift lten Inhalts zu berichten, die sich von erwähnten Buche sehr vortheilhaft un- det. Der Verf. derselben ging von einer achung über die staatsrechtliche Bedeu- er Theilung des Herzogthums Sachsen im aus: in der richtigen Erkenntniss aber, einer genügenden Würdigung jenes in tsche Geschichte so einschneidenden Er- s eine klare Einsicht in die Entwicklung chsischen Herzogthums nothwendig sei, auf die frühern Zeiten zurück und suchte nfang und Charakter der herzoglichen namentlich im 12. Jahrhundert festzu-

Er hat sich dieser Aufgabe mit Ge- und vielem Fleiss unterzogen, sodass, uch Manches zweifelhaft geblieben oder richtigung bedarf, Anderes — wie der lbst bekennt — weitere Ausführung er- doch im Ganzen eine sichere Grundlage en ist.

nüpfend an die gründliche Abhandlung Steindorff (Berlin 1863) schildert Herr l im 1. Abschnitt das Herzogthum der er: wie dieser zeigt er, dass es kein sherzogthum war und seine Bedeutung reichen Erbgütern und kirchl. Lehn des chtes, der Mark gegen die Slaven und esitz vieler Grafschaften beruhte. Sie nicht, wie man wol gemeint, das Recht,

als Stellvertreter des Königs G
 was ja auch in den andern Her
 einmal der Fall war, in den
 nige Grafschaften an Bischöf
 Rücksicht auf die Herzöge. G
 Baiern und Schwaben hiervo
 müssen glaubte, zeigt der V
 dass auch hier derartiges vork
 dann die Verwaltung der G
 Stellvertreter, die er zum Theil
 Beamte hält, zum Theil für w
 fen aus edlem Geschlecht, aus
 schon Schrader gezeigt, eine
 Grafenhäuser hervorging. Hä
 nen solchen Vicegrafen der A
 gebraucht; doch decken sich d
 neswegs in allen Fällen und r
 her hüten müssen, auf diese H
 hin an einen gräflichen »vica
 So glaube ich, irrt Herr Weila
 Anm. 1) dies bei dem »Eggihard
 der hildesheimer Jahrb. zum J
 hier ist wol eher mit Hirsch (J
 1, 461) der Markgraf Ekkehard
 Die allmählig üblich gewordne
 Grafschaften war besonders de
 sten unbequem, weil es ihnen
 wurde, die ihren Stiftern be
 schaften an sich zu bringen.
 aber um so grösseres Gewicht
 von ihren gräflichen Gerichtsb
 hend, sich häufige Uebergrif
 einen Einfluss zu erwerben tra
 ihre herzoglichen Rechte ke
 Anspruch gaben. So gingen
 Reibungen und besonders die
 welche die Billunger mit den

rg-Bremen führten. Der Verf. erörtert n (S. 16 ff.) näher und widerlegt mit die Meinung, dass die sächsischen Her- möge ihres Amtes über das Erzstift eine Gewalt gehabt, als über die andern Für- s Landes. Dann werden die Einwirkun- r allgemeinen Verhältnisse unter Hein- . u. IV. auf diese Streitigkeiten darge- Auf diese Weise fließt der Kampf des s und des Erzbischofs um den Besitz cher Rechte zusammen mit dem durch ztern genährten Kampfe der fränkischen gegen die sächsische Nation* (doch wol den sächs. Stamm; denn es gibt nur utsche Nation). In Bezug auf Friesland r Verf. für wahrscheinlich, dass die Her- er einen Theil desselben eine Oberho- habt, und vermuthet, dass Heinrich III. erzog Bernhard vielleicht die sogenannte ne Mark, welche später Ekbert von Meis- l Heinrich von Northeim inne hatte, ver- habe. Der Anspruch Heinrichs des Lö- rftte auf den Northeimer, den Grossvater einrichs Mutter zurückzuführen sein. — eben des Erzbischofs Adalbert wird die ewinnung der vollen Immunität, die durch rzeuge verletzt war, und die Erwerbung rafschaften im Umfange seines Sprengels. ellt: ein Ziel, welches er durch enge Ver- g mit den Königen gegen die Billun- erreichen suchte. Bei der Erörterung auf bezüglichen Kämpfe berührt der Vf. ie Zusammenkunft Heinrichs IV. mit dem Sven von Dänemark (1071), bei welcher ch gegen die Sachsen verbündeten: nach t soll der deutsche König die dänische magna quadam parte Saxoniae, quae Utoni

marchioni pertinebat« erkauf
nennt sogar »cunctas regiones
guas«. Herr Weiland bemüht
welches Land damit gemeint sei
spruch zwischen Lambert und
gen. Mir scheint die ganze Sa
felhaft: Adam, trotzdem er je
gedenkt, sagt nichts davon. H
Lügenschmied bekannt, der E
leumdet, wie er nur kann. L
cher Vorwurf nicht, aber er ni
big auf, was dem Könige na
daher kommt mir diese Abtre
wahrscheinlich vor, als der Bew
der gute Lambert auch so be
gen weiss, obwol ihn Heinri
geheim gehalten habe: »videlicet
nes et Thuringos in servitute
dia eorum fisco publico adicere
in der phil. u. hist. Abhandl. d.
d. Jahre 1854. S. 440). Doch
jedem Falle grossartigen Ueber
der richtige Gedanke zu Gru
richs IV. Angriffe nicht, blos
sondern den sächsischen Für
galten. Daher scheint mir i
was der Verf. über diese am
sten Abschnittes bemerkt: »V
ein wahres Herzogthum gewese
jede Schwächung desselben dur
ihren Bestrebungen und Intere
mit Freuden aufnehmen und

Im 2. Abschnitt wird das
thars von Supplinburg handel
wie H. Weiland sagt. Offen g
nicht ein, warum die hochdeut
beibehalten werden soll, unter

bekannt ist). Hier wird zuerst die Frage im Verhältniss der Nordmark zum sächsischen Herzogthum erörtert. Es handelt sich um die angebliche Abtrennung derselben Herzogthum im J. 1142, eine Ansicht die v. Giesebrecht, Jaffé und neuerdings v. Weiland zurückgewiesen. Hr. Weiland schliesst an und bemerkt, wie ich glaube, mit Recht, dass auch die Nachricht der kölnischen Jahrbücher von 1106, wonach Lothar das Herzogthum *in marchia* übertragen worden sei, die Sache nicht ändert. Sehn wir davon ab, worin bestand die Macht Lothars und wie entsprang sich das Herzogthum unter ihm? Der Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, dass Lothar die Grafschaften, welche die Billunger bezaugelt an sich gebracht, sei es dass er sie im Herzogthum erhalten oder darauf geltend in Anspruch genommen, und behauptet: die Untergrafen, welche als Stellvertreter der Billunger viele Grafschaften verwalteten, seien nun Lehnleute Lothars geworden, und jene von Ficker als »neugräfliche« bezeichneten Geschlechter hervorgegangen aus den reichsfürstlichen Grafen wohl unterscheiden sind. Der Verf. bespricht ein solches Geschlechter (S. 45 ff.). Im Ganzen ist die Ausführung überzeugend, doch kann ich nicht in Bezug auf einen Punkt einwenden nicht unterdrücken. Wenn nämlich zuerst die Schwalenberger als solche Untergrafen bezeichnet werden, so scheint es mir zweifelhaft, ob dies mit Recht geschieht. Uebrigens verdienen die Untersuchungen welche v. Weiland in Curtze's Beiträgen z. Gesch. d. Nordth. Waldeck und Pyrmont (Arolsen 1865) S. 427 ff. veröffentlicht hat, eingerechnet zu werden.

hende Prüfung. Der Verfasser in scharfsinniger Weise darz Schwalenberger unmittelbar von Sohne des billungischen Herzog abstammen. Eigenthümlich ist dann die Art, wie er (S. 47) nahme die bekannte Stelle der über die Verleihung des Herzogthard II. erklärt, wodurch alleken, die öfter, zuletzt bei Hirs erhoben wurden, noch besser als durch das, was Steindorff führt. Aber es stehen doch Seite der Beck'schen Ansicht Schwierigkeiten entgegen. Auf Schwalenberger in urkundl. Z ich zwar kein so grosses Gewicht man sieht aus dem reichen Sto (Vom Reichsfürstenstande I, S Beziehung darbietet, dass sich lichen Resultate daraus ziehn müsste nothwendig eine ungünst in den Verhältnissen des gedac stattgefunden haben, da sonst zu bezweifelnde Umstand, da Schwalenberg 1157 als Lehn des Löwen erscheint (Brief V Bibl. rer. germ. 1, 595), noch keineswegs bedeutsame Stelle Hauses, sowie dass es keine A Herzogthum erhob, ist schwer

Der Verf. entwickelt dann persönlichen Grundlagen von L er sich in den Kämpfen gegen die Spitze der sächsischen Für indem er ihre Sache zu der allmählig eine Wandelung anbah

zogthum sich einem wirklichen Stam-
zogthum näherte. Wenn übrigens dort
von dem Markgrafen Heinrich von
en und der Lausitz die Rede ist, so ist
Irrthum, da Heinrich von Groitzsch, der
meint sein kann, nicht Markgraf von
war. Die Verhältnisse dieser Mark
hier (S. 58) falsch dargestellt (ebenso
v. Heinemann Albr. d. Bär 322). Wi-
von Groitzsch erhielt, wie sich aus seiner
beschreibung ergibt, die Niederlausitz
1117 (und zwar ganz; v. Heinemann's
ne, er habe nur einen Theil davon erhal-
willkürlich); folglich irrt Herr Weiland,
er sie ihm erst 1123 zu Theil werden
In diesem Jahre erhielt er Meissen, dies
sich aus Cosmas und dem sächsischen
ten; den erstern hat H. Weiland nicht
richtigt, den letztern ohne Grund des
as beschuldigt. Die Angabe der pegauer
cher zu 1123, die nur aus der Chronik von
er zu Erfurt abgeschrieben ist, (wie ich
er Schrift über die ersteren dargethan)
agegen nicht in Betracht kommen: sie
mir nur die Vorgänge von 1123 und
usammenzufassen und zu bezeugen, dass
h V. nach Heinrichs v. Eilenburg Tode zwei
afen in Meissen eingesetzt habe, Wiprecht
und (da dieser schon im folgenden Jahre
Hermann [1124]. v. Heinemann bezweifelt
setzung des Winzenburgers, weil Konrad
ettin sich 1129 Markgraf nennt: das be-
ber nur, dass er seine Ansprüche nicht

Derartiges kommt ja sehr oft vor. —
Weiland findet die spätere Vergabung der
lausitz an Albrecht von Ballenstedt (1124)
chsten Grade verwundernd, weil er gar

keine verwandtschaftlichen Beziehungen machen konnte, doch hat v. H. auf solche hingewiesen: es wird auch Albrechts Verhältniss zu Zenburg mit (vgl. weiter unten) Verf. zeigt dann nach verschiedenen hin, wie sich Lothar eine Stellung zu schaffen wusste, die die Aufrechthaltung des Landes. Mit dem S. 65 genannten Vall leicht der thüringische gemein unter dem Grafen Hermann Landgrafen Ludwig zu verstehen reinhardsbrunner Jahrbücher (S. 1115 im Gefängnisse geend schon durch seine kräftige Persönlichkeit in den Verhältnissen und reichem das sächsische Herzogthum zu so kam ihm dann der Umstand, den deutschen Thron bestieg, zu war es möglich, dass bei der Ausübung der Staatsrechte dieser Zeit, da der König die Befugnisse ausübte, dass derselbe als königliche in Anspruch genommen werden konnte, dass Lothar als König zustehenden Hoheitsrechte der sächsischen Fürsten unangefochten manche derselben und zwar gegen deren Besitz Lothar schon Anspruch geltend strebt hatte, als Ausfluss der Ereignisse erscheinen«. — Im 3. Abschnitte des Kampfes um das Herzogthum (bis 1142) besprochen und gezeigt, dass d. Bär auf der von Lothar besetzten Thron schritt, dagegen in den von slavischen Gebieten die königliche Gewalt dieser Zeit mehr zur Geltung

chher. S. 79 ist der Verf. geneigt die bei Sudendorf Registr. II, 125, die noch v. Heinemann benutzt hat, für blossenungen zu halten. Ich theile diese Ansicht, übrigens zum Theil schon Wattenbach (Iter 8) ausgesprochen, durchaus; wenn H. Weilagegen S. 87, die vormundschaftliche ng der Herzogin Gertrud in Abrede stellt, s ich nicht, wie er das mit dem Zeug-Helmolds (I, 56) vereinigen will. Wie ie Heinrich von Badewide mit Wagrien en können, wenn sie nicht regiert? (vgl. raute Die Vormundschaft 3, 181).

4. Abschnitt, welcher die grössere Hälfte nzen Buches einnimmt, stellt »das Her-n Heinrichs des Löwen« dar. Heinrich te »von Anfang an in allen Theilen Sach-urch Erwerb von Landbesitz und gräf-und vogteilicher Rechte« dem Herzogthum te Grundlage zu verschaffen, aber trotz grossen Erfolge gelang es ihm nicht, was rebte, das Stammesherzogthum neu in Lande zu gründen, welches dasselbe nie hatte. Was in gewissen nicht einge-Fällen hätte geschehn können, lässt türlich nicht mit Sicherheit sagen: fasst er die geschichtliche Entwicklung ins Auge lenkt — wie schon O. Abel seiner Zeit ob —, dass grade Heinrichs Walten es welchem »das längst vorbereitete neue des Territorialfürstenthums mit einem a seiner äussern Vollendung« erscheint, man geneigt sein Hn. Weiland darin mmen, dass auch ohne die gewaltsame von 1180 früher oder später »das fremd-chon welke Reis auf den neue Schossen den Stamm gepfropft« zu Grunde gegang-

gen sein würde. — Dieser vier-
dert sich in fünf Unterabtheil-
handelt »die Ländererwerbung
Löwen«. Hier wird u. A. (S.
der »comitatus bremensis« de-
— wie mir scheint, mit Recht
Stade aufgefasst: wenn aber
(S. 95) für Heinrichs Zug ge-
schen wegen der Worte »vict-
regni« ein königlicher Auftrag v-
so kommt mir eine solche D-
sucht vor. Ganz ungerechtfertig-
ner das Endergebniss, welche
erwerbungen Heinrichs gezogen
nicht an — heisst es S. 100
dass Heinrich der Löwe, gleich
Seiten hin die Wirkungssphäre
lichen Gewalt auszudehnen be-
hier von einer neuen Anschauung
die Güter der im Mannsstamm
schlechter für dem Herzoge v-
Das Haus Winzenburg war
Mannsstamm erloschen, als
sprüche erhob. Wenn der Ver-
ansprüche als »rechtlich nicht
hinstellt und darauf seine Th-
hat er nicht bedacht, wie u-
von den Geschlechtsverbindun-
ters unterrichtet sind. Ueber-
dürften weitere Forschungen n-
verbreiten, bei anderen wird
gelingen. Albrecht des I-
auf die plötzkauschen Güter k-
nahe gewesen sein, da der
brechts Tode diese zurückverl-
stersohn des letzten Grafen v-
Heinrich von Stade, dessen

ts Schwester war: davon abgesehn ist es
 st leicht möglich, dass die benachbarten
 Plötzkau und Anhalt sich durch eine
 bunden haben, wenn es auch nicht über-
 st. Albrechts Ansprüche auf das win-
 ische Erbe erklärt sich sehr einfach
 dass (wie ich an einem andern Orte
 werde) seine Gemahlin eine Schwester
 ordeten Grafen Hermann war. Die plötz-
 n Güter stammten zum Theil aus dem
 er Walbecks (v. Heinemann S. 173). Nun
 non v. Wersebe wahrscheinlich gemacht,
 e Supplinburger und Sommerschenburger
 n Hause Walbeck abstammen, jetzt ist
 ie marienthaler Urkunde, welche Prutz
 ch der Löwe S. 487) herausgegeben und
 riderich von Sommerschenburg von Hein-
 ognatus noster« genannt wird, auch ein
 lbares Zeugniß für die Verwandtschaft
 fischen und pfalzgräflichen Hauses *) ge-
 Die Erbensprüche hörten erst auf wenn
 mehr als sieben Geschlechtsreihen von
 meinsamen Stammeltern entfernt war
 D. deutsche Erbrecht S. 23). Man kann
 s zugeben, dass die erblichen Ansprüche
 Heinrich der Löwe erhob, nicht immer
 ten waren, ohne doch Herrn Weilands
 ng einzuräumen; denn zu allen Zeiten
 geschehn, dass Fürsten, welche ihr
 ausdehnen wollten, Erbrechte geltend
 n, die anfechtbar und oft viel weiter herge-
 ren, als die vorgedachten des sächsischen
 s. — In §. 2 wird »die Stellung H. des L.

Bei Erörterung der sommerschenburger Erb-
 acht der Verf. (S. 99) gelegentlich auf die Ver-
 haft zwischen der magdeb. Schöffenchronik und
 ronicon picturatum aufmerksam.

zu der aufgelösten Comitatsve
 seine »Herzogsgewalt gegenübe
 Fürsten und Magnaten« erörte
 auch hier dankenswerthe Beitr
 man Manches weiterausgeführt
 lich die Stellung zu den Bis
 noch weiterer Aufklärung: die
 werden allerdings durch die
 Theil auch durch den Zustand
 erschwert. Wie sehr empfin
 Mangel von Urkundenbüchern
 und Halberstadt z. B.! — Au
 Unrecht die Lesart »Volquini
 fratris« in einer marienfelde
 zweifelt; denn nicht Volkwin
 Bruder, sondern Widekind, d
 Namen aufgeführt wird, aber d
 S. 132 ff. gedacht wird. Zu
 die merkwürdige Notiz erinnern
 des Hochstifts Osnabrück S.
 Quelle anführt, dass das Goger
 angeblich nach Herzog Heinr
 hiess. — Nachdem der Verf. S
 tage welche H. d. L. gehalten
 er S. 142 die Summe: er find
 zogliche Gewalt »im westliche
 kennbar höherer Natur ist, sic
 rakter des ursprünglichen Sta
 nähert, während sie im Oste
 gräflichen Befugnisse hinausgr
 die materiellen Vorthelle betri
 deutenderem Maasse Ausbeute
 deshalb noch keine förmlic
 bestimmter Rechte in Westfal

*) Hier wird (120) u. A. ein I
 berichtet und gezeigt, dass der Er
 Bremen nicht der Graf von Holland

nehmen ist, betont der Vf. mit Recht. e auf S. 146 erwähnte »terrae tutelam nlangt, welche H. d. L. vor seiner Pil- dem Erzbischof v. Magdeburg aufge- so wird man darunter die Erhaltung dfriedens oder doch höchstens, wie der nnimmt, die Verwaltung von Heinrichs en verstehn können. Worauf sich die tung Fechners (Forsch. z. dtsh. Gesch. stützt, »die herzogliche Würde durfte tem Herkommen an Niemand anders in tretung kommen, als an den magdebur- bischof« ist mir unbekannt. — In §. 4 »die slavischen Verhältnisse« besprochen; rd sehr gut die Stellung Friderichs zu enn man so sagen darf) souveränen Be- gen Heinrichs dargelegt. Denselben wurde itze dadurch abgebrochen, dass dieser dem Herzoge einen wichtigen Theil sei- sprüche wirklich zugestand und so den l genoss, diesen hinwiederum indirect erkennung seines höheren Rechtes in Be- die slavischen Lande gebracht zu ha- In einer längern Anmerkung (S. 159) der Verf. die berühmte Verleihungsur- von 1154 und meint den angeblichen oruch mit den andern Geschichtsquellen durch lösen zu können, dass er mit L. recht eine Erneuerung der Urkunde im) voraussetzt und annimmt, dass die ten nur dieser gedacht, jene aber nicht ichtig. Man sieht das Missliche solcher ne sofort ein: sie ist aber auch ganz g. Dass man Helmolds Bericht (I, 87) rossen Zwang auf d. J. 1154 beziehn oemerkt Hr. Weiland selbst: mir scheint eifelhaft; denn der ganze Schluss dieses

Kapitels ist zusammenfassend, nologisch zu verstehn, wie sch nach Emmehards Tode († 111 wurde, zeigt. Was aber die len betrifft, die pöhlder und bücher und die lauterberger Ch sie alle auf einer einzigen. derselben ist in den pöhlder halten. Dort wird zum Jahr Zug gegen die Slaven erzählt »Episcopus *etiam* in ipsa terr stivit« also ganz allgemein: »er eingesetzt«, dann werden einze roldum in Aldenburc, Evermo Bernonem in Magnopolim«. an das Jahr 1160 zu denken zweideutig die Namen der Bis geführt werden. Wann Berno steht nicht fest; von den bei dagegen ist bekannt, dass antraten. Somit erledigen s Bedenken durchaus. — Der schnitt behandelt »Die Absetz Löwen und die Theilung sein Die Gründe der Verurtheilung ebenso wie ich in diesen Blät gethan, der Urkunde vom 13. versteht er unter dem »reatus das Nichtleisten der Reichshü der er (Heinrich) an und fü war, und die er wahrscheinlic lobt« (S. 167). Dass Heinrich chen, davon sagt die Urkund sonst ist nirgends ein Anhalt. Beschuldigung: auch die Ver italienischen Zuge ist, wie ich vorgehoben, zu bestreiten und

dagegen angeführt: es ist gar nicht daran
 ken, dass jeder Fürst (wenigstens gewiss
 der weltliche) verpflichtet war, je d e s m a l
 ch Italien zu ziehn. Wenn aber noch gar auf
 strafung der »herisliz« in Waitz Verfassungs-
 III, 266 (es konnte auch noch IV, 491 u.
 ar VI, 4 angeführt werden) hingewiesen wird,
 s ich nicht was damit gewonnen ist; denn
 andelt es sich nur um ein böswilliges
 ssen des Heeres: dieses Vergehns machte
 er jüngere Heinrich 1191 vor Neapel
 g, aber Heinrich der Löwe gewiss nicht.
 der Untersuchung über den Sinn der
 ng von 1180 kommt der Verfasser, nach-
 gezeigt, wie schwankend die Bedeutung
 orte Westfalen, Engern u. s. w. war, zu
 ergebniss: (S. 171) »es sollte die ganze
 in dem Umfange, wie sie nach der Ansicht
 ichtstags Heinrich dem Löwen rechtlich
 nden hatte, an Philipp von Cöln und Bern-
 on Anhalt verliehen werden; nur wurde
 merkannt, dass sie sich niemals rechtlich
 stfalen erstreckt habe«. Der Vf. schliesst
 it Recht dann der Meinung derjenigen an,
 unter den Worten »episcopatum colonien-
 die kölnen Erzdioecese verstehn, und be-
 t, wie schon Ficker und zum Theil auch
 z es gethan, dies durch eine Reihe von
 len aus der Geschichte der kölnen Erzbi-
 bis in die Mitte des 13. Jhdts.; von da
 erten sich allmählig die Verhältnisse und
 i andern westfälischen Bisthümer wurden
 r herzoglichen Gewalt der Kölner ganz
 ngig. Nachdem Umfang und Wesen der
 rzbischof Philipp verliehenen Würde erör-
 (S. 171—83) fragt es sich nur noch,
 r das Herzogthum Bernhards von Anhalt
 blieb. Die Antwort lautet: es war »rein

territorialer Art« und beschränkt
 Amt und Gebiet, auf welches
 Herzogthum ursprünglich begründet
 Mark gegen die Slaven und die
 Gaue. Die Söhne Heinrichs
 aber keineswegs den herzoglichen
 den ansehnlichen Besitzungen,
 hatten, entsprach derselbe noch
 der geringen Macht Bernhards
 1235 durch die Schöpfung des neuen
 Braunschweig-Lüneburg ward die
 mer ein Ende gemacht. Damit
 verdienstliche Abhandlung, mit
 ein rühmliches Zeugniß seiner
 und zugleich die Erkenntniß eines
 dunkeln Abschnittes der vaterländischen
 schichte erheblich gefördert hat

Das Leben des Herzogs Bernhard
 von Weimar-Eisenach. Von R. Schlegel,
 württembergischen Rittmeister.
 Jena, bei E. F. Thienemann, 1866.

Das Leben des Herzogs Bernhard
 von Weimar ist so reich an wechselnden
 und Verhältnissen, die Persönlichkeit
 des Mannes, der sich vielfach an den
 großen Thaten unseres Jahrhunderts betheiligte,
 anziehende, die Kreise, in denen er lebte,
 zeigen so viel geschichtlich Bedeutsames,
 dass die Biographie desselben eine
 höchst lohnende sein musste. Diese
 Aufgabe ist mit Liebe aufgefasst und, als
 ein nützliches Hilfsmittel, in der
 von Niederzeichnungen und Copien
 des Helden und den Zuschriften
 desselben ein frisches und sauberes
 Lebensbild entworfen. Man wird die

er Zustände und des Lebens an kleineren und
ren Fürstenhöfen so gern folgen wie der
ung derer, die auf irgend eine Weise für
stige Richtung Bernhards oder dessen Le-
ellung massgebend waren; selbst die mehr-
ingestreuten Bemerkungen über Tactik und
ecielle Durchführung von rein militairischen
egenheiten werden, weil sie gemeinverständ-
halten sind, den Leser nicht irren. Es
at besonders hervorgehoben zu werden,
e unglückliche Lage Sachsens seit dem Vor-
n der Verbündeten einer von jeder Par-
keit frei gehaltenen Schilderung, das Auf-
Thielemanns seinem engeren Vaterlande
ber, nachdem Deutschland bereits von feind-
Heeren gesäubert war, einer ernsten, aber
nicht unbilligen Beurtheilung unterzogen
nd das Verhalten der sächsischen Regi-
, welche sich durch den Treuschwur an
angestammten Landesherrn gebunden fühl-
it grösserer Besonnenheit, als es von Müff-
schehen, der Erörterung unterbreitet ist.
drängte Schilderung der Verschiedenartig-
n Zuständen und Forderungen der südli-
nd nördlichen Provinzen des eilfertig zu-
ngelegten Reichs der Niederlande ist klar,
htlich und ohne die herkömmliche Partei-
; nur dass stellenweise der Herzog zu ent-
n, und zwar auf Kosten des würdigen Chassé
ter steter Widerlegung der trefflichen Mit-
gen Gagerns, in den Vordergrund gestellt
Jebrigens ist der Vf. weit entfernt, dem rit-
en Wesen Bernhards, seinem Thatendrange
reude an wissenschaftlicher Beschäftigung
te, dessen kleine Schwächen, die heissblü-
ft in Ungestüm durchbrechende Natur
en zu verheimlichen.

der Vf., wohl aus Liebe zu den literarischen

Kreisen Weimars, in denen er seinen guten Theil der Rede einschleuderte bei der Taufe des Prinzen hoflich gern nachsehen. Bedenklicher ist es mehr als erforderlich seine eigene Erzählung hineinträgt, da, wo sie vorliegen, durch Annahme von bloßen Wahrscheinlichkeiten, seinen Bericht auch die unerheblichste Lücke durch auszufüllen beflissen ist. Ein solcher Eingriff in die Gefühle und Ansichten eines Mannes ist immer gewagt und es bedurfte weniger, als es für die entscheidende Beurteilung Bernhards keinesweges an

Diesen vorangeschickten Bänden folgt ein kurzer Abriss des Inhalts des Bandes folgen.

Von den vier Abschnitten der ersten der Knabenzeit, von 1799 bis 1806. Auf dem Hofe von Karl August konnte nicht schwer fallen, die Grundzüge der Erziehung zu gewinnen, wie sie denen jener Zeit geboten wurde. Dem Herkommen seiner Standes auf das beliebte Soldatenspiel in straffer Gebundenheit auf dem Hofe und Befreundung mit dem Hofe wiesen. Die Freiheit der Bewegung verstatet war, erzeugte frühzeitig, die damals häufig in der Jugend wille ausartete, dann aber jenen Charakter schuf, die ihn in guten Uebemuth und schwächte bewahrte. Mit dem vierzehnten Vater so eben zum Lieutenant ernannt siedelte er nach Dresden, weil Mittel zur Fortsetzung seiner

Studien boten. Fast zur nämlichen Zeit in Berlin der Entschluss zum Kampfe gegen Napoleon; Sachsen schloss sich der Rüstung Bernhard liess nicht nach, mit Bitten in Vater zu dringen, bis dieser ihm die Theilnahme am Feldzuge gewährte.

Ermit beginnt der zweite Abschnitt mit der Schrift »Von Jena bis Waterloo«. Bernhard, der dem Armeecorps des Fürsten Hohenlohe zugetheilt wurde, bewährte sich am verhängnissvollen 14. October 1806 durch Kaltblütigkeit und Tapferkeit; noch in den letzten entscheidenden Augenblicken sah man ihn bemüht, Flüchtlinge zu sammeln und gegen den Feind zu führen. Es bedurfte eines ausdrücklichen Befehls von Hohenlohe, um sich auf einem Rückzuge, dessen Bedenken die jugendlichen Kräfte nicht gewachten ließen, vom Heere trennte und den Weg nach Meklenburg einschlug, wo er mit dem Vammentraf und mit diesem, der indessen in dienstlichen Stellung in Preussen entsagt nach Weimar zurückkehrte. Bald darauf wurde er in der Begleitung Rühles von Lilienstern, in ihm der Vater als Gouverneur beigegeben als Hauptmann in das Heer von König Karl August, zog mit dem sächsischen, dem General Bernadotte unterstellten Corps gegen Frankreich in's Feld und erhielt wegen seines ausserordentlichen Benehmens in der Schlacht bei Wagram das Ritterkreuz der Ehrenlegion aus der Hand Napoleons. Karl August hatte sich dem Verlauf der Verhältnisse fügen müssen, da er nicht gegen Deutsche kämpfen liess. Als aber der Krieg gegen Russland in naher Aussicht stand, entschloss er sich, damit der Sohn nicht als für die Sache des Imperators eintrete, ihn zum Obristlieutenant Beförderten auf Reisen zu senden. Erst der Ausgang des russischen

Feldzuges führte den jungen
längertem Aufenthalte in Italien
nach Weimar zurück, wo er
der Druck französischer Heere
Grossherzogthum den höchsten
hatte, mit Geschick und Energie
gab ein Etappencommandant
Beim ersten Nahen russischer
in die Reihen der Befreier ein,
befehl über die sächsische Grenz
unter dem Vater im niederlän
und sah sich schliesslich zum
lich unter wie andern Bedingun
in der französischen Hauptstadt
peinlichen Lage, in welcher si
Contingent vor und nach den
Congress zu Wien über den
des Königreichs gefällten Entsch
entzog sich Bernhard, der
nen Aufforderung gemäss, die
Entlassung aus seiner bisherige
lung, worauf (Januar 1815)
Oberster eines nassauischen R
niederländischen Dienst erfolgt
Betheiligung des Herzogs an der
und 16. Junius und vornehmlich
Tage später erfolgten entschei
tage bei Waterloo findet eine
durchgeführte, von jeder künstl
des Eindrucks entfernte Schild

Im dritten, die vierzehn F
1816 bis 1829 umfassenden Ab
Bernhards Thätigkeit zunächst au
des niederländischen Heeres geri
zur Verheirathung aufgefordert,
Wahl auf die seit der Kriegszeit vo
gesslich gebliebene Prinzessin lo
Damit wurde ihm der Segen ha

den, das ein Kreis aller durch Geist und ausgezeichneten Männer Gents steigerte, und die geringe dienstliche Beschäftigung stillos Strebsamen dem Studium der englischen Sprache und mathematischen Wissenschaften gegenführte, dann das nicht erfüllte Verlangen auf Java Verwendung zu finden, aufsteigend. Ihm war der Gesichtskreis in den Jahren zu eng, das Leben zu arm für seine nach einer den Kräften entsprechenden Freiheit. Daher der Wunsch einer Reise nach Java mit dem Hintergedanken eines bleibenden Aufenthalts in der neuen Welt. Es widerstand ihm, »mit einer mässigen Apanage an Höfen schalen Gesellschaften sein Leben hinfristen zu lassen, um sich und Andern mit seinen Präensionslast zu fallen«. Zum Ankaufe eines schönen Hauses, heisst es in einem Schreiben desselben aus dem Jahre 1821, fehlen mir die Mittel; nun Lust habe, ein Mal etwas Anderes zu thun, als die andern Prinzen, so habe ich den Entschluß gefasst, im Innern von Amerika Land zu machen und mir und meinem Sohne eine völlig freie Existenz zu begründen. Noch standen der Ausführung dieses Plans einige Hindernisse entgegen und er mußte damit begnügen, zwei Jahre später in Begleitung der Gemahlin eine Reise nach England zu machen; als aber 1824 eine niederländische Corvée huf einer Instructionsfahrt, die namentlich nach Nordamerika gerichtet war, ausgezurufen wurde, warb und erhielt er die Erlaubniss, an der Expedition anschliessen zu dürfen. So erfolgte der Besuch der Staaten der Union, über welchen das bekannte Werk desselben verbreitet wurde. Auf der Zustimmung Russlands und der Aufforderung Englands beruhenden, von dem weimarschen Minister v. d. Burg 1829 ihm gestellten Antrag zur Uebernahme der russischen Krone lehnte Bernhard sofort und mit Ent-

schiedenheit ab. »Gott wolle mich muth schützen und mir das nicht sel eines Königs Friedrich von Böhmen, ei von Norwegen, sogar des Königs Theo hatte er schon früher dem Vater auf stand berührende Anfrage geantwor lautet seine schliessliche Erklärung, e wachsen, die selbst der staatskluge Capo d'Istrias nicht zu lösen vermoc derstreite ein Uebertritt zur griech innersten Ueberzeugung.

Der vierte Abschnitt enthält die den Zeitraum 1830–1831. Als die ersten für die Aufgestandenen glüc belgischen Aufstandes hebt der Vf. c im Oberbefehl auf Seiten Hollands h in den abweichendsten, einander b ten und in den wiederholten Versuche Schritte den Conflict zu lösen, aussp entscheidendes Handeln, das allein Er war unter diesen Umständen begreif Dazu kam, weil Bernhards frühere schärferen Organisation des Heerwes ben waren, eine bedenkliche Gährun. Sonach fühlte sich der Herzog fast seiner Thätigkeit gehemmt, während Bewegung gestattet war, der Gegner entschlossenen Mannes verspürte, d drich von Gagern als Adjutant zur S im Kampfe ausharrte. Aber um den zu bewältigen, fehlten ihm die ge und in dem Augenblicke, als ihm d und seinem Verlangen, sich auf der Gelegenheit geboten schien, lief die schlusse eines Waffenstillstandes ein.

Den Schluss dieses ersten Bandes Bernhards zum Generalgouverneur ü ertrug er diese an Verdrüsslichkeiten gisches Handeln gestattende Stellung Zeit. Nach den Niederlanden zurück die Führung einer der vier Divisionen Oranien befehligten Heeres; nur dass zug gegen Belgien nicht geeignet v gewünschte Gelegenheit zu bieten, s lente noch ein Mal zur vollen Gelt

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück.

9. Mai 1866.

Augustinus' Lehre vom Wunder, ausführlich
vorgelegt von Lic. Friedrich Nitzsch, Privat-
dozent an der Universität Berlin. Berlin 1865.
97 Seiten.

In den neuerdings gehäuften Verhandlungen
über die Glaubwürdigkeit der Erzählungen von
Wundern Jesu hat der Verf. Anlass genom-
men, die Theorie Augustin's über das Wunder
in ihrem vollen Umfange zu ermitteln. Denn
er ist der Urheber derjenigen Gedanken-
reihen, welche bis in die Gegenwart dazu ver-
zogen zu werden pflegen, das wissenschaftliche
Verständnis des Begriffs vom Wunder und die ge-
setzmäßige Richtigkeit der biblischen Erzählun-
gen von Wundern aufrecht zu erhalten. Man
kann freilich theilweise an, sich davon zu
überzeugen, dass unter veränderten Bedingun-
gen der allgemeinen Welterkenntnis auch die
Vertheidigung und Anwendung des Wun-
derbegriffs neue Bahnen einschlagen müsse. In
dieser Hinsicht ist die höchst sorgfältige und
wissenschaftlich geordnete Zusammenstellung der Aeus-

serungen Augustin's über die V
erwünscht. A. ist der erste K
durch die schon in seiner Zei
den Bildungsgegensätze zur
apologetischen Theorie vom W
war, die er freilich nirgends a
Zusammenhänge vorgetragen,
der Art kundgegeben hat, das
sie aus den verschiedenen Stell
ten ohne Widerspruch zusamme
ner umfasst A.'s Ansicht theils a
andeutend alle apologetischen A
bis in die neuste Zeit hin zur
men sind. Wie nun aber eine
heidnischer Bildung unter sei
durch die Erhebung des allg
an der Glaublichkeit und Mögl
dern den Anlass zu seinen allg
tischen Erwiderungen giebt, s
noch Zeuge für die vorherrsche
bigkeit und Wundersucht des H
che entweder die Bereitschaft
sich durch Wunder von dem W
lichen Offenbarung überzeugen
die Indifferenz gegen dieselbe v
Es ist verständlich, dass diese
seinen Zeitgenossen dem A. ei
weis für die Wahrheit des C
leichtern, andererseits die I
Wunder erschweren musste.
nämlich vorherrschend auf W
als auf Beweise göttlicher Kräfte
die in die Geschichte der Stif
chen Religion eingeschlossen
als überwiegende Zeugnisse v
Wurden aber auf dem Boden
Wunder von genügend geachtet

annt, so musste zwischen göttlichen und
ischen Wundern, zwischen der Bestim-
der Wunder zur Ehre Gottes und zur
digung der menschlichen Selbstsucht un-
ieden werden. Jedoch die Schwierigkeit
r effectiven Erkenntniss des Zweckes der
nen Wunder musste die Sicherheit des Be-
aus den Wundern schmälern. Aber diese
der Sache tritt selbst in Augustin's Erör-
gen nicht entscheidend hervor, obgleich er
r Erwägung der Möglichkeit von Wundern
icklich auch die Möglichkeit der dämoni-
zu begründen unternimmt. Das Haupt-
t liegt für ihn nicht darin, aus den Wun-
den Werth des Christenthums zu beweisen,
rn darin, die Möglichkeit und den Werth
n der Bibel bezeugten Wunder in einer
oeln Weltanschauung zu begründen.

llen wir nun andeuten, welchen Ertrag zur
irung über das vorliegende Problem die
t von N. darbietet, so widerlegt er zuerst
rgebrachte Ansicht, dass Augustin unter
Wunder eine scheinbare Ausnahme von
Naturgesetz oder ein Ereigniss versteht,
s unserer Bekanntschaft mit den Natur-
en zuwiderläuft. Vielmehr wird nachge-
, dass die durch die mittelaltrige Schola-
erbreitete Ansicht von dem objectiven Wi-
uch des Wunders gegen den vorausgesetz-
eschlossenen Zusammenhang der Ordnun-
der Natur in Augustins Gedankenkreise
t. Er will hiemit nicht ausschliessen,
manche Wundererfahrungen dennoch ihre
nende Erklärung finden aus besonderen
n oder Anlagen (*rationes seminae*), die
Geschöpfen von Natur enthalten, unter
en Bedingungen solche Ausgestaltung er-

fahren, die aus dem regelmässigen Dingen hinaustritt, ohne doch der Naturgesetze zu entziehen. Wunder nun erklärt Augustin die Allmacht Gottes, aber nicht in der Willkür, sondern nach dem besonderen den Menschen gelten nach der Ordnung der Welt, nach der naturgesetzlichen Ordnung. Aber auch indem diese im Wunder durch jene ausser Wirksamkeit tritt, achtet dennoch Aug. das Wunder als nach seiner Meinung die geschehen nichts an den Dingen geschehen, wovon nicht wenigstens die parte in ihnen gesetzt wäre.

Diesen Begriff vom Wunder stimmt die beiden extremen gegenwärtig über das Wunder die eine nur da die richtige Gott und die Möglichkeit der gesteht, wo der Begriff bejaht in demselben Falle die Möglichkeit licher Erkenntniss Gottes und spricht. Diese herzliche Ueber äussersten Gegner wäre wohl Werth und die Richtigkeit jener dächtigt zu machen. Er ist jedoch einer vollständigen und unbefangenen der religiösen Wundererfahrung. In diesem Gebiete des religiösen ist der ursprüngliche Ort des Wunder und ist sein unverlierbar gegründet. Freilich wer die philosophischen Erkenntniss der Welt erstiegen zu haben und in des rein ethischen Handelns,

der Pflicht zu thun, zu stehen wähnt, von dieser Höhe aus in der religiösen Erkenntniss die trübe Abspiegelung eines Pri-
 hältnisses des Menschen zu Gott, und in
 religiösen Praxis das egoistische Motiv
 verdienstes und der Belohnung wirksam fin-
 wird gegen die Betonung des religiösen
 es des Wunders nur achselzuckend den
 und der Einbildung und Selbsttäuschung
 n. Wenn nur nicht die vorlaute und zu-
 che Argumentation gegen die Geltung der
 er von solchen Selbsttäuschungen über den
 ter der religiösen Erkenntniss und Praxis
 et wäre! Gelingt es nun aber, den Be-
 es Wunders, in welcher Form auch immer,
 taphysisch möglich zu erweisen, so wird
 vorzubehalten sein, dass der Glaube an
 er, und zwar nicht bloß an solche, die von
 en erfahren sind, niemals in der Aner-
 ng eines solchen Begriffes wird aufgehen,
 ass derselbe auch niemals die Räthsel der
 en Wundererfahrung vollständig wird auf-
 können.

A. Ritschl.

e election of representatives, parliamen-
 and municipal. A Treatise. By Thomas
 , Esq., Barrister-at-law. Third edition,
 preface, appendix, and other additions.
 n: Longman, Green, Longman, Roberts,
 reen. 1865. XLVII u. 350 Seiten.

la réforme électorale. Examen des moyens
 loyer dans les gouvernements représenta-
 ur assurer la liberté des élections et la
 é des votes, par C. Rolin-Jaequemyns,
 . Bruxelles, C. Muquardt, librairie euro-

péenne. Même maison à Ga
1865. 122 Seiten.

Das Streben nach Verbesserung hat sich seit einer Anzahl von Jahren in den Staaten mit Repräsentation geltend gemacht, und zwar nach dem Bestreben, einmal um die Freiheit des öffentlichen Einflusses zu wahren, und andererseits eine wahre Repräsentation herzustellen. In dieser Beziehung soll die Vertretung ein treues Bild im Kleinen der vertriebenen Ansichten und Ueberzeugungen sein; nicht nur die Mehrheit, sondern auch die Minderheit, soll ihre Vertreter haben. Der Wähler soll nicht in die Zwangslage kommen, nur für eine von zwei ihm vorgelegten Listen zu stimmen, oder gar gar zu wählen. Der Zweck der Reform ist die Vertretung des Einzelnen und der Minderheit. Die Anhänger des bisherigen Systems hielten haupt sächlich, dass durch die Vergrößerung der Wahlkreise für die Minderheit gesorgt sei, indem sie die Mehrheit nach wenigstens einer Wahlperiode zu erlangen vermögen. Dies ist einmal sehr problematisch, und in Zeiten grosser Aufregung, wo eine herrschende Strömung ist, ist zu fürchten, dass die Opposition bleibt. Sodann ist die Ungleichheit nicht kleiner, dass in einem Wahlkreis eine Partei, im andern die andere ihre Mehrheit erhält.

Der erste Versuch zu einer Reform in England durch Lord John Russell's Reformbill von 1854 gemachte, war ohne Erfolg: danach sollte in W

ntsglieder zu wählen haben, jeder Wäh-
für 2 stimmen können, so dass Minder-
on mehr als $\frac{1}{3}$ der Wähler einen Ver-
rhielten. Aber dieser Vorschlag trifft
wo 3 Mitgliedern, oder eine durch 3
e Zahl von Mitgliedern zu wählen sind;
Minderheiten kommen gar nicht zur
, und selbst eine solche von mehr als $\frac{1}{3}$
urch geschickte Organisation der Gegner
t werden (Hare p. 15). — Im J. 1857
der Engländer James Garth Marshall das
nulative Votum vor: alle Wahlbezirke
so eingerichtet werden, dass sie wenig-
Mitglieder zu wählen hätten, und jeder
hätte so viel Stimmen, als Mitglieder
ber es stünde jedem Wähler frei, alle
stimmen einem einzigen Candidaten zu
Hiernach würde eine Minorität von über
Vertretung kommen; kleinere Bruchtheile
auch hier unberücksichtigt. — Für
at Herr Morin in seiner Schrift de la
ntation des minorités 1862 folgenden Plan
en. Es können bei der Wahl nur die
Wahlcomites der Parteien eingegebenen
tenlisten berücksichtigt werden. Die
r für eine Wahl nöthigen Stimmen muss
ens so gross sein, als die Zahl der in
Wahlkreis gültig abgegebenen Stimmen,
t durch die diesem Kreis zukommende
Vertreter, beträgt. Die Bedeutung der
n Listen bestimmt sich nach der Zahl
mmen, die alle auf der Liste befindli-
andidaten vereinigt haben, und die Rei-
e ihrer Namen nach der Zahl der erhal-
stimmen. Jede Liste hat das Recht auf
Deputierte, als die Zahl ihrer Anhänger
t durch die Zahl der für eine Wahl nö-

thigen Stimmen beträgt. Die auf mehreren Listen stehen, wählt; die übrigen werden im Verhältniss zu ihrer Stärke. ser Zutheilung noch mehr sein, so entscheidet die relative jedoch nie kleiner sein darf Wahl nöthige Minimum. — Es schlagen die Frankfurter Bundesversammlung ein, in der Schrift: »Art von Wahlen sowohl der Minderheit die ihrer Stärke entsprechende von Vertretern zu sichern«, davon aus, dass bei jeder Wahl Vertretern, auch innerhalb eine verschiedene Werthschätzung der Candidaten stattfindet, welche Zahl der den einzelnen zufällt und zweitens durch die Rangfolge, in welcher er gewählt wird, zu Tage tritt. Die Stärke der verschiedenen Parteien wird durch die Zahl der Candidaten von ihnen beigelegt und so bestimmt, dividirt man die Gesamtzahl, die der Einzelne erhält, mit der Gesamtzahl, in welcher er auf den Sitz Anspruch hat, und erhält so die für die Wahl nöthige »Wahlziffer«. Auf diese Weise werden die grösseren Minderheiten zur Geltung kommen, die Vertheilung der Stimmen nach ihrer relativen schon früher von dem Engländern als *proportionality of representation* 1844 in England worden. In seinem grösseren Sinne wieder davon zurückgekommen, dass selbst bei diesem System die absolute Mehrheit ungehörlich durchsetzen könnte.

Das ausgearbeitetste und l

Verbesserung des Wahlsystems ist das von
 , zuerst 1859, in 2ter Auflage 1860, und
 r vielfach veränderter und vermehrter 1865
 enen. Sein Plan hat vielfache Anhänger
 ebenso viele Gegner gefunden: während
 t Mill (Considerations on representative
 ament 3 ed. p. 142) ihn zu den grössten
 gemachten Fortschritten in der Theorie
 Praxis der Staatslehre rechnet, verwerfen
 ndere als zu künstlich und unpraktisch.
 stellt als Grundsatz auf, dass der einzelne
 r, wenn auch Minderheiten zur Vertre-
 kommen sollen, nicht an den Ort, wo er
 g wohne, dürfe gebunden sein, sondern
 es ihm freistehen müsse, über diesen hin-
 ch mit Gleichgesinnten zu verbinden, und
 diesen ein Wahlcollegium zu bilden. Die
 en Wahlcollegien zwar, und die Candida-
 vor diesen, sollen bleiben; aber jeder
 r kann für einen Candidaten eines andern
 bezirks stimmen. So kann Jeder mit Aus-
 auf Erfolg den ihm genehmsten Candida-
 islesen, im Land zerstreute Minderheiten
 n sich vereinigen und zur Geltung kom-
 ausgezeichnete Männer, welche aber kei-
 kalen Einfluss besitzen, sind vom Parla-
 nicht mehr ausgeschlossen. Die nicht ver-
 en Minderheiten würden danach auf die-
 n Ansichten beschränkt, die es im ganzen
 auch nicht zu einer mässigen Stimmen-
 bringen könnten.

re knüpft seine Erörterungen, nach be-
 : englischer Art, an einen von ihm aus-
 siteten, in 33 Sätzen (clauses) enthaltenen
 zesentwurf an; derselbe ist auf England
 met und enthält manche Bestimmungen,
 ei Anwendung auf andere Länder zu än-

dern wären. Zuerst wird als beamter jedes der 3 Königreiche (registrar) aufgestellt: dieser gemeinen Parlamentswahl die Beamten aus den einzelnen Wahlbezirken, die Zahl der abgegebenen Stimmen und die Gesamtzahl aller Stimmen des Reichs zusammenzurechnen. Dies wird mit 654, als Zahl der Untheile dividirt, und der Quotient, von Brüchen, bildet die Quotenstimmen, welche ein Candidat zu gewinnen muss um gewählt zu sein. — Wahlkörper bleiben, doch könnten in andern Verhältnissen gerecht zu sein. — Petition der Betreffenden und eine neue Königin neue gebildet und alte Königin abgesetzt. — Jeder, der als Candidat auftreten will, meldet dies dem Registrar des Königreichs, unter Einsendung eines Briefes, in welchem diese sollen dazu dienen, dass die Candidaturen aufgestellt werden können, die bisherigen ungeheuren Wahlen, damit nicht nur reiche Leute gewählt werden. Die Liste aller Candidaten publiciert, um sie zur Kenntniss zu bringen. Von der Wahlbarkeit ausgeschlossen, auch nicht Gemeine.

Die Stimmgebung geschieht durch die Abgabe eines schriftlichen Stimmzettels, zwar sind die Stimmzettel so eingerichtet, dass der Wähler, ausser dem Candidaten, in erster Linie stimmt, evenfalls im Fall, dass dieser sonst schon gewählt worden erhält, für einen 2ten, 3ten, 4ten etc. stimmen kann (continuation). — bei spricht sich der Verf., wie

ut, gegen das Ballot, d. h. die geheime
 umung aus, und setzt die Vorzüge seines
 s in Bezug auf Freiheit der Wahl, und
 abhängigkeit und gesteigertes Verantwort-
 tsgefühl des Wählers, auseinander. — Das
 pitel behandelt die Pflichten der Wahlbe-
 (returning officers) und den Geschäfts-
 ei den Wahlen. Nach Schluss der Wahl-
 d Bekanntmachung der Quota soll der
 at, dessen Name der erste auf den Wahl-
 des Wahlbezirks, für den er sich be-
 derjenige sein, für welchen die Stimmen
 Zettel gelten. Wenn er mit diesen die
 nicht erreicht, sollen die Zettel, wie er
 r, 3ter u. s. f. genannt ist, sofern die darüber
 den Namen annulliert sind, für ihn zäh-
 alle Stimmen auf Zetteln, welche nur ei-
 andidaten enthalten, werden diesem zuge-
 und wenn diese die Quota nicht erreichen,
 af denen er als erster steht, oder als er-
 sch annullierten Namen. Wenn diese die
 übersteigen, so wird dieselbe gebildet 1)
 n Stimmzetteln, die den nicht annullierten
 keines andern Candidaten enthalten, und
 denen, die nur 1, 2, 3 u. s. f. nicht annul-
 Namen haben, indem man immer die Zettel
 eniger Candidaten vor denen mit mehr
 . Sobald ein Candidat die Quota hat, wird
 ame auf allen übrigen, ihm nicht zuge-
 n Wahlzetteln annulliert. Die Niemand
 eilten Zettel übersendet der Wahlbeamte
 egistrator. Eine besondere Bestimmung
 est, welchem Wahlbezirke ein Candidat,
 Quota aus mehrern Bezirken gebildet
 ist, soll als Vertreter zugetheilt werden.
 s 9te Capitel enthält die Obliegenheiten
 egistratoren, und stellt die Regel auf,

nach welcher in den Fällen, daten nicht von Einem Wahl wählt worden, die auf sie verschiedener Wahlkörper inne. Wenn nun die Stimmen aller che die Quota erreicht haben sind, so werden die noch ü den Candidaten, welche die lierten sind, zugerechnet, und die, welche die meisten Sti gewählt anzusehen, bis die lamentsmitgliedern erreicht ist entscheidet also die relative rative majority). Diesen Mod dem früher von ihm beantrag künstlichern vor. — Wenn Candidaten, welche die Quo tive Mehrheit haben, voll i der noch übrigen Stimmzet zugetheilt, dessen Name (an zuerst darauf steht, und den betreffenden Zettel ab hört zur Wählerschaft dieses Verhütung von Unterschleif zettel nach der Wahl zur Ein den. Das Verzeichniss der mitglied zugetheilten Wähler. Diese Wähler haben, wenn i ner Neuwahl unterziehen mus vakant wird, die neue Wahl

Im 10ten Capitel wird d Parlamentsmitglieder und d besprochen, und die Vertretu lerschaften durch Ein Mitglie Wählerschaft hat Anspruch a ter, als der Quotient aus de ler, dividiert durch die Zahl d

rf. erwartet von seinem System (Cap. 11) Umwandlung in dem Verhältniss zwischen Unterhaus und der Regierung, und spricht sich entschieden gegen das jetzige englische Parlament und die Allmacht der Majorität aus.

Art, wie das Stimmrecht nach seinem Begriff aufgefasst wird, ist für das Hare'sche System ohne Einfluss. Doch bespricht er (Cap. 12) diesen Punkt. Dabei vertheidigt er den in der Reformbill aufgestellten Census der Grund und Miethe, und empfiehlt die Wiedereinführung einer kleinen Bezahlung (1 Schilling), die jedem Wähler bei Ausübung seines Wahlrechts zu entrichten, und zur Deckung der Wahlkosten zu verwenden wäre. Energisch spricht er sich gegen indirecte Wahlen aus; ebenso gegen den Ausschluss der öffentlichen Beamten vom Wahlrecht; sogar selbständig gestellte Beamte will er (wie auch Stuart Mill) zulassen, nicht auch zum Recht, als Parlamentsmitglieder gewählt zu werden, was doch nur folgerichtig wäre. — Das 13te Capitel endlich behandelt die Frage in Bezug auf Municipalwahlen.

Anhang werden die Wahlsysteme von England von Burnitz und Varrentrapp, die früher vorgeschlagene Werthung der Stimmen nach ihrer Reihenfolge, die gegen das deutsche Wahlgesetz zum Reichsrath erhobenen Bedenken, und die Methode von Droop besprochen. Dann folgen Auszüge aus den Verhandlungen der Parlamente von Neu Süd Wales und Australien über Einführung des Hare'schen Systems, die Debatten über Wahlreform in Frankreich, Artikel von Louis Blanc; Auszüge aus einer Schrift von Rolin-Jaequemyns, und Zeitungsberichte aus Nordamerika.

Die Schrift des belgischen Jacquemyns, welcher auf dem Congress für Socialwissenschaft im J. 1864 über die Wahlrecht erstatter war, knüpft mehr Verhältnisse an. Nach einer kurzen handelt das 1ste Capitel die Gesetzgebung zu Unterdrückung, Bestrafung und Gewaltthätigkeiten. Anschluss an den belgischen vom 15. November 1864; dieses Gesetz erhoben worden. Dabei verschiedenen Wahledicte besprochen, andererseits, welche Schuldigen bestrafen solle, welche Strafen anzuwenden, welchen Gerichten sie auszuspinnen. Inhalt des 2ten Capitels bildet die Mittel, welche zur Wahrung der Reinheit der Wahlen dienen. Fragen des Stimmrechts und Organisation. Der Verf. spricht sich besonders auf Frankreich, gegen das Stimmrecht aus, und gibt ein anderes System, des sog. Cens des Cens, und der Verbindlichkeit. Bezug auf die Organisation der Ort der Abstimmung, die Wahlcollegien, die Stimmabgabe. Verf., im Gegensatz zu Hare, (Stimmung erklärt), und die Mithaltung der Stimmabgabe, beides. Schluss werden einige Andeutungen der Wählers, besonders der Elemente des constitution in den Lehrplan der Schulen, hang ist der oben genannte Entwurf abgedruckt. — Das

kurze und klare Uebersicht des Hareschen
ms., nach der 2ten Auflage seines Buches.
r Auszug ist Allen denen zu empfehlen,
e dieses System nach seinen Grundzügen
a kennen lernen, denen aber das Werk
lare zu ausführlich ist.

asel. Dr. Karl Burckhardt.

itträge zur Physiologie der Darm-
egung von Dr. Otto Nasse. Mit 6 Figu-
n Holzschnitt. Leipzig Verlag von Wil-
Engelmann. 1866. 70 S. in Octav.

ährend die Lehre von der Herzbewegung
rordentlich zahlreiche Untersuchungen in
etzten Jahren aufzuweisen hat, erscheint ein
es musculöses Organ, welches ebenfalls dem
n entzogen und mit eigenen nervösen Ap-
en ausgestattet ist — der Darm — ganz
schlüssigt. Allerdings sind die zu überwin-
en Schwierigkeiten grössere, insofern schon
Eröffnung der Bauchhöhle ein wichtiger
riff ist. Ohne solche hat man aber kein
l über die Bewegungen des zu untersu-
len Organs auch nur Schätzungen anzu-
n, während es für die Physiologie der Herz-
gungen meistens genügt, die Pulsschläge
ihlen und den Blutdruck in grösseren Arte-
zu messen.

ber äussere Eingriff wirkt auf die Darmbe-
ng störend durch die Abkühlung, das Aus-
nen der oberflächlichen Darmschlingen und
eintretende Hyperämie derselben. Diese
üsse lassen sich kaum theilweise durch Pal-
mittel beseitigen.

Die Untersuchungen hatten v
Zweck, Beiträge zur Physiologie
gien zu liefern. Später wurden
reren Richtungen hin ausgedehn
siologischen Laboratorium zu M
eines 1½ jährigen Zeitraums du
Versuchsobjecte wurden namen
verwendet, weil bei Herbivore
gen des Darmcanals überhaupt

Der erste Abschnitt (S. 6—
die Abhängigkeit der Darmbewe
vensystem.

Im Anschluss an frühere
Verf., dass der N. vagus, am
der Brusthöhle tetanisirt, stets
tionen des Oesophagus, Mages
darms, Cöcum, Colon adscend
versum zur Folge hat. Am C
und Rectum ist nie eine Beweg
ten. Diese Bewegungen sind
schen, obgleich der Vagus cen
die in der Magenschleimhaut en
scheint (Bulatowicz, Gianuzzi).

Das grosse und kleine Geh
Einfluss auf die Darmbewegun
Stromschleifen auf die Ursprün
vermeidet. Letztere bedingen
Ed. Weber und Chauveau nach
im Magen und Dünndarm.

Was das Rückenmark anlan
ger's Angabe bestätigt, dass R
vom fünften bis elften Brustwirb
des Darmcanals hemmt. Reizu
marks am vierten Lendenwirbel
Bewegungen des Colon descende
und der Blase hervor.

Jener Erfolg ist auf Fasern

urückzuführen, welche den Grenzstrang sympathicus durchsetzen. Erregung des splanchnicus bewirkt nämlich, wie Pflüger

Hemmung der Darmbewegung. Diese hemmende Wirkung ist unabhängig von der Circulation. Sie zeigt sich, wie Verf. fand, was einmal nicht gelungen war, ebenso wohl bei Kaninchen, wie bei Kaninchen. Die Contractionen des Magens, Colon und Rectum werden vom N. splanchnicus gar nicht beeinflusst.

Umstand, dass bei getödteten Thieren durch Erregung der N. splanchnici Bewegungen des Darms erzeugt werden, erklärt Verf. im Gegensatz zu Pflüger's Annahme von Fehlern in den Versuchen, Stromeschleifen auf den N. vagus etc. durch Anwesenheit directer Fasern in den genannten Nerven.

Durch Opium und Curare werden die hemmenden Splanchnicusfasern nicht gelähmt; Ludwig hat gefunden, dass einige Zeit nach der Durchschneidung der Nn. splanchnici die Darmbewegungen auffallend vermehrt sind.

Die sensible Fasern des N. splanchnicus sind bekanntlich von Ludwig entdeckt, und auch vom Ref. bei der Katze bestätigt. Verf. hat die Empfindlichkeit auch bei Kaninchen auffallend.

Grenzstrang des N. sympathicus der Brust enthält keine motorischen Fasern für den Darm. Ebenso sind Erregungen des sympathicus am Halse, sowie des Ganglion coeliacum primum ohne allen Einfluss. Bernard hat beim Hunde Bewegungen des Darms des Magens nach Regung des letztgenannten gefunden; indess ist die Gefahr der Stromeschleifen auf den benachbarten N. vagus sehr gross.

Die grösste Menge der F
mesentericus inferior verlässt
gend seiner Lage das Rücken
des bezeichneten Plexus hat
Colon descendens und des R

Nach Reizung der Mesent
ebenso oft Bewegungen des D
ausbleiben. Letzteres Resultat
erhalten; Martin dagegen da
sucht den Widerspruch durch
hergehenden naheliegende Ann
dass in den Mesenterialnerven
als bewegende Fasern neben
sein werden. Im Plexus mes
sind ebenfalls sensible Fasern

Von den grossen Ganglien
sind keine Einflüsse auf die Be
bisherigen Untersuchungsmittel

Die selbstständigen, geordn
welche der isolirte Darm noch
Annahme, dass derselbe eine
rat in sich selbst trage, na
Seit Meissner kennt man reich
plexus in der Schleimhaut, die
roth, Manz, dem Ref., Frey,
stätigt worden sind. Die
welche in die Meissner'schen
zeigen schon innerhalb der M
Darms eingelagerte Ganglien.
ohne Zweifel, welche Schaffner
Medic. 1851. Bd. X. siehe W.
Unters. 1861. S. 63 u. 161) l
Remak 1852 in der Magenwan
Später ist von Auerbach (18
aufmerksam gemacht, und K
ben bestätigt. Ref. zweifelt n
liche Ganglien des Dünndarms

resp. hemmenden Fasern desselben im Zusammenhang stehen. Verf. glaubt auch, dass die Reflexe vom Darmcanal auf den Darm vermitteln.

Vorin hier eine anatomische Lücke (S. 28) vorhanden sei, sieht Ref. nicht recht ein. Die Art und Lage der beschriebenen Ganglien trotz gegentheiliger Angaben vollkommen festgestellt, und man braucht darüber nur Kölliker's Gewebelehre zu vergleichen.

Der dritte Abschnitt (S. 29—49.) beschäftigt sich mit dem Einfluss der Circulation auf die Darmbewegung. Man hat dabei Anämie, arterielle und venöse Hyperämie zu unterscheiden. Die Anämie bedingt beim Verblutungstode vermehrte Peristaltik (Betz), ferner ist sie durch Compression der Aorta (Schiff, Spiegelberg u. A.) zu erzeugen, was Verf. bestätigt. Vermehrte Bewegungen treten erst ca. 2 Minuten nach der Compression ein; längeres Ausgesetztsein der Aorta verhindert bei den betreffenden Darmschlingen den Erfolg, weil hierbei an und für sich eine Anämie auftritt. Aus diesen Gründen ergiebt sich der Verf. einige negative Resultate anderer Forscher. Die Anämie, sowie das Austrocknen der entblösten Darmschlingen entzieht oft der Darmwand Wasser, insofern sich die Gefäße mit eintretendem Gewebssaft füllen — und diese Wasserabgabe geschieht scheinlich gleichzeitig von den Ganglien des Darms und wirkt als Erregungsursache von Bewegungen. Dabei ist zu erwähnen, dass das Auftreten epileptischer Zuckungen bei Anämie gewisser Gehirnthteile, wie es H. H. Hall und Tenner nachweisen, auf denselben Ursachen beruhen möchte.

Hyperämie des Gehirns in Folge von Com-

pression der Aorta bedingt glatte Bewegungen des Kopfes, einmal auch Zittern der Hinterextremitäten.

Um aber eine wirklich beträchtliche Hyperämie herbeizuführen, leitete Verfasser die Blutgefäße der Bauchhöhle einen Splanchnischen Knoten durch defibrinirten Kalbs- oder Hammelblut durch, welches auf 40° erwärmt war. Dabei trat in der Aorta gleich demjenigen, welcher die Blutreservoirsäule von ungefähr 110 Mm. Hg. auf nun durch Hebung des Blutreservoirs auf z. B. 130 Mm. Hg. gesteigert wurde, eine verstärkte peristaltische Bewegung auf und kehrten auf ihr früheres Maß bald das Reservoir wieder auf seinen Stand gesenkt wurde. Reizung des Splanchnicus vermochte diese Bewegung zu hemmen.

Compression der V. portarum und Traktion des Darmes zu veranlassen, dieselben sind aber stets nur von geringem Nutzen. Dieses hat seinen Grund in der Einwirkung der Kohlensäure auf das Blut.

Einströmen von 0,6 0/100 tigen Blut in die Blutgefäße des Darmes, indem auf bestehende Bewegung des Einströmens lässt dieselben auftreten. Hieraus folgt, dass die Ursache der Anämie nicht in Sauerstoffmangel haben könne. Demnach vermag ebenfalls keinen Schaden zuzuführen.

Die Aufnahme von Wasser durch die Zellen bei der Hyperämie als Erregungsursache angesehen, vermehrt werden, wenn Filter

ssen unter erhöhtem Druck stattfindet. Das Wasser, sowie blutwarmes destillirtes Wasser, wenn es unter hohem Drucke injicirt, bedingt ebenfalls Vermehrung der Contractionen. Da die Muskelfasern selbst nach Tetanus durch destillirtes Wasser gereizt werden, so ist auch eine Einwirkung auf dieselben auszuschliessen.

Der vierte Abschnitt (S. 49 — 70) erörtert die Wirkung einiger in das Blut eingeführter Gifte.

1) Injection kleiner Mengen von Nicotin in die V. jugularis bewirkte die heftigsten peristaltischen Bewegungen des Darms und auch des Zwerchfells. Bei grössern Dosen tritt Tetanus ein.

Man kann den Versuch öfters wiederholen, wodurch sich keine cumulative Wirkung zeigt. Diese Reaktionen sind unabhängig vom N. vagus, sondern vom (Gehirn und) Rückenmark, denn sie finden sich in Darmschlingen, deren Arterien comprimirt waren, was aber wegen der bedeutenden Stenosen nur bei Compression stärkerer Arterien der Fall ist. Uebrigens wird die Erregung durch directe Injection von Nicotin in Darmarterien erzeugt.

Da nach Rosenthal die Hauptwirkung des Nicotins in einer Erregung des Rückenmarks besteht, so ist auch hierbei wohl an die Gangzellen des Darmes zu denken. Neugeborene Katzen, Hunde, ferner Amphibien sind vollständig unempfindlich gegen Nicotin. Uebrigens scheinen auch die Hemmungsfasern des N. splanchnicus durch dasselbe gelähmt zu werden.

2) Analog wie Nicotin wirkt Rhodankalium.

3) Das Opium hat nur geringe, direct erreichte Eigenschaften, dagegen erhöht dasselbe die Reflexthätigkeit des Darmcanals, wahr-

scheinlich durch Einwirkung auf die Zellen, da eine Einwirkung der Nerven ausser Frage ist. Diese Wirkung tritt nach Morphinum-Injectionen zu.

4) Curare wirkt erhöhend auf die Thätigkeit der Darmganglien, peristaltische Bewegungen erzeugen, die Respiration lange anhalten.

5) Auch tödtliche Dosen von Curare wirken Contractionen des ganzen Darmcanals.

6) Senna-Infus in das Blut wirkt vorzugsweise den Dickdarm in Contraction.

7) Upas Antiar vermehrt die Contractionen, woran indessen die Nerven theilhaftig sein mag; die Thätigkeit des Darmcanals herabzusetzen gilt auch für Uterus und Blase.

8) Das Theein ist vollkommen gegen bewirkte Injectionen von stark gerösteten Kaffeebohnen wirkungslos, kurzdauernde tetanische Contractionen des Darmcanals.

9) Strychnin dagegen hat keine Wirkung.

10) Kohlensäure bewirkt keine Contractionen des Darmcanals, wie Schiff, Betz, Kehler u. A. behaupten. Wenn ausnahmsweise beim Erbrechen peristaltische Bewegungen auftreten, so ist der Grund in Anämie in Folge von mangelhafter Circulation zu suchen.

Die mitgetheilten Resultate bestätigen die Physiologie der Ganglienzellen, und beweisen, dass die beobachteten Wirkungen in der That auf die Ganglienzellen zurückzuführen liessen. Es lässt sich keine strengere Beweisführung erbringen, als dass die Wirkung liegt sicher mit an dem Umstande, dass die Ganglienzellen die Ursache der Contractionen sind.

ie Physiologie der glatten Muskelfaserzellen, die Nervenendigung an letzteren, noch das der aus den Darmplexus austretenden Nfasern in genügender Weise constatirt. Hiervon abgesehen, haben aber die vom ermittelten Resultate noch Interesse für eine Therapie, und es wird sich aus die-Brunde empfehlen, sie nochmals kurz zu-
enfassen. Denn der ärztlichen Praxis ist rläufig noch gleichgültig, ob irgend ein l, welches z. B. die Darmbewegungen ver-
i, die Ganglienzellen oder die glatten Mus-
erzellen direct zu erregen vermag.
ie Darmbewegungen werden durch folgende
isse vermehrt:

1 Erregung des N. vagus und seiner Ur-
ge.

Durchschneidung der Nn. splanchnici.

Anämie der Darmcapillaren.

1 Arterielle Hyperämie derselben.

1 Abkühlung.

Einleiten von destillirtem Wasser in die
efässe.

Nicotin, Rhodankalium, Curare, Digitalin,
e, Senna - Infus (letzteres in Betreff des
arms).

ermindert werden die Darmbewegungen durch
ung der Nn. splanchnici, sowie Einleiten
),6 %igen Chlornatriumlösungen in die Blut-
se. Upas Antiar setzt die Reflexthätigkeit
arms herab, Opium erhöht dieselbe.

ie Ausstattung des Werkes ist die rühm-
bekannte der Engelmann'schen Verlags-
ung.

W. Krause.

Untersuchungen über die Syrischen Gedichte von Albert
 pleonastische Gebrauch von C
 und ähnlichen Wörtern. Duisl
 W. Falk und Volmer. 1865.

Als Vorläufer der obigen
 im Jahre 1864 die Bonner
 Quaestionum de sermone Ho
 (de usu vocabulorum *ὑμῶς*,
 apud Homerum, qui putatur,
 Licht getreten, deren Verfasser
 tersuchungen über den pleonas
 von *ὑμῶς* und den ähnlichen W
 in ihrem ganzen Umfange darl
 die erste Anregung meinen V
 das erste Buch der Ilias zu ve
 So darf ich mich ihrer noch
 erfreuen. Daneben mag nun
 hervorgehoben sein, dass Seit
 fasser folgende Bemerkung Köp
 ist »ἤνθαγε (ἐν) ὑμῶν. Die
 und ähnliche bei den Verbis d
 pfindens, Wollens f. sind in de
 die von Präcision noch keine
 nicht selten. Es sind Ueber
 Sprache, in welcher diese Zu
 waren, weil diese Verba zuers
 noch lange am häufigsten, Zei
 chen und nicht der abstrakt
 Auch der alte Deutsche musst
 ich begreife, fasse es in m
 die schon im Wesentlichen auf
 meine Auffassung hinausgeht.
 nicht recht zu verstehen, wie z
 Nothwendigkeit der fraglichen

grade in Bezug auf sie davon die Rede soll, dass die alten Dichter von Präcision keine Begriffe hatten. Vielmehr ist ganz die Präcision aller alten Dichter und nach eines so hervorragenden wie des hohen immer viel grösser gewesen, als die ihrer späteren Ausleger, und muss bei ebensowohl von einer wirklichen Nothwendigkeit alles ihres Ausdrucks die Rede sein, eine solche überhaupt aller Sprache und Sprachentwicklung innewohnt. Wenn in Ias 1, 24 gesagt ist *ῥῆνδαν* (*ῥῆνδαν* bei r ist eine durchaus unrichtig gebildete und das ältere *ῥῆνδαν* unhomerisch) *θυμῶ*, um das *θυμῶ* kein werthloser rein willkürlicher Zusatz sein, sondern es muss, wenigstens in der Zeit wo jene Redensart entstand, gewisse Nothwendigkeit darin gelegen haben. Diese Nothwendigkeit aber beruht darauf, durch Zusätze wie *θυμῶ* und die ähnlichen die alte homerische und auch schon vor homerische Sprache rein sinnliche Ausdrücke in das Gebiet des Geistes, des Gedachten, des Abstrahirenden hinüberführte. Die Bedeutung des *ἔναι* ist in der alten Zeit entschieden klarer, als man sichs mit der gewöhnlichen Übersetzung durch unser gefallen vor die Augen bringt, so zeigt schon sein naher Zusammenhang mit *ῥῆνδς*, *ῥῆνδς*, altindisch *svádus*, süß, mit dem altindischen *svádaiti*, es schmeckt, schmeckt süß. Ganz ebenso verhält sich unzweifelhaft auch mit allen übrigen Ausdrücken, die bei Homer die fraglichen Zusätze haben. Freilich giebt's in ihrem Gebrauch nun wieder manche Verschiedenheit, manche zeigen jene Zusätze überall, andre nur selten, wieder andre auch nur selten, wie vom

Verfasser der obigen Schrift
nauer nachgewiesen wird.

In den allgemeinen Vorbemerkungen
zunächst hervorgehoben, dass
Gedichte älter sind als alle
griechischen Sprachdenkmäler
von vorn herein in ihnen
der Sprache in Laut, Form,
Verbindung der Wörter zu er-
die in Ilias und Odyssee ver-
sehr verschiedenen Zeiten an-
halb auch eine gewisse Sprache
nen nachzuweisen sein müsse,
in die homerischen Gedichte an-
formelhafte Elemente aus äl-
übergegangen seien, welches
was eingehender besprochen w-
tung handelt von dem, was f-
Frage stehenden Zusätze hie-
nüngendster Weise geurtheilt
betont im Gegensatz dazu n-
ursprünglich unumgängliche Not-
sie der Mehrzahl nach auch f-
Sprache selbst gewiss schon
zu nennen seien.

Die ganze Masse der Ausdrücke
homerischen Sprache mit jene-
Zusätzen vorkommen, wird als
theilungen ausgebreitet. Die
Wörter, die unmittelbar noch
Grundbedeutung in den Denk-
chischen Sprache nachzuweisen
solche Wörter, deren sinnliche
mittels verwandter griechische
feststellen lässt, die dritte sol-
verwandten aussergriechischen
sinnliche Grundbedeutung sic-

bt, die vierte endlich diejenigen Wörter, die sinnliche Grundbedeutung noch nicht ert zu sein scheine. Gerade diese letzte eilung mit ihrer unsichern Begrenzung, die ja etymologische Fortschritt wieder umgestalten te, macht besonders fühlbar, wie für das Ganze wohl eine festere minder subjective Ein- ung zu wünschen gewesen wäre. Für die rische Sprache selbst ist es doch im Grunde ganz gleichgültig, wo wir die sinnliche dlage des und jenes Wortes noch finden an oder ob wir es überhaupt können. olte meinen, dass die Bedeutung der be- alten Wörter selbst noch einen empfeh- ertheren Eintheilungsgrund würde gebo- aben. Noch ein neuer Eintheilungsgrund let dann zunächst in der ersten Abthei- wieder vier Gruppen: die erste mit Wör- die bei geistiger Bedeutung überall auch s, *φράσεις* ff. zur Seite haben, die zweite Vörtern, die in jüngeren Abschnitten auch jene Zusätze sich finden, die dritte mit ern die schon in den älteren Theilen der rischen Gedichte mit oder ohne Zusätze mmen, und endlich die vierte mit Wörtern, ene Zusätze in jüngeren Theilen der Ge- e zeigen, in älteren nicht. Ohne Zweifel die Betrachtung des Gebrauchs von *ῥ*- f. bei bestimmten Ausdrücken auch für die c der homerischen Dichtung schwer ins ht, aber diese Kritik ist eine noch so we- bgeschlossenene, dass eine jede Specialfor- g über homerische Sprache jedesfalls viel er vorrücken wird, wenn sie sich vorläufig auf selbstständigem Boden bewegt und erst ihre Ergebnisse auf das Gebiet der c überträgt, als wenn sie, wie hier vielfach

geschehen ist, die Ansichten
sten Gelehrten über Echt oder
zieht, ohne immer auf die
auch häufig ungenügende —
ben irgendwie näher einzugehen.

Die erste Gruppe der erst
gebildet durch die Wörter *ἐμφύω*, *ἐμπίπτω*, mit dem
für in den Sinn fallen, in
men, sich etwa vergleichen li
κατακλάω, *ἐπίσχω*, *υτίσχομαι*
ἔδω nebst *κατ-έδω*, *ἰρμάω*, *ἔρ*
etymologischer Bestimmung
nothwendig sein würde Klarheit
die Lautverbindung *χθ*, die si
abthun lässt, *πορφύρω*, das
sprünglich unruhige Bewegun
sich anschliesst an *furere*, to
sches *bhuranyāti*, er ist eifrig
πιήσσω, *ἰνδάλλομαι*, *ἀπο-σκε*
ρίσχω, das in der Verbindung
klärt wird »er war in behaglic
setzt«. Fast alle aufgeführten
sehr belehrender Weise auch
merischen Sprache in Wendun
in denen sie auch ohne die Zu
rischen Sprache auf Geistige
scheinen.

Als Wörter, die in jüngerer
merischen Gedichte auch ohne
men, werden zusammengestellt
τρέπω, *ῥόσσομαι* nebst *προσ-ός*
sen eigenthümliche Bedeutung
in Kuhns Zeitschrift 14, 83 v
λαίνω, das gewiss richtig von
alten *idh-van-jâmi*, ich entzünd
erklärt ist und nichts zu thun

durch das altindische *isháyati*, er erfrischt, stärkt, er belebt, verständlich wird; ferner *λήσσω* und *κατα-πλήσσω*, *ἄχθομαι* »ich fühle bedrückt, ich fühle mich belästigt«, *ἀναι*, *ἐφορμάομαι* und *φαίνομαι*.

Es Wörter, die schon in den älteren Theilen der Gedichte bald mit den Zusätzen bald ohne vorkommen, sind von Seite 68 an zusammengestellt: *συντίθεμαι*, *ἐπι-γνάμπτω*, *σεύω* und *ἐπι-τεμαί*, *βλάβω* und *βλάπτω*, dessen genau berechnende altindische Form *mlápáyāmi*, ich mache, ich mache schlaff, von Kuhn in seiner Zeitschrift 14, 158 beigebracht ist, *τέρω* »sättige«, das ziemlich ausführlich besprochen ist, bei dem aber schwerlich so viel Gewicht auf den Unterschied der α- und ε-Formen gegeben ist, *κορέννυμι*, *πίμπλημι* nebst *ἐμ-πί-πλημι*, *δύννημι*, *δείδω*, dessen Erklärung »fliehe im Geiste« doch etwas unwahrscheinlich ist; seine Zusammenstellung aber mit dem dactylischen *θῆω* »fürchten« und *θῆωαέsha* »erzittere« ist nicht ohne lautliche Bedenken, da die jetztgenannte Form zum altindischen *twāishā* »erschrecken, furchterregend«, *tvāishati* »er ist erregt, er bestürzt«, gehört. Ferner werden angegeben *κεύθω*, *νοέω*, das zuerst »ich sehe« sein und unter anderem auch mit dem Zusatz *φρένα καὶ κατὰ θυμόν* auftritt, der nur im Verben des Ueberlegens vorkommt, *γιννώσκω*, das zuerst »ich mache gedrängt voll«, »ich mache eng« bedeuten soll, und *ὀρμαίνω*. Eine vierte Gruppe will Wörter zusammenstellen, die nur in jüngeren Theilen der Gedichte mit Zusätzen auftreten, in älteren nicht, im Grunde einige Missgriffe im Gebrauch der Wörter hervorheben. Dabei muss natürlich manches bedenklich bleiben im Einzelnen,

da einmal bei jener Kritik überhaupt noch manche Unsicherheiten und dann auch das Verständniß der Wörter noch lange nicht sicher ermittelt ist, um von vorn her zu entscheiden, ob die homerische Sprache ohne Zusätze gebrauchen können. Wie manches Wort wird bei sinnlicher aufgefasst sein, als Uebersetzung uns vorstellen! dem obigen Gesichtspunct werden *οἶδα*, *ἐπίσταμαι*, *πινύτη*, *ἐκ-λα* ursprünglich »verlassen werden« den vergeistigenden Zusatz *γε* *φράζομαι*, *βαρέω*, *ὑφαίνω*, *ἄθυτρομέω*, *διγέω*, *τήκω* und *κα* nebst den sich anschliessenden *θῆέομαι* und *θανυμάζω*, *ὀδύνη*

Ohne weitere Unterabtheilung Hauptabschnitt die Wörter zusammen zwar in ihrer sinnlichen Grundbedeutung mehr nachweisbar seien, diese gehörigen griechischen Formen lassen, und zwar sind als solche *χανίη* »Mittellosigkeit«, *ἐκ-πα* Zweifel zum lateinischen *quod* schlagen«, mit dem weiterhin *πο* vielmehr *κοτέω* zusammengestellt *ἡλός* und *ἡλεός*, die zu **ἀλάο* verdruckt) gestellt werden, *γ* *θόσυνος* und *γάννυμαι*, *κήδω* und *den*«, *ἄάω*, das wahrscheinlich *μήδομαι* »ersinnen«, eigentlich *δομεύω*, *πέθω*, eigentlich »binden« *πιστόω*, *νεμεσσάω* und *νεμεσί* Begriff »zuthellen, zurechnen« wird, *μάκαρ*, *μεγαλίζομαι* »sich

das ausführlicher besprochen wird, ἀχέων
ἀχέων, ἄχνημαι, ἀκαχίζω, ἀνδάνω nebst
μερμηρίζω, das zu μέρος »Theil« gehören
wobei doch zu bedenken ist, dass der Be-
des blossen »Ueberlegens« sonst nie auf
len« zurückweist, und zuletzt τείρω, bei
hervorgehoben wird, dass es im Griechi-
nirgends in sinnlicher Grundbedeutung
uweisen sei.

on den in einer dritten Abtheilung zusam-
etragenen Wörtern, deren sinnliche Grund-
tung nur noch ausserhalb des Griechischen
mitteln sei, werden zunächst als solche,
denen im Allgemeinen eine regelmässige
cklung der Zusätze vorliege«, die folgen-
aufgeführt: μελέδημα »Zerreibung«, τλάω
ἐπι-τλάω nebst den zugehörigen τολμάω,
μάω und τολμήεις, χαίρω »glänzen«, χα-
ι, das »sich glänzend machen« sei, τίω
μάω, die zum altindischen ci »sammeln«
en, ἔλπομαι, ἔλδομαι, βουλεύω, ἀνιάζω, das
hst »lechzen, nach Luft schnappen« sein
όλος nebst χολόω, die mit Recht nicht aus
»Galle« abgeleitet, sondern zum altindi-
hīni »Gluth, Zorn« gestellt werden, neben
auch noch das ungeschlechtige háras
me, Gluth, Zorn« hätte genannt werden
n, χῶομαι, κοτέω, das schwerlich zum zu-
ten lateinischen *qvatern* gehört, sondern
zum altindischen cátru »Feind« von einem
masslichen *cat* »hassen«, ταρβέω, das un-
Erachtens aber durchaus nicht auf den
f »sich umwenden« zurückweist, vielmehr
tarren, stutzen«, ἄλγος, μαίνομαι, dessen
führung auf den Begriff »greifen« schwer-
gend jemandes Zustimmung finden kann,
ω, μέμαα, μέμονα, μενοινάω, ἐθέλω, bei

dem Döderleins Einfall, dass es »pflegen« sich anschliesse, ganz sichtlich hätte bleiben können das aus einer Wurzel *spat* oder »strecken, dehnen« hergeleitet *ἐλατρω*, und zuletzt *ὀλοφύρομαι*. Die sinnliche Erklärungsversuche durch Veranstellung mit dem altindischen sind längst überflüssig gemacht sind. Die Wörter werden in einer zweiten Reihe angereiht, die vereinzelt die Bedeutung ohne dass in ihrer hinlänglichen Bedeutungsentwicklung sich ein Bild zeigen lasse, der dieselben hätten, nämlich *βούλομαι*, *δοτέω*.

Die letzte Hauptabtheilung enthält die Wörter, auf, deren sinnliche Grundbedeutung ermittelt zu sein scheine; es sind *πείνημι* »missmuthig sein«, *φιλέω* in Bezug auf deren angeblich ursprüngliche sinnliche Bedeutung zu bemerken ist, dass das »Lieben« ursprünglich ganz sinnlich gedacht sein muss. *σεβάζομαι*, *ὀδοῦμαι*, *ἡπεροπεύω* die Bedeutung von *ἔπει* »sprechen« mit sich bringt, wird, *φθίω* und *φθινύθω*, die Bedeutung »zerstören, vernichten« mit sich bringt, mehr zu den unsichern Dingen zu rechnen. *καταλωφάω*, *φρονέω*, *ἀλύσσω* *μαι* und *αἰδώς*, *στυγερός*, das »starr werden vor Entsetzen« und *κατηφέω*.

Von Seite 296 bis 310 werden die Wörter zur ersten und zweiten Klasse getragen, nämlich *ἔχω*, *νομαίω* »wenden, zutheilen«, *βεβόλημαι*, *δύνω*, und dann noch *μηδεα* »

u *ἔχω* gehören und »nicht aushalten können« bedeuten soll, und zuletzt *ἀάω* nebst *ἄτη*, für die Sonne's ganz unscheinliche Erklärung aus dem Begriff »um-, verblenden« gebilligt wird. So hat die Anm. zahl der in der homerischen Sprache den fraglichen Zusätzen gebrauchten Wörter die Höhe von hundert und vier und zwanzig erreicht. Einige »Grenzfälle«, bei denen fraglich ist, ob sie in die Untersuchung mit hineingehören, werden noch angeschlossen, die Endungen *ἴδε θυμῷ*, *ἐγκάρθετο θυμῷ*, *ἔωπασσάτο θυμῷ* und einzelnes *ἄνδρε*. Von 316 bis 321 folgen Berichtigungen und Anmerkungen, dann von Seite 321 »Statistische Angaben«. Darin erhalten wir eine sehr nützlich-tabellarische Uebersicht über die Vertheilung der besprochenen Wörter mit und ohne Zusatz in Ilias und Odyssee. In der Ilias findet sich eine grössere Gleichmässigkeit des Gebrauchs, in der Odyssee sind die Zusätze verhältnissmässig häufiger. Im Einzelnen zeigt die Tabelle noch, auf wie viel Verse in den einzelnen Büchern durchschnittlich einer der fraglichen Zusätze kömmt, wie oft die gleiche Bedeutung der Wörter ohne Zusatz entgegentritt, das Verhältniss beider Gebrauchsweisen zu einander, und die Summe der behandelten Wörter nach ihrer Uebertragung auf das geistige Gebiet. Am Ende sind einige behandelte Stellen, die für die Kritik von Interesse seien, werden noch sämmtlich zusammengestellt, und den Schluss macht das Verzeichniss aller behandelten Wörter. So wird es Genüge klar, wie ausführlich und wirksam fast ganz erschöpfend Herr Doctor Fulda den Gegenstand behandelt und damit in beweisender Weise eine sehr empfindliche Lücke in der

Lehre von der Begriffsentwicklu-
schen und der homerischen Sp-
dere auszufüllen gewusst hat.

Dorpat.

Anna Churfürstin zu Sachs-
Königlichem Stamm zu Dänema-
und Sittenbild aus dem sechzeh-
Nach archivalischen Quellen von
Weber. Leipzig, Bernhard
500 Seiten in Octav.

Der Meinung des Verfassers,
Correspondenzen fürstlicher Fra-
hunderten zur Seltenheit gehört
nicht unbedingt beistimmen. E-
theils bieten unter andern die v-
und der meist auf Gegenstände
der Politik gerichtete Briefwech-
Gemahlin Herzog Erichs des A-
lenberg-Göttingen darf in Bezu-
fang und auf die Zahl der dur-
Persönlichkeiten als ein höchst
zeichnet werden. Aber dass e-
von Schreibseligkeit, wie er der
Mutter von 15 Kindern, inn-
Schreibseligkeit, von welcher 22
etwa 30,000 Concepten von Brie-
bände mit Antworten auf dem
chive zu Dresden Zeugniß able-
als etwas Ungewöhnliches gelte-
bedenklich eingeräumt werden.

Aus diesem Material hat der
das für die Culturgeschichte des

ergiebige Quelle abgiebt, mit einem Fleisse zusammensuchen von Einzelheiten angeferlen man gern von einer geschmackvolleren weniger ermüdenden Darstellung begleitet en hätte. So gewinnt der Leser nur ein es Conglomerat von zahllosen kleinen Thatn, Bräuchen, Gewohnheiten und Richtungen, ungeachtet des Versuchs, durch Sonderung schnitte die Gegenstände gruppenweise unbringen, den eigentlich geistigen Zusammenvermissen lassen. Aber man weiss, dass der inem Sammelfleisse ergeben ist, dessen Reee, wie in den »Mittheilungen aus vier Jahrorten«, eine Menge absonderlicher Bilder Bildchen abwerfen. Es hätte derselbe mit hm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln, andurch massenhafte Häufung von Einzeln den Leser zu erdrücken, eine fesselnde nung componiren, ein wahrhaftes Lebensler Fürstin entwerfen können, das in der ischen Gallerie des kurfürstlichen Hauses erde gedient hätte. Die Aufgabe, den Gegen der Biographie nicht bloss in seiner geigten Thätigkeit, in seinen handgreiflichen uren mit der Aussenwelt, sondern in seigeistigen Leben, seinen tieferen Beziehungen ott und Menschen zu verfolgen, würde freischwieriger, aber im gleichen Grade auch nder gewesen sein.

anna, Tochter von König Christian III. von mark und im sechzehnten Lebensjahre (1648) August vermählt, zeigt sich, nach dem beienen und mit grosser Sauberkeit ausgeführildnisse, als eine Frau von nicht gewöhnSchönheit. Thatkräftig, gottesfürchtig, vor r Dienstleistung christlicher Liebe zurückeckend, hing sie in Treue und Demuth an

dem in Leidenschaft aufbrausen sich mit Verleugnung ihrer selbstlichen Willen desselben und schwerde, wenn sie auf Reisen tagen »ihren gnädigen Herrn«. In zwölf Abschnitten wird die Lebensthätigkeit der Frau als Mutter, als Krankenpflegerin und im Putzzimmer und im geselligen Waidwerk und in ihren Verhältnisse und deren Dienern, ihren der Regierung, ihrer Hinneigung Wissenschaften untergebracht des Verschiedenartigsten, weiter zusammengewürfelt werden an einander sich reihenden Brunsprunghaften Uebergänge vorstande zum andern fördern die durch eingestreute humoristischen und wohlfeile Glossen des gehoben wird.

Ein Abschnitt von fast 30 ausschliesslich die Vorliebe, die fürstliche Frau, ohnedurch bitter geschreckt zu werden, den Ehes und solchergestalt, wie der Vff heutigen Heirathsbureaus ersetzt unangemessen, wenn eine Frau ist, »ihren Wittwenstuhl zu ver rastlosem Eifer trägt sie Sorgen ihre Hoffräulein, auch Bürger denz, besonders Töchter von Für denen sie in irgend einer Beziehung die Haube gebracht werden

Die Vorgänge in der Kindheit Vff. übergehen zu dürfen, weil

seien wie heut zu Tage. Dagegen ergeht er
n weitläufige Mittheilungen über Toilette,
g und Wäsche. In die Hofküche zu Dres-
rd der Leser wie in ein Sanctuarium und
hverständiger Hand geleitet. Selbst adli-
spiranten, so wird versichert, wurden von
Herrschaft dahin gesandt, um die Kochkunst
er ganzen Höhe ihrer Durchbildung prac-
u erlernen. Als Beleg dafür finden wir
gabe, dass Herzog Wilhelm von Lüne-
565 einen Adlichen Balthasar von Wein-
, den Sohn seines Mundkochs, dahin
kt habe. Nun sind freilich adliche »ko-
ster« in der Ordnung und man kennt
deutung des Küchenmeisteramtes als ei-
hon früh erblich gewordenen Hoflehens;
ie Erscheinung eines adlichen Mundkochs
och für Ref. überraschend. Deshalb möge
e schlichte Notiz Raum finden, dass der
te Balthasar seinen scheinbar adlichen
nur nach seinem Geburtsorte Wienhau-
urte.

rrer Beaufsichtigung von Küche und Keller
ch die Kurfürstin als eine exacte Hausfrau,
nicht verschmäht, auch die geringfügigsten
en ihrer Controle zu unterwerfen, kleine
gkeiten in der Küche persönlich zu rügen,
che Mäde allenfalls mit der Ruthe zu be-
e. Ueberall greift sie mit practischem Ver-
iss ein; es gab kein Stück des Bettgeräths,
h ihrer Kenntniss entzogen hätte. Dabei
e immer noch Musse, um den Hoffräulein
Beschäftigung mit der Spindel voran zu ge-
ogar die Leibwäsche ihres gnädigen Herrn
ls eigenhändig zu waschen und die Kö-
n persönlich anzulernen. Von nah und
erschreibt sie sich Kochbücher und theilt

dagegen ihre bewährten Recepte doch auf dem culinarischen Gebiet und Sachverständige werden Wohlgefallen die Aufzählung tüchtigen Delicatessen verfolgen.

Ein ähnliches Eingehen auf die übrigen Abschnitte wird man sich erlassen.

Geschichte des Volkes Israel. Heinrich Ewald. Zweiter, dritter und vierte Ausgabe. Göttinger Verlagsbuchhandlung, 1864, 1865 und 1866. 860 und 656 Seiten in Octav.

Die Dichter des Alten Testaments. Heinrich Ewald. Ersten Theils zweite, Allgemeine über die Hebräer, Zweites über das Psalmenbuch. Zweite Hälfte: Die Psalmen und die Propheten. Dritte Ausgabe. Göttinger und Ruprecht's Verlag, 1865. 544 Seiten in Octav.

Nachdem das Erscheinen der Geschichte nach dieser Ausgabe in den Gel. Anz. 1864 angezeigt und die Art dieser letzteren näher bezeichnet ist, könnte es sein hier von den in gleicher Weise bearbeiteten drei folgenden Bänden wird leicht sehen dass sie neuer Zusätze und eine nicht unbedeutende Verbesserung geben. Ebenfalls unnöthig sein hier auf die beiden ersten Bände des Werkes

hinzuweisen, welche umso stärker umgear-
t und vermehrt sind je länger der Zwischen-
ist welcher sie von den vorigen letzten
aben trennt. Allein die Werke dieser Wis-
haft greifen, je näher sie ihren Gegenstand
schöpfen suchen, sie mögen es wollen oder
, immer so unausweichlich und so tief in
ganze Getriebe der heutigen kirchlichen und
schen Parteien in und ausserhalb Deutsch-
ein, und die Verwirrung der öffentlichen
e in Kirche und Staat in welche diese uns
en ist jetzt fortwährend so drohend, dass
Interz. vorzüglich nur deshalb auch diese
genheit nicht vorübergehen lassen möchte
es der Beachtung vielleicht nicht Unwerthe
er zu sagen.

Jenn in allem Bösen welches unter Menschen
tig wird auch wieder ein Gutes verborgen
1 kann, welches nur richtig erkannt und
orgesucht werden will, so mag es sein Gutes
1 dass die zerstörenden einseitigen Bestre-
en in allen Dingen von Kirche und Staat
den Deutschen jetzt stark und deutlich
g hervorgetreten sind: auch das will uns
en alles Schädliche darin desto strenger zu
en und desto reiner zum Ganzen zu wir-

Und ebenso mag die Vermischung des
lichen und Staatlichen jetzt wieder bis zu
1 Aeussersten getrieben und jenes von al-
Arten der buntfarbigen Heuchler zur Er-
ung weltlicher Zwecke grell genug miss-
cht, dieses von den nicht minder buntfar-
1 Schaaren der Freunde der falschen Frei-
schädlich genug als allein berechtigt hin-
ellt ja schon als allein wirklich daseiend
kannt und gehandhabt werden: endlich
1 man in Deutschland lernen weder das

Eine noch das Andre zu verkennen, beide aber in das richtige ander zu setzen. Wie ist dies aber die einseitigsten Bestrebungen sich der Bibel selbst und der hinter grossen Geschichte knüpfen? Wozu Wissenschaft und wozu werden über sie geschrieben und Vorlesungen über der sichere Grund welchen man hier der zum Ausgangsorte für unser Besten sollte, selbst immer wieder unsicher

Man wird daher besonders in Worte zu dem zweiten Bande des vor genannten Werke einige Worte finden. Sinne über den nächsten Gegenstand ausgehen, und die dennoch gar hereinziehen weil sie nur auf einer Betrachtung des Inhaltes der grösseren hen. Es ist unglaublich was die P sem Felde heute in Deutschland wahr en: das menschliche Wort wird in zum gefügigen Mittel alles beliebig welche selbst fromm sein wollen mehr, und die welche dem Volk schen Freiheit nachjagen meinen in gen alle Wahrheit schon unter ihre um sie wo sie sich noch regen will zu können. Und dabei ist es selts wieder erklärlich dass sich im Kir im Politischen die Parteien in ihre ben plötzlich auch wieder völlig v zwicken, die Liebhaber der falsche freiesten und die frommen Bekämpf die ärgsten Umwälzler werden und die bessere Wissenschaft verbünden. sich durch alles das heute um so lassen je grössere Gefahren sichtbar heutige Bildung und unsre besten Zukunft bedrohen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück.

16. Mai 1866.

Die Geheimnisse des Sächsischen Cabinets.
1745 bis Ende 1756. Archivarische Vor-
arbeiten für die Geschichte des siebenjährigen
Krieges. Erster Band. Stuttgart, Cotta'sche
Verlagsbuchhandlung. 1866. XXXII u. 453 S. in Octav.

Das vorliegende, vom Verleger ungewöhnlich
reich ausgestattet Werk stützt sich ein Mal
gründlicher nicht in die Öffentlichkeit getrete-
ten Acten und Urkunden des Königlich sächsi-
schen Hauptstaatsarchivs in Dresden, die einzeln
dem Rubrum und nach der Registranden-
nummer namhaft gemacht sind, sodann auf Fa-
milienpapieren des Vitzthumschen Archivs. Der
Verfasser, welcher, wie das Vorwort besagt, aus hö-
flichen Rücksichten sich zur Anonymität ver-
pflichtet fühlt, unterzieht sächsische Zustände
und Persönlichkeiten einer unbefangenen, durch
keine Abneigung oder Vorliebe getrübbten Beur-
teilung; das träge und frivole Ministerium ei-
nerseits findet weder Bemäntelung noch Ent-
schuldigung und die Zeichnung des persönlich-
lichen, allen Intriguen abgeneigten, aber
mit Widerstreben den Regierungsgeschäften

sich unterziehenden August III. kränkt an keiner über das Mass der Billigkeit hinausgehenden Berücksichtigung des königlichen Hauses. Andererseits ist die einschlägige Literatur einer sorgsam und verständigen Benutzung unterzogen und die verdienstliche Arbeit Herrmanns über die Geschichte des russischen Staats findet bei mehr als einer Gelegenheit die gebührende Anerkennung, so fern auch dessen Auseinandersetzung über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges dem hier eingeschlagenen Wege der Untersuchung und Beweisführung steht. Dagegen kennzeichnen wiederkehrende Anspielungen auf die neueste Zeitgeschichte und die grellen Streiflichter, welche häufig mit mehr Animosität und Schärfe als mit Geschick auf die Richtungen und Erfolge der preussischen Politik geworfen werden, zur Genüge, dass der Verf. Hand in Hand mit den Enthüllungen der aus dem Titel bemerkten Epoche, politischen Tendenzen folgt, falls nicht etwa diesen die Ersteren der Hauptsache nach als Substrat dienen. Von dieser Ansicht wird sich der Leser schwerlich auch dann lossagen können, wenn er den Versicherungen des Vfs begegnet, dass er nicht im Interesse einer der jetzt um die Herrschaft ringenden Parteien, nicht in der Hoffnung, die öffentliche Meinung irgendwie zu beeinflussen zur Feder gegriffen habe.

Dieser erste Theil zerfällt in vier Abschnitte oder wie der Vf. sie bezeichnet »Studien« von denen die erste sich zunächst der Begrenzung der Aufgabe zuwendet und diese auf den Zeitraum vom Abschluss des Friedens von Dresden bis zur Capitulation der sächsischen Armee, also von den letzten Tagen des Jahres 1745 bis zu Mitte des October 1756 beschränkt. Nebenbei werden im voraus die aus den Unter-

gen gewonnenen Resultate vorgelegt; deren Grundlagen erst in den nachfolgenden Abschnitten Gegenstand specieller Erörterungen bilden.

Es sollen die Entstehungsursachen des siebenjährigen Krieges vom europäischen, keineswegs bloss vom sächsischen Standpunkte aus dargestellt werden und wenn bis dahin jene Kampfbilder fast nur Berichterstatte aus dem preussischen Lager fand und mit wenigen Ausnahmen auf preussischen Quellen beruht, so sehen jetzt ein breites, inhaltschweres Material zu Gebote, dessen Verwendung früher nicht in Betracht kam.

Die Hauptursache, aus welcher die Geschichte des siebenjährigen Krieges

nicht geben kann, so lautet der scharf und verständlich gehaltene Ausspruch des Vfs., dass wir in der That, dass das damals begangene Verbrechen noch immer nicht getilgt ist.

Nach ihm kann erst dann dieser Raum einer unparteiischen Revision unterliegen

wenn über das Compromiss von Huberts-

in letzter Instanz des völkerrechtlichen Urtheiles die Entscheidung gefällt und das po-

sthe Testament Friedrichs II. dem Verschlusse des Archivs entzogen ist. Es handelt sich, kurz

zusammengefasst, vornehmlich um die Frage,

Friedrich II. auf Grund eines factisch bestehenden oder doch von ihm geglaubten Offen-

barbündnisses zwischen Russland und Oestreich Sachsen zum Kriege getrieben sei. Beides

der Verf. aufs Entschiedenste in Abrede;

erklärt nur den Eroberungskrieg.

Es hat anfangs einige Schwierigkeiten, den

der Untersuchung herauszuschälen, sich

alle Verhüllungen und Verpuppungen, durch

eingeflochtenen Zwischenfälle diplomatischer Verhandlungen und die oft in die Breite gezo-

Darstellung hindurchzuarbeiten, bis man

sen beigetreten sei, die Zerstückelung des preussischen Staats zum Gegenstande gehabt habe und sonach der zuvorkommende Angriff Friedrichs II. nur als ein Act der Nothwehr angesehen werden dürfe, hält der Verf. für erforderlich, auf die politischen Richtungen und diplomatischen Verhandlungen Sachsens von der Zeit des Friedens von Dresden bis zum Jahre 1755 zurückzugehen und eine Schilderung der einflussreichsten Persönlichkeiten am kurfürstlichen Hofe voranzuschicken.

In der zweiten, mit der Ueberschrift »Petersburg und Aachen« versehenen Studie lässt der Verf. meist die Actenstücke reden, deren Inhalt, wo es erforderlich scheint, wörtlich eingerückt wird. Ein im April 1746 zwischen Sachsen und Frankreich heimlich abgeschlossener Vertrag, vermöge dessen Ersteres sich zur Neutralität verpflichtete, so lange es nicht in seiner Eigenschaft als Reichsstand zur Theilnahme am Kriege gezwungen werde, hatte bei den durch den Petersburger Tractat verbündeten Kaiserhöfen von Oestreich und Russland den Verdacht erregt, dass der Kurfürst der Politik des französischen Widersachers beigetreten sei. Dieses Misstrauen musste indessen schwinden, sobald der Wortlaut jenes Vertrages nicht mehr Geheimnis blieb. Auf Frankreichs Wunsch unterzog sich Sachsen mit Erfolg der Vermittelung des nachmals zu Aachen abgeschlossenen Friedens und wurde nun zum Beitritt des Petersburger Tractats aufgefordert, dessen geheimer Separatartikel dahin lautete, dass, wenn Preussen, dem Frieden von Dresden zuwider, die kaiserlichen Länder überziehe, beide Mächte zur Abwehr vereint stehen wollten und Oestreich zur Wiedereroberung seiner verlorenen Provinzen berechtigt sein solle. Ein vom kurfürstlichen gehei-

Rath eingeholtes Gutachten erklärte sich, ehmlich auf Grund jenes Separatartikels, der Preussen den Vorwand zu einem Friebruche mit Sachsen an die Hand geben e, gegen den Beitritt. Diesem Dafürm stimmte schliesslich auch der allmächtigste Graf Brühl bei und der gewünschte Anuss Sachsens erfolgte nicht. Diese That-e räumt auch Hertzberg in seinem Mémoireonné ein; aber fügt er gleich darauf hinzu, allen gefährlichen Anschlägen, welche man Vien auf die Petersburger Allianz baute, i Sachsen gleichen Antheil.

n der dritten, »Westminster und Versailles; ar 1755 bis August 1756« überschriebenen ie handelt es sich erstens um die 1755 h preussische Diplomatie vereitelten Be-angen Frankreichs, Sachsen durch eine enge nz völlig an das französische Interesse zu fen, sodann um den zwischen Preussen und and zu Westminster eingegangenen Vertrag, er, nach der jedenfalls einer genaueren isführung bedürfenden Ansicht des Verfs, chst aus dem Wunsche Friedrichs II. ent-og, durch die Vermittelung Englands seine öhnung mit Russland zu erwirken. Dass

damals der Subsidienvvertrag, demzufolge Seemächte zur Erhaltung des sächsischen es einen jährlichen Beitrag von 48000 Pfund ling geleistet hatten, ablief, giebt dem Vf. genheit, eine kurze aber belehrende Ueber-über den damaligen Zustand der sächsi-n Finanzen und somit über die unselige valtung des Grafen Brühl einzuflechten. Nur lieses Capitel wiederum nicht arm an Ab-weifungen der verschiedensten Art, die bald sechszehnte Jahrhundert, bald in die Jetzt-hineingreifen und unter andern die schwer-

lich auch nur theilweise begründete Mittheilung enthalten, dass Kaiser Karl V. 1553 ernstlich daran gedacht habe, durch Abtretung des linken Rheinufers Frankreich zu gewinnen und durch dessen Unterstützung die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen.

Nun erst tritt der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe näher, indem er auf das am 1. Mai 1756 zwischen Oestreich und Frankreich abgeschlossene Bündniss auf gegenseitige Vertheidigung eingeht und bei dieser Gelegenheit aus archivalischen Vorlagen das so oft citirte Schreiben Maria Theresias an die Pompadour als eine böswillige Erfindung erhärtet. Erst vier Wochen später gewann man in Dresden von diesem Bündnisse Kenntniss und im Julius 1756 meldete Brühl dem sächsischen Gesandten am französischen Hofe, Grafen von Vitzthum, dass Preussen vermöge seiner mit Hast betriebenen Rüstungen die Besorgniss erzeuge, dass es die Offensive zu ergreifen gedenke und wahrscheinlich, wie früher, den Durchmarsch durch das Kurfürstenthum nehmen werde. In Versailles glaubte man nun freilich nicht, diese Befürchtungen theilen zu dürfen, befürwortete jedoch die Ergänzung des Heeres und einen engen Anschluss an Oestreich. Wenn aber Vitzthum sich dringend für die möglichste Annäherung an Frankreich aussprach, um jeder von Preussen in Aussicht gestellten Gefahr zeitig zu begegnen, so beharrte Brühl dagegen bei der Ansicht, aus dem harmlosen Defensivbunde mit den beiden kaiserlichen Höfen nicht heraustreten zu dürfen.

Die vierte Studie umfasst die Verhandlungen und meist bekannten Ereignisse vom vorletzten Tage des August bis zum 6. September 1756. Die Sorglosigkeit des Grafen Brühl wurde auch dann nicht gestört, als die Meldungen von dem

zusammenziehen eines preussischen Heeres und dessen Annäherung an die sächsische Grenze sich häuften. Um so herber war die Täuschung, als am 29. August der preussische Gesandte in Dresden die Erklärung abgab, dass der König sich wegen der Rüstungen Oestreichs gedrungen fühle, in Böhmen einzurücken und zu dem Behufe dem Heere einen »unschädlichen Durchmarsch« durch Sachsen zu gewähren bot. An einen abschlägigen Bescheid konnte der Kurfürst um so weniger denken, als er völlig ungerüstet stand, das Heer, seitdem die Subsidien aufgehört hatten, von 40,000 auf 19,000 Mann educirt war. Man begnügte sich also mit den erforderlichen Vorkehrungen, damit der Durchmarsch der preussischen Regimenter die kurfürstlichen Unterthanen möglichst wenig belästige. Schon am 30. August wurde Leipzig von den Preussen besetzt und deren Führer, Herzog Ferdinand von Braunschweig — der Verf. verwechselt ihn mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand — debütierte mit der gegen eine Demonstration des Handelsstandes der Stadt abgegebenen Erklärung, dass die Kaufmannschaft fortan dem Könige von Polen keinerlei Abgaben zu entrichten habe. Unter diesen Umständen konnte natürlich der Kurfürst nicht länger zweifeln, dass es sich nicht sowohl um den angekündigten Durchmarsch als um die Occupation seines Landes handle und dass, wenn er sich in einem hiernach eingelaufenen Schreiben Friedrichs II. mit den Versicherungen freundschaftlichen Wohlwollens überhäuft sah, während zugleich die »noirs complots« des Grafen Brühl als die Ursachen des augenblicklichen Verfahrens angegeben wurden, der König mit der Entfernung des Ministers einen Wechsel des Systems, den Anschluss an Preussen, zu erzwingen gedenke.

Dieser erste Theil schliesst mit der von Dresden aus erfolgten Notification des Geschehenen an die im Defensivbunde mit Sachsen stehenden kaiserlichen Höfe und mit der Uebersiedelung des Kurfürsten in das feste Lager bei Pirna. Man wird sonach der eigentlichen Enthüllung hinsichtlich jenes oft besprochenen, auf den Offensivbund Sachsens mit den genannten Mächten bezüglichen archivalischen Documente erst mit dem folgenden Theile entgegensehen.

Die himjarische Kasideh. Herausgegeben und übersetzt von Alfred von Kremer. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1865. — VII und 32 Seiten in Octav.

Ueber die südarabische Sage. Von Alfred von Kremer. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1866. — XIX und 151 Seiten in Octav.

Unsere Kenntniss von der alten Geschichte Südarabiens ist noch ausserordentlich dürftig. Ein jeder Beitrag zur Vermehrung derselben ist daher mit Anerkennung aufzunehmen; denn dass die Geschichte eines Landes näher bekannt zu werden verdient, welches schon im Alten Testament und noch weit mehr bei den Griechen und Römern als ein geheimnissvoll herrliches Wunderland erscheint, von dem die spätern Araber die grossartigsten Vorstellungen haben und welches durch seine allmählich an Tage tretenden Denkmäler sich wirklich als der Sitz einer alten, grossen Cultur erweist, das bedarf keines weitem Beweises. Wir müssen daher Herrn v. Kremer unsern besten Dank dafür sagen, dass er es auf sich genommen hat, durch Aufschluss neuer arabischer Quellen die Kunde der südarabischen Sage und Geschichte zu erweitern. Der genannte Gelehrte fand in der k

Hofbibliothek in Wien eine Art Lobgedicht über die Geschichte Jemen's von Naschwân b. Saïd, gest. im Jahre 573 d. H., welcher seine Abkunft selbst aus edlem himjarischen Geschlecht herleitete, nebst einem ausführlichen Commentar. Das Gedicht ist der Form nach eine Klage über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit. Es wird immer gefragt: wo ist nun der grosse N. N., der das und das gethan hat? und auf diese Weise erhalten wir eine lange Reihe von Namen zum Theil mit einigen näheren Angaben über die Träger derselben. Der Herausgeber meint nicht mit Unrecht, dass das nächste Muster des Dichters wohl ein, allerdings ganz oder theilweise unechtes, Lied des berühmten Kuss b. Sâida*) sei, welches er S. 73 ff. übersetzt. Zu bemerken ist jedoch, dass ähnliche Klagen, über vergangene Helden, Herrscher und Reiche schon in der vorislamischen Zeit gar nicht selten sind, nur dass sie natürlich bei Weitem nie den Umfang und die Trockenheit des vorliegenden Liedes haben. Das Lied bietet nämlich im Ganzen nur eine sehr dürre Aufzählung von Namen, welche erst durch den Commentar verständlich und geniessbar wird. Leider ist der Text des Letzteren in der Wiener Handschrift so verdorben, dass Herr v. Kremer darauf verzichten musste, denselben ganz herauszugeben, während er uns dies Gedicht selbst vollständig in dem an erster Stelle angezeigten Hefte vorlegt. Er theilt uns aber den wesentlichen Inhalt des Commentars in deutscher Uebersetzung mit und verbindet damit eine eingehende und umsichtige Besprechung der darin enthaltenen Sagen Geschichte Jemen's.

Nach den Auseinandersetzungen des Verf.'s

*) Der übrigens sicher nie Bischof gewesen ist, wie auch hier wieder behauptet wird.

beruhen die Angaben des Commentars hauptsächlich auf dem Werke Alhamdânî's über die Geschichte Südarabiens, welches bis jetzt als verloren gelten muss. Er weist aber auch die Bedeutung andrer Männer für die Gestaltung dieser Sagen nach; namentlich macht er mit Recht auf den Erzähler der ersten islâmischen Zeit Abîd (so, nicht Ubaid, nach Ibn Chalikân) b. Scharja aufmerksam, der als einer der wesentlichsten Schöpfer dieser ganzen Sagen anzusehn ist. Leider ist nämlich das Ergebniss der Untersuchung, dass in dieser angeblichen Geschichtserzählung nur verhältnissmässig sehr wenig wirklich Geschichtliches ist. Auch der Verf. kommt im Ganzen zu diesem Schluss, nur scheint er mir in dieser Hinsicht noch nicht weit genug zu gehn, indem er nicht genug Nachdruck auf die absichtlichen, tendenziösen Erdichtungen legt.

Die grosse Zeit des sabäischen und himjarischen Reichs war beim Auftreten des Islâm längst dahin. Wenn uns einst die Denkmäler namentlich die Inschriften, welche dieser Zeit entstammen, vollständiger bekannt und deutlich sein werden, so ist zu hoffen, dass wir wenigstens manche Seiten jener Geschichte weit genauer werden kennen lernen, als es bis jetzt nach den vortrefflichen Arbeiten des so früh der Wissenschaft entrissenen Osiander möglich war. Aber zu den spätern Arabern war aus jener Zeit Nichts als ein paar Namen gedrungen. Bei den landläufigen Ansichten von der Sicherheit orientalischer mündlicher Ueberlieferung müsste eine solche Thatsache wunder nehmen; aber bei einer nähern Einsicht in die Irrigkeit jener ist sie ganz natürlich. Der Verf. führt selbst auch von mir (Ueber die Amalekiter S. 26 f.) hervorgehobene Beispiel der Geschichte des Vol-

es Thamûd für die Kürze des geschichtlichen Ge-
 lächnisses der Araber an, nur schwächt er es
 dadurch nicht wenig ab, dass er die letzte Er-
 wähnung der Thamûd in der *Notitia dignitatum*
triusque imperii ins dritte Jahrh. statt ums
 Jahr 400 setzt. Merkwürdig ist aber, dass er
 dennoch im Ganzen an jener Vorstellung fest-
 hält, und sie damit erhärtet, dass ihm selbst
 in Beduine Episoden aus der Basûs-Fehde,
 also aus einer vor ungefähr 1300 Jahren ge-
 schehenen Begebenheit, erzählt habe. Aber
 Herr v. Kremer hat uns ja selbst Nachricht von
 dem modernen Roman über diese Fehde gege-
 ben, und dass die Kenntniss jenes Beduinen, mit-
 telbar oder unmittelbar, aus dieser oder einer ähn-
 lichen Quelle, und nicht aus uralter rein mündli-
 cher Ueberlieferung stammt, scheint uns unzweifel-
 haft. Doch mag man davon denken, was man will,
 die Kenntniss der alten Geschichte Jemen's bis
 ins 6. Jahrh. n. Chr. war bei den Muslimen von
 Anfang an sehr gering. Wir weisen nur darauf
 hin, wie sie durchaus nichts Näheres über die
 kern Berührungen mit dem Reiche, das mit
 ihnen doch nothwendig von alter Zeit her oft
 kriegerisch und friedlich zusammenstossen musste,
 (mit Aethiopien, wissen *); ferner auf die Selten-
 heit eines Zusammenstimmens mit den allerdings
 spärlichen, unzweifelhaft richtigen Daten der
 assischen Schriftsteller und der Inschriften.

Dieser Mangel hinderte aber die Geschichts-
 zähler nicht, einen ausführlichen Bericht über
 den Gegenstand zu geben. Was man nicht
 wusste, das erfand man, und da man einmal
 nicht durch positive Ueberlieferung gebunden
 war, so fühlte man sich um so freier von den

*) Vergl. die Inschriften von Axûm, sowohl die in
 hebräischer, wie die in äthiopischer Sprache, auf denen
 einige von Aethiopien als Beherrscher Jemen's auftreten.

Rücksichten auf Richtigkeit und Möglichkeit Herr v. Kremer scheint mir in diesen Dichtungen viel zu viel Gewicht auf Volkssagen zu legen. Ich sehe fast überall nichts, als bewusste Erdichtung, und diese kennzeichnet sich durch die Entschiedenheit ihrer Tendenz, Jemen gegenüber den Nordarabern in ein glänzendes Licht zu stellen. Man weiss, wie vielfach sich in den beiden ersten Jahrhunderten die s. g. jemenischen Stämme mit den maaddischen (is-maelitischen d. i. Mudar und Rabia) rieben. Diese waren durch Muhammed und den Stamm Kuraisch an die Spitze gekommen. Jene, die sich bis dahin nie als eine Einheit gefühlt hatten, wie sie denn offenbar keine weitere Gemeinschaft hatten, als dass sie alle (oder meistens) in verschiedenen Zeiten einmal vom Süden hergekommen waren, wurden vielfach durch den Gegensatz geeinigt, und die kindlichen Anfänge der Geschichtswissenschaft thaten ihnen den Gefallen mit Hülfe einiger dunkler Stammessagen ein stattliches genealogisches Gebäude zu errichten, welches sie, die zum Theil vielleicht nie etwas mit dem himjarischen Culturvolk zuthun gehabt hatten, die jedenfalls sämmtlich je den maaddischen Stämmen, neben denen sie gerade lebten, vollständig assimiliert waren, an die alten hehren Namen Himjar und Saba anzuknüpfen und sie dadurch als die älteren und im Grunde allein wahren Araber darzustellen vermochte. Aber noch mehr suchten die eigentlichen Nachkommen der Himjaren sich den Kuraisch gegenüber in ein richtiges Licht zu stellen. Mit der Geschichte des letzten Jahrhunderts, die man noch kannte, war kein Staat zu machen: war man doch abwechselnd von grausamen Judenkönigen, von verachteten Abyssiniern und verhassten Persern beherrscht. Die blosse, schattenhafte Erinne-

an die einmalige Herrlichkeit konnte nicht allein imponiren, aber sie reizte doch anders zur Erdichtung. So nahm man denn Namen von Stämmen und Königen, die wohl in der Erinnerung vorfindet, und statte sie mit gewaltigen Thaten aus. Hatten Kuraisch ihre Eroberungen bis nach Transien und Mauretanien ausgedehnt, so waren Herrscher ebensoweit, ja noch weiter, bis t und China, gedungen, hatten die persi- Sagenkönige (Minôtschihr und Kai Kâûs) gen nach Jemen geführt, ferne Städte gedet und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt*). sichten auf Chronologie und thatsächliche älnisse brauchte man nicht zu nehmen, dass nach vielen Jahrhunderten europäische hrte sofort erkennen, dass ihr grosser afri- scher Eroberer Ifrîkîs, der Gründer der t Ifrîkîja, sogar wer weiss durch welche ittlung? — aus europäischer Quelle stam- müsse, konnte die Herren nicht kümmern. Dieser, auch in nebensächlichen Zügen aus- äigten, Tendenz kommt noch, wie durchge- s bei den Geschichtserzählern dieser Zeit, t manchen solideren, ein rein belletristisches esse. Man flocht eine Reihe von romanti- n Abenteuern in die Erzählung, schmückte mit Gedichten aus, die man den handelnden onen in den Mund legte und schuf dadurch, zum Theil wirklich vortreffliche, aber frei- weder geschichtliche noch volksthümliche tellung.

Als Muslime mussten diese Erzähler in ir- l einer Weise an die biblische und korani- Ueberlieferung anknüpfen. Sie thaten das, m sie den echt einheimischen Stam-

mesnamen Kahtân *) mit dem biblischen Joktan identificirten und dadurch die erwünschte Fortführung ihrer Geschichte bis auf Adam gewannen, und indem sie ferner Geschichten wie die von Salomo und der Königin von Saba (Bilkis) an irgend einem passenden oder unpassenden Ort einschoben. Den wenig rühmlichen Schluss ihrer Geschichte konnten sie freilich nicht verschweigen. Aber zu beachten ist, dass die Erzählung aus dem letzten Zeitraum zwar weit authentischer, aber auch weit dürrer wird. Hierdurch tritt gerade das oben Gesagte noch deutlicher hervor.

Nun wäre es aber doch ganz falsch, wollte man das Kind mit dem Bade ausschütten und aus dem eben Gesagten den Schluss ziehen, die ganze arabische Ueberlieferung über die Geschichte Jemen's habe gar keinen Werth. Mit besonnenem Urtheil kann man allerdings einige nicht unwichtige Daten aus ihr schöpfen, wie das der Verf. wiederum zeigt. Dass die überlieferten Namen bis auf jenen Ifrikis und vielleicht noch einzelne andere wirklich einheimisch waren, ist nicht zu bezweifeln: die Inschriften und, worauf schon Dillmann aufmerksam gemacht hat **), die äthiopischen Königslisten bestätigen sie d. h. nicht in dem Sinne, dass sie dieselben Individuen sondern nur dass sie andre Träger desselben oder ähnlicher Namen bezeichnen. Freilich ist es nur theilweise möglich, diese jemenischen Königsverzeichnisse in ihre richtige

*) Ptolemäus 6, 7 hat die *Karaviras* ungefähr in derselben Gegend, in welcher noch jetzt der alte Name lebendig ist (Sprenger in der Zeitschr. d. D. M. G. XVII. 216). Wie fern der von קרח abgeleitete Name dem biblischen, von קרח gebildeten, steht, leuchtet ein.

**) Der Verf. scheint uns diesen Umstand etwas zu weit auszudehnen.

ung zu bringen und eine auch nur annä-
 de Chronologie zu versuchen, da die Erzäh-
 mit den wenigen sicher überlieferten Punkten
 willkürlich gewirthschaftet haben. Es wird
 n sehr schwer, mit Hülfe anderweitiger Quel-
 auch nur die ungefähren Epochen der ver-
 edenen Reiche zu bestimmen, welche in Je-
 bestanden haben. Gewisse ethnologische
 geographische Thatsachen lassen sich aus
 Ueberlieferung gleichfalls noch mit mehr
 weniger Deutlichkeit erkennen und spätere
 leckungen können hier vielleicht noch man-
 bisjetzt Unsichere oder Unverständliche in
 klares Licht setzen. Vor Allem dienen aber
 arabischen Berichte dazu, uns über die
 e vorislamische Periode Jemen's aufzuklä-
 und von den so erworbenen Kenntnissen
 schlüsse auf die früheren Zeiten zu machen.
 Dieser Hinsicht sind selbst scheinbar trockne
 enlisten von grossem Werth: sie geben uns
 Aufzählung grosser Reichsbarone. Wir er-
 en deutlich, dass Jemen zahlreiche vom
 rkönig nicht allzuabhängige, Feudalherren
 e, und die Art wie sie ihren Namen nach
 n Wohnsitzen tragen, macht es uns sicher
 möglich, die Eintheilung des Reiches etwas
 er zu erkennen. Dieselbe, in der Bodenbe-
 ftenheit des fruchtbaren Berglandes tief be-
 dete, Einrichtung finden wir aber auf den
 rften; von späteren Untersuchungen an
 und Stelle ist auf diesem Gebiete gewiss
 a manches Ergebniss zu hoffen. Die Wich-
 eit der festen Sitze tritt aber nicht bloss bei
 Adelsgeschlechtern, sondern bei der ganzen
 ölkung hervor. Während bei den Wüsten-
 bern der Stamm durchaus nicht an feste
 graphische Gränzen gebunden ist, sind in
 em Ackerbaulande die Namen der Orte und

Gegenden vielfach, wenn nicht ursprünglich immer, auch die der sie bewohnenden Stämme, d. h. wohl: der Begriff des Stammes im echten Beduinensinn existiert hier nicht.

Wir könnten noch auf einige andere Dinge in den Berichten der Araber und namentlich der hier neu aufgeschlossenen Quelle eingehn, die einen geschichtlichen Werth haben, doch würde uns dies leicht zu weit führen, und wir müssen auf die Ausführungen des Verf.'s verweisen, denen wir uns in sehr vielen der wichtigsten Punkte nur anschliessen können. Namentlich müssen wir das auch in Bezug auf seine Polemik gegen Caussin's Chronologie und ganze s. g. geschichtliche Kritik thun.

Uebrigens enthält der Commentar des Gedichtes ausser dem geschichtlich Merkwürdigen noch mancherlei anderes Wichtige. Auf den sprachlichen und literarischen Werth der in ihm enthaltenen romantischen Erzählungen und Gedichte, trotzdem dass diese meistens untergeschoben sind, macht Herr v. Kremer mit Recht aufmerksam. Ein besonderes Interesse gewährt uns die himjarische Inschrift, welche er uns S. 96 nach dem Commentar in arabischer Transcription und Uebersetzung mittheilt. Leider ist nicht bloß erstere, sondern auch letztere so entstellt, dass wir nicht viel damit machen können. Wenn wir auch nicht daran zweifeln können, dass der Araber die himjarische Inschrift nicht mehr richtig verstehn konnte, so scheint er doch noch einige Wörter (besonders ٩٧١ »Jahr«) noch herausbuchstabiert zu haben. Leider fehlte es auch den wissenschaftlich eifrigen Arabern jener Jahrhunderte ganz an dem Sinn für derartige sprachliche und Alterthumsstudien, so dass die Kenntniss der alten Schrift und Spra-

obgleich noch nicht völlig erloschen, doch aus nicht wissenschaftlich verwerthet ward. Aus dem Gesagten geht hervor, wie sehr vollständige Herausgabe des Commentars wünschenswerth ist, die freilich nur dann uns zu Gute werden können, wenn man sie nicht bloss aus der verderbten Handschrift des Verfassers veranstalten können. Wir müssen aber darum doch bestens danken, dass er wenigstens so Viel als möglich mitgetheilt mit Fleiss und Geschick bearbeitet hat.

Unsere Anerkennung der Leistung Herrn v. Kremer wird steigen, wenn wir bedenken, dass diese Arbeit in Galatz (in der Moldau), nur durch die Mittel seiner Privatbibliothek ausgeführt, fertig gemacht hat. Wenn sich vielleicht auch noch aus gedruckten Quellen Eini-
gungen ergänzen oder berichtigen lässt, wenn die vorhandenen handschriftlichen Schätze zur Verfügung kommen, dies noch in höherm Grade werden thun können, so fällt daraus kein Tadel auf den Verf. So wenig wollen wir ihm einige kleine geistliche Versehen vorwerfen. Wir erkennen vielmehr an, dass er mehr geleistet hat, als nach seinem eignen Eingeständniss erwartete.

Die schwache Seite des ganzen Werks ist, dass der Verf. selbst zu fühlen scheint, die rein sprachliche. Fast überall, wo er sich auf sprachliche Detailuntersuchungen einlässt, geht er fehl oder verweise z. B. auf das Missverständniss hinsichtlich des Wortes צלמה, welches, so viel bekannt, noch Niemand für einen *Pluralis* gehalten hat); auf die Auffassung des aus dem Arabischen stammenden Wortes *mahraq* als eines sehr alterthümlichen, an die Ableitung von *thāt* aus *Bīr Hūd* u. A. m. Aber glücklicherweise nehmen solche Untersuchungen keine

hervorragende Stelle in dem Buche ein. Wir wollen auch nicht hervorheben, dass sich an der Uebersetzung der Verse hie und da Einiges aussetzen lässt: dergleichen Missverständnisse begehn auch die philologisch Geschultesten wohl einmal. Allein besonders stark tritt die sprachliche Schwäche in dem ersten Hefte hervor, welches ja nur den Text und die Uebersetzung des Gedichtes enthält. Der Text des letzteren in der Handschrift bedarf zwar einiger Nachbesserungen, ist aber nicht schlecht *). Der Herausgeber hat nun zwar an einigen Stellen den Text richtig verbessert, aber an mehreren Stellen ist die Lesart der Handschrift seiner Verbesserung vorzuziehen, einige Stellen, die der Verbesserung bedürfen, sind unverändert gelassen und die ihm ganz allein angehörige Vocalisation enthält viele grobe Fehler gegen Metrum und Grammatik. Wir wollen diese Behauptungen ausführlich belegen. Vers 31 war die Lesart der Handschr. zu behalten bis auf die eine Aenderung الجباء; dass Arrâisch die Stadt رانة in Indien gebaut habe, finden wir ja auch im zweiten Heft S. 63. Unnöthig ist die Aenderung

V. 34, wo يعرض auf فياً geht. In V. 35 kann für die etwas gewaltsame Aenderung vielleicht

die Lesart يَتَّ (*bietet dar*) stehen bleiben. V. 37 ist der Schluss, wenn nicht etwa der Commentar entschiedene Fingerzeige auf die gegebenen Conjecturen enthalten sollte, in engen Anschluss an die Handschrift zu lesen

يَدْعُوا لَا حِينَ بَرَّاح (indem er rief: »es ist keine

*) Wir sehen hier überall von den Eigennamen ab. Ferner betrachten wir die nachträglichen Verbesserungen als bereits geschehen

zum Aufhören* vgl. meine Gesch. d. Qorân's 48). V. 75 lies mit der Hdschr. بمنارة. V. 80 die bedenkliche Aenderung aus metrischen Gründen nicht nöthig; während in أخوه das ^ف in ein ^و verwandelt wird, geht das Umgekehrte in المردى. V. 87 ist غلقت der Hdschr. ebenso gut, wie die Vererbung. Unnötige orthographische Verbesserungen finden wir V. 4 und 126.

Fehler aus metrischen Gründen sind, obwohl der Dichter das Metrum wohl ins Auge gefasst hat, nicht selten.

Besonders häufig ist der Fall, dass er ein Wort, welches eigentlich schwach (als Diptoton) behandelt wird aber des Versmasses wegen starke Inflection (als Triptoton) erhalten muss, doch schwach lässt; gleich der 2. Vers enthält einen

ähnlichen Fall (طباع für طبائع), und andre finden

noch v. 22, 24, 26, 33, 41, 45, 66, 98, 105, 110, 118 (2 mal). Im V. 22 (wo das Hamza

erweicht wird), 58 und 61 sind sogar recht starke Nomina gegen das Metrum schwach gemacht. Der Reim ist nicht beachtet

v. 16, wo صحاح Adjectiv zu سير ist; in V. 20,

zu lesen وزهيرٌ مُلكٌ زاهرٌ وضاح nach der Ver-

bindung زيد الحيل und 103, wo نباح Apposition

fehlt. Starke grammatische Fehler enthalten die Verse 28, 41, 54, 62 und 65, in denen Genitiv mit Artikel oder im St. constr. a erhält. Ferner bemerken wir noch folgende Verbes-

serungen: V. 5 ist besser **يَنْجَرِي** (passiv). V. 20 lies **الْهَمِيسَع**, wie der Herausgeber auch im andern Heft spricht, V. 37 besser **يَنْقَطِع**. V. 43

ist wohl **الْمُنْصَاح** »des weiten« zu lesen. V. 52 ist die Lesart des Herausgebers sicher falsch, schon wegen der »geizigen Schwerter« eine sichere Emendation habe ich allerdings nicht, doch möchte ich im strengen Anschluss an die Hdschr. **تَكْلَلُ** lesen. V. 58 lies **بِالْعَنْفِ** **الْإِسْجَاحِ** »Brust«.

V. 59 lies **صَاحِبْ** (Zustands-Acc.). V. 78 lies **مُسْتَعْدِيَا** im nähern Anschluss an die Hdschr. (Zustands-Acc. zum vorhergehenden Suffix). V. 114 erfordern Versmaas und Sinn die Aenderung

الرَّدَى »das Verderben«. Rathlos stehe ich aber dem metrischen Ungethüm 26 *a* gegenüber und muss die Verbesserung des unrichtigen Schlusses von V. 126 dem überlassen, welcher die wahre Form des Eigennamens am Ende erfahren kann.

Man wird vielleicht diese unsre Anmerkungen als Beweis einer kleinlichen Auffassung ansehen. Allerdings kennen wir schon eine solche Anschauung, nach welcher die grammatische Genauigkeit etwas sehr Nebensächliches ist und nur dazu dient, den Blick von der Betrachtung der grossen Dinge abzulenken, statt dass sie von Jedem als nothwendige Grundlage sicherer Forschung angesehen werden sollte. Wie würde man wohl über einen Forscher auf dem Gebiete griechischer Geschichte urtheilen, welcher die einfachsten Accentregeln verletzte oder mitunter einem Masc. auf *ος* den Genitiv *ης* gäbe? Freilich wird es durch die ganze Art der arabischen

ache und Schrift ausserordentlich erschwert, grammatische Sicherheit zu erlangen und kleine Fehler kommen fast in jeder Ausgabe, aber die Forderung sprachlicher Richtigkeit muss dennoch aufrecht erhalten werden.

Wenn ich als unparteiischer Zeuge die Fehler beider Bücher nicht verschweigen konnte, so wäre ich dennoch zum Schluss noch einmal, dass

Herr von Kremer durch dieselben ein edenes Verdienst erworben hat.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Edmond de Coussemaker: l'Art harmonique des XII et XIII. siècles. Paris, Durand Didron 1865. XII u. 292 Seiten Text, nebst Nummern CV S., Traductions 123 S. in Quart. Der unermüdliche Fleiss des Verf. der sich länger als zwei Jahrzehnten — sein Mémoire Hucbald erschien 1841 — auf dem Gebiete mittelalterlichen Musik bewegt, hat uns wiederum mit einer umfangreichen Arbeit beschenkt, der nächstens noch zwei verwandte folgen werden: über die harmonische Kunst des 14. Jahrh., über die mittelalterlichen Musik-Instrumente. stehen Collectaneen, literarische Verbindungen und andre Hülfsmittel zu Gebote die in gleichen Maasse selten beisammen sind; er weiss fruchtbar auszubeuten und hat manches Dankwerthe zu Tage gefördert, wobei wir jedoch nicht verhehlen dürfen, dass mit allen jenen Gelernten der Anfang gemacht ist zu dem was Kunstgeschichte bedarf um auf sicherem Grunde zu stehen. Die Erforschung der Anfänge der harmonischen oder mehrstimmigen Musik zunächst auf liturgischem Gebiete begonnen ehrenwerthem Wetteifer beider abendländischen Kirchen, im kirchlichen Zeitalter durch Engelische, im Revolutionszeitalter durch rö-

mische Katholiken. Wir erwähnen das, weil kürzlich auch in diesem Punkte um Prioritäten gestritten und der Anhub tieferer Forschung beiderseits parteiisch in Anspruch genommen ist. Denn dass im 16. Jahrhundert die Evangelischen es waren welche die unverfälschte Tradition hegten und schirmten, bezeugen auch die Päbstlichen, indem Guidetti Directorium Chori, das 1589 nach tridentinischen Grundsätzen ausgeführte Lehrbuch des gregorianischen Gesanges, sich eingeständlich stützt auf Lossii Psalmodia 1553. Später haben die Protestanten Staphorst (Hamburg. Kirchengeschichte 1723 I, 3, 327) und Joh. Lud. Walther (Lex. diplomaticum Göttingen 1745) sich bemühet die Choralnoten bis zur Neumenschrift zu verfolgen, ehe noch moderne Geschichtsforschung im Schwange war. Musikhistorie ist danach begonnen durch G. B. Martini 1757, der es in 3 Quartanten nur bis zum Griechenthum gebracht hat; ihm nachfolgend die Protestanten Burney, Hawkins und Forkel, insgesamt weniger der heiligen Tonkunst nachspürend, als der gelehrten oder volksthümlichen. Erst der Revolution gegenüber warf die römische Kirche Panier auf, und begann die Restauration der Liturgie, darin dem übrigen Abendlande musterhaft und anregend — und so sind es auch römische Katholiken, die im 19. Jahrhundert zuerst der Musikhistorie nachforschen. Kiesewetter 1820, Fétis 1821 — dann noch Winterfeld 1834, Coussemaker 1841. P. Lambillote S. J. 1851, Schubiger 1858. — Dies nur zur Beschwichtigung ungestümer Ansprüche, welche seit dem neuesten Fortschrittsstadium in München und Wien aufgetaucht sind, um den protestantischen Geschichtsforschern Unwissenheit*) oder Unredlichkeit vorzuwerfen, wogegen

*) Minder kränkend erscheint der Vorwurf der Allg.

redlichen Arbeiter Proske, Commer und Met-
 iter wohl wissen was sie Lossius, Praetorius

Winterfeld verdanken, und wie gleicher-
 sen beide Theile zur Forschung der Wahrheit
 chtigt und verpflichtet sind. — Unser Vf. wird
 dieser Controverse nicht direct berührt, ob-
 auch Er gleich seinem Freunde Lambillote
 schön ins Licht zu stellen wissen, was Alles
 zuerst gefunden und wie sicher und un-
 elbar die römische Gelehrsamkeit den Faden
 Tradition allzeit behauptet habe — unange-
 n der Klage über Ungleichheit des Ritus, die
 den Päbsten allzeit bekämpft ist. Lästig ist
 . Schriften, neben der überall durchgehenden
 mik gegen Fétis der allerdings Bürste und
 egel verdient — weit mehr noch die selbstge-
 ge Weise, mit der er was ihm gelungen in
 benen Worten anpreist; herausfordernd zur
 erkeit oder Eifersucht die immer wiederkeh-
 en Phrasen wie S. 122 La révélation de ce
 (nämlich von der alleinigen mensura ternar-
 = Tripelrhythmus, bei den ältesten Mensura-
 n) et de quelques autres que nous signalons
 le cours de cet ouvrage, doit faire voir
 n'est pas toujours sans intérêt d'exhumer
 oms restés inconnus . . . Sans nous donner
 les Christophe-Colombs d'un nouveau monde
 cal, il nous est permis de croire que ces révé-
 ns ne sont pas tout à fait indignes Aehn-
 s vom fait inconnu jusqu'ici, révélé première-
 t par nous — begegnet uns im Context doch
 zu oft, von andrem Füllwerk nicht zu reden;
 die Breite und Selbstgefälligkeit der Rede

Zeitung, die Protestanten verständen kein Mittel-
 n, wenn selbst Lambillotes Freund die Worte:
 honia vocum disjunctio *sonat* falsch übersetzt: La
 ionie *fait entendre* la disjonction des voix, statt *signifie*
 bedeutet, heisst« Hist. 23 aus Guido Gb. 2, 21.

die mit neidenswerther Papierverschwendung gekrönt ist — wie bei Lambillote — klagen wir jedoch nicht weiter, da dies mehr den Verleger als die Wissenschaft angeht. Wissenschaftlicher Inhalt aber ist unläugbar vorhanden, wenn auch die Methode nicht zwingend, die Resultate nicht überall unzweifelhaft sind. Zu C's Hauptwerk *Histoire de l'harmonie* verhalten sich die später erschienenen theils als schwächere Begleiter, theils als ausführliche Anhänge, daher man manche Materien wiederholt findet.

Die Disposition des vorliegenden Werkes ist folgende. Die *Prolegomènes* enthalten 1. Beschreibung eines musicalischen Manuscripts von Montpellier; 2. [Allgemeines] über die ältesten harmonischen Tonsätze; 3. über die ältesten Urkunden derselben. — I. Theil: Harmonische Musik; Anfänge, Arten — duplum triplum quadruplum — Kunstformen, Melodie, Tonalität, Rhythmus, Mensuralschrift etc. II. Theil: Harmonisten — Theoretiker, Erfinder. *Appendices*: 1. Texte des 3. Theils, besonders abgedruckt; 2. 3. Register über das im Mscr. MP. Enthaltene; 4. Erläuterungen zu den Tonsätzen. III. Theil: Tonsätze, erstlich im Original, Monumental — dann in moderner Tonschrift, Traductions.

Die neulich herausgegebenen *Scriptores* — S. d. Bl. 1865 N. 50 — mit dem Mscr. von Montpellier verbunden gewähren neue Blicke in die älteste Mensuralmusik. Das Mscr. MP., Eigenthum der medicinischen Facultät, seit 1777 bekannt, ist neuerdings im Journal des Savants 1842 unter Notice des manuscrits näher beschrieben als eine werthvolle Schrift des 14. Jahrhunderts, welche ausser 17 4stimmigen, 2stimmigen übrigens lauter 3stimmige Tonsätze Tripla oder Tricinia, enthält, Compositionen nach unseres Vfs. Ermittlung insgesamt älter

als das Ende des 13. Jahrh.; was aus dem
tande zu schliessen sei, dass sie insgesamt
drei Notengeltungen zeigen: Longa, Brevis,
ibrevis, während sie der Minima, die erst
Ende des 13. Jahrh. aufgekommen, entbehren
(127). Neben diesem Kriterium des Alters
let der Vf. zur Feststellung der Componisten-
en folgendes combinatorische Verfahren an:
n in den Script. eine Melodie mit Namen
e Noten vorkommt, und es findet sich im
MP. dieselbe Melodie mit Noten ohne
nen, da wird der obige Name unbedenklich
len Componisten der letzteren Melodie an-
mmen — obwohl auch damals schon gleiche
e verschiedentlich componirt wurden. Doch
nt diess mehr bei liturgischen Texten ge-
hen zu sein, daher wir uns hier bis auf Weite-
nserm Führer getrost anschliessen wollen.
on dem theoretischen Theile, der sich wie
gt zu der früheren Darstellung in C. Hist.
nur ergänzend verhält, heben wir das Wich-
e heraus theils zur Kenntnissnahme theils
weiterer Besprechung. — Ueber den *Discan-*
l. h. den harmonisch mensurirten Tonsatz
— gegen die sonst gangbare Meinung — be-
tet dass er nicht immer secundär zum Tenor
Cantus firmus stehe, sondern zuweilen (nach
erner Weise) den Tenor selbst umwandle
5); die beigebrachten Zeugnisse von Gar-
Franco und Muris stimmen so wenig über-
dass wir die Sache in Suspenso lassen, zu-
die von C. dafür verglichenen Beisp. N. 7
28 nicht treffend sind, weil deren ursprüng-
r Tenor unbekannt ist. — Ueber *Organum*
m s. proprium, und ordinarium s. commune
en die Erklärungen der Alten nicht aus
Definition zu begründen, doch scheint es
W. Odington Scr. 1, 145 dass O. p. das

liturgisch unmensurirte war, O. ord. aber nach Franco Scr. 118 das mensurirte, auch vielstimmige. — *Tonalité*, ein kürzlich von den Franzosen aufgebrachter Terminus, scheint uns bis jetzt noch zu schwebend, um wissenschaftlich verworthen zu werden: bald bedeutet es Tonssystem überhaupt wie hier bei C. S. 96, wo die gregorianische und die moderne Tonalität unterschieden wird; bald — wie bei Fétis und Anderen, die diatonische Scala insonderheit der Kirchentöne. Von besonderem Interesse sind die *Modi rhythmici*, die hier sorgfältig behandelt und zu wesentlicher Ergänzung der Hist. ausgeführt sind; es sind damit gemeint die Bestimmungen und Arten der rhythmischen Bewegung nach mensura ternaria und binaria, die der verwickelten Notationslehre theils hülffreich theils beschränkend zur Seite gehen. Ein dorniges Capitel, dessen Schwierigkeit sich jedoch allgemach löst bei Ansicht der Facsimiles und Uebertragungen, die den Hauptwerth des Buches ausmachen; es duldet keinen Auszug, vielleicht jedoch wird dem der den schwierigen Weg selbst einschlagen will zur Erleichterung dienen, dass die Mensuralschrift sich in 4 Perioden entwickelt hat: I. saec. II. Franco und Aristoteles: Tripelrhythmen und einfache Ligaturen; — II s. 14 Muris: Einführung der Minima, kunstreiche Ligaturen, Eintritt der Dupelrhythmen; — III. s. 15 Tinctoris und Garfurius verwickelte Proportionenlehre; — IV. s. 16 Glarean und Sebald Heyden: historische Zusammenfassung, Säuberung, allmälige Einführung der modernen Notation. Da Bellermaun (Mensuralnoten) und Dommer (Lexicon) nur das 15. u. 16. Jahrh. ins Auge fassen, so ist C. Mittheilung ein Zuwachs zur Lehre, der vieles Wunderliche aufhebt.

Bei den Skizzen von Leben und Werken der *déchanteurs*, *didacticiens*, *trouvères*, haben wir

genheit die Combinationsgabe des Verfs. bewundern, welche oft sehr gewagt, zuweilen auch zu glücklichen haltbaren Resultaten abgedrungen ist, u. A. über Franco Colon. nszeit, wobei wir das Finale »Roma locuta Res« S. 32 getrost in Kauf nehmen. Hervor he- wir noch dass die Benennung *déchanteur* = Cantor hier als allgemeinere erwiesen ist für die Künstler die Gesang und Erfindung übten, haupt der gesammten Kunst mächtig waren (42), ferner dass nicht nur die didacticiens ern auch die Trouvères sich zuweilen mit position, letztere jedoch nur einfacher Men- n, befassten. In späterer Zeit — um 1500 — bekanntlich Cantor das geringere Wort, es nur den Erfinder der Melodie bezeich- was der Deutsche als angeborne Naturgabe er achtete, während compositor = Setzer, Künstler benennt, der des Contrapunctes tig ist und das Natürliche zu vergeistigen eht. — Dass aber déchant, die künstler- Composition, in Frankreich s. XI. er- en (C. Hist. XII. Art. 132.) welches schon als im Progrès vorangegangen (A. 39) ist wichtige Entdeckung des in Bailleul, dép. Nord, geborenen Autors, die wir als wahr- inlich acceptiren für jenes Zeitalter fränkisch scher Obgewalt, während die späteren Jahr- lerte dem specifischen Franzosenthum gar g begabte Tonkünstler geschenkt haben. Hier scheint es an der Stelle ein wichtiges Item das mit anderen Fragen in engem Zu- sammenhange steht, besonders durchzunehmen: etrifft die Lieblingsthese des Vfs. vom dop- ten Contrapunct, wo wir unsre abwei- de Ansicht d. Bl. 1865, 1971 festhalten und so mehr zu begründen suchen als C. auf sie nderes Gewicht legt. Dass überhaupt die

doppelte Contrapunctirung d. h. Darstellung mehrstimmiger Melodien deren Ober- und Unterstimmen mit einander vertauscht werden können, schon frühe versucht ist, darüber ist kein Zweifel, und C. hätte um sie zu beweisen die weit sicherern Zeugnisse in s. Scr. 1, 312^b. 313. 314 aus dem Anonymus II. wo sie sogar in der heut üblichen Weise dreilinig notirt sind, herbeiziehen mögen; aber das sind nur gleichsam zufällige Versuche des Gebrauchs der Intervalle, nicht ausgeführte Melodien, wie sie C. Hist. 53 annehmen will. Wenn nun Fétis Biogr. Ed. II. 2, 381 diese letztere nicht als Cp anerkennt, weil sie keine Umkehrung in die Octave zulasse, so weist ihn darüber C. sehr herbe zurecht aus drei Gründen:

1) Joh. de Gerlandia gebe in Scr. 1, 113–117 jenes Beispiel als Probe zu der Repetitio diversae vocis, i. e. idem sonus diverso tempore a diversis vocibus repetitus. — C. Art p. 78

2) Anonymus IV. (Musei Britannici) Scr. 1. 357 lehre von mehrstimmigen Tonsätzen, dass sie dreierlei seien: Primus modus est propinquus proportionibus, hoc est infra diatessaron vel diapente. Alius m. est ex remotioribus, quae continentur sub diapason et praedictis. Tertius m. est ex remotissimis, infra diapente cum diapason, vel duplex diapason, vel ultra. — C. A. 76

3) Die Schlüssel-Zeichnung bedeute nicht absolute Tonhöhe oder Stimmregister z. B. des Basses oder Soprans, sondern nur allgemeinen Umfang der einzelnen Melodie, dessen Tonhöhe nach Umständen verschieden bestimmt worden sei. — C. A. 77.

Der erste dieser Gründe ist nicht stichhaltig weil jene Worte eben so wohl Imitation bedeuten können, und diversae vocis nur individuell verschiedene Stimmen, nicht aber die

höhe bezeichnet. — Der zweite Grund besetzt nicht die Tonstelle der Einzelstimmen, sondern den Ambitus oder Gesamtumfang des Tonsatzes, der also innerhalb kleinerer oder grösserer Grenzen sich bewegen konnte: mindestens innerhalb einer Quinte, höchstens innerhalb zwei Octaven und drüber z. B. c—g g¹. . . d—d². . . . G—d². — Am wenigsten erzeugend ist der dritte Grund, da vielmehr fixirte Tonhöhe schon frühe durch die heute gangbaren Sangsschlüssel ausdrücklich bezeichnet und theoretisch beschrieben ist. Martinus von Padua beschreibt um 1274 die abstrakten Tonhöhen als *gravis*, *acuta*, *superacuta* 3, 120; und Adam v. Fulda Gb. 3, 344 gibt seiner Erklärung der Claves eine Tabelle, welche sämmtliche damals übliche Ton-Namen — guidentonischen und älteren — mitsammt den zugehörigen Schlüsseln verzeichnet, wo dann der C- oder Fschlüssel — wie bei uns — das kleine Cschlüssel wie bei uns das eingestrichene C trifft, was zum Ueberflus noch die beigezeichneten Namen *Gravis Acuta* u. s. w. besagen.

Wollen wir jedoch der scharfsinnigen Combination unseres Vfs. selbst dieses zugestehen, dass das besprochene Beispiel aus Garland vermöge seiner äusserlichen Schriftgestalt *) verführerisch sei und Cp angesehen zu werden, so müsste zuvor hingewiesen sein, nach welchen Regeln damals Consonanzen in die Mehrstimmigkeit eintreten konnten. Denn den damals bekannten Consonanzregeln (vgl. auch C. A. 82 unten u. 83 oben) widerspricht jenes Beispiel durchaus, wie es auch deutlich zu ersehen ist: es ist nämlich 4mal die (disso-

*) wobei jedoch nicht ausser Acht zu lassen, dass C. überlieferte Handschrift Hist. 53 n. 5 an zwei Stellen ändert, um eben — einen (scheinbar) richtigen Cp heraus zu bringen!

nirende) Secunde im Zusammenklang gebraucht, während alle Regulae Discantus zum Zusammenklange Consonanzen fordern; mit Ausnahme freilich des Durchganges, welchen der von C. mit Vorliebe behandelte Garland — vielleicht zum erstenmale — beschreibt C. Scr. 1, 107^a: Aliquando unus [duorum punctorum] ponitur in discordantiam propter colorem musicae. Et hic primus sive secundus. Et hoc bene permittitur et licenciatur ab auctoribus primis. Hoc autem invenitur in organo . . . et praecipue in motetis = »Es wird zuweilen eine von zwei Noten in Dissonanz gestellt, zur Verschönerung. Das kann an der ersten oder zweiten Stimme (vgl. ebd. 106^b Primus = Tenor; Secundus = Discantus) geschehen, das erlauben die besten Meister; es findet sich vor im Organum (dem liturgischen Tonsatz) und besonders in Motetten* (den freien mehrstimmigen Sätzen, oft mit verschiedenen Texten). — Hätte C. diese Stelle zu Hülfe gerufen, er würde vielleicht seine Thesis durch die Möglichkeit von Durchgängen gestützt und damit sogar dem übelklingenden Organum Hucbalds eine lindere Auffassung gewonnen haben, freilich noch immer keine Sicherheit dieser dunklen Lehre — wobei dann vor allem nicht zu vergessen, dass nach der ältesten bis spät ins 17. Jahrh. gültigen Regel jede Dissonanz, also auch der Durchgang, alsbald zur nächstliegenden Consonanz übergehen soll, worüber schon Franco C. Scr. 1, 130^a eine leise erste Andeutung gibt in den Worten *Omnis imperfecta discordantia immediate ante concordantiam bene concordat* — aber auch diese Regel ist in C. Beispiel des dp. Cp. nicht erfüllt.

Ein zusammenhängendes System dieser Lehren wie es sich etwa aus den neu eröffneten Quellen nach der Zeitfolge construiren liesse, steht noch zu erwarten. C. selbst hat Ansätze dazu in beiden

theoretischen Werken, doch sind sie zu breit gehalten und zerstreut um sauber zu crystallisiren. Unter den Beispielen sind N. 21. 22. 23. von C. als *dp. Cp.* ausdrücklich bezeichnet. Allerdings legen nun jene dreie die Stimmen um, indem z. B. Nr. 21 vom 7. Tacte an die II. Stimme singt was vorher die erste, und umgekehrt; aber beide stehen in gleicher Tonhöhe, also ist's keine Umkehrung des Klanges sondern der Sänger. Wollten wir nun C.'s Hypothese über die (Nicht-) Tonhöhe der Claves gelten lassen, so würde das erste Beispiel 21 eine Transposition der Oberstimme allenfalls ertragen, vielleicht auch das S. 81. 82 gegen Fétis angeführte, welches dadurch freilich nicht schöner wird. Bei den übrigen Beispielen wäre aber jene Transposition unmöglich; und dass die Schlüssel wirklich Tonhöhe fixiren, ist wie wir nachträglich bemerken bewiesen in C.'s eigenem Buche, und zwar durch die Contralt- und hohen Sopranschlüssel z. B. N. 22. 41. 43. Wollte man diese ziemlich häufigen Schlüssel in die Octave transponiren, so kämen überspannte Tonhöhen heraus: $a^2 - h^2 - c^3$ (Ex. p. 103, 1.) die nur für Instrumente ausführbar sind, während hier der Text auf Singstimmen deutet.

Andre Fragen berühren wir nur, in der Hoffnung, es möge unserm Vf. gefallen bei weiterer Bemühung in diesem Felde auch darauf ein Auge zu richten. Ueber das Quintsingen Hucbalds las unserem Ohre so widerspenstig klingt hat J. Paul sein in der Allg. MZ. 1863, 217 gegebenes Versprechen einer gründlichen Aufklärung noch nicht gelöst; C. Hist. 14. 15. 19 beharrt dabei jene Quinten für authentisch bezeugt zu nehmen, und auch wir müssen dabei beharren, da Guido v. Arezzo Gb. 2, 21^a die parallele Bewegung der Quartan Quinten und Octaven nicht scheut sondern lobt als *aptae vocum copula-*

tiones*); das wäre eine Aufgabe für die Art harmonique, hier Entscheid zu geben. — Das Wort *Litera* bei Franco und Anderen ist seit Kiesewetter fraglich geblieben, ob es Text bedeute oder Vorzeichnung (Clavis). oder Vocal zum Gegensatz von Instrumental. Nach C. Scr. 341^b 343^a und Gb. 3, 14^b. 15^b muss es Gesangtext bedeuten, insbesondere den ersten Eintritt desselben, wie zu schliessen aus der letzt genannten Stelle: *Quoties in organo puro plures figurae similiter evenerint, sola prima debet percuti, reliquae vero in floratura teneantur* = »Wenn im mehrstimmigen Gesange mehrere Noten zusammen zum Vorschein kommen, so muss nur die erste angeschlagen d.h. nur der ersten Note eine Textsylbe gegeben werden, während die übrigen Noten floriren oder coloriren«, — vielleicht mit Rücksicht auf den Missbrauch gesagt, wonach zuweilen ein gedehntes und florirtes Ma — — — ria zersungen ward in Ma Ma Ma . . . , ria, dessen gleichen in einigen Fällen sogar geschrieben ist, während in anderen Fällen nur das erste Wort eines bekannten Tenor-Textes geschrieben ward, die übrigen Worte aber, und überhaupt die Sylbenunterlage, dem Sänger überlassen blieb. Da dergleichen noch bis ins 16. Jahrhundert vorkommt, so ist die Zuversicht derer zu bewundern

*) Ob unsre Ohren so gar fein geworden wie Riehl behauptet? — Im J. 1848 fuhr auf dem Weserdampfschiff ein Blechmusikcorps mit, und stimmte auf Verlangen die Marseillaise an. Da sie keine Noten dazu hatten so bliesen sie lustig los mit extemporirter Begleitung — *contrappunto alla mente!* würde P. Giambattista Martini sagen. — Da begab sich dass zur 7. Zeile »ils viennent jusque dans vos bras« die tiefe Posaune zur oberen in reinen Quinten secundirte. Von den vielen idle travellers ward kaum Einer in seiner Gemüthlichkeit gestört; wenige Idioten merkten es, und wunderten sich dass die Andern es nicht merkten. Wohl zu merken!

die aufs Genauests zu wissen vorgeben, wie den alten Tonsätzen der Text unterzulegen sei — was höchstens am Ende desselben Jahrh. mit Sicherheit aus alten Drucken zu erlesen ist. — Dieses als Ergänzung zu C. Hist. 55. n. 1. —

Ueber die rhythmische Construction ist gelegentlich des *Numerus Ternarius* zu bemerken, dass nach den Urkunden übereinstimmend mit den Lehrsätzen, die Dreitheiligkeit der Tonrhythmen bis zum Ausgang des 13. Jahrh. allgemein anzunehmen ist, wobei es auffällt, bei zweisilbigem Metrum überwiegend die Form $\acute{v} - |$ angewandt zu finden, statt der bei uns üblicheren Form $| - \acute{v}$, nämlich so, dass in unserem Dreivierteltact die zwei ersten zusammengezogen den Accent an sich ziehen, trochaisch — während jene ältere jamboidische Form uns als die seltnere, gleichsam syncoptische erscheint; etwas Lahmes und Wunderliches stösst uns aber auf, wenn jene jambische Form im Grossen und Kleinen d. h. in Ganzen, Halben und Viertel-Gliederungen durchgesetzt wird. Doch kommen auch trochaische Melodien vor $|\acute{v} \acute{v} \acute{v}| - \acute{v} ||$ z. B. N. 6. 19: die andre stossige Manier $|\acute{v} \acute{v} \acute{v} \acute{v} - | \acute{v} - ||$ ist der heutzutage bei den Ungarn und Slaven beliebten Weise ähnlich. Uebrigens ist, wie aus der Natur des Rhythmus hervorgeht, die mensura binaria, das Gleichmaass des Pendelschwungs, dennoch das Aeltere, Ursprüngliche, wie ausdrücklich bezeugt W. Odington (1226) in C. Scr. 1, 235. Vgl. 378 »Longa apud priores organistas duo tantum habebat tempora = Die lange Note hatte bei den älteren Componisten nur zwei Zeiten« = breves, also zweigliedriges Maass.

Bezüglich des *Tritonus* ist die Behauptung S. 97, 9 Proscrit et réprouvé dans le plain chant, cet emploi (du triton) est la base et le fondement de la musique moderne wie jeder Kenner sieht beiderseits übertrieben, denn es kommen auch in der alten Tonalität Tritoni im Durchgang oder in Gegenbewegung vor, und dass die neuere Musik auf dem Gebrauch des Tritonus Basis und Fundament habe ist nicht wahr. Wenn aber C. die Bezeichnung der musica ficta, also hier des fehlenden b, um den Tritonus zu meiden, in Hist. Trad. p. XXXIV Tact 3. 11 und sonst richtig eintreten lässt, so muss das in ähnlichem Falle überall geschehen z. B. auf derselben Seite Tact 20 wo der ohnehin rauhe Quartengang durch den Tritonus auf der Sylbe (sa) *crum* — ganz unleidlich wird.

Die Beispiele, fast ein Sechstel des Mscr. MP. — 51:345 — sind wie begreiflich nicht des Genusses oder der Schönheit willen beigegeben, vielmehr als lehrhaftes Bild der Kunstentwicklung anzusehen. Von dauerndem

Werthe und auch modernem Kunstsinne fasslich und samthend sind unter den Beispielen sieben: N. 17. 18 (von Franco). 34. 46. 47. 48. 49. Hinzugefügt ist einer der schönsten mittelalterlichen Tonsätze, der altenglische Canon: *Sumer is icumen in*, 1226 aufgezeichnet durch einen Mönch John Fornsete von der Abtei Reading in Norfolk N. 20 vgl. Text S. 72, — welcher schon länger aus Burney und Forkel bekannt, bei C. jedoch emendirt ist in den Pausenzeichen. — Interessante Melodien ohne glückliche Ausführung sind in N. 25. 26. 36. 37, in denen unser Autor S. 90 künstlerische Tendenz — *pensée artistique* — wahrnimmt, insofern sie sich über die eigentlichen Volksweisen, *mélodies populaires, spontanées, franches et naturelles* (S. 86) zu erheben scheinen. Von den Marienliedern heisst es S. 89, dass ein Theil in Volksweisen gesungen und diese unter den damals gangbaren die ältesten scheinen, nämlich N. 14. 17. 18.

An welchen inneren oder äusseren Merkmalen man hier das höhere Alter oder im Zweifelsfalle die Urgestalt der Melodie kennbar sei, unterlässt der Vf. zu sagen, wo man es erwarten müsste S. 90, 17 *Les thèmes pris dans les airs populaires y [in den mehrstimmigen Gesängen] conservent leur mélodie sinon complètement intacte, du moins assez entière pour permettre d'en distinguer le caractère.* Da nun ein grosser Theil der Volksweisen nicht anders, als in mehrstimmiger Aufzeichnung bekannt geworden, so fragt sich woher nun die ältere Gestalt der nackten Urmelodie zu entnehmen sei. Fast fürchten wir es könne hier gehen wie anderswo, wenn wir Spätgeborene aus tausendjährigen Denkmälern nach inneren Gründen herauslesen wollen was alt und was uralt sei oder uns vermessen in den ältesten Geschichten das Liedhafte vom Chronikalischen rein abzuschälen nach keinem andern Maasstabe als der prosaischen Wahrscheinlichkeit moderner Vorstellung. Vor wenigen Jahren hat so Dr. F. W. Arnold in Elberfeld mit grösser Zuversicht aufgestellt, welches die Urgestalt des Liedes *Het daghet* in den Oosten sein müsse, und wie selbige in die Zeit des Nibelungenliedes, jenseit 1150, zurück reiche, und hat dafür (ds. Bl. 1862 S. 1581) bei den Niederländern Lob und Preis empfangen; er selbst wünscht am Schluss seiner Abhandlung, es möge ihm später gelingen, die aus inneren Gründen gewagten Behauptungen durch Beweise zu bestätigen! — Einmal hat nun C. allerdings einen treffenden Vergleich zwischen Ursprünglichem und Abgeleiteten vorgestellt an dem Liede von Adam de la Halle

Robin m'aime, Robin m'a S. 86. 88 vgl. Beisp. N. 28. Dort soll sich die von C. älter genannte als die einfachere wahrscheinlich dadurch bezeugen, dass sie rein diatonisch ist, während die abgeleitete zweimal chromatisch modulirt. Dass aber das Chroma nicht volksthümlich sei, ist noch zu beweisen; sicherlich ward es schon sehr frühe in den Hauptcadenzen gebraucht z.B. HAG F is G statt HAGFG; und das schliessen wir aus dem ebenfalls sehr alten Gebrauch, auch im Kunstgesange das nicht geschriebene Chroma doch zu singen: diese sogenannte falsa a. ficta musica finden wir von den ältesten Mensuralisten bis in Palestrinas Zeit. — C. selbst gesteht das zu z. B. Hist. 22, 3 u. a.. und unzähligemal wird es von den Theoretikern ausdrücklich versichert. Wegen der beiden Redactionen von A. d. Hales Melodie aber wissen wir noch immer nicht welches die älteste wirklich ist. — Wir läugnen nicht die Berechtigung der Frage, nicht die Möglichkeit annähernder Lösung, wünschen aber dass bei solchem Nachspüren alle Gerechtigkeit erfüllt werde, damit nicht durch persönliches Meinen und geistreiche Combinationen eher der Zweifel als die Gewissheit Zuwachs erhalte. In C. Histoire sind eine ansehnliche Zahl einstimmiger Melodien mitgetheilt unter den Monuments; von Volksweisen solcher Art wie hier gemeint ist dort keine enthalten, ausser der einzigen welche mit gesuchten Scharfsinn combinirt wird aus dem Mon. planche VIII, 1 Modus Ottine (S. Text 105. 107 und Ebert Ueberlieferungen zur Geschichte 1, 77). C.'s Combination ergibt nur dass dies lateinische Lied, weil nicht antik rhythmisch gemessen, offenbar dem Sangton der nordischen Völker nachgebildet sein müsse — die Traduction aber aus jenem Facsimile herauszulesen ist selbst mit Hülfe der Neumen-Tafeln pl. XXXVII. XXXVIII. unmöglich, weil diese nur Neumen durch Neumen erklären und über das Rhythmische nichts sagen; also Melodie ohne Sicherheit der Intervalle und Rhythmen — ein Messer ohne Griff und Klinge. Denn die von Lambillote Clef des mél. grégor. (1851) versuchte Induction welche er rühmt bis zu philosophischen Evidenz geführt zu haben (p. 13), geschieht auf keinem anderen Wege als es bereits durch Lossius und seine Nachfolger versucht ist, und bringt keine sichere sondern concessiv annehmbare Resultate, wie man an dem treffendsten aller Beispiele, der Lamentation de Rachel, C. Hist. Trad. N. 18 aus Facsimile Pl. 12. 38, 3 ersehen kann.

Uebrigens finden sich bei C. überall sowohl in der Hist.

als in dem neuesten Werke sehr interessante Stücke, deren einige freilich mehr dem Philologen belehrend sein werden z. B. die köstlichen altfranzösischen Chansons C. A. N. 37. 38. 39. 40. 41, ferner in der Hist. das drame liturgique des vierges sages et vierges folles, deren cantillrende Recitation eintönig aber naiv, für die musicalische Erkenntniss jedoch nicht eben ausgiebig ist.

Die einzelnen Nummern der Reihe nach aufzuführen würde nichts helfen ohne lebendige Tonanschauung; betrachten wir nur die merkwürdigeren mit Hülfe der Erläuterungen des Vfs. Die zwei ersten Stücke, vielleicht früheste Versuche der freien d. h. nicht liturgischen Mehrstimmigkeit, sind ohne alle Schönheit.

N. 3 ist das Triplum dessen Facsimile als Titeltupfer beigegeben ist; ein Beispiel der damals seltenen Partiturschrift, sehr sauber und deutlich geschrieben, die obere Melodie innig und anmuthend, die Harmonie rau und eckig.

N. 4 ist ein erstes Beispiel zweisprachiger Texte: L'est du monde — — — Beata Viscera. Solche finden sich jener Zeit viele; der Vf. fragt, ob man dergleichen auch im Kirchendienst zugelassen habe und antwortet S. 133 Ja, nach Ausweis einer von ihm herausgegebenen Messe des 13. Jahrh. damit bestätigend was Winterfeld Gabrieli 1, 109 erzählt. Diese mittelalterliche Doppelzüngigkeit ist aber andern Sinnes, als die bis ins 17. Jahrh. hinein in evangelischen Kirchen übliche Antiphonia der alten und neuen Sprache, wie in »Quem pastores laudavere = Den die Hirten lobten sehr — — — In dulci jubilo = Nun singet und seid froh — womit man ein Lied in höherem Chor, gleichsam einen Wechselgesang von dem Volk aus aller Welt Zungen darstellen wollte, während jene scherzhafte Mischung des Geist- und Weltlichen von Päbsten und Concilien oft getadelt doch nicht ausgerottet ist, wie C. selbst a. a. O. klagt.

N. 6. 7. 8 nebst einigen späteren — 14. 15 u. s. w. — enthalten Emendationen des Vfs., die ebensowohl von seiner Umsicht zeugen als von der Unzuverlässigkeit der Originale, indem trotz aller Regeln der Mensuralisten die Ligaturschrift doch ein hartes Kreuz bleibt. Zuweilen möchte man noch mehr haben von solchen kühnen Griffen, selbst wenn Gefahr dabei wäre — so unendlich sind manche Zusammenklänge z. B. der Schluss mit der nackten Quarte in N. 2 da nach dem Original richtig übertragen ist, falls nicht etwa wie sonst gewöhnlich die letzte Longa — hier des Basses — in unbestimmter Dauer ausklingen soll, damit der Schlussdreiklang G d¹ g¹ herauskomme. Einen nackten Quartschluss halten wir sonst nach jedem Tonsystem — ausser

noch nicht gründlich aufgehellten Huchbalds Organon für unmöglich; vielleicht zielen die dunklen Worte Guid. t. bei Gb. 2, 22a eben dahin, dass kein diatessaron *occurat in ultima distinctione eveniat*. Mit den Quintenflüssen ist es ein Anderes: sie sind weil aus dem Urnomen des Saitenschwungs gerechtfertigt, aller Zeiten gleich und erlaubt gewesen und bis zum Ende des Mittelalters vorzugsweise beliebt. Dass auch Quinten-Progressionen damals beliebt waren ist nunmehr dem oft regten Zweifel gegenüber für gewiss anzusehen, indem klarsten der Urschrift gemäsesten Uebertragungen aus Mscr. MP. dergleichen zahlreich darbieten.

11 ist wunderlich übertragen: Mon. und Traduction stimmen nicht überein, die erste Zeile des Mon. scheint mehrere Fehler in der Notirung zu haben.

17. 18 von Franco haben gute Melodien und sind in den älteren die klangvollsten, wenn sie auch unserem Manches Widerwärtige enthalten.

Die Reihefolge welche in den Beispielen gewählt ist, geht nicht nach der Reihe des Mscr. MP, sondern wie wir nehmen müssen nach didactischen Rücksichten, indem den einfachsten Formen zur Imitation, dann zum doppelten Contrapunct, zur Vierstimmigkeit etc. fortgegangen ist. Nach der Beschreibung des Mscr. MP S. 5 – 12 sollte, zumal bei der Hypothese es sei aus 8 Fascikeln zusammengesetzt, auf eine historische Reihenfolge rechnen; C. hat scheinbar instructive gewählt, an welcher kein Tadel ist, wenn ein innerer Fortschritt von den dunklen Anfängen zu den edlen Kunstwerken wirklich stattfände, oder nur nach Anlage der theoretischen Capitel wahrnehmbar wäre. — Heben wir daher aus den übrigen nur heraus auffallend ist im Guten und Bösen.

Viele Melodien, öfter des Discantus als des Tenor, an sich lieblich und anmuthend, während der harmonische Verlauf sich in Knäuel verstrickt, als sollte darin das geübte Ringen zur vollendeten Kunst abgebildet werden. B. N. 23. 25. 29. 36. 37. 43. Die harmonische Anlage ist ungleich, ja in den meisten ermüdend gleichartig. Empfindbar werden wir getroffen durch manche Intervallenschritte die aller Zeiten unerhört gewesen sind, und hier durch die theoretischen Capitel erläutert, noch durch die Gleichung der Originale etwa gemildert oder geheilt werden, z. B. N. 24 S. 66 Z. 3 Tact 8. 9 die Folge dreier Quintsexten c g a. H fg. a e f. — N. 29 S. 74 der mögliche Schluss f b f' ein Quart-Accord! — N. 32 in sonst ziemlich wohlklingenden Bicinium die ungelöste

Septime Z. 5 Tact 5. — N. 36 S. 88, 1, 2 die ungelösten drei Septimen Gf. Fe. Ed; ebd. S. 89 im vorletzten Tact drei ungelöste Secunden; — N. 37 Z. 4 T. 1 ist zwar S. 287 corrigirt in der Oberstimme, aber es bleibt auch dann noch ein scheusslicher Zusammenklang, etc'. Manche von diesen Wunderlichkeiten, wie gleich der Anfang des ersten Beispiels, können etwa als Vorhaltsdissonanzen gedeutet werden, aber auch dann widerspricht die Ein- und Ausführung derselben jedem gesunden Gefühl, und so auch allen bisher bekannten Theorien von Alters her. — N. 44 wird in der Erläuterung S. 288 sehr gelobt; der Anfang ist schön mit einer geistreich neuen Stimmführung, bald nachher aber verdunkeln sich die Stimmen, und die vier verschiedenen Gesangstexte des Quadruplum können kaum verständlich auseinander gehalten werden. — N. 48 mit fehlerhaftem Dacant des Originals ist in der Erläuterung S. 290 sehr gut emendirt, wonach man die Trad. gern sogleich gebessert sähe, wie an andern Stellen, vor Allem in N. 50, wo acht ungelöste Dissonanz-Accorde vollkommen unbegreiflich und schlimmer als unschön sind (Bsp.) S. 121, 1, 3 dgc' — 121. 1, 8 dec'd' — 121, 2, 1 Hce' — 121, 2, 2 dae' — 121, 2, 7 dga — 122, 1, 1 ga — 122, 1, 3 efg — 122, 1, 5 edga.

Es scheint dass die Schwierigkeit der älteren Perioden sich der völligen Aufklärung wohl für immer entzieht. Aufgefallen ist uns, dass die Traductions zur *Histoire* mehr schöne singbare Beispiele als die zur *Art* darbieten obwohl sie theilweis derselben archaisischen Periode zugehören; beim Vergleich der Originale aus denen sie übersetzt sind, entsteht oft der Verdacht dass C. sie mehr mundrecht gemacht hat, denn wer ein so wohlklingendes, ja elegantes Bicinium wie Hist. Trad. N. 22 p. XXI aus der dunklen Neumen-Schrift Mon. pl. XXIII, 2 (Mira lege) heraus liest — eris mihi magnus Apollo! Mehr Wahrscheinlichkeit hat ebenda Trad. 23 aus Mon. pl. 24 weil letzteres Notenlinien hat, doch ist die Rhythmik, wie immer in den Neumen, unentschieden und C. hier mehr Componist als Forscher.

Indem wir schliesslich für die mancherlei Mittheilung und Belehrung aus C. Werken unsre Anerkennung aussprechen, fügen wir nur den Wunsch hinzu, dass die versprochenen Fortsetzungen in concisire und mehr thatsächlicher Form gehalten seien. Bald dürfen wir auch wohl ausser dem vorhin genannten auch den zweiten Theil der *Scriptores* erwarten, wo wir begierig sind auf den von Ambros gerühmten Henr. de Zeelandia, und auf Joh. de Muria, dessen Hauptwerk Speculum Musicae Gerbert seines Umfanges wegen nicht abgedruckt hat, C. aber wiederholt als wichtige Quelle nennt.

E. Krüger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

23. Mai 1866.

Decem | Sendavestae | excerpta | latine vertit | sententiarum explicationem et criticos commentarios | adjecit | textum archetypi ad Vestergaardii, Spiegelii | aliorumque lucubrationes recensuit | Dr. Cajetanus Kossowicz | anscritarum literarum | in Caesarea literaria universitate Petropolitana professor | Charkoviensis universitatis et Societatum archaeologiae Petropolitanae | Asiaticaeque Parisiensis socius | Parisiis | excusum | in typographeo Imperiali | magni cancellarii permissu | MDCCCLXV. XIII und 280 Seiten in Octav.)

Schon vor 4—5 Jahren hatte der Verf. vier Stücke des Avesta (yaçna 9, 1—16. vend. 19, 1—10. 7—34. yaçna 30, 1—11) im Urtext, in russischer Umschrift und Uebersetzung, mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, nebst Nerioenghs Sanskritübersetzung der Yaçnastücke, einem Abriss der Grammatik und einem bactrisch-avestisch-lateinischen Glossar herausgegeben; dem Ganzen hatte er eine lichtvolle russisch geschriebne Einleitung über das Studium der Zendschriften

seit Anquetil, über die Bedeutung der Wörter Zend, Zendavesta, und über die zarathustrische Religion vorausgeschickt. Das Buch (ЧЕТЫРЕ СТАТЬИ | ИЗЪ | ЗЕНДАВЕСТЫ, съ присовокупленіемъ транскрипции, | русскаго и латинскаго переводовъ, | объясненій, критическихъ примѣчаній, | санскритскаго перевода и сравнительнаго глоссарія. | санкт-петербургъ, | въ типографіи императорской академіи наукъ | (Vier Stücke aus dem Zendavesta, mit beigefügter Transcription, russischer und lateinischer Uebersetzung, Erklärung, kritischen Bemerkungen, Sanskritübersetzung und vergleichendem Wörterbuche. St. Petersburg, in der Druckerei der kaiserl. Akademie, Nauck), 1861. (XLIVu. 159 S. 8°)), zunächst für akademische Vorlesungen bestimmt, hatte auch für die Gelehrten von Fach so viel neues und vortreffliches gebracht, dass es sich von Seiten der Kritik einer sehr anerkennenden Aufnahme zu erfreuen hatte. Dieser Umstand sowie die inzwischen neu hinzugekommenen Hülfsmittel zur Erklärung der Parsenschriften bewogen Herrn Kossowicz während eines längern Aufenthaltes in Paris, der Geburtsstätte der Zendphilologie, das Buch gänzlich umzuarbeiten und durch sechs weitere Textstücke zu vermehren. Ausser den angeführten finden wir jetzt noch den 22. Yasht, eine wichtige Urkunde über das Schicksal der Abgeschiedenen im Jenseits, zwei längere Stellen aus dem Zamyâd-Yasht über die Ameshaçpeñta, die Auferstehung der Todten und den Heiland Sosiosh, ferner das erste Capitel der ersten Gâtha, den Yasht des Mithra und der Sonne und den zweiten Fargard des Vendidad, der über Yima und seinen Garten, in welchem

die Menschen vor der Fluth geschützt wurden, handelt. Jedoch fiel u. a. das Glossar weg, da inzwischen ein Wörterbuch über das ganze Avesta erschienen ist, und auch die Uebersetzungen sind nur in lateinischer Sprache abgefasst, so dass das Buch jetzt auch für die des Russischen nicht kundigen Leser durchweg zu benutzen steht.

Ueber den Standpunct des Verfassers konnte schon nach der Vorrede des russischen Buches kein Zweifel obwalten; nachdem er Burnouf's, Spiegel's und andrer Forschungen auf dem Gebiete des Altbactrischen und der Sprache der Keilinschriften besprochen hat, lässt er sich auf p. XIV folgendermassen aus: »der Weg, welchen Burnouf gebahnt hat, ist für jetzt auch für alle weiteren Aufhellungen dieser Denkmäler unumgänglich; traurige Beispiele einer davon abstrahirenden Uebersetzung haben wir noch jüngst in den Arbeiten von Pietraczewski (1857) und Laug (1858) gesehn; der eine von ihnen hält für die alleinige Quelle der Erklärung des Zend die slawische Sprache, und folglich ist ihm der Vendidat der alte Codex eines polnischen Gesetzbuches; der andere von ihnen trägt mittelst Gleichstellungen und Analogien (Vergleichung und Parallelstellen) der gelehrten Welt Deutschlands von den Hymnen des Rigveda vor, indem er mit gutem Gewissen vorgibt, dass er ihr Lieder des Zarathustra vorführe«.

Herr Kossowicz hat nun mit grossem Geschick in die wörtliche Uebersetzung paraphrastische Zusätze eingestreut, welche theils da, wo er der lateinischen Sprache Zwang hatte anthun müssen, durch bessres Latein den Sinn eines Satzes darlegen, theils aber auch kurze Hinweise auf den Zusammenhang und die Gedankenfolge geben, welche an den vielen Stellen der

Texte, die sich in einer orakelhaften Kürze gefallen, dem Verständnisse zu Hülfe kommen. Das beste in dieser Hinsicht, überhaupt das grösste Verdienst des Werkes ist die auf diese Weise eingerichtete erklärende Uebersetzung des 28. Capitels des Yaçna, dessen schwierigen Gedankengang der Verf. mit philosophischem Scharfsinn dargelegt hat. Die Uebersetzung trägt die Ueberschrift *Precatio Mazdayaçnici sacerdotis pro Zarathustra, Vistâçpa nec non pro se ipso et pro omnibus probis*. Der Gedankengang des Stückes ist folgender: der Betende erfleht sich den Geist des Mazda, die Reinheit, welche von den Werken des Heiligen untrennbar ist, die Weisheit, welche sich in frommer Gesinnung kund gibt, um zugleich das Urbild der schaffenden Natur mit einer Menschheit, welche, durch Sünde befleckt, diesem himmlischen Wesen fort und fort Schmerzen bereitet, auszuheilen. So bittet er die Himmlischen, ihm den Lohn hier und dort zu gewähren, welcher für die Unsträflichkeit in Gesinnung und Wandel verheissen ist und im Genuss der Seligkeit im Lichte der göttlichen Welt besteht; er glaubt einer solchen Seligkeit nicht unwürdig zu sein, da er den Lobpreis der Himmlischen nicht unterlassen hat, da er auch den Sterblichen die Lehre unablässig verkündigt, welche ihren Seelen ein Streben zum Guten und einen Abscheu vor der Sünde einpflanzt. »Wann wird mir zu Theil werden, sagt er, dass ich etlich mit meinen Augen erblicke dort, wo, anders als in dieser Welt, welche voll ist von Menschen, bei denen keine Ermahnung zum Guten fruchtet, bei denen auch die Religion, welche die höchste Reinheit heisst, der Entweihung ausgesetzt ist, nur in die höchste Güte und Reinheit sich versenken zu können

erwährt ist? Doch mögen diejenigen, welche noch jetzt der Lehre kein Gehör schenken, nicht immer in ihrer Taubheit bleiben; die Kraft des heiligen Wortes, welches Zarathustra offenbart hat, möge die Finsterniss aus ihren Herzen verreiben, und uns, den Bekennern der wahren Religion, möge vergönnt sein, die feindlichen Bestrebungen der Gottlosen zu vereiteln. Dies zu erreichen sei die Belohnung für unsre fromme Gesinnung, die Erfüllung unsrer Wünsche, welche auch vorzutragen die Gebetsopfer unsres Hymnus bestimmt sind; die Seligkeit und der Triumph über das Böse möge uns niemals entzogen werden. Wenn ihr uns, die wir eifrig unter dem Priesteramt in eurem Dienste verwalteten, mit solchen Gaben beglückt, so wird durch dieses Geben eurer Fülle kein Abbruch gethan, da ihr gütig seid und den Willen und die Macht habt, alles heilsame auszuführen. Ich weiss, dass ihr nicht karg seid, unter eure Verehrer theiligste und irdische Güter auszustreuen. Mir, einem des Ahuramazda Priester, der die Worte aus deinem Munde empfangen hat und der von der Reinheit und guten Gesinnung niemals sein Herz entfernen wird, lehre auch das Verständniss dieses geoffenbarten Wortes, durch welches die Welt im Anfang geschaffen wurde*.

Das Wort, welches in diesem Stücke sprachliche Schwierigkeit hat, ist *deāonhā*. Wir erklären dies deshalb, nicht weil Herr Kossowicz dasselbe missverstanden hätte, sondern weil es allerdings auf die auch von ihm anerkannte Erklärung Angriffe erfolgt sind, welche wir bei dieser Gelegenheit zurückweisen möchten. Das Wort *é* ist im »Handbuch der Zendsprache« durch den »Mund« erklärt worden, weil sich diese Bedeutung einstimmig in allen Uebersetzungen der

Parsengelehrten findet. Auffallend ist das Wort jedesfalls, aber es gibt auch in andern Sprachen, z. B. im Sanskrit, solche kurze Wörter: *hi* bedeutet u. A. *du* »Erde«, »Laut« und ein Beinamen des Çesha; das Wort ist zwar, wie das Petersburger Wörterbuch zeigt, nicht in Literaturdenkmälern belegt, sondern wird nur in verschiedenen Lexicis, im Medinikosha und Çabdakalpadruma mit diesen Bedeutungen aufgeführt. Mag sein Ursprung nur auf die symbolische Deutung des Lautes *du* zurückgehn, wie die indischen Grammatiker allen Lauten eine solche haben angedeihen lassen, das Wort zeigt wenigstens soviel, dass es dem Genies der Sprache nicht zuwider ist, einen einzigen Laut zum Träger einer nominalen Bedeutung zu machen; wie viel weniger darf man sich verwundern, wenn, wie dies bei *é* wahrscheinlich ist, irgend welche phonetische Processe ein früher volleres Wort auf einen einzigen Laut reducirt haben. Der Verfasser des »Handbuches« hat, wie aus dem betreffenden Artikel hervorgeht, selbst die Bedeutung, welche dem *é* von der Tradition beigelegt wird, beanstandet; da er aber von dem gewiss nicht zu verwerfenden Grundsatz ausgeht, dass man sich bei unbekannten Wörtern solange an das einhellige Zeugniß aller ältern einheimischen d. h. parsischen Uebersetzungen halten muss, bis auf philologischem Wege etwas besseres an die Stelle gesetzt wird, so blieb er bei der Bedeutung »Mund« (pehlvi *پرومن*, d. i. syrisch *ܡܘܡܢ*, bei Neriosengh *mukha* oder (y. 32. 16) *ânana*) stehn und kann sich für dieselbe auch auf Spiegels Zustimmung auch auf die des Hrn. Kossowicz berufen. Dass *é* mit dem gleichbedeutenden *don'h* (sansk. *ás*, lat. *os*) zusammen-

gesetzt ist, scheint allerdings sehr auffallend, dessen fehlt es auch hier nicht an analogen Beispielen solcher Synonymcomposita, z. B. *ξίφο-άχαιρα*, im Altbactr. selbst *srúdyu*; schon mehr erartige Zusammensetzungen kommen vor, wenn ein Wort veraltet oder entlehnt ist und durch ein synonyme hinzutretende Wort eine Art Erklärung erhält, wie im Deutschen *Hardtgebirge*, wo doch *Hardt* schon Gebirge bedeutet, oder im griech. *κίτρομηλον* Citronenapfel. Nehmen wir also an, *éeâonh* bedeute etwa »Mundöffnung«, so würde eine solche Erklärung nicht gerade als unsinnig oder unmöglich zu verwerfen sein. Wie es sagt, würden wir uns gern bereit erklären, eine bessere einleuchtende Erklärung anzunehmen; aber was bietet man uns als angeblich einzig richtige Deutung des schwierigen Wortes? Es soll das Relativum, also aus *yé* contrahirt sein. *é* ist bekanntlich die Länge von *e*, wie dies von Lepsius, Fr. Müller u. aa. nachgewiesen ist; die Verwandlung der Sylbe *yé* in *é* findet sich auf dem ganzen Gebiet der altbactrischen Lautgeschichte durchaus niemals, und es ist uns unbegreiflich, wie man eine solche Erklärung festhalten kann an Stellen, wo in demselben Verse *yé* wirklich steht (wie y. 29, 7: *í dáyât ééâ vâ maretaéibyô*). Es kommt hinzu, dass der Verf. jenes Angriffs in der Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellsch. (XIX, 581) die Pehlviübersetzung auf eine Weise verleumdete, welche der wissenschaftlichen Forschung unwürdig ist. Um den Schleichweg, auf welchem man die Autorität der alten Pehlviübersetzung erschüttern versucht, aufzudecken, möge zuerst hier stehen, was dieselbe wirklich sagt; y. 29, 7. bedeutet *kaç-té vohá mananhâ yé í yât ééâ vâ maretaéibyô* nach Spiegel: »wer

(ist) dir mit guter Gesinnung, welcher beides († ist der accus. dual. des Pronominalstammes, welcher einigen Casus von *aēm* zu Grund liegt) geben könnte mit dem Munde den Sterblichen; »mit dem Munde geben« ist ein poetischer Ausdruck für »verkündigen«. Die Pehlviübersetzung

(und Neriosengh mit ihr) hat: *ن رک فنا و هو من*

من پن زکی کنا (folgt eine Glosse)

پومن بهیت هو شمورتاران

d. h. quis tibi (est) ille bona mente (praeditus, qui pro hac utraque (re) os praebeat comme-

morantibus: *من* ist das erste Mal *kaç*, quis, das zweite Mal *yé*, qui; *رک* ist *té*, tibi, *فنا* ist von der Uebersetzung hinzugefügt, es fehlt im altbactr. Text; das altbactr. *†* ist vollkommen richtig durch *زکی کنا* wiedergegeben, da die Uebersetzer in *†* einen Dualis erkannten, den sie wegen des Mangels dieses Numerus im Pehlvi nicht kürzer wiedergeben konnten; *éed* ist durch *پومن* übersetzt, was wir, wie es auch Neriosengh that, der in seinem Sanskrit einen Instrumentalis bilden konnte, mit »durch, mit dem Mund« (*ma-khena*) wiedergeben müssen; *od* ist ausgelassen, wohl weil es nur als Partikel des Fragens steht, *maretaéibyô* ist nicht durch »Sterbliche«, wie bei Herrn Spiegel, sondern durch »den Erinnerung«, die das heilige Wort auswendig lernen, was nach der Glosse die Herbeds (*هیربتان*) bezeichnen soll, wiedergegeben. Zu *زکی کنا* (altbactr. *†*) fügt die Uebersetzung als Glosse hinzu *افستک زند* Avesta und Zend. Wie hat nun der Verfasser jenes Aufsatzes diesen einfachen Sach-

inhalt verdreht, um den Huzvâreshübersetzern
 an Vorwurf der Unwissenheit und etymologi-
 scher Willkür zu machen? Er sagt, *éêâvâ* (wie
 sagt, in der Pehlviübersetzung durch *پومن*
 wiedergegeben) sei paraphrasirt: »*mûn pavan*
ki kena 2 apistak zand pumaman yehabunét,
 i. wer den Mund diesen beiden, nemlich dem
 Avesta und Zend, geben sollte (sie zu lernen im
 Innern hat)«. Hier ist erstens zu bemerken, dass
 das entferntere Object nicht Avesta und Zend
 (das ja blosser Glosse), sondern »den Erinne-
 run« ist, dass jenes vielmehr das nähere Ob-
 ject, *pumaman* aber das Instrument des Gebens
 ist. Der Verf. fährt fort: »diese abenteuerliche
 Erklärung brachten die Desturs auf folgende
 Weise zu Stande: der erste Buchstabe *é* wurde
 als Relativum *ya*, und *e* als Demonstrativum =
imad u. s. w. gefasst, *d* hielten sie für eine
 Abkürzung von *âonka* Mund, und dem *vâ* gaben
 sie die Bedeutung »beide«, welche *va* in der
 Sprache zuweilen hat«. Da wir nicht voraus-
 setzen können, dass die Kenntnisse des Vfs. so
 gering seien, um den einfachen Sachverhalt, wie
 oben angedeutet ist und der um so weniger
 zu verkennen war, als Neriosengh auch die Glos-
 sen aus dem Satz entfernt und erst am Schluss
 desselben zusammengestellt hat, zu verkennen, so
 bleibt uns nichts übrig als eine absichtliche Ver-
 fälschung desselben von Seiten des Verfassers
 anzunehmen.

Um auf unser Buch zurückzukommen, so sei
 es erlaubt, einige Bemerkungen vorzuführen,
 die sich dem Referenten beim Lesen desselben
 aufgedrängt haben und die weit entfernt, an der
 Bediegenheit des Werkes mäkeln zu wollen, nur
 zeigen sollen, dass die Erklärung auch verhält-

nissmässig leichter Stücke — die vom Verf. gewählt sind mit Ausnahme von dreien bereits Gegenstand hermeneutischer Arbeiten gewesen — noch lange nicht unumstösslich sicher gestellt ist.

Vor allem möge hier eine Verbesserung Platz finden, welche der Herr Verf. selbst dem Ref. zu unterbreiten die Güte hatte. Sie betrifft die Uebersetzung von yt. 10, 2: *mithrem mâ janyâo çpitama, mâ yim droatat pereçâonhé, mâ yim qâdaénât ashaonat*. Herr Kossowicz hatte das wiederholte *mâ* auf *pereçâonhé* bezogen, während der Begriff *janyâo* dabei zu wiederholen ist. An der betreffenden Stelle der Uebersetzung (p. 71 unten) möchte der Herr Verf. jetzt gelesen wissen: Mithram ne laesis, sanctissime (i. e. ne siveris laedendum), ne quem ex-improbo sciscitando - invenisses (neque hunc Mithram, quem, post verissimum examen, apud improbos invenisses, quem, videlicet, tanquam audisses, post probationem institutam, ex ore ipsius improbi, i. e. ne laesis jus ac fas si illa vel apud improbum vere inveneris), ne quem (sciscitando invenisses) ex-genuinam-fidem-professa, integritate-non-casso (i. e. neque hunc Mithram laede, quem inveneris apud tuam profidentes fidem homines. Sensus in universum: ne laesis jus ac fas, sive illa a parte improborum, non ahuricam religionem profitentium hominum persuasus eris stare, sive a parte cultui ahurico addictorum, i. e. in colenda justitia et foederum jure servando aequus sis cum erga tuos, tum erga alios homines, erga bonos pariter ac erga improbos.

Y. 9, 2 (8) *avi mām çtaomainê çtaidhi, yathâ mâ aparaci! çaoshyantô çtavân* ist übersetzt: me celebrando celebra, sicuti me alii-quilibet

Antis-hominum-studiosi celebraverunt. In der
 1te sagt der Verf., dass der Conjunctiv, der
 2er im Sinne eines Perfects stehn müsste, durch
 Gedankenübergänge wie celebrarent i. e. potue-
 3mt ut celebrarent, pares celebrando mihi esse
 4taestiterunt sich erklären lasse. Hiegegen ist
 doch zu bemerken, dass der Conjunctiv bei
 5item häufiger für das Futurum gebraucht wird;
 6rner aber kann *aparaci* nicht »die andern
 7ler frühern« heissen, dies würde vielmehr durch
 8*yaēci* oder *paurva* gegeben sein; *aparaci* wird
 9in den Pehlviinterpreten und Neriosengh durch
 10nachher« (𐭠𐭡𐭣, *paçcât*) übersetzt und in der
 11losse wird das »nachher« noch mit dem »du«
 12Beziehung gesetzt. Es sind also jedesfalls
 13künftige Wesen gemeint, und so allein darf
 14ich nur *çaoshyañtô* aufgefasst werden, das hier
 15cht von den im Laufe des Capitels genannten
 16elden gesagt sein kann, da es schon unwahr-
 17heinlich ist, dass Zarathustra's Gebet sich nach
 18m dieser Männer richten sollte, die vor dem
 19erkündigen der wahren Religion gelebt hatten.
 20*ioshyañt* ist bekanntlich der stehende Ausdruck
 21r den zukünftigen Heiland und seine Genos-
 22en, und unsre Stelle, in welcher dem Zarathu-
 23ra natürlich nicht befohlen sein kann, sich
 24ich etwas zu richten, was noch nicht existirt,
 25heint zu besagen: rufe mich an; denn wie die
 26künftigen Retter mich, den Haoma, bei der
 27bereitung der Unsterblichkeit aus meinen Be-
 28andtheilen, anrufen sollen, so soll dies auch
 29n dir, ihrem Vorgänger geschehn.

S. 6 Not. macht Herr Kossowicz auf die Er-
 heinung aufmerksam, wie der Dualismus der
 ursenreligion selbst in die Sprache gedrungen sei,
 man die Verrichtungen und Eigenschaften bei

bösen Wesen mit andern Wörtern bezeichne als bei guten. Der Verf. selbst führt a. a. O. *frakaret* von Ahriman, *thwareç* von Ormazd in der Bedeutung von »schaffen« an, p. 40. 43. 44. 148 noch *kameredha* und *vaghdhana* (Kopf), *mar* und *irith* (sterben), *avamereiti* und *parairiçti* (Tod) wie im Russ. *околять* (vom Vieh und verworfnen Menschen, verrecken) und *умереть* (sterben) gebraucht wird; selbst das Verbum »sein« ist yt. 12, 34 und 16 verschieden, das *abava!* (von *bâ* und Praefix *a=â*) und hier *ah!*; das Wort »sprechen« scheint sogar eine dreifache Abstufung zu haben: von frommen Menschen wird *vac*, *vash* gebraucht, von den Teufeln *du*, von Ormazd *mrâ*. Wir fügen einige Beispiele hinzu, indem wir das Wort mit dem bösen oder verächtlichen Nebensinne vorausstellen. Es ist noch zu bemerken, dass Wörter, welche gewöhnlich von guten Wesen gelten, auch wohl von bösen gebraucht werden, dass aber nie ein Ausdruck der bösen Reihe in die gute erhoben werden kann. Wir dürfen z. B. das Verbum *gam* (gehn) auch bei bösen, nie aber das Verbum *doar* bei guten Wesen gebrauchen. Von Gliedern des Leibes findet sich *karena* und *gaosha* (Ohr), *griva* und *parsti* (Rücken), *ga* und *zaçta* (Hand), *dvarethra*, *zbaretha*, *zan* und *pâdha*, *paitistâna* (Fuss), *ashi* und *dôdha* (Auge), *zaçra* und *é*, *âonh* (Mund), *pâçta* (?) und *careman* (?) (Haut), *sadhañh* und *frashman* (After): von Bewegungen und Thätigkeiten *draoman* und *taka*, *tacanh* (Lauf), *heñdara* und *hañjaghmana* (Versammlung), *ghnej*, *gar* (*naregara*, *açpôgara*) und *gar* (essen), *knâh* und *yaz* (anbeten), *kaç*, *dio*, und *zan*, *dî*, *vaçta*, *reç* (sehen), *pa!*, *dru*, *doar*, *doaç*, und *i*, *ar*, *gar*.

ar, lac (gehen, laufen) *vip* und *var* (coire),
h und *man* (denken), *ibish* und *sar* (peinigen,
 belästigen), *uruth* und *rud, jarez* (weinen), *kush,*
pareñc, und *jan* (tödten), *hu* und *san* (gebären);
 von Eigenschaften: *khṛāra* und *çāra, darshi* (stark,
 erchtbar), *kaurva* und *çyāva* (schwarz), *nahhturu*
 und *khshafnya* (nächtlich), *zura* und *zāvare, ama,*
 kraft); endlich von einzelnen Wesen oder Com-
 plexen derselben: *hunu* und *puthra* (Sohn), *jahika*
 und *nāirika* (Weib, wenigstens in yt. 22, 36
 und 18), *āra, kharedha, haēna,* und *vāthwa*
 (Schaar, Heer).

Wenn wir hier noch einmal auf das schon
 oben besprochene *gaēçu* zurückkommen, welches
 Herr Kossowicz (p. 6) nur umschreibt, weil er
 es wahrscheinlich für einen Titel hält, so ge-
 schieht es, weil in dem erwähnten Aufsätze in
 der Zeitschrift der Morgenl. Gesellschaft die wie
 es scheint bis jetzt wahrscheinlichste Erklärung
 dieses Wortes von Herrn Haug vorgetragen ist.
 Nach dieser bedeutet es »Locken tragend« und
 würde ein Beiwort des Helden Kereçâçpa sein,
 ähnlich wie im Sanskrit *kapardīn* (in Form einer
 Muschel gewundnes Haar tragend) von einem
 göttlichen Wesen und den Vasishṭhiden ge-
 braucht wird. Man hätte nur gewünscht, dass
 diese Erklärung auch auf die dunkle Stelle vend.
 59 (150) angewendet und damit gleichsam
 eine Probe der Stichhaltigkeit gegeben wor-
 den wäre.

Die Erklärung von *sāvishi* (vend. 19, 6 (22))
 als einer 2. Pers. sing. des passiven Aorists ist
 es unmöglich anzunehmen. Wir besitzen vom
 Aoristus pass. gerade wie im Sanskrit nur die
 dritte Pers. sing., die übrigen Formen werden
 im Medium entlehnt; die einzige mediale Aorist-
 form 2. Pers., welche im Altbactr. vorkommt,

ist *ménhâ-câ*, die Formen auf *i* aber im Medim gehören alle der ersten Sing., vgl. *ménhi*, *asî*, *frâ râhî*; in *sâvishi* liegt die dritte Bildung vor, welche im Sanskrit *âhavishi* lauten würde. *Barethryâ!* kann auch von *barethri* (Mutter) abgeleitet werden, wie *haraithyat* von *haraiti*; aber die Tradition scheint wirklich für ein Wort *barethrya* in der Abstractbedeutung »die Ahnenschaft« (wie ähnlich *hâirishis* vend. 15, 59 die Mutterschaft, die Mütter) zu sprechen, die Grammatik ist nicht dagegen, da wir mehrere Beispiele von Abstractbildungen durch secundäre Affix *ya* haben, und wir glauben nicht, dass man ein ernstliches Bedenken dagegen äussern wird, dass Ahriman durch die Lüge, er sei von Zarathustra's Vorfahren angebetet worden, diesen zur Verfluchung der Religion verführen will.

Eine Schwierigkeit des Verständnisses entsteht durch zwei Berichte über das Schicksal der Seele nach dem Tode, welche beide nicht unwesentlich von einander abweichen. In dem einen heisst es (bei Kossowicz p. 23) »der Dew Vîzaresha führe die Seele (*urvânem*) der bösen Menschen hinweg; der Böse wie der Reine wandle zur Entscheidungsbrücke, wo Bewusstsein (*buodhō*) und Seele (*urvā*) um den Wandel in der Welt befragt werden; es erscheine dann die Jungfrau mit dem Hunde, welche die bösen Seelen in die Finsternisse, die frommen ins Paradies bringe«. Hiernach scheint es, dass man bei den Seelen der Bösen gar nicht das Gericht abwarte, da der Dew sie schon vor demselben abführt; doch geht aus dem folgenden Satze hervor, dass die böse Seele in der That ebenfalls erst die Prüfung an der Brücke zu bestehen hat, und Herr Kossowicz erklärt den Dew bildlich als das Bewusstsein der Sünde, welches die

Seele gleichsam in beengenden Banden den Weg zur Brücke zurücklegen lässt. Die Jungfrau soll dann nach Herrn Kossowicz's Ansicht den Bösen wie den Guten an ihre endlichen Bestimmungsorte abführen; die Jungfrau, so folgert derselbe, ist nur Eine, die Verkörperung der Religion (*daëna*), welche dem Guten als schön, dem Bösen, der die Religion im Leben durch Verachtung oder Sünde entweiht hat, als hässlich erscheint; und deshalb ist die Bedeutung des Selbst, welche dem *daëna* für den 22. Asht im »Handbuch« beigelegt wird, unstatthaft. Indessen scheint es doch wenig angemessen, dass bei den dualistischen Anschauungen ein solches auf beiden Seiten handelndes Wesen auftreten sollte, es ist viel angemessener, wenn das unvergängliche Selbst des Menschen hier als schöne Jora den Himmel öffnet und dort als abschreckende Furie in die Hölle hinabzerrt; dazu kommt, dass die Stelle, welche erzählt, das schöne Mädchen — denn ein hässliches wird nicht erwähnt — ziehe die böse Seele in die Hölle (*hâu drvatām aghem urvânem temôhva nîsareshaiti*), aller Wahrscheinlichkeit nach ein mechantes Einschiebsei ist, da sie in der Pehlvi-Übersetzung gänzlich fehlt. Dagegen sagt eine Flosse derselben Uebersetzung zu Vers 94: »jeder Mensch geräth in Fesseln, wenn er gestorben ist; ist er rein, so fallen sie von ihm, ist er böse, so schleppt man ihn an den Fesseln in die Hölle«. Wenn daher in der andern Stelle über das Schicksal der Seele nach dem Tode (yt. 22) nur erzählt wird, dass die Seele nach drei Tagen ihrem eignen Selbst, ihrem Spiegelbilde, dessen auf einmal zu überblickende Gestalten vor sie hintreten, im Körper eines schönen oder hässlichen Mädchens be-

gegne, so ist die Fesselung dem nicht widersprechend, sondern sie ist nur nicht erwähnt: in dem Stücke im 19. Farg. des Vendidad aber ist hinwiederum das Begegniss mit der hässlichen Jungfrau übergangen, da der Verfasser sogleich an die Schilderung der schönen die den Empfangs der Seele im Paradis knüpft und über dieser Schilderung nicht wieder auf das Schicksal der bösen Seele zurückkommt. Der Dev Vizaresha scheint nur im Anfang bei der Fesselung zu fungiren, nicht aber nachher, wo doch wohl dass hässliche Mädchen den Bösen in die Hölle stösst, wie das schöne ihn zur Seligkeit geleitet. Wenn man sich einen Scherz erlauben dürfte, so könnte man auch sagen, dass das hässliche Mädchen als Helfershelfer oder Nachrichter den Vizaresha in Anspruch nehme, weil die Seele des Bösen gewiss nicht gutwillig in die Hölle geht, wogegen die gute wohl Ursache hat, ihrer Führerin gern zu folgen. Der Minokhired löst die Sache etwas anders; er sagt, dass die beiden Mädchen erst dann der Seele entgegen kommen, wenn die des Guten durch Çraosha zum Himmel, die des Bösen durch Vizaresha zur Hölle geführt ist, was aber der gewiss alten Stelle des Vendidad widerspricht, wo deutlich gesagt ist, dass die Seele von der Jungfrau über den heiligen Berg in das Jenseits geleitet wird.

Die Wörter *asemanôvid* und *asemanôjan* (im »Handbuch« auf p. 43a an falscher Stelle) sind durch *aëra perfodiens*, *aëra percutions*, d. h. irritus erklärt worden, eine Erklärung, welche uns jetzt wahrscheinlicher dünkt als die früher angenommene *non scopum pungens*; eine weichere Aussprache würde hinter das *ç* von *açman*

Himmel) ein *e* eingefügt haben, worauf *ç* zu *s* geworden wäre.

In den Parsenschriften ist mehrmals die Rede von Opfern der Götter; so opfert selbst Ahura Mazda dem Mithra, was Herr Kossowicz (p. 122) deutet, als ob damit nur der höchste Grad von Verehrung, welcher dem Mithra in seiner Eigenschaft als Gott zukommen soll, bezeichnet würde. Hätten wir diese einzige Stelle, so dürften wir diese Erklärung annehmen. Nun aber kommt folgende Stelle aus dem Bundehesh (6, 11) hinzu: »Ormazd kommt in die Schöpfung, er selbst als Opferpriester (Zaotar), Raosha als Raçpi hält das Aipyâonh (das heilige Band der Barsomzweige) in der Hand«. Wenn man sagen wollte, der höchste Gott opfere dem Schicksal, so existirt eine solche Vorstellung nicht in dieser Religion und kann nicht existiren; wer sich auf die Lehre, wonach die thrankenlose Zeit über Gott steht, berufen wollte, dem würden wir nicht nur entgegenhalten können, dass diese Erhebung der Zeit zu ihrer Macht über Ormazd erst spätern, bereits von fremden Ideen inficirten Phasen der zoroastrischen Religion angehöre, und dass nach der merkwürdigen Urkunde bei dem armenischen Geschichtschreiber Eliseus (*Historia belli Armeniæ contra Persas*, Venet. 1828. II, 41. J. H. Wettermann, *brevis linguae Armen. Grammatica etc.* 18) diese Zeit selbst wieder opfert. Winschmann findet die Idee, dass die Unsterblichkeit durch ein Opfer von Seiten Gottes selbst vollendet werde, tiefsinnig, offenbar weil ihm diese Anschauungen mit christlichen verwandt erscheinen. Das Opfer des Ormazd aber scheint sich weniger auf die Vollendung der Unsterblichkeit, welche schon durch den Heiland und

seine Helfer mittelst des Haomaopfers bewirkt worden ist, als auf die noch übrige endliche Vernichtung des Bösen und Herstellung einer neuen Welt reiner Geschöpfe zu beziehen. Die Urkunde bei Eliseus, ein Manifest des Feldherrn Mihr Nerseh, welcher die christlichen Armenier zur zarathustrischen Religion bekehren will, sagt, nachdem die Zeit den Ormazd geboren, habe sie die Herrschaft dem Ahriman, welcher durch eine Lüge sich dieselbe erschlichen hatte, entzogen, dem Ormazd gegeben und gesagt: »bis jetzt brachte ich dir Opfer, jetzt bringe du sie mir« (*guyd'f bu p'q jwz = p'q. w'q q'w [h'z w'p]*), und hier scheint uns ein Wink für das Verständniss der Opfer Gottes gegeben zu sein. Wie keine wichtige Handlung auf Erden ohne religiöse Vorbereitung unternommen wurde, so wird man auch bei der Gottheit, in deren Himmel ja alle heiligen Bräuche ihr ewiges Urbild haben, vorausgesetzt haben, dass dieselbe, ehe sie einen ihrer Rathschlüsse ausführte, eine vorbereitende Handlung vollzogen habe, ein Opfer, welches sie dem Urbilde weihte, welches vor seiner Realisirung existirte. Die Zeit hatte nach Eliseus Bericht dem Ormazd geopfert, den sie erst noch erzeugen sollte, dessen glänzendes Bild schon als Idee vorhanden war, da sie selbst sagt, als Ahriman zuerst an's Licht kommt, ihr echter Sohn sei leuchtend und wohlduftend. In Ormazd lebt die Idee einer neuen Welt und durch das derselben gebrachte Opfer tritt sie in die Wirklichkeit. Denselben Sinn mag auch das Opfer an die eigene Seele haben (vgl. *yazaitē haom urvānem* yt. 6.4 und Kossowicz p. 137, wo Zeile 3 zu lesen ist: *ad orat suam animam*), durch welches der Mensch

in ihm lebende Ideal des Guten verehrt dasselbe zu seiner Offenbarung oder Verwirklichung durch Veranlassung von guten Werken treibt. Das Opfer muss selbst von Menschen den göttlichen Wesen dargebracht diese ihrem wohlthätigen Walten veranlassen; es ist nicht genug, dass der Schöpfer jedem derselben sein Amt in der Weltordnung verliehen hat, Wirksamkeit muss auch durch fortwährendes Gebet, durch Gebet oder Darbringung lebendig erhalten werden, um stets von neuem Kräfte sammeln zum Widerstand gegen die Macht des bösen Principes, um durch gegenseitige Hülfe die Sache des Guten zu fördern, wie die vereinte Uebung der Andacht die Frömmkeit der Einzelnen gestärkt wird.

Die in Bezug auf die Bedeutung der einzelnen Wörter noch nicht genügend aufgehellte Stelle yt. 22, 13 wird von Herrn Kossowicz wörtlich so übersetzt wie es von Herrn Spiegel gemeint ist. Der Optativ *aéténôis* wird mit *πίπας* verglichen, was freilich noch auf weniger Anspruch machen darf; das Wort *akhedhráoçca* übersetzt der Verf. durch *cor-telas*, wie Herr Spiegel durch »Bestechung«; essen darf man, wie uns scheint, das Wort kommt aus *vara*, hier etwa »Geschenk« (zur Beschreibung), und *khedhra* componirt sein lassen, denn es ist offenbar aus der Wurzel *orac* dem Affix *dhra* abgeleitet, wie *aokhedhra* und *vakhedhra* von *vac*, *tafedhra* von *tap*, *ra-khra* von *rap*, *hakhedhra* von *hac*; die Wurzel *orac* ist dabei distrahirt in *varac*, wie *arsh* in *arsha*; *orac* bedeutet ausreissen, und mit *çavaç* könnte *varakhedhra* Ausreissung der Wurzel, der Wurzeln sein, indem man *baoravaç* genet. sing. (collectiv) fasste, wobei nur das

ca eine Schwierigkeit macht; *baocu* aber wie das armen. բոյս (*boys*) Pflanze, wovon das Adject. բուսակ (*bousak*) pflanzlich). Die beiden folgenden Wörter hätten einen ganz ähnlichen Sinn, ohne dass doch Abhauen von Pflanzen oder Bäumen und Ausreissen der Wurzeln eine Tautologie wäre. Um die Existenz eines Wortes *khedhra*, womit *varakhedhra* zusammengesetzt sein müsste, sieht es überhaupt misslich aus; man vermuthet es noch in *bikhedhra* (հարկահարակ), testiculi; aber auch hier wird man wohl eine Wurzel *bikh* annehmen müssen, von welcher durch Affix *dhra* jenes Wort in der ursprünglichen Bedeutung *apparatus procreandi* abgeleitet sein würde; man könnte als Beleg dieser Wurzel, der wir im Sanskrit augenblicklich keine Verwandte nachweisen können, das neupers. خاخر anführen, dessen Identität mit altbactr. *vaéjanh* doch noch sehr zu bezweifeln sein möchte.

Noch sei es erlaubt, ein auf p. 136 Not. 4 befindliches Versehen zu berichtigen: die Form *hazaçnām* findet sich allerdings im »Handbuch« s. v. *hazanān*. Die Endung des gen. plur. trat unmittelbar an das *h* (für altes *s*) an und rief die Verwandlung des *h* in *ç* hervor, oder wie sich die meisten Sprachforscher ausdrücken schützte ein altes *s* (*ç*) vor der Verwandlung in *h*.

Sollen wir noch etwas über die Texte sagen, welche Herr Kossowicz gleichsam als zweiter Theil des Buches in den Originalcharacteren abdrucken lassen, so leiden dieselben bei schönere typographischer Ausstattung leider an vielen Druckfehlern, von denen jedoch die meisten auf den ersten Blick als solche zu erkennen sind, so dass wir nur ein paar bedeuten-

re namhaft machen wollen: p. 162, 4 v. u. *rethys*. p. 165, 3 v. u. *âya*. p. 181, 2 v. u. *âm*. p. 182, 5. *raoghnaê*. p. 189 5. *kh ratus-
thrábya*. p. 192, 2. *qâthré*. p. 194, 10. *yavê*.
202, 6 v. u. *marzhdikâi*. p. 222, 9. *tîm*. p.
3, 5 v. u. *ughremca*. p. 224, 7 *bâmim*. p. 230,
v. u. *paitismaremnô*. p. 237, 4 *avimithranayâo*.
243, 2 v. u. *mâzdayaçnôis*. p. 248, 2 *açtiyô*.
269, 5 *qâraokhshnem*, 10 *çukhrâmca*. p. 271,
nainyéus. Nicht als Druckfehler ist zu be-
achten das ç in folgenden Wörtern: *ashîçca*
(2, 4 v. u.) *vohunîçca* (226, 6) *anâkhstôîçca*
(10, 2 v. u.) *raêçca* (240, 3) *grâçca* (166, 6)
uçca (210, 8 v. u.) *çtréuçca* (255, 6). Wir
glauben, dass Westergaard richtiger in allen
sen Wörtern ein s statt des ç schreibt; im
anskrit würde allerdings hier überall ein ç
sein wegen des folgenden Palatals, doch spricht
eine genauere Prüfung der Handschriften dafür,
dass im Altbactr. nach a der Zischlaut s aller-
dings palatal wird, nach i, u und den damit
verwandten Diphthongen aber erhalten bleibt.

Marburg.

F. Justi.

Versuch einer systematischen Darstellung der
Philosophie des Carolus Bovillus nebst einem
kurzen Lebensabrisse. Ein Beitrag zur Ge-
schichte der Philosophie des 16. Jahrhunderts.
von Joseph Dippel, Priester der Diöcese
Erfurt. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung.
1865. XIV u. 256 S. in Octav.

Der Verfasser giebt in diesem Werke eine
fruchtbringende Frucht seiner Studien. Wie er uns sagt,

hat der selige Professor Dr. Martin Deutinger, ein Mann, dessen Verdienste bei seinem Leben nicht genug Anerkennung gefunden hätten, ihn den ersten Impuls zu seiner Arbeit gegeben. In der That bedurfte es wohl eines solchen Impulses um ihn auf den Philosophen aufmerksam zu machen, über welchen sie handelt. Der Philosoph Bovillus wird wohl den wenigsten der Leser auch nur dem Namen nach bekannt sein. Die neuern Geschichten der Philosophie hatten ihn ganz übergangen; in meiner Geschichte der Philosophie hatte ich zuerst wieder sein Andenken erweckt; darauf ist Deutinger gefolgt, der in seinem Werke »das Princip der neuern Philosophie und die christliche Wissenschaft« weitläufiger, doch nur summarisch über seine Lehre und deren Bedeutung gehandelt hat, zuletzt hat der Verf. ihr eine eigene, ziemlich umfangreiche Schrift gewidmet. Er hat hierbei darauf gerechnet, dass mehr und mehr die Ueberzeugung durchdringe, dass es ungerecht sei alles zu ignoriren, was vor Cartesius und seiner Zeit auf dem Gebiete der Philosophie nicht bloss versucht, sondern auch geleistet wurde; er will, dass wir nicht allein die Philosophie des Mittelalters, besonders der grossen Scholastiker, gegen die Vorwürfe und Verleumdungen fanatischer Gegner vertheidigen und hervorheben sollen, er hofft auch, man werde es nicht unbillig finden, wenn man auch an jene erinnert werde, welche der Scholastik nachfolgten und das heutige Erbe der Vorzeit den kommenden Generationen übermitteln wollten (S. VI). Hierin ihm beizustimmen sind gewiss alle bereit, denen es darauf ankommt den unabgerissenen Faden philosophischer Forschung zu verfolgen, welcher vom Beginn wissenschaftlicher Bildung bei den

uern Völkern durch alle Jahrhunderte hindurchgeht; auch wird man wohl gern zugestehn, dass bisher die Geschichte der Philosophie in den Uebergangszeiten vom Mittelalter bis zu Descartes oder Cartesius zu sehr vernachlässigt worden ist. Diese Zeiten der Renaissance, der Wiederherstellung der Wissenschaften, wie man genannt hat, sind nicht allein für die Wiedererweckung der alten Litteratur und Kunst, sondern auch für die Erweiterung unseres Geisteskreises in allen Zweigen der Wissenschaft fruchtbar gewesen und so auch in der Philosophie; sie haben die Grundlage abgegeben für die wissenschaftliche Denkweise, auf welcher die neuern Systeme der Philosophie sich aufgebaut haben, und man wird nicht zu viel betonen, wenn man sagt, dass diese neuern Systeme nur in einem falschen Lichte uns erscheinen können, wenn man ihre Vorläufer und Arbeiter nicht beachtet. Ihre Stärken und

Schwächen waren zum grossen Theil schon der allgemeinen Meinung vorbereitet, welche Erbtheil früherer Untersuchungen ihrer Zeit gefallen war. Von Zeit zu Zeit sind philosophische Systeme entstanden, welche glaubten, ganz neue Weltansicht oder eine ganz neue Methode der wissenschaftlichen Forschung in Gang zu bringen; von dieser Art waren die Unternehmungen Baco's und des Cartesius; wenn man aber in ihrem geschichtlichen Zusammenhange untersucht, so findet man, dass sie ebenso Folgen früherer als Gründe späterer Unternehmungen gewesen sind.

Bei der Vernachlässigung nun, in welcher Zeit lang die Philosophie der Restaurationszeit gelegen hat, ist es ein Verdienst, wenn man einzelne Punkte derselben einer genauern Unter-

suchung unterwirft. Dieses Verdienst hat sich der Verf. um die Philosophie des Bovillus erworben. Er spricht sich über seine Leistungen sehr bescheiden aus; er will nur eine empirische Zusammenstellung der Thatsachen geben, ist aber doch, wie bei einem Referate über philosophische Lehren fast unvermeidlich ist, über diesen Vorsatz nicht selten hinausgegangen. Man sieht seiner Arbeit in manchen Stücken die Ueübtheit und Unsicherheit im litterarischen Verkehr an, welche bei einer Erstlingsfrucht wissenschaftlicher Studien nicht zum Vorwurf reichen kann. Der Fleiss in der Untersuchung innerhalb der Grenzen, welche der Verf. sich gesteckt hat, lässt sich nicht verkennen. Er hat sich auf die Philosophie beschränkt, welche im Anfange des 16. Jahrh. natürlich auch die Theologie in sich fassen musste. Dass er katholischer Priester ist, hat hierbei nicht ohne Einfluss sein können. Es scheint mir, als hätte er auch einigen missbilligenden Urtheilen über Meinungen, welche ich geäussert habe, eine grössere Schärfe gegeben, als mir der Billigkeit gemäss scheint; doch hoffe ich, dass dies auf mein Urtheil über seine Schrift keinen Einfluss ausüben wird, indem ich gern bekenne, dass ich aus ihr manches gelernt habe, und auch Andern sie zu demselben Zweck empfehlen kann.

Wie der Titel sagt, geht der Auseinandersetzung der Lehren ein kurzer Lebensabriss des Bovillus voraus. Es sind nur unzusammenhängende Nachrichten, welche wir über den Mann haben. Die Titel seiner zahlreichen Schriften werden nach Nicéron gegeben. Hierbei vermisst man ungern, dass der Verf. auf die nichtphilosophischen Schriften nicht genauer eingegangen ist. Sie hätten doch für die Charakteristik des

mes manches beitragen können. Namentlich mathematischen Schriften für seine Philosophen, da Bovillus in der Mathematik viele Gennisse suchte und mit der symbolischen Bedeutung der Zahlen und Figuren ein ernstes Altrieb. Auffallend ist, dass er auch eine ktische Geometrie in französischer Sprache mehrern Auflagen herausgegeben hat, auf en seiner Freunde, obwohl er sich entschul-, dass er nicht sehr geübt sei in dieser Spra- zu schreiben; auffallend besonders in Ver- ch damit, dass er auch eine Sammlung von verbia vulgaria, d. h. von französischen Sprüch- tern, und eine andere Schrift über verschie- e Fragen der französischen Grammatik her- gegeben hat. Diese Thatsachen zeigen, dass illus ein Mann war, welcher mit mannigfal- n Forschungen sich beschäftigte. Wenn es l Verf. darum zu thun war seine Verdienste das rechte Licht zu setzen, so hätte er l etwas genauer in die Verzweigung seiner eiten eingehen sollen.

Der grösste Theil des Buches beschäftigt sich den philosophischen Lehren des Bovillus. Im gemeinen werden zuerst die Lehren behan-, welche den Begriff der Philosophie, ihre theilung, ihr Verhältniss zu andern Wissen- sften und ihre Methode betreffen; darauf t der Verf. die besondern Lehren folgen in Abtheilungen, Erkenntnisslehre. Theologie, mologie, Anthropologie und Ethik. Er hat hierin, wie er sagt, an jetzt gewöhnliche theilungen angeschlossen um die Philoso- des Bovillus unsern Freunden der Philoso- mundgerechter zu machen. Hierdurch ent- ldigt er sich (S. 62 f.) darüber, dass er die theilung des Bovillus in Mathematik, Physik

und Theologie verlassen habe. Er gesteht selbst ein, dass er hierüber längere Zeit geschwankt habe. Die Ueberlegung aber, dass die Mathematik nicht zur Philosophie gehöre, hätte ihn in dem nun befolgten Plan bestärkt und er hätte sich daher erlauben können die Mathematik des Bovillus in seiner Darstellung zu übergehn, obwohl er völlig dazu gerüstet gewesen sei sie in grösster Ausführlichkeit mitzutheilen; doch würde er bereit sein, wenn niemand sonst einer solchen Arbeit sich unterziehen sollte, später diese Lücke auszufüllen; denn er halte die Leistungen des Bovillus in der Mathematik für so bedeutend, dass er glaube, sie könnten in keiner Geschichte dieser Wissenschaft übergangen werden. Den Beweis müssen wir abwarten. Für die Geschichte der Philosophie aber haben wir zu bedauern, dass uns nicht mehr von der mathematischen Grundlage, welche Bovillus der Physik und der Theologie geben wollte, verrathen worden ist; denn in einzelnen Punkten hat der Verf. doch nicht vermeiden können auf sie zu verweisen. Was hiervon angeführt wird, steht nun ohne Beweis als willkürliche Analogie da und bestärkt uns nur in der Meinung, dass diese mathematische Begründung auf Spielereien des Witzes hinausläuft, wie sie uns in derselben Zeit auch in andern Gebieten der wissenschaftlichen Untersuchung begegnen.

Eben deswegen können wir das Verfahren des Verf. in der Anordnung seines Stoffs nicht unbedingt tadeln. Er hat nur Unwesentliches von den Lehren des Bovillus weggelassen; er hat zwar dadurch auch seine Methode in der Begründung der Physik durch die Mathematik und der Theologie durch die Physik verdeckt, aber um so deutlicher an das Licht treten las-

1, dass seine theologischen Ueberzeugungen
 a einer andern Quelle ausgehn und durch be-
 idere, vom Verf. angeführte Argumente un-
 stützt werden; zugänglicher sind sie hierdurch
 ne Zweifel unserer gegenwärtigen Philosophie
 worden. Mit dem, was ich aus den Schriften
 ; Bovillus entnommen habe, finde ich nun
 ch die Berichte des Verf. meistens in Ueber-
 stimmung und man wird sich darauf verlas-
 können, dass man durch sie kein falsches
 d von der allgemeinen Ansicht des Bovillus
 hält. Man wird freilich im Fortgange der
 tersuchung auf manche auffallende Behaup-
 gen und scheinbare Widersprüche stossen;
 s liegt in der Weise dieses Philosophen, wel-
 er das Paradoxe nicht scheut und keine so
 te Terminologie sich geschaffen hat, dass er
 ht auch zuweilen in eine abweichende Aus-
 acksweise verfallen könnte. Der Verf. hat in
 chen Fällen nicht ohne Grund es für seine
 icht gehalten durch kürzeze oder längere Er-
 rungen nachzuhelfen; ich kann nicht sagen,
 s sie mir immer als sicher erschienen wären;
 manchen Fällen geht er auch wohl über sei-
 a Vorsatz nur zu referiren hinaus und es lässt
 h das Bestreben bemerken die Lehre des
 villus für orthodoxer zu halten, als sie sein
 ichte.

Denn von dem Fehler ist er nicht frei zu
 rechen, welcher bei monographischen Arbei-
 sich leicht einschleicht, dem Objecte seiner
 tersuchungen einen grössern Glanz zu geben,
 es verdient. Von Deutinger her ist er so-
 ich mit einem guten Vorurtheile zu den
 ritten des Bovillus gekommen; er hat auch
 ihnen manches gefunden, was er in den Leh-
 a zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgespro-

chen zu finden nicht erwartete, wenigstens nicht in dem Zusammenhang, in welchem es hier vorlag. Dadurch in seinem guten Vorurtheile bestärkt, will er nun den Bovillus zu einem Haupthelden seiner Zeit erheben. Auch hierin schließt er sich an Deutinger an, aus dessen Schrift »das Princip der neuern Philosophie und die christliche Wissenschaft« er eine längere Stelle zu der seinigen macht. In ihr wird auseinandergesetzt, dass vom Anfange des 15. Jahrhunderts auf dem Boden der katholischen Kirche eine tief sinnige speculative Wissenschaft erwachsen sei, welche auf dem besten Wege war eine Philosophie zu begründen, die allen Anforderungen entsprochen hätte, dass aber die bald darauf hervorbrechende negative und revolutionäre Bewegung auf kirchlichem und politischen Gebiete dies Werk gestört hätte. Als die Helden jener heilsamen philosophischen Reform werden alsdann Nicolaus Cusanus, Raimundus von Sabunde und Bovillus uns genannt (S. 12 ff.). Der Verf., meine ich, hat uns in dieser Stelle und in ähnlichen Aeusserungen, besonders in seinem Epilog, die Wendung der Gedanken, in welcher seine Schrift entstanden ist, ziemlich deutlich vor Augen gelegt. Sie ist ihm nicht allein eigen; sie bezeichnet eine Partei und es ist daher wohl der Mühe werth ein Paar Worte darüber zu sagen.

Die heutigen katholischen Theologen haben in der That einen recht harten Stand mit der Philosophie. Sie können diese ancilla nicht erbeuten und sie will ihnen doch gar nicht die Dienste thun, welche sie von ihr verlangen. Da hört ihre Theologie nicht auf wie eine wackere Hausfrau über die Schlechtigkeit der Dienstboten zu klagen. Wenn sie nur selbst ihre Ar-

en verrichten hönnte. Ein Theil dieser Theon hat sich kurz dazu entschlossen die altfränkische Magd mit ihren Gebrechen beizubehalten. Die alten scholastischen Systeme werden wieder hervorgezogen; wie es im 16. Jahrh. Dominicaner und Jesuiten machten, so macht es im 19. Jahrh. die echt römischen Theologen. Einem andern Theil scheint dies doch besser der Zeit. Nicht ganz so altfränkisch führen sie ihren Haushalt. Die Zeit besteht sich; die neuern Erfindungen können wir nicht entbehren; ihnen liegt das: *e pur si muo- n den Ohren*. Sie bedienen sich nun einer neuen Wendung. Die unleugbaren Fortschritte der neuern Zeit, meinen sie, sind doch im Sinne der alten katholischen Kirche zu sehen; noch ehe es Protestanten gab, haben Katholiken die Wissenschaften zu reformirungsbegonnen und hätte man uns nur ruhig gelassen, wir würden eben die Erfindung gemacht haben, welche nun den Protestanten und den von uns abgefallenen Philologen, Historikern, Mathematikern und Physikern zuwenden sind. Die neuere Wissenschaft ist reactionär und negativ, aber lässt uns ihre Früchte uns aneignen; sie sind ja doch nur emgewachsen aus den Keimen, welche sich schon in der Schosse der alten Mutterkirche zu entfalten anfangen. Dieser Wendung einer katholisch-philologischen Denkweise gehört das an, was wir dem Endurtheile der vorliegenden Schrift die Philosophie des Bovillus lesen; denn in dem Cusanus und Raimund soll dieser uns zum Beweis dienen, dass wir nur anzupacken brauchen an die Unternehmungen des 15. und 16. Jahrh. um die rechte Philosophie zu finden mit allen den Früchten der neuern

Wissenschaft, aber mit Ausscheidung des Revolutionären und Negativen, welches sich in den verderblichen Bewegungen der neuern Zeit an sie angesetzt hat.

Vergleichen wir diese Meinung über die Stellung, welche dem Bovillus in der Geschichte der Philosophie gebühre, mit den Auszügen aus seinen Werken, welche der Verf. gegeben hat, so finden wir sie nicht gerechtfertigt. Er muss selbst am Schlusse seines Auszuges eingestehen, dass der objective Wahrheitsgehalt, den wir in den Schriften des Bovillus finden, nicht reicher ist als in den Systemen der Scholastiker und des Nicolaus Cusanus, setzt aber hinzu, was ihm eine so grosse Bedeutung verleihe, sei die von ihm angebahnte Methode (S. 254). Dabei stützt er sich auf ein bekanntes Wort Cuviers: die Methode einer Wissenschaft ist von weit grösserer Bedeutung als irgend eine einzelne Entdeckung, so überraschend sie auch sein mag. Diese Autorität wird für seine Behauptung keinen Beleg liefern. Denn Cuvier meinte damit nicht eine besondere Methode, sondern das allgemein methodische Verfahren, dessen wir uns in allen wissenschaftlichen Untersuchungen bedienen sollen, und hatte nicht die allgemeinen logischen Vorschriften für dieselbe im Sinne, sondern die praktische Anwendung derselben. Fragen wir nun, wie es mit dieser bei Bovillus bestellt war, so giebt uns der Verf. selbst darauf die Antwort, aber nicht in seinem apologetischen Sinn, sondern im geraden Gegentheil; denn er hat es, wie oben bemerkt, für rathsam gehalten die Methode des Bovillus zu verlassen und nicht von der Mathematik zur Physik und von der Physik zur Theologie aufzusteigen, sondern einer Methode der neuern Phi-

ophie sich anzubequemen. Dass er ferner
ht unrichtig verfahren ist, beruht nur dar-
f, dass Bovillus in seiner Methode sehr schwach
d verworren ist. Dies würde jedoch nicht
dern, dass ihm ein Verdienst zukäme um die
auere Einsicht in die Methoden des wissen-
aftlichen Denkens. Ein solches schreibt er
h zu; der Verf. meint, mit Recht; er ver-
icht seine *ars oppositorum* mit der magna
Lulli. Der Vergleich ist sehr unglücklich;
erinnert nur an die charlatanartigen Anprei-
agen neuer Methoden, von welchen man die
nacee aller unserer Gebrechen erwartet. Wirk-
h haben die Aeusserungen des Bovillus über
ne Kunst etwas von dieser Farbe an sich.
ir wollen uns darüber nicht wundern und es
n nicht zum Vorwurf machen, da ähnliche
scheinungen sehr häufig in der Philosophie
h wiederholt haben. Wie oft hat man das
osse Arcanum in einer neuen Methode zu fin-
n geglaubt und doch hat die Welt immer ge-
cht und fortgefahren zu denken nach alter
thode. Mit den Methoden ist es ähnlich in
r Philosophie wie in der Medicin. Man kann
ine Panacee finden, weil der Mensch immer
bessern hat an seiner Gesundheit an Leib
d an Seele. Was aber unter der Entdeckung
er neuen Methode in der Philosophie zu ver-
ehen ist, hat man oft missverstanden. Es han-
lt sich dabei nicht um die Einführung eines
uen Verfahrens, sondern nur um die Erkennt-
s des von jeher angewendeten. Philosophirt
t man immer, aber man hat nicht gewusst,
e man philosophirt. Die Philosophie hat
ch ihre eigene Methode, wie die Mathematik
d die Geschichte, und wie die letztern Wis-
nschaften lange getrieben worden sind, ohne

dass sie ihre Methode gekannt hätten, so ist es auch der erstern gegangen. Vielleicht ist es nun der ars oppositorum gelungen ihr Gesetz aufzudecken. Wenn das sein sollte, so würde sie nicht auf einen so trivialen Satz fassen dürfen, wie der Satz ist, auf welchen Bovillus sich beruft: *Opposita juxta se posita magis elucescunt* (S. 52). Was er noch sonst in einer eigenen Schrift über sie sagt, ist sehr verworren und besteht mehr in Beispielen als in allgemeinen Anweisungen. Wahrscheinlich verbirgt sich dahinter mehr, als er uns deutlich zu machen gewusst hat. In den Sätzen seiner Erkenntnistheorie, welche der Verf. zusammengestellt hat, lassen sich manche Andeutungen davon entdecken; sie führen auf die *coincidentia oppositorum*, welche Bovillus vom Nicolaus Casanus angenommen hatte, bringen daher auch nichts Neues. Der Verf. hat darin Deutinger's Princip der Transposition, Transformation oder Qualitätsveränderung wiederzuerkennen geglaubt (S. 61) und ich will ihm nicht widersprechen, dass etwas dem Aehnliches in der Erkenntnislehre des Bovillus gefunden werden könnte. Doch Neues ist darin nicht enthalten; denn die Transformation, welche Bovillus erstrebt, geht nur auf die alte Aufgabe aus, wie man vom Sinnlichen aus in das Uebersinnliche, der *species sensibilis* in die *species intelligibilis* der Araber, übersetzen könnte; die Methode aber, welche hierzu gezeigt wird, giebt auch keine neuere Mittel an, sondern beruht nur auf der Forderung, dass die Substanzen ihrer verwirrenden Accidenzen entkleidet werden sollen um zum intellectuellen Erkenntniss zu gelangen, ein Vorgang, welcher nur noch durch die Unterscheidungen der aristotelisch-arabischen Psychologie

was verbrämt wird (S. 79 f.). Diese Lehren, welche alte Wahrheiten wiederholen, werden doch nur in eine entfernte Verbindung mit der *oppositorum* gebracht, von welcher zwar nicht geleugnet werden kann, dass sie ein Hülfsmittel für die wissenschaftliche Untersuchung ist, welche aber doch nur mit grösstem Unrecht zum Mittelpunkte des ganzen wissenschaftlichen Verfahrens gemacht werden könnte.

Wir müssen also dabei beharren, dass der Verf. den Gegenstand seiner Untersuchung überätzt hat. In der Geschichte der Philosophie wird er immer nur eine sehr bescheidene Rolle übernehmen können. Mit dem Nicolaus Cusanus ist er keinesweges zu vergleichen, obwohl eine Seite, welche dieser angeregt hat, die thematische Untersuchung in ihrer Verbindung mit der Philosophie, weiter auszubilden sucht hat; selbst dem Raimundus von S. Andrea steht er weit nach an Methode und Klarheit in der Forschung, wenn auch nicht an Tiefe der Gedanken. Nur als ein thätiges Mittelglied der Ueberlieferung philosophischer Bestrebungen seiner Zeit kann er gelten, und wenn dazu beigetragen habe das Andenken an ihn zu erwecken, so ist es nur in diesem Sinne zu sehen. Schwerlich, muss ich gestehn, würde ich von seinen Schriften eine für meinen Zweck reichende Einsicht genommen und aus ihnen etwas mitgetheilt haben, wenn es mir nicht darum angekommen wäre in anschaulicher Weise zu zeigen, dass die platonische Philosophie, welche einen Theil mit den Lehren des Nicolaus Cusanus befreundet hatte, zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. über alle Länder, welche der wissenschaftlichen Forschung Theil nahmen, sich verbreitet hatte und welche Art der

Denkweise sie weckte. In Frankreich fand ich nur die Lehren des Bovillus hierfür als einen passenden Beleg vor. H. Ritter.

Cartas de algunos P. P. de la compañía de Jesus sobre los sucesos de la monarquía entre los años de 1634 y 1648. T. VII, XV u. 632 Seiten in Octav.

(Memorial historico español: Colección de documentos, opusculos y antigüedades, que publica la real academia de la historia. Tomo XII. Madrid, en la imprenta nacional. 1865.

Ueber die Entstehung und Zusammensetzung dieses umfangreichen Briefwechsels, über die Richtungen, welche in ihm hervortreten und den mit dem Gegenstande der Mittheilungen wechselnden geschichtlichen Werth derselben hat Ref. sich bereits bei der Anzeige der vorhergehenden sechs Bände ausgesprochen *), so dass hinsichtlich des vorliegenden und letzten Theils wenige Bemerkungen ausreichen werden. Die dem sechsten Bande sich anschliessenden, chronologisch geordneten Briefe fallen in die Zeit vom 11. Junius 1647 bis zum 8. December 1648; ihnen ist ein Anhang von erst später durch die Herausgeber aufgefundenen Zuschriften beigegeben, welche sich über den Zeitraum vom Junius 1648 bis zum Schlusse des Jahres 1649 verbreiten.

Dass auch hier keine die Genossenschaft Loyolas unmittelbar betreffende Angelegenheiten den Gegenstand der Correspondenz abgibt, wird unstreitig dem Umstande zugeschrieben werden dürfen, dass bei Gelegenheit des 1768 über

*) Jahrgang 1864, Stück 44.

gesellschaft verhängten Sequesters alle auf den den bezüglichen Schriftstücke der Sammlung gezogen wurden, um als Grundlage des einzutenden gerichtlichen Verfahrens verwendet zu werden. Auf diese Weise findet die starke Lücke in der Zahl der handschriftlichen Convocationen eine genügende Erklärung.

Die wunderliche Mischung von Neuigkeiten aus dem In- und Auslande gleicht einem Extract aus den verschiedensten Zeitungen und Tagesblättern; von allen auffallenden oder ungewöhnlichen Ereignissen sollen hervorragende Mitglieder des Ordens unverzüglich in Kenntniss gesetzt werden. Von einer individuellen Auffassung des Schreibers, einem Raisonnement über Thatsachen oder Persönlichkeiten findet sich keine Spur; er tritt aus der objectiven Haltung nicht dann nicht heraus, wenn die Begebenheiten ihn unmittelbar berühren. Es waltet unerkennbar das Bestreben vor, dem Verlaufe der Thatsachen wahrheitsgetreu zu folgen; daher die Vorsicht, mit welcher Gerüchte aufgenommen werden, der unverzügliche Widerruf der Angaben, die sich hinterdrein als unbedeutend herausgestellt haben, die verschiedene Bekleidung, in welcher eine und dieselbe Nachricht vielfach wiederkehrt. Das geringste Gewicht wird auf solche Mittheilungen zu legen, die ein der spanischen Monarchie nicht verliehtes Land betreffen; die Berichte aus England und vom Kriegsschauplatze in Deutschland sind in gleichem Grade schwankend und bis zum Unkenntlichen entstellt.

Nur selten findet die Berührung einer kirchlichen Frage Statt und wenn es geschieht, so wird ein weiteres Eingehen auf dieselbe unterlassen. Selbst mit der Aufzählung von

Mirakeln befasst sich der kluge Schreiber nicht gern, es sei denn, dass sie ihm zu nahe gerückt waren, um mit Stillschweigen übergangen zu werden, oder das Aufsehen, welches sie in weiten Kreisen erregten, der Aufzeichnung werth zu sein schien. Dahin gehört z. B. die nachfolgende Erzählung aus dem catalanischen Kriege: Die Kugel eines groben Geschützes riss einen Soldaten mitten aus einander; er lag wie eine durchgeschnittene Rübe da (*como si fuera un rabano*), hatte aber gleichwohl durch Gottes Gnade noch die Kraft, nach einem Priester zu rufen, der ihm Beichte hören solle. Anderer Art ist eine im Junius 1647 gemeldete Thatache, die einen artigen Beitrag für den nationalen Character des Castiliens giebt. In Burgos, so lautet das Schreiben, erschien ein königlicher Oidor und bat den Gemeinerath, der altbewährten Treue gegen das königliche Haus eingedenk sein und den bedrängten und erschöpften Staat mit Geld und Mannschaft unterstützen zu wollen. Man kenne, wurde hierauf erwiedert, die Verlegenheit des Königs; aber die Stadt sei verarmt und entvölkert, Manche stürben vor Hunger und ein Donativ sei unter diesen Umständen nicht zu gewähren. Damit entfernte sich der Oidor. Der Rath aber trat am folgenden Tage wieder zusammen und fasste den Beschluss, 600 Mann für den König in's Feld zu stellen und zu erhalten. Er wollte durch dieses Verfahren an den Tag legen, dass vererbte Liebe zum Königshause mehr vermöge als die bittweise vorgetragene Forderung eines hohen Staatsdieners.

Dieser Angabe zur Seite kann Ref. nicht umhin die Mittheilung über einen Vorfall zu stellen, der sich in unmittelbarer Nähe des Correspondenten ereignete und einen unvergleichlichen

für den nach spannenden Situationen habenden Novellisten bieten würde. In diesen Tagen, sagt ein Schreiben aus Madrid vom 3. September 1647, setzten zwei Männer eine Sänfte der Dreifaltigkeitskirche nieder und entfernten sich alsbald. Während des ganzen Morgens lag die Sänfte, deren Vorhänge herabgelassen waren, im Gotteshause und nach Beendigung der Messe nahte sich ihr der Sacristan, die Schlüssel in der Hand, und sprach: »Señoras, haben sie gefälligst, dass die Träger kommen, denn die Kirche wird geschlossen«. Als auch die zweite Aufforderung keine Antwort erhielt, schob der Mann den Vorhang zurück und entdeckte vor sich eine stattlich gekleidete, dem Schein nach todte Frau mit einem Blatt Papier in der Hand. Solches verkündete der Errockene dem Superior, der alsbald in Gesellschaft eines Alcalden erschien, der Leiche das Papier aus der Hand nahm und auf dieser die Inschrift fand: »Padres, man bittet diese Todte zu bestatten und zur Bestreitung der Kosten die Thaler verwenden zu wollen, welche sich in der Tasche derselben befinden«. Das bezeichnete Geld fand sich und die Leiche wurde bestattet, aber weder über sie noch über die Träger hat man bis zur Stunde irgend eine Auskunft erhalten können.

Die Nachrichten über Volksaufstände, die in Granada durch Theuerung, in Sevilla durch die Theuerung hervorgerufen wurden, geben neue, wenn auch kaum noch erforderliche Belege für die in allen Richtungen trostlosen Zustände der spanischen Monarchie, während Correspondenzen über die revolutionaire Bewegung Neapels von dem Fischer Masaniello höchst werthvolle Erläuterungen und manche interessante

Einzelheiten enthalten. Zur Seite von zwei, in der ersten Hälfte des Julius 1647 von Neapel ausgegangenen Schreiben, liegen ebendasselbst und zur nämlichen Zeit abgefasste Relationen vor, denen sich eine um wenige Wochen später in Madrid angefertigte Relacion del tumulto de Napoles anreihet, welche offenbar auf einer Menge eingelaufener amtlicher und vertraulicher Berichte beruht und die Ereignisse nach ihrem Grunde und ihrer Entwicklung sorgfältig zu verfolgen bemüht ist.

In zwei Puncten stimmen alle diese Mittheilungen überein; sie betreffen ein Mal die Unerträglichkeit des Abgabendruckes, die unweine Besteuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse und den Hass des Volks gegen den einheimischen, auf Kosten der Gemeine sich bereichernden Adel, sodann die Versicherung, dass selbst in der Höhe des Aufstandes kein Hass gegen die spanische Nationalität sich kundgegeben und während des Erstürmens und Niederbrennens von Adelshäusern keine Entwendung irgend einer Art vorgekommen sei. Ueber die dämonische Gewalt, welche Masaniello über den wilden Haufen übte — »es fehlt nichts als dass Felsen und Gebirge sich gehorsam unter ihn beugen (no falto sino que le rindan vasallaje las piedras y montes), sagt ein Bericht — finden sich mannichfache Belege, während ein genügendes Eingehen auf diese merkwürdige Persönlichkeit vermisst wird. Berichte und Correspondenzen treffen in Lobeserhebungen des Vicekönigs, Herzogs von Arcos, zusammen, ohne dass dem Leser irgend eine Gelegenheit geboten wird, die Umsicht, Energie und Redlichkeit des Gepriesenen kennen zu lernen. Die Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck

tritt auf eine entsetzliche Weise in der Erzählung hervor, dass der Vicekönig, als er den Befehl zum heimlichen Morde dessen ertheilte, dem unmittelbar zuvor mit mehr als gewöhnlichen Zeichen der Liebe und des Vertrauens begegnet war, nicht versäumte, den Segen des Himmels für dieses blutige Beginnen zu erflehen, oder, wie es im Berichte sehr characteristisch heisst: »no olvidado en mitad de los medios humanos de los divinos«. Er gelobte der heiligen Jungfrau ein silbernes Standbild und eine Jahresfeier, falls der Mord die beabsichtigten Folgen haben werde.

Den schliesslich angehängten adiciones y correcciones, welche sich auf alle sieben Theile beziehen und der Hauptsache nach geschichtliche, besonders genealogische Anmerkungen enthalten, folgt ein umfangreicher und wegen der Mannichfaltigkeit des Inhalts allerdings unentbehrlicher Indice alfabético.

Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Augustus Lobeck. Editio tertia. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXVI. VIII und 430 Seiten in Octav.

Höchst erfreulich ist es, dass in unserer Zeit, die mit Hast benutzt und das Benutzte rasch vergisst, eine dritte Auflage von Lobecks Ajax nöthig geworden ist. Die erste erschien 1809 und war einer der Ecksteine für den Bau der deutschen Philologie. Ihr Verdienst war es nicht zum mindesten, dass, als 1835 eine zweite erscheinen sollte, die Wissenschaft, insbesondere auch die Kritik und Erklärung des Sophokles, eine Gestalt gewonnen

hatte, die Lobeck eine vollständige Umarbeitung nothwendig finden liess. Und die neue Auflage war ein neues Werk, die reife Frucht einer Gelehrsamkeit ohne Gleichen, wie sie Lobeck in dem Menschenalter seit der ersten Ausgabe rastlos gemehrt und ausgebildet hatte. Eine ganze Reihe von Untersuchungen ist darin, die nur Lobeck in solcher Weise führen konnte. Und wieder ist ein Menschenalter hingegangen, Lobeck gestorben, aber was Gotfried Hermann 1848 sagte: „quod autem admirabile esset, unum prodiit opus Lobeckii, cuius in editione nulla pagina est, quae perfecta non doctiorem se factum sentiat, quod discere didicerit“, das gilt jetzt noch. Eben als Zeichen, dass dies anerkannt werde, begrüßen wir die dritte Auflage so freudig. Sie ist ein getreuer Abdruck der zweiten, deren Seitenzahlen zweckmässig am Rande bemerkt sind. Geändert hat der ungenannte Herausgeber natürlich nichts, nur die *Addenda* an ihrer Stelle eingesetzt und aus dem Handexemplar Lobecks, welches auf der Königsberger Bibliothek aufbewahrt wird, einige kleinere und grössere Zusätze, meist Parallelstellen, hinzugefügt. Etwas grössere finden sich z. B. p. 61. 135. 189. 200. Druckfehler und falsche Zahlen sind viele verbessert: warum nicht auch p. 65, 18 *protasi* *apodosi*? — Möge denn das Wirken auch der neuen Auflage ein segensreiches sein: es wird immer als Zeugniß für die Blüthe und das Gedeihen deutscher Philologie gelten dürfen, wenn Lobecks *Ajax* nicht nur fleissig gekauft, sondern gründlich studiert wird. H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

30. Mai 1866.

Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Eine Apologie des Christenthums vom Standpuncte der Völkerpsychologie. Von Rudolf Friedrich Grau, lic. theol. u. s. w. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1864. VIII u. 244 S. in Octav.

Der Inhalt dieser Schrift will sich besonders gegen die bekannten Bücher Renan's und gegen die neuesten des Ludwigsburgischen Hrn. Strauss wenden, ihr Verfasser ist aber von Renan's Irrbildern der »Semiten und Indogermanen« so geblendet dass er schon deswegen seine Absicht wenig gut erreichen kann. Jene Irrbilder sind von Anfang an in diesen gel. Anz. als das enthüllt was sie sind; und der Unterzeichnete hat auch in diesen Blättern wiederholt namentlich die Evangelischen Geistlichen und sonstigen Gelehrten gewarnt sich durch sie irre leiten zu lassen. Allein man muss es erleben dass alles von Paris Kommende gerade in der neuesten Zeit unter den Deutschen wieder einen Zauber ausübt der nur zusehr an das Zeitalter Voltaire's

und des Preussischen Friedrich II. erinnert. Der Verf. lässt sich von Renan bereden dass die Semiten durchaus keine Anlage für Wissenschaft (Philosophie), für Kunst, für Politik und Staatsleben, für Epos und Drama, für Handel und Gewerbe und wer weiss für wie viele andere gute Dinge haben. Wäre dieses ebenso richtig wie es unrichtig ist (wie unrichtig es aber sei ist nach allen Seiten hin jetzt längst bewiesen), so könnte man dem Schlusse Renan's nicht entgehen dass sie eine niedrigere Menschenart als die sogenannten Indogermanen seien; und die weitere Folgerung daraus wäre unter andern (denn was liesse sich nicht auch sonst daraus ableiten!) dass eine Menschenart dieses erbärmlichen oder vielmehr dieses halbmenschlichen Geisteszustandes alles was man Religion nennt nur als einen traurigen Ersatz für anderes viel edleres und belohnenderes ergriffen und so emsig ausgebildet hätte; was dann daraus wiederum weiter für die heutige Menschheit etwa ausser Juden und Arabern folgen würde, brauche ich hier nicht zu sagen, da Renan diese Folgerungen nur etwas ungerader und verhüllter als sein Deutscher Vor- und Nachläufer von Ludwigsburg gezogen hat. Unser Verf. will nun zwar solche Folgerungen nicht zugeben, geräth aber dadurch nur mit seinen eignen ersten Zugeständnissen in Widerspruch: und selten wird man ein Buch finden dessen Ausgänge so wenig seinen Anfängen entsprechen; namentlich ändert sich bei dem Verf. alles höchst unerwartet und nur wie durch ein Ungefähr von S. 75 an, obwohl er einige der anfänglichen Schlagwörter auch bis zum Ende stets wiederholt.

Nun ist es ja wohl unmöglich dass über solche Fragen welche bis in die äussersten Gren-

In aller bekannten Geschichte zurückreichen
 gute keine Irrthümer sich bilden und zeitweise
 sich gar gewaltig zu herrschen sich bemühen
 alten. Auch ist Renan in diesem Falle nicht
 der Erfinder: es sind die bunten Träumereien
 von Friedrich Schlegel dann von Hegel und an-
 dern Deutschen welche den Anstoss gaben, und
 Renan hat solche Vorstellungen nur in seiner
 Weise weiter ausgeführt. Allein das Zeitalter
 der Deutschen welche hier den Anstoss gaben
 liegt doch jetzt schon ziemlich weit hinter uns;
 und während dessen sind die wahren geschicht-
 lichen und geistigen Verhältnisse der alten Se-
 mitischen Völker mit so viel ganz neuer Sorg-
 fält und dem sichern Gewinne so vieler neuer
 Erkenntnisse durchforscht dass man auf
 den ersten Blick schwer begreift wie die frühe-
 ren Irrthümer die unter uns schon völlig auf
 dem Rückzuge waren in unsrer neuesten Zeit
 wieder so mächtig werden können. Nur beson-
 ders die vielen verkehrten Bestrebungen welche
 aus der neueren Verwirrung aller öffentlichen
 Verhältnisse der Völker und Gewalten über-
 mächtig hervorgewachsen und unter denen nun
 Deutschland wieder soviel zu leiden hat, ver-
 mögen dies Auffallende zu erklären. Allein fal-
 len einmal solche Haufen von wüsten Irrthü-
 mern von welcher Gegend auch in Deutschland
 her, so sollte man sie doch nicht dadurch un-
 schädlich zu machen meinen dass man sie im
 Wesentlichen annimmt und sie nur durch Hin-
 zunahme einer ganz anderen aber ebenso grund-
 losen Vorstellung abzuschwächen versucht. Ein
 solcher Versuch ist es welchen unser Verf. hin-
 zunimmt. Die Semiten sollen allerdings an al-
 len jenen ihrem Geiste (warum und woher?
 weiss man nicht) eingeborenen schweren Män-

geln und Unfähigkeiten leiden, aber dafür von Gott mit einer desto schöneren Begabung für das bekannte Göthe'sche Ewig-Weibliche für Offenbarung Wunderkraft Religion u. s. w. beschenkt worden sein oder vielmehr durch alle Zeiten auch durch die finsternen des Mittelalters hindurch noch bis heute beschenkt werden; nur müssten jetzt auch die sogenannten Indogermanen sich nicht überheben, sondern zu ihren eigenthümlichen hohen Vorzügen von den »Semiten« Religion Offenbarung und alles damit Zusammenhängende dankbar annehmen. So meint der Verf.: und wir brauchen kaum näher zu sagen welche heute noch lebende »Semiten« ihm für diesen Rath wenn er befolgt würde am meisten dankbar sein könnten. Allein wenn uns schon das Alterthum lehren kann dass die glückliche Ausbildung aller der höchsten Bestrebungen des menschlichen Geistes und der Gewinn unvergänglicher Lebensgüter von ganz anderen Antrieben ausgeht als von einer besondern Anlage und einer Reihe von besondern Fähigkeiten des Geistes der einzelnen Völker, was sollen wir von den heutigen Völkern sagen deren Wesen und deren Geschichte wir doch viel leichter und viel übersichtlicher kennen! Seit viertheilb Jahrhunderten trennt nur ein einziger grosser Riss alle die Völker in deren Geiste noch ein tieferes Streben sich regt: aber dieser unversöhnliche Zwiespalt geht mehr oder weniger durch jedes einzelne dieser Völker selbst, während das Vorurtheil des 18ten Jahrhunderts als ob die Reformation nur für die Deutschen Völker sich eigne hoffentlich jetzt in seinem völligen Verschwinden begriffen ist. Was ist also den unendlich mächtigeren geistigen Gewalten gegenüber ein Volk oder auch ein ganzer Völ-

stamm? und jene sollten sich nach den äusseren Begrenzungen dieser richten und sogar von Anfang an bis in alle Zeiten sich innerhalb ihrer halten müssen? Aber wie wäre es dann auch nur möglich dass die einen Völker von dem Geiste der andern etwas sich wahrhaft abheben wenn sie von Anfang an ganz verschiedenartig begabte Geister hätten? ist es nicht deutlich dass alle solche Verschiedenheiten sofern sie wirklich da sind nur geschichtlich sind und sogar mitten in die uns bekannte Geschichte hineinfallen? Es hat weder an sich Sinn noch bestätigt es sich durch die Erfahrung dass die sogenannten Indogermanen z. B. für Wissenschaft, die Semiten für Religion geschaffen seien. Und weit eher noch kann man solche tiefhaltende Unterschiede bei den Sprachen annehmen, weil diese nach ihren Hauptunterschieden schon in einer Zeit sich feststellten welche über alle uns bekannte Geschichte hinausliegt und seitdem nur noch als ein gefügiges Werkzeug für ganz andere Thätigkeiten dienen. Und doch ist sogar in ihnen alles weder so starr noch so grundverschieden als es scheint: ja Niemand kann beweisen dass ein Sprachstamm im Wesentlichen schlechter und untauglicher sei als der andere. Man komme doch endlich zu einem Ende dieser menschlichen Eitelkeiten im Volksthümlichen! Es ist das eine Seuche die sich erst seit 20 bis 30 Jahren der Geister bemächtigen will und uns in Deutschland doch schon so empfindlich geschadet hat.

Aber in der That, was will denn in dieser ganzen Sache die Wissenschaft, und was kann sie wollen? man lege sich doch diese Fragen nur deutlich vor. Wissenschaft ist nichts als die Arbeit überall und am meisten bei den noch

dunklern oder schwerer zu behandelnden Dingen das Gewisse und Richtige zu suchen und die Kunst das so Gefundene geschickt anzuwenden: sie ist also ebenso wie die Frömmigkeit zu allen Dingen nützlich. Uns Späteren tritt nun in dem ganzen einstigen Wesen in der 2000jährigen Bestehen in der Reihe der wechselförmigsten Geschehnisse und dem letzten grossen Ergebnisse der Geschichte des Volkes Israel nicht bloss etwas allerdings sehr Eigenthümliches sondern auch etwas Wunderbares entgegen: denn warum wollen wir dies Wort scheuen nur ein Narr wird das Wort und darum auch den Begriff des Wunders aus der menschlichen Sprache auszulöschen wünschen und sich so gebärden dass man ihm allen Ernstes einen solchen Wunsch zuschreiben müsste. Allein wir stehen jetzt jenem ganzen göttlichen Spiel der Menschengeschichte viel zu ferne und sind nach wieder 2000 Jahren in sehr verschiedenen nächsten gar ernstlichsten Lebensspielen verflochten als dass von uns jenes Wunderbare welches als ein unverfügbares ewiges aber für viele zu leblos gewordenes Schaustück in unsere Zeiten hineinragt nicht leicht missverstanden werden könnte; und das Wunderbare wird in den Augen so vieler zum bloss wunderlich Seltsamen, zum Räthsel und zum Unverständlichen also auch leicht zum Spotte und zum Aerger was ursprünglich das höchste und ewigste Leben in sich schloss wird zum starren kalten todtten, und was uns zur unerschöpflichen Lebenskraft und zum Heile dienen kann wird zum tausendfach Irreleitenden und zum Werkzeuge für die schlimmsten Bestrebungen. Es sind einige zerstreute alte Vorstellungen und Redensarten geerbt welche das Räthsel zu lösen scheinen: man

z. B. Gott habe jenes Volk zu seinem eig-
 erwählt und sich so ihm wie keinem an-
 geoffenbart: das ist richtig verstanden wahr,
 wie viele verstehen es jetzt? und wieder
 gen wir auch da, woher diese Erwählung
 es besonderen Volkes kam. So fliehen wir
 Wissenschaft: und unnütz wäre diese wenn
 auch dies Räthsel zu lösen gar keine red-
 lichen Versuche machte. Was ist es nun aber
 an diese das ganze gewaltige Räthsel damit
 zu können meint dass sie uns lehren will
 das Volk sei geistig sogar von Anfang an nur
 halbmenschliches also auch halbbaffenartiges
 Wesen? kann man solche Vorstellungen denn
 nur ernstlich denken? Gewiss, diese neueste
 Ansicht ist um nichts besser als die vor 40
 Jahren herrschende, jenes Volk habe nur eine
 höchst geringe Bildung gehabt: während die
 neuere Untersuchung jetzt das gerade Gegen-
 theil davon ergeben hat. Mag es sein dass nach-
 dem dieses Volk endlich durch die strenge Er-
 zucht und Zucht vieler Jahrhunderte im Ge-
 gensatze zu allen übrigen alten Völkern all seine
 Ehre und sein Heil nur in der Behauptung der
 einmal schon ganz nahe gekommenen wah-
 ren Religion zu finden gelernt hatte, da ihm
 manche andere geistige Bestrebungen und Fer-
 tigkeiten, auch solche in denen es sich bereits
 über hoch ausgezeichnet hatte, hinter dieser
 einzigen und allein schon schwersten mehr und
 mehr zurücktraten: das ist denkbar, und ist
 wirklich geschehen. Allein das ist etwas ganz
 anderes als was die Pariser Weisheit will. Aber
 überhaupt ist es verkehrt ein solches Wunder
 der Geschichte aus einer einzelnen menschlichen
 Ursache abzuleiten. Sieht man näher zu, so
 wird man finden dass in einem solchen Falle

immer ein Zusammenstoß und Zusammenwirken der mannigfaltigsten Antriebe Kräfte und zeitlichen Lagen eintraf. Ein so gewaltiger Knoten und fester Halt geistiger Bewegung schürzt sich und verdichtet sich im Laufe der Geschichte nicht so zufällig: spüre man doch also, wenn man das Ganze noch nicht versteht, lieber zuvor dem Einzelnen nach, und bilde sich aus einer Fülle einzelner wohlverstandener Thatsachen endlich eine richtigere Vorstellung von dem Ganzen. Das wahre Wunder verschwindet nicht auch wenn man es zergliedert, sofern man nicht bei dem blossen Zergliedern stehen bleiben will.

Gedanken dieser Art müssen auch entstehen wenn man das neueste Pariser Werk aus der Werkstätte der jetzt in so gewaltigen Fluss gebrachten Arbeiten dieses Gebietes von Wissenschaft

Jésus-Christ, son temps, sa vie, son oeuvre. Par E. de Pressensé. Paris, Charles Meyron (1866). XV und 654 Seiten in Octav.

näher betrachtet. Sein Verf. behauptet in der Vorrede dass ihn nicht erst das Erscheinen des Buches von Renan und der anderen neuesten dieser Art zur Ausarbeitung des seinen angetrieben habe: allein man sieht diesem dennoch leicht an dass es vorzüglich nur zur Widerlegung der bekannten neuesten »Jesuleben« von Renan Schenkel und Strauß veröffentlicht ist. Um so seltsamer muss es uns sogleich an der Schwelle erscheinen dass dennoch ebenso wie das zuvor beurtheilte Buch schon halb in Renan's Netze gefangen ist, wäre es so gleichgültig sich wenn auch anfassen zu lassen. Man sehe nur wie der Verf.

S. 60 redet, oder höre wie er S. 22 meint der bekannte Psalmist welcher »Meine Seele dürstet nach Gott!« ausruft, sei »ein inspirirter Semite« er so für seinen ganzen Völkerstamm (pour la race entière) gesprochen habe. Meint er wirklich alle »Semiten« seien diesem Psalmisten gleich, oder auch nur einst gleich gewesen? Wahrlich, dann hätte Christus nicht zu leiden gehabt! — Das neue Werk ist nun zwar in seiner Art leicht eins der besseren. Wer muss es nicht loben wie der Verf. S. 25 mitten in Paris gegen das »neueste Zeitalter der Cäsaren« redet, während er überall sich von den zu schroffen Meinungen und Bestrebungen unserer Tage entfernt zu halten sucht. Allein abgesehen davon dass man neue tiefere Ansichten hier nicht findet, auch der gegenwärtige Zustand der Deutschen Wissenschaft obgleich der Verf. Deutsche besser liest ihm nicht genug bekannt ist, so findet das Werk durchgängig an einem wissenschaftlichen Mangel der hier sogar zu einem Vorzuge gemacht werden soll. Es ist wirklich etwas neues und (man möchte sagen) das einzige wahrhaft Neue welches hier dem Leser geboten wird, dass der Verf. sein geschichtliches Werk mit einer besondern Abhandlung »über das Uebernatürliche« S. 1—38 beginnt, weil er behauptet wer das »Uebernatürliche« nicht so wie er anerkenne könne überhaupt wenigstens keine Geschichte wie diese nicht fassen und schreiben. Gerade dies soll ihn von jenen drei und von unabsehbar vielen andern Schriftstellern unserer Tage am schärfsten unterscheiden: so eröffnet er denn sein Werk mit rein »philosophischen« Erörterungen, nimmt in dem Streite der neuesten Philosophen-Theologen seine Stellung, und beurtheilt nachher alles Einzelne in

der Evangelischen Geschichte nur von dieser seiner einmal angenommenen Stellung aus, mag man diese eine philosophische oder eine dogmatische nennen.

Wir fürchten alle solche Namen nicht, und meinen dass sowohl Dogmatiker als Philosophen etwas richtiges sagen können. Allein was der Verf. hier sagt, scheint uns unrichtig zu sein. Er fordert jeder Christ solle zugeben dass es »Uebernaturliches« gebe und solle daran glauben. Was ist aber das »Uebernaturliche«? diese Frage hat sich der Verf. offenbar nicht klar aufgeworfen und beantwortet. Nun ist soviel unläugbar dass der Verf. seine Forderung zunächst nur in Bezug auf den Inhalt der Evangelischen Erzählungen stellt: folgerichtig muss er sie aber auch in Bezug auf alle Biblische Erzählungen stellen, weil die Evangelischen in der Bibel selbst keine höhere Glaubwürdigkeit beanspruchen als die übrigen. Die Frage kommt also hier auf die andere zurück, ob die Bibel selbst vom Uebernaturlichen rede und was sie darunter verstehe. Allein die Bibel redet nirgends vom Uebernaturlichen. Der Verfasser hat diese Erscheinung gar nicht beachtet; sie muss uns aber sogleich an der Schwelle aller weiteren Fragen zu einem etwas tieferen Nachdenken über den Begriff antreiben welchen man etwa mit dem Worte verbinden könnte wenn man es nicht sogar gegen den Sinn der Bibel anwenden und missbrauchen will. Das Wort selbst hat sich mit seinem jetzt landläufigen Begriffe erst im Mittelalter ausgebildet: und wer ausser den bekannten Päpstlichen Gelehrten nimmt heute Scholastische Begriffe so unbesonnen und unversucht an? Frägt man aber was das Uebernaturliche sei wenn man überhaupt

den Ausdruck nicht gegen den Sinn der Bibel brauchen will, so muss man sagen dass damit nichts als eben das Göttliche gemeint sei: und wenn gefordert wird man müsse wenn man die Geschichte vor allen Christus' selbst näher verstehen und beurtheilen wolle zuvor an Gott und alles wahrhaft Göttliche glauben, so haben wir nichts gegen das einzuwenden was unser Verf. fordert. Auch ist das nicht etwa so wegiges und unbedeutendes: vielmehr wird damit um von dem zerstreuten Haufen der Gottesläugner im Leben hier zu schweigen) schon die ganze sogen. Tübingsche Schule zurückgewiesen, die diese sich wol um des Anstandes wegen von den Feuerbach'schen Ansichten aber nie von denen des Ludwigsburgischen Strauss gründlich abgesagt hat.

Allein ganz anders verhält es sich mit dem scholastischen Begriffe welchen der Vf. dem Worte unterlegt indem er, um möglichst auch nach der Farbe und dem Geschmacke unsrer neueren Zeit zu reden, wie zum Schmucke einen anderen mit ihm zusammenflcht. Danach soll man glauben Gott könne beständig die Gesetze seiner eignen Schöpfung (denn das ist ja doch nach unserm Verf. und nach der Wahrheit die Natur) willkürlich unterbrechen weil er — frei sei; welche Ansicht man dann dadurch etwas zu verbrämen sucht dass man hinzufügt Gott müsse freilich dabei nothwendig gute Zwecke haben. Es ist uns nun zwar erlaubt und die Bibel reizt uns selbst dazu, von Gott auch menschlich zu reden: nicht dies ist es was wir der Ansicht des Vfs vorwerfen. Allein dies Menschlichreden von Gott muss nothwendig seine Grenze haben, und wird augenblicklich verkehrt und irreführend sobald man in Gott etwas einseitig

Menschliches hineinlegt; das ist der ewige Fehler gegen die zwei ersten der Zehngebote in welche man immer so leicht verfällt und die doch weder Christus aufgehoben hat noch irgendwer ungestraft aufheben darf. Alles Menschliche scheint die Bibel von Gott auszusagen, je weiter es am rechten Orte sich ziemt: nirgends aber schreibt sie ihm einfach Freiheit zu, ein so hohes göttliches Gut diese auch dem Menschen scheint und wirklich ihm dazu werden kann. Denn Freiheit des Geistes ist nicht ohne Willkür denkbar: diese aber ist ebenso wie die Freiheit nur für den Menschen, und hat weder in Gott einen haltbaren Sinn noch wird sie in der Bibel von Gott ausgesagt; weder die *Exod.* Röm. 9, 11. 11, 5—28 noch die *Εξουσία* 9, 21 entspricht dem was wir Freiheit und Willkür nennen. Es giebt eben Dinge wo sich Gott und Mensch in keiner Weise vergleichen lassen außer um das Unvergleichliche zwischen ihnen klar einzusehen: wer diese Wahrheit mit Vorbedacht verletzt, hebt sicher alle wahre Religion auf. Und so schmeichelt es wol einen Augenblick den heutigen soviel nach Freiheit aller Art rufenden Menschen wenn man ihnen vorsagt Gott müsse doch wenigstens frei sein: allein für alles was ihr Freiheit nennet steht er vielmehr unvergleichlich zu hoch. Dass er aber als Schöpfer so schwach sei um an seiner eignen Schöpfung nachträglich flicken und ihre Gesetze zeit- und stückweise aufheben zu müssen, ist ebenso ein weder an sich seiner würdiger noch aus der Bibel zu beweisender Gedanke; und so fällt der Grundgedanke jenes Uebernatürlichen zugleich mit dem Schmucke womit man ihn heute umkränzen will von selbst in den Staub. Ist das Ueber-

natürliche das Göttliche, so kann es nicht das Willkürliche sein.

Demnach lässt sich alles was die Bibel als das Wunderbare in der Geschichte betrachtet und beschreibt, auf diesem neuerdings so beliebt gewordenen Wege gar nicht erklären: die welche diesen Weg einschlagen und ihn gar heute als den einzig richtigen allen anpreisen ja alle auf ihn zwingen wollen, tragen immer etwas in die Bibel hinein wovon sie aus guten Gründen nichts weiss und was ihrem eignen Sinne widerstrebt. Wie grundverkehrt ist es also wenn man die ganze Wahrheit des Christenthums und allen ächten Glauben auf eine blosse gelehrte Ansicht bauen will welche in der Bibel keinen Grund hat, und wenn man die Leute zwingen will dass sie sich aus einem eigenwillig und nie in blosser Verlegenheit ausgedachten Grunde über das Wunderbare wundern sollen! Ist es denn nicht genug dass sie bewundern was wirklich zu bewundern ist? oder meint man dass was uns gross und herrlich genug zu bewundern vor die Augen tritt müsse doch wohl nicht so gross und herrlich sein wenn man ihm nicht mit vielen grundlosen Erklärungen und willkürlichen Annahmen nachhelfe? Wollen sich aber viele mit dem blossen Bewundern nicht begnügen sondern etwas näher in die wunderbaren Einzelheiten einzugehen versuchen welche erst das ganze Grosse uns wie mit einem Schlage vor die Augen tretende Wunderbare geben, so lasse man sie immerhin versuchen was sich mit guten Mitteln ersuchen lässt und wehre nur jeglichen Irrthum ab welcher sich da so leicht und doch so ähe sich festsetzend einschleicht. Das wirkliche Wunder, sowohl das geschichtliche als das von Anfang an in aller Schöpfung sich ewig

gleichmässig wiederholende, verschwindet durch keine einzige nähere Untersuchung welche wirklich in es eingeht. Etwas anderes ist es aber in welche besondere Vorstellungen und Ausdrücke sich das mit Recht als das Wunderbare bemerkte einkleidete: da steht die ganze grosse wirkliche Geschichte immer über den einzelnen Auffassungen und Erzählungen von ihm; und nicht Christus selbst schrieb die Evangelien, noch fordert er von seiner Verklärung herab dass wir an den Buchstaben gebunden seien. — Möchte man auf Seiten der heute so weiten Partei in deren Mitte unser Verf. sich stellt, endlich zur rechten Zeit begreifen, dass man auf dem Wege welchen sie eingeschlagen hat nie die Längen des Göttlichen und des ächt Christlichen widerlegen kann, wol aber ihrer Anmassung und ihrer Zerstörungslust immer neue und sehr willkommene Nahrung reicht.

H. E.

Versuch einer physiologischen Pathologie des Herzens und der Blutgefässe. Von G. Valentia. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1866. X u. 480 Seiten in Octav.

Dem früheren »Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven« desselben Verfassers schliesst sich das vorliegende Werk, was den Plan der Darstellung betrifft, im Allgemeinen an.

Nach einer kurzen Einleitung werden als allgemeiner Theil einige hydraulische Hilfslehren (S. 5—161) abgehandelt. Es wird zunächst der Umstand klar dargelegt, dass die Hydrodynamik bis jetzt in mathematischer Beziehung

noch sehr wenig ausgebildet ist. Bekanntlich ist die Theorie nicht im Stande selbst unter relativ sehr einfachen Verhältnissen die Erscheinungen vorauszusagen, weil die Einflüsse der äusseren und inneren Reibung auf die Bewegung der Flüssigkeitstheilchen nicht scharf dargestellt werden können. Es müssen die Bedingungen hypothetisch naturwidrig vereinfacht werden, um nur die Differentialgleichungen aufstellen zu können und die Integration der letzteren überschreitet dann regelmässig die Grenzen der Hilfsmittel, welche der Calcul heutzutage darbietet. Die hydrodynamischen Bewegungsgleichungen erlauben eine Uebersicht höchstens in dem Fall einer linearen Bewegung; bei zu Grundelegung der sogenannten ebenen Bewegung führt die Untersuchung des einfachen Falles, dass ein Strom sich in zwei gleich breite Arme theilt, bereits zu unauflösbaren Ausdrücken, und die in Wirklichkeit vorhandene körperliche Bewegung (in Röhren etc.) ist vollends gar nicht darzustellen.

Aus diesem Grunde befriedigt bekanntlich die jetzige Hydrodynamik den mathematischen Physiker nur sehr wenig. Denn die Theorie beherrscht noch nirgends die Erfahrung, sondern es muss umgekehrt die Beobachtung Zahlenwerthe für Coëfficienten liefern, welche unveränderlich sein sollten; es in der That aber auch nicht einmal sind. Diese Coëfficienten entsprechen den Resultanten der Einflüsse einer gewissen Summe von Bedingungen, welche die Theorie gar nicht oder nur unvollständig berücksichtigt hat und deren Werthe z. B. veränderlich sind, wenn einzelne Bedingungsglieder als besondere Functionen der Zeit auftreten. Auf die einfachen in der Technik angewendeten

Formeln ist aus diesen Gründen wenig wissenschaftliches Gewicht zu legen.

Unter den hydraulischen Hilfslehren werden zunächst die Grundsätze der Hydrostatik nach Art der physikalischen Lehrbücher erörtert. Dann folgt eine ausführliche Darstellung der Capillaritäts-Erscheinungen, der Endosmose, sowie der Diffusion von Gasen. Das Toricellische Theorem (die Ausflussgeschwindigkeit gleicht der Quadratwurzel der Druckhöhe) und die verschiedenartigen Ableitungen, die dasselbe im Lauf der Zeit erfahren hat, werden historisch erörtert.

Ein sorgfältiges Studium der älteren mathematischen Literatur Seitens des Verfs. ist dabei besonders in die Augen fallend. Am meisten Gewicht ist auf Euler's Thätigkeit gelegt, der die Ausgangsgleichungen der Hydrodynamik aufstellte. Obgleich ihre allgemeine Integrabilität wie gesagt die der Analyse zu Gebote stehenden Hilfsmittel überschreitet, werden sie in den Lehrbüchern noch immer nach dem ursprünglichen Verfahren von Euler gegeben. Poisson, Navier etc. haben dann die hydrodynamischen Grundgleichungen dadurch erweitert, dass sie noch die Bedingungen der Klebrigkeit oder des gegenseitigen Anhaftens der Flüssigkeitstheilchen aufnahmen. Helmholtz entwickelte später die Theorie der inneren Reibung, indem er die Poisenille'sche Annahme einer durch die Benutzung erzeugten unbeweglichen Wandschicht verwarf. Man darf den Gleitungscoëfficienten mit Rücksicht auf experimentelle Thatsachen nicht unbedingt gleich Null setzen; derselbe scheint jedoch bei innen glatten Glasflächen und Wasser unmerklich zu sein.

In ein neues Stadium ist die Lehre von der Reibung nach dem Verf. durch die bahnbrechen-

an Arbeiten von Oscar Emil Meyer getreten. Derselbe war bekanntlich während mehrerer Jahre Docent der Göttinger Hochschule und seine in Poggendorff's Annalen Bd. 113 u. f. veröffentlichte Arbeit bildet eine mit allen gegenwärtigen Mitteln der Mathematik und Physik durchgeführte Verfolgung des Coulomb'schen Versuchs, in welchem man die Zähigkeit einer Flüssigkeit aus den Schwingungen einer in ihr befindlichen wagerechten Scheibe um einen senkrechten fadenförmigen Körper zu bestimmen sucht. Coulomb bemerkte schon, dass das gegenseitige Verhältniss zweier auf einander folgenden Schwingungsweiten unverändert bleibt. Die successiven Weiten bilden also die Glieder einer geometrischen Reihe, deren logarithmisches Decrement constant ist. E. Meyer fand die Coulomb'sche Theorie der Erscheinungen für tropfbare und gasförmige Flüssigkeiten durch seine Versuche bestätigt. Hieraus folgt dann, dass die äussere Reibung flüssiger Körper vom Geschwindigkeitsunterschiede der beiden Flüssigkeiten, die innere dagegen dem Differentialquotienten der Geschwindigkeit proportional ist. Die letztere nimmt mit der Erhöhung der Wärme ab. Wasser und wässrige Lösungen haben eine weit geringere Reibung als Rüböl. Die Reibung von Salzlösungen ist bald grösser und bald kleiner als die des Wassers. Die Reibung der Luft ist viel bedeutender, als man nach der geringen Dichtigkeit erwarten sollte. Der Reibungscoefficient von Atmosphäre von 18° C. gleicht 0,000360 und der für destillirtes Wasser von $15,5^{\circ}$ C. 0,0131 oder nur ungefähr 37 Mal mehr als der der Luft. Das Rüböl hat einen nahezu 500 Mal so grossen Reibungscoefficienten als das Wasser (E.

Meyer a. a. O. S. 410). Die innere Reibung einer wässrigen Salzlösung besteht aus der gegenseitigen auf die Einheitsdichtigkeit bezogenen Reibung $\eta\omega$ der Wassertheilchen an einander, der Reibung $\eta\omega\sigma$ des Wassers gegen das flüssige Salz und der inneren Reibung $\eta\omega$ des Salzes. Nennt man den Reibungscoefficienten einer Salzlösung η und $\rho\omega$ die Dichtigkeit des Wassers in der Lösung, ρs die des gelösten Salzes, so erhält man als wahrscheinlichste Formel des Reibungscoefficienten einer Lösung:

$$\eta = \eta\omega\rho\omega^2 + 2\eta\omega, \rho\omega\rho s + \eta s\rho s^2.$$

Ist σ das Verhältniss des in der Lösung enthaltenen Salzes zum Wasser und ρ die Dichtigkeit der Lösung, so geht diese Gleichung über in:

$$\eta = (\eta\omega + 2\eta\omega s\sigma + \eta s\sigma^2) \left(\frac{\rho}{1+\sigma} \right)^2.$$

Da die bei der Lösung auftretende Volumabnahme gering zu sein pflegt, so kann man auch näherungsweise $\rho = 1 + \sigma$ nehmen.

Aus den Mittheilungen von E. Meyer, welche zum ersten Male das so wenig erforschte Gebiet der Reibungs-Erscheinungen gründlich beleuchteten, folgt noch weiter das allgemein interessante Resultat, dass die Reibung in der Luft mit der Dichtigkeit der letzteren verhältnissmässig nur wenig abnimmt. Auf dieser Grundlage erklärt sich jetzt beispielsweise sehr einfach das in der Theorie der Sternschnuppen bisher räthselhafte Factum, dass die lebendige Kraft dieser mit planetarischer Geschwindigkeit in der Erd-Atmosphäre ankommenden Körper vergleichsweise so rasch und in grossen Höhen über der Erdoberfläche durch Umsetzung in Wärme (Erglühen, Erglänzen, Explosion etc.) vernichtet werden kann (Ref.).

Eine von Ludwig und Stefan kürzlich genauer untersuchte Art von Störungen eines Stromes wird ebenfalls ausführlicher erörtert. Setzt man eine den Seitendruck messende senkrechte Röhre so ein, dass sie nicht in das Lumen des cylindrischen Rohres hineinragt, so wird sie nur insofern die Theilchen von ihrer der Axe parallelen Bahn ablenken, wenn die Flüssigkeit in das Manometer einströmt oder sich das Niveau des Inhaltes des letzteren mit dem Wanddrucke ändert. Der Umstand, dass der der Einfügungsstelle gegenüberliegende Röhrenwandtheil die Bedingungen des Rückstosses bei freiem Ausflusse darbieten würde, kann hier keine merkliche Störung erzeugen. Ragt dagegen das Manometer in das Innere des Rohres hervor, so entstehen natürlich Wirbel oder Strudel. Führten Ludwig und Stefan dünne Manometerröhren in der Richtung des Halbmessers eines cylindrischen Durchflussrohres ein, so wechselte desshalb die mittlere Ausflussgeschwindigkeit. Der Druck nahm nicht bloss an der gegenüberliegenden Wand, sondern auch an einer um 90° entfernten Stelle des Umkreises ab. Verbanden sie das freie Ende des eingesetzten Druckmessers mit einem gegenübergestellten durch ein gebogenes Rohr, so erzeugte sich ein Strom, der von dem zweiten zu dem ersten Manometerrohre dahin ging. Schaltet man einen durchbrochenen Schirm in die Röhre ein, so sinkt die Geschwindigkeitshöhe des Ausflusses im Verhältniss des Querschnitts der Durchflussöffnung zu der Summe der Querschnitte beider Mündungen, wenn man die Wirbelbildung und die Strahlenzusammenziehung nicht berücksichtigt.

In dem speciellen Fall des Verlaufs von Pulswellen in elastischen Röhren ist noch zu

bemerken, dass die fortschreitende Bewegung der Flüssigkeit und die ablaufende Gestaltänderung, die man den Wellenzug nennt, gleichzeitig eintreten. Nur die letztere ist bei der gespannten Saite thätig. Im arteriellen System verlaufen die Bewegungen analog den Wellen eines Stromes oder Tonwellen in bewegter Luft. Die grösste Ausweichung oder die Amplitude und die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Welle hängen daher von der Stärke des Anstosses, der die Saite getroffen hat, unter sonst gleichen Verhältnissen ab. Sie ändern sich dagegen nicht bloss mit dem Wechsel der Spannungsunterschiede je zweier benachbarter Querschnitte des elastischen Rohres, sondern auch mit der selbstständigen Einwirkung der strömenden Flüssigkeit auf die angrenzenden Wandbezirke.

Der nächste Abschnitt (S. 163—243) handelt von den allgemeinen Eigenschaften des Blutes.

Was die mechanische Zusammensetzung betrifft, so sind unter den Formbestandtheilen ein-, zwei- und dreiachsige Blutkörperchen zu unterscheiden. Die ersteren sind die weissen, zu den folgenden gehören die kreisrunden concav-concaven rothen Blutkörperchen des Menschen, der meisten Säugethiere und der Cyclostomen. Die länglich-runden rothen Blutkörperchen des Kameels und einiger anderer Wiederkäuer, der Vögel, Amphibien, Knochenfische und eines Theiles der Knorpelfische entsprechen keinen Umdrehungskörpern. Sie haben vielmehr drei auf einander senkrechte Hauptaxen von verhältnissmässig grösster Länge.

Die Blutkörperchen-Menge kann nur sehr annähernd bestimmt werden, da ein Cubikmillimeter gesunden Kaninchen-Blutes nach Vierordt's Zählungen 2,7—6 Mill. Blutkörperchen enthalten

mann. Die Oberfläche der letzteren beträgt in Summa bei der Annahme von 5 Mill. im Mittel beim Menschen 640 Quadratmillimeter. Die gesammte Oberfläche aller Blutkörperchen würde die der äusseren Haut des Menschen um das 1700—1800fache übertreffen. Die Ursachen der Faserstoff-Gewinnung sind noch unbekannt.

Das specifische Gewicht des Blutes muss jedenfalls mit Rücksicht auf die Temperatur bestimmt werden, was bisher nicht geschehen ist. Die Eigenschwere der Blutkörperchen beträgt wahrscheinlich ca. 1,1.

Die bekannte Erscheinung, dass mässiger Wasserzusatz das Blut bei auffallendem Licht dunkler, Salzlösungen dagegen dasselbe heller erscheinen lassen, erklärt Verf. nicht aus der Formänderung der Blutkörperchen (Henle), sondern aus einer Aenderung ihres Brechungsindex, wonach allerdings im ersteren Fall weniger, im zweiten Fall mehr Lichtstrahlen zurückgeworfen werden müssen (Ref.).

Charakteristisch sind für das Blut-Spectrum zwei Absorptionsstreifen oder Blutbänder, welche zwischen D und E liegen.

Die chemische Untersuchung des Blutes stösst auf solche Schwierigkeiten, dass die bisherigen Analysen beinahe ganz resultatlos blieben. Wenn man bedenkt, dass in die Vene gespritztes Eierweiss in den Harn übergeht, Serumeiweiss aber nicht (Bernard) — ein Unterschied über den die Analyse beider Eiweisskörper bisher gar keinen Aufschluss zu geben vermochte —, so leuchtet es ein, dass vor Nichts mehr zu warnen ist, als vor einer kritiklosen Verwerthung der Blutanalysen, wie man sie in so vielen medicinischen Schriften findet.

Die Behauptung, dass alle Bestandtheile des

Blutes mit Ausnahme des Wassers durch das Hungern ab- und zur Verdauungszeit zunehmen, hat keine allgemeine Gültigkeit. Man darf nur dann auf eine krankhafte Vermehrung oder Verminderung des Wassergehaltes des Blutes schliessen, wenn die Unterschiede so gross ausfallen, dass sie jenseits der weiten Grenzen der Beobachtungsfehler liegen. Dasselbe gilt von der angeblichen Vermehrung des Faserstoffes in Entzündungen, der immer zweifelhaften Vermehrung der rothen Blutkörperchen bei Vollblütigkeit, Herzleiden und dem Anfange der Cholera, und der Verminderung bei der nicht existirenden angeblichen Anämie, der Bleichsucht, dem Wechselfieber, dem Typhus und erschöpfenden Durchfällen, der Abnahme des Eiweisses bei Entzündungen, bösartigen Fiebern, Wassersuchten und bei Eiweiss-harn, der Vermehrung der verseifbaren Fette und des Cholestearins in Entzündungskrankheiten, Leberkrankheiten, Tuberkelbildung, Eiweiss-harn und Cholera und der Verminderung der Salze bei dieser und in Entzündungskrankheiten. Die sogenannte Hyperalbuminose oder der zu reichliche Eiweissgehalt des Blutes und die Angabe, dass das schwer gerinnbare Blut bei Hämophilie, Scorbut etc. nicht weniger, sondern mehr Faserstoff als gewöhnlich liefert und grössere Wassermengen enthält, bedürfen noch einer zuverlässigeren Bestätigung. Eine sichere Ermittlung des Harnstoffgehaltes des Blutes ist dadurch unmöglich gemacht, dass der Eiweissniederschlag wechselnde Mengen von Harnstoff mit sich niederreisst. Die Angabe, dass er bei Fiebern, Eiweiss-harn, Harnruhr und Cholera vermehrt sei, ruht daher auf keiner sicheren Grundlage. Die Zuckermenge des Blutes lässt sich ebenfalls nicht ganz sicher bestimmen. An den

Krystallen des Cholestearins und anderer Fette, die man aus dem Blute erhält, haften öfters, wie das Mikroskop lehrt, schwer zu entfernende fremde Massen lassen. Die gefundenen Zahlen schliessen daher bald positive, bald negative Unrichtigkeiten ein. Bemerkt man in einer Blutart Ammoniak, Harnsäure, Hippursäure, Gallensäuren, grössere Mengen von gelben Farbstoffen, Leucin, Tyrosin, Kreatin, Kreatinin, Glycin, oder Sarcosin, so muss man immer erst fragen, wie viel von diesen Körpern die vorangegangene chemische Behandlung erzeugt oder zerstört hat. Die gefundenen Werthe werden daher immer mit grossen möglichen Fehlern behaftet sein.

Eine specielle Rücksichtnahme ist der geächtlichen Blut-Untersuchung gewidmet. Dass Verwechslungen mit anderen rothen Farbstoffen möglich sind, lehrt unter Anderem die Geschichte der Blutwunder: die durch *Monas prodigiosa* oder durch rothe Schimmelbildungen auf Kartoffeln und anderen stärkehaltigen Substanzen, unter anderen auch auf Hostien erzeugten rothen Flecke haben bekanntlich Tausenden von Juden das Leben gekostet.

Von den drei forensischen Fragen: ob ein bestimmter Flecken Blut enthält, ob solches in einem Säugethier oder einer niedrigeren Thierklasse sei, endlich ob es vom Menschen oder von einem Säugethier herstamme, vermögen bis jetzt bekanntlich nur die ersten beiden mit Sicherheit beantwortet zu werden. Die rein chemischen Proben haben nur noch historische Bedeutung. Anwenden kann man das Mikroskop, um entweder Blutkörperchen nachzuweisen, nachdem sie mit Zuckerwasser (besser Natriumoxalatlösung oder Glycerin Ref.) aufgeweicht waren, oder um die Hämkristalle darzustellen,

oder das Spectroskop, welches die sogenannten Blutbänder zeigt. Rothe Infusorien, Anilinfarben, Carmin liefern andere Absorptionsstreifen, der aus den Muskeln zu gewinnende Farbstoff dagegen dieselben wie das Blut. Indessen büsst getrocknetes Blut sehr häufig die Eigenschaft ein, Blutbänder zu liefern. Was die Hämnkrystalle anlangt, so sind sie in Wasser, Salzsäure, Essigsäure, Alkohol, Aether und Chloroform unlöslich, werden aber durch Alkalien grün, braun, purpur- bis rosenroth. Aus Indigo, rother Dinte, Körnerlack, Drachenblut, Krapp, Sandelholz, Murexid entstehen zwar ähnliche Krystalle, die jedoch durch die genannten Löslichkeitsverhältnisse sich unterscheiden lassen.

Den Dichroismus, sowie die Eigenschaft der Blutflecke durch Aetznatron olivengrün, nach Essigsäure-Zusatz roth zu werden, endlich die Ozon-Reaction lassen sich nur als Unterstützungsbeweise verwenden. Mit Terpenthinöl und Guajakinctur erhält man durch Blutbeimischungen noch blaue Färbung, wenn das Blut nur 0,0002 bis 3 beträgt. Die Ozon-Reaction geben indessen auch Eisenoxydhydrat, Eisenchlorid, und andere Eisensalze.

Der zweite Abschnitt des besonderen Theiles (S. 245—475) behandelt den Kreislauf des Blutes und zwar successive das Herz, die Schlagadern, Haargefäße, Blutadern und die allgemeinen Beziehungen des Kreislaufs. Da die älteren Ansichten über die Entstehung der Herztöne als widerlegt anzusehen sind, so führt Vi nur die von Rouannet (Analyse des bruits du coeur Paris 1832) auf, der zuerst beide Herztöne als Ventiltöne betrachtete. Indessen mischt sich ein tiefer und schwacher, 14 — 36 Schwingungen in der Secunde entsprechender Grundton

des sich contrahirenden Herzmuskels dem ersten Herztone bei.

Die Erscheinungen der Cyanosis werden zum Theil auf die Mischung des venösen und arteriellen Blutes in Folge von Klappenfehlern des Herzens zurückgeführt, während doch die langsamere Circulation in den Capillargefäßen der äusseren Haut etc. den wesentlichen Theil der Erscheinungen bedingen dürfte (Rokitansky).

Seit zwei Jahrzehnten wiederholen sich die Versuche den Dicrotismus des Pulses als normale Erscheinung hinzustellen, ohne dass dabei die durch Eigenschwingungen der benutzten Apparate entstehenden Fehlerquellen beseitigt worden wären. Man hat verschiedene Methoden ersonnen, um die Schlagaderpulse sichtbar zu machen. Schon Hérisson und später Chelius setzten eine kleine, unten erweiterte und mit Blase überspannte Röhre auf die klopfende Stelle, nachdem man sie zum Theil mit Quecksilber oder einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt hatte. Diese Vorrichtung nannte man später das Sphygmometer. Das Sphygmoscop von Alison und der Pulszeichner von Naumann entsprechen im Wesentlichen einer solchen Vorrichtung, die natürlich alle von Eigenschwingungen herrührenden Uebelstände darbietet. Das Sphygmophon von Upham bildet einen elektromagnetischen Apparat, der das Klopfen zweier Stellen durch Glockentöne anzeigt. Czermak hat sich bemüht, das elektrische Verfahren für das freie Markiren des Pulses oder den Gebrauch einer schwingenden Flüssigkeitssäule oder eines Fühlhebels zu verwerthen.

Das Princip des Vierordt'schen Sphygmogra-

phen liegt auch demjenigen Marey's zu Grunde. Nur ist eine Feder eingeschaltet, deren Eigenschwingungen sich in den Formen der Pulscurven ausdrücken können. Man hat noch die Gefahr, dass die Form des aufsteigenden Curvenstückes zum Theil von dem Widerstande und die des absteigenden von der Rückwirkung der elastischen Feder abhängt. Die Unzuverlässigkeit aller Federwerke und die in den Curven häufig kenntlichen Nachschwingungen lehren theoretisch und empirisch, dass man hier eine gefährliche mechanische Vorrichtung zu Grunde gelegt hat. Man bewegt sich daher in einem Kreise, wenn man mit dem Federsphygmographen an toten elastischen Röhren nachweisen will, dass der zwei- oder vielschlägige Puls ein wesentliches und beständiges Merkmal der Pulsbewegung in elastischen Schläuchen bildet.

Die Vertheilung des Schlagaderblutes ist wesentlich von den Widerständen abhängig. Die Schlängelungen der Arterien führen zwar nur ein mässiges Sinken des Blutdruckes als Folge herbei; wichtiger sind die durch die Abzweigungswinkel erzeugten. Letztere Widerstände hängen von dem Sinus versus oder dem Unterschiede des Cosinus und der Einheit ab. Sie fallen also für einen rechten Winkel am grössten aus und verkleinern sich mit der Annäherung nicht nur an 0° sondern auch an 180° . Hiernach wären die Widerstände in den Art. recurrentes der Gelenke zu beurtheilen (Rel.). Messen kann man die Ablenkungswinkel mit dem Transporteur, oder besser trigonometrisch, indem man die Länge der abgehenden Arterie ein so langes Stück des Stammes, dass ein rechtwinkliges Dreieck entsteht und die Hypo-

thenuse beider misst, wobei man für die Carotis 80°, die Subclavia sinistra 100°, die Eingeweidepulsader 50° findet u. s. w. Einer verbreiteten Meinung zufolge sollen bekanntlich die sogenannten Nonnengeräusche vorzugsweise bei Chlorotischen vorkommen. Wintrich fand sie indessen bei 60—90% aller Männer und Frauen, wenn man das Alter über 70 Jahre ausnimmt. Sie werden durch äussern Druck auf die Venen erzeugt und nach Th. Weber kann man sie leichter hervorbringen, wenn man den Kopf des Kranken nach der entgegengesetzten Seite wendet, so dass die Mm. sternocleidomastoideus und Omohyoideus die Vene beengen. Ohne Zweifel entsteht das Geräusch jenseits verengter Stellen, wenn die erzeugten Strudel die gespannte Röhrenwand in Schwingungen versetzen.

Bei Bestimmungen der Gesamtmasse des Blutes verfuhr bei einer früheren Gelegenheit der Verf. so, dass er den Gehalt einer Blutprobe an festen Bestandtheilen vom lebenden Thiere bestimmte, dann eine bekannte Wassermenge in die Jugularvene einspritzte, und in einer zweiten Probe den festen Rückstand des so verdünnten Blutes ermittelte. Heidenhain und Panum benutzten das Welcker'sche Verfahren, um aus dem Farbenton bluthaltiger Auswaschflüssigkeiten die Gesamtmenge des Blutes eines Thieres zu bestimmen.

Trotz dieser verschiedenen Methoden fanden die drei genannten Forscher übereinstimmend, dass ein verhungertes, ein durch Wassererguss gelähmter Hund und ein in hohem Grade abgemagertes Schaf nicht nur keine wesentlich kleinere, sondern nahezu die regelrechte, ja möglicherweise eine etwas zu grosse verhältnissmäs-

sige Blutmenge enthielten. Es folgt daraus, dass die praktische Heilkunde genöthigt ist, dasjenige was man bisher als Blutleere oder Anämie bezeichnete, unter einem wesentlich anderen Gesichtspunkte aufzufassen. In allen solchen Fällen handelt es sich vielmehr um Blutverdünnung, Blutblässe.

Magert ein Mensch oder Thier ab, so schwinden vorzugsweise Fett und Muskeln. Der Verlust an Fett wird aber die verhältnissmässige Blutmenge erhöhen und daher resultirt ein Ausgleichungswerth für den durch Abgang von Muskelsubstanz erzeugten Unterschied u. s. v.

Es ergibt sich, dass die früher sogenannte Anämie in der That nur Hydrämie ist, nämlich ein Mangel nicht an Flüssigkeit, sondern an regelrechten Bestandtheilen, namentlich an Blutkörperchen. Mildert ferner z. B. ein Aderlass das Herzklopfen eines an Klappenfehlern leidenden Menschen, so liegt der Grund der Herabsetzung des arteriellen Mitteldruckes nicht in der Verminderung des Inhaltes des Gefässsystems, sondern in einer Verminderung der Widerstände, welche die grössere Wässerigkeit und geringere Klebrigkeit des Blutes bedingt.

Der letzte Abschnitt (S. 431—475) erörtert einige allgemeine Beziehungen des Kreislaufs. Ausser den Verhältnissen der gesammten Blutmasse, über welche bereits referirt wurde, sind unter dieser Rubrik die Durchgangsmengen des Blutes, die Dauer des Kreislaufes, sowie die Blutvertheilung im Leben und nach dem Tode abgehandelt.

Sowie die Erscheinungen der Anämie aus der Blutverdünnung zu erklären sind, so wer-

den durch ungleiche Blutvertheilung diejenigen Störungen hervorgebracht, welche man früher einer Vollblütigkeit oder Plethora zugeschrieben hat. Die Erleichterung, welche örtliche Blutentleerungen oder Aderlässe so häufig herbeiführen, beruht auf einer Verminderung der örtlichen Ueberfüllung und Spannung.

Der Lufteintritt in die Venen, welcher bei Operationen zuweilen zur plötzlichen Todesursache geworden ist, ist nicht aus einer Luftembolie der Lungencapillaren herzuleiten. Eben-
sowenig aus einer Lähmung des mechanisch ausgedehnten rechten Herzens, sondern wahrscheinlicher aus einer Embolie der Aa. coronariae cordis mit Luft (Ref.).

Die wichtigsten Folgerungen, zu denen der Verfasser gelangte sind im Vorstehenden hervorgehoben. Seine Arbeit wird von solchen medicinischen Praktikern mit Nutzen gelesen werden, welche mit den zahlreichen Thatsachen der heutigen exacten Physiologie grösstentheils unbekannt sind.

Eine Anzahl Holzschnitte, die auf dem Titel nicht erwähnt und von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung liberaler Weise beigegeben worden sind, bilden eine Zierde des Werkes.

W. Krause.

System der Tonkunst von E. Krüger. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1866. VIII und 500 Seiten in Octav.

Das vorliegende System ist ein Versuch, der Tonkunst Wesen und Uebung aus ihren natür-

lichen Grundlagen zu entwickeln, und die Idee der Tonbildlichkeit, kraft welcher die luftförmigen Naturgebilde zur Darstellung geistigen oder seelischen Inhalts verwandt werden, zum Bewusstsein zu bringen. Es ist bekannt, wie der Ursprung der Tonkunst gleich dem der übrigen Künste verschiedentlich gesetzt worden ist, je nachdem der Quellpunct des Systems idealistisch oder naturalistisch angenommen ward. Hiernach ist der Ausgangspunct der Musikwissenschaft entweder in des Menschen Willkür vermuthet, also dass die menschliche Vernunft Selbstschöpferin sowohl der harmonischen Accorde als der elementaren Formen des Diatonon etc. sei — oder es wird angenommen, die natürlichen Tonverhältnisse seien das Vorangehende, dem des Menschen sinngeistige Empfängniss nachfolge. Die einleuchtende Unversöhnlichkeit beider Systeme bezeugte sich in der eifernden Polemik worin die Musiker den anderen Gelehrten wenig nachstehen, und half wenigstens in den letzten Zeiten die beiderseitigen Lücken ans Licht stellen. Denn wenn die Vertreter des Geistes den Naturgrund der Kunstlehre als überflüssigen Zierath der älteren Theorien wohlgemuth abwarfen, und ohne Weiteres in medias res springend aus irgend einer gegebenen Tonreihe nach eigenem Wohlgefallen accordische und melodische Gestalten erfinden und angemessen ordnen, daneben aber den sinnlichen Wohlklang als unwürdig verdammen wollten: so erging anderseits die Gegenfrage: Woher denn das Angemessene, die Ordnung, das Wohlgefallen stamme? — Und wenn umgekehrt die einseitigen Naturmenschen ihre Accorde und Tonleitern auf Grund

der Naturharmonie zu construiren vorgaben, so sagten die Andern wiederum, wie sich doch eine geistige Kunstgestalt aus dem mystischen Geschwirre der Aeolsharfe entwickeln lasse, und wo denn die Dissonanz herkomme, ohne die kein Kunstwerk der Töne gedenkbar sei. Diese Gegensätze, neuerdings in Hauptmann und Helmholtz ehrenvoll vertreten, sind dennoch nicht neu, sondern schon im classischen Griechenthum vorhanden in der Feindschaft der Aristoxeneer und Pythagoreer; nur hat der moderne Geist-Ueberfluss den idealistischen Theorien den Vorrang gegeben, während im Alterthum die Wohlklangs-Naturmenschen das Uebergewicht errangen.

Dieser Kampf ist auszukämpfen, eine Versöhnung möglich, indem man jedes an seinen Ort stellt und in der lebendigen Gegenwirkung natürlicher und geistiger Kräfte das Wesen der Kunst begreifen lernt. Es genügt nicht, aus Schulrücksicht oder Gedankenschwäche die Spitzen abzubrechen sondern es muss jedes in voller Wirklichkeit hingestellt werden um zu erkennen was Natur und Geist in Tönen sei. Aeltere Theoretiker von Glarean bis Fux gaben jedem das Seine, hoben an bei dem Naturwesen messlicher Klänge und gingen, zwar sprunghaft aber lehrhaft bildsam, von da zu den technischen Typen, hiebei des geistigen Elements nicht unwissend aber es mit keuscher Schüchternheit in die Ferne stellend als unbeschreibliches jenseit der Lehre liegendes. In der neuesten Zeit suchte man ohne den Naturgrund der Kunst gewiss zu werden. Weber, Marx und Hauptmann, wie weit auch an Erkenntniss und Wahrheit verschieden, stimmen doch überein in der

spiritualistischen Auferbauung der Kunsttheorie, hierin wenig verschieden von Vischers Aesthetik, die alle Kunstgebilde aus wohlbewussten intellectuellen Willensacten ableiten möchte — und haben so mit und wider Willen die Auffassung eingeleitet die das Ziel der neuen deutschen Schule ist. Dem gegenüber stellen wir als leuchtendes Symbolum die unschätzbaren Worte Eulers in *Tentamen novae theoriae musicae* p. 26: *Eorum opinio evanescit qui musicam a solo hominis arbitrio pendere existimant, solaque consuetudine nostram nobis musicam placere, barbaram quia nobis sit insolita displicere Musicum similem se gerere oportet architecto qui plurimorum perversa de aedificiis judicia non curans secundum certas leges ipsaque natura fundatas opus suum exstruit.*

Das Verhältniss von Natur und Geist im Tonwesen darzustellen ist die erste Abtheilung des vorliegenden Buches bemüht, deren Abschluss wir nach S. 35. 39. 45 kürzlich zusammen fassen:

»Das Natürliche im Tongebiet welches sich durch mathematische, physiologische und psychische Anschauung bezeugt, ergeht an des Menschen Seele wirkend, und die Seele empfängt es leidend: der Mensch vernimmt was die Natur sagt — das ist die Vernunft der Sache. Des Menschen Vernunft ist in allen grundwesentlichen Dingen empfangend, nicht schöpferisch: erst aus dem Vernommenen quillt die freie That des Menschen, welche ist: das Natürliche wiederholen, nachbilden, erweitern — das ist der Anfang der Kunst. Der selbstbewusste Wille strebt aus dem Vernommenen Vernünftiges neu eigen zu schaffen, die gebundenen Naturgestalten in Freiheit zu anderem Leben zu

erhöhen, eine Schöpfung neben die Schöpfung zu stellen — das ist das Kunstwerk, im Tongebiete die Melodie. Denselben Weg nehmen alle Künste, dass sie Gebilde der Freiheit schaffen, dem Naturleibe überbaut, aber nicht von ihm losgerissen: so ist die Architectur gebunden an die Naturgesetze der Statik und Symmetrie = Gewicht und Rhythmus; das Mittelglied zwischen Natur und Freiheit sind die historischen Style z. B. des gradlinigen, gewölbten, spitzbogigen etc. Baues; ihre freien Kunstwerke beruhen auf dem Naturprincip, bewegen sich in der Technik des historischen, wachsen über beide empor in besondrer Geistigkeit — und bleiben an beide gebunden wie Leib, Seele und Geist verbunden sind. — Damit ist ausgesprochen dass menschliche Kunstwerke, auch hierin der göttlichen Schöpfung nachringend, der Natürlichkeit nicht entbehren sollen, und wie Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes so auch Verleiblichung der Ideen das Ziel der menschlichen Kunstwerke ist; und so ist dem Spiritualismus gegenüber die Sinnlichkeit im Schönen festzuhalten, diese Nahrung und Wonne der Seelen, Abbild der paradisischen Natur und Vorschau der zukünftigen Verklärung. Dieses organische Verhältniss halten wir fest als Bollwerk wider den Rationalismus der den Rhythmus nur ansieht als leidigen Schutzmann die Töne zu maassregeln damit sie nichts Unartiges begehen, oder die Tonleitern aus irgend einer vorausgesetzten ungewissen Tonmenge aufließt ohne Wissen von Harmonie und Tonica, oder die Harmonie auffasst als willkührliche Wahl des Angemessenen, damit die wilden Tongewässer nicht wie toll durcheinander brausen —

höchstens als Röhre darin die Tonfluth mildiglich fliesse — oder endlich die Melodie als bloss rhythmisirte Secundenfolge — — Alles zusammen aber nur dem trocknen Verstande zu lieb, damit er »sich erinnere dass diese Ordnung eben Regel sei!« — (Hegel Aesth. 1, 161). Wir halten vielmehr dafür, dass die Gründe unsrer vernünftigen Gedanken und Thaten nicht willkürliche Menschenfündlein sind, sondern naturgegebne Einheiten, die als solche für den Verstand unbegreiflich aber alles Begreiflichen Hintergrund sind.

Wenn es nun auch richtig ist, dass die niedere Schulpraxis diese letzten Gründe nicht aufzudecken hat, so ist ebenfalls gewiss dass Wissenschaft und Praxis nicht von verschiedenen Grundlagen ausgehen können auch wenn sie verschiedenen Lehrgang einschlagen: vielmehr, wenn jene den Logos zu lehren hat, soll diese logisch verfahren.

Hier glauben wir einer Frage zu begegnen die sonst durch Titel und Vorrede pflegt beantwortet zu werden: Wem das Buch bestimmt sei. Es erhellt aus dem Vorigen dass weder eigentliche Anfänger noch eigentliche Gelehrte darin das Ihre finden; vielmehr sind es Künstler, Lehrer und gebildete Liebhaber, die hier theils fermenta cognitionis theils Früchte der Erkenntniss und soweit in kleinem Raum möglich, vollendete Kunstwerke zu Lehre und Genuss sich aneignen mögen. Namentlich die Lehrer denen am Herzen liegt gesunden Kunstverstand zu erziehen, werden sich einer Methode anschliessen die an den Altmeistern sich heilsam erwiesen, den Neueren theilweis zu ihrem Schaden abhanden gekommen ist, nämlich den Anfang

Lehre zu machen vom Ur-Phänomen der Naturharmonie, indem diese klingend und singend und spielend voran gehe, nicht nachfolge. Dieser Lehrgang ist nicht bloss metaphysisch richtig; er ist auch lehrhaft in ausgezeichnetem Sinne und hat sich als solcher der neuerdings wieder belebt ist bewährt, wogegen die umgekehrte Weise mit Notenschrift, Orgel und Fingerübungen zu beginnen ohne das Naturgeheimniss erlebt zu haben, höchstens als Grundlage desjenigen Virtuositenthums begreiflich ist das ohne Glauben an die Sache, an die geistige Wahrheit der Kunstgebilde, dennoch künsterlich leben und athmen zu können (Vgl. S. 21. 39).

Damit glauben wir wird es sich rechtfertigen, dass hier obwohl historische Entwicklung im Hintergrund bildet dennoch der Ausgangspunkt der Lehre vom heutigen Tonsystem genommen ist; es ist geschehen weil aus dem Bekannten der Fortgang in das Unbekannte leichter ist, und weil das Spätere das Frühere leichter fasst (S. 300), ein eigentliches Bedürfniss nach historischer Erkenntniss aber erst erwacht wenn man in einem festen System bereits eingewohnt ist. Wie sich übrigens Idee und Geschichte zu einander verhalten ist angedeutet S. 46; vom Verhältniss des Technischen zum Philosophischen vgl. S. 6.

Die auf diese Grundlage gebaute zweite Abtheilung zerfällt in Elementarlehre und Formenlehre. Während die erste Abtheilung den natürlichen Weg einschlug vom Rhythmus zur Harmonie zur Melodie, so wird nunmehr der umgekehrte Weg (S. 47) eingeschlagen von der geistig freien Melodie zu den ihr dienen-

den Kräften der Harmonie und Rhythmik, weil nur aus dem Princip der Melodie alle übrigen künstlerischen Tongestalten begreiflich sind. — Die Melodie wird betrachtet zuerst an sich nach Genesis, Analysis und Syntaxis der melodischen Gebilde, dann in ihrer Wirkung auf die Harmonie, insofern sie vermöge künstlerischer Freiheit neue harmonische Gebilde erzeugt die über die erste Naturgestalt hinausgehen. — Ebenso wird die Harmonie erläutert an sich nach den Kategorien von Consonanz und Dissonanz, Generalbass und Verwandtschaft, hiernach in ihrer Wirkung auf die Melodie, insofern sie deren unendliche Freiheit in Schranken bindet vermöge der Gesetze der Stimmführung und Modulation. — Der Rhythmus an sich schreitet fort in die Verbindung mit Rede und Gesang, regelt die harmonischen Gänge in typischen Schlussformeln, vollendet die Melodie in typischen Perioden.

Die Kunst - Formen - Lehre gliedert sich in die Lehre von schweifenden, festen und überschreitenden Formen, deren mittlere, die Liedform, das Centrum der Theorie, ihren Gipfel erreicht in Contrapunkt und Fuge nebst deren Anwendungsformen, von wo aus sich der Uebergang ergibt zu den überschreitenden Formen, deshalb so genannt weil sie über das einfache Tongebiet hinüberschreiten zu idealem Inhalt: dies sind die mehrgliedrigen neuerlich »cyclisch« genannten, die symphonischen, dramatischen u. a. Formen.

Weil nun die Anlage des ganzen Systems dahin gerichtet ist die gesamte Tonkunst abzuleiten aus der Idee der Tonbildlichkeit, so

wird es erlaubt sein dass altkirchliche und neuweltliche Harmonisirung neben einander gestellt sind, zur Vergleichung, nicht etwa zu vermischender Ausgleichung oder falschem Synkretismus. Gegenüber der ausschliessenden Gegensätzlichkeit die man gewohnt ist zwischen kirchlichem und temperirtem Harmoniesystem anzunehmen, thut es noth das beiden Gemeinsame ins Gedächtniss zu rufen um die vernünftige Nothwendigkeit beider anschaulich zu machen. Wie einerlei Sonne scheint über Homer und Dante, so ist neben dem unermesslichen Abstand beider Grundanschauungen Ein menschlicher Seelentrieb das Wirkende; dieses nachzuweisen auf dem Gebiete der seelhaftesten Kunst scheint um so mehr zeitgemässes Bedürfniss je mehr auch die neuere Philosophie bemüht ist das Hauptgewicht ihrer Lehre auf die idealen Einheiten zu legen, gegenüber der Atomistik vorangegangner kritischer Systeme. Danach kann es nicht auffallen hier alle Scalen abgeleitet zu sehen aus Einem Princip, welches sich zwar historisch verzweigt aber darum nicht der Einheit verlustig geht; auch die Ableitung der Kirchentöne aus melodischem Princip welche schon älteren Lehrern nicht fremd ist, hat hier im ganzen System die Stelle erhalten wo ihre Besonderheit zwanglos aus dem Allgemeinen hervorgeht. Weder Dominante und Hexachord, noch Kirchentöne und Moll-Dur, noch Mehrstimmigkeit und Begleitung, oder Contrapunct und Generalbass sind einander aufhebende Gegensätze, wie wir ebensowohl geschichtlich erkennen als im Gemüth wahrnehmen, denn

I. Die Harmonieführung nach Quintver-

wandtschaften ist zwar bei uns deutlich hervortretend, aber im altkirchlichen Tonsystem ebenfalls vorhanden — nur nicht überwaltend vielmehr eigenthümlichen melodischen Grundsätzen eingeordnet; so ist auch unsere sogenannte Dominant-Modulation den Alttonarten keineswegs fremd. Sowohl in der melodischen Construction des Auf- und Abgesanges z. B. Christ unser Herr zum Jordan kam (vgl. §. 7. 8. 12), als in der Harmoniefolge, nämlich durch den Gegensatz der beiden Haupt-Quinten mit ihren Leittönen zur Tonica gehend Schlüsse zu bilden, zeigt sich Dominantgang in modernem Sinne: das ist eben so deutlich bei Eligi (§. 46 S. 102) wie bei Palestrina und Bach. Es giebt Tonsätze die aus alter und neuer Harmonik gleichermassen erklärbar sind z. B. Pastorius Es ist ein Ros entsprungen — Den Hirten lobten sehre. — Dabei bleibt aber zu bedenken bestehen, dass wir vermöge aufstrebender Quinten, Temperatur und Septimen eine Harmonieverbindung angewöhnt haben, die eine abgesonderte Betrachtung fordert, indem sie modulationsreicher ist, und den Gefahr der Zerstreung gegenüber schärfere Rhythmen fordert.

II. Die Kirchentöne haben ebenfalls Dur und Moll-Harmonien in sich, wenn gleich das systema durum et molle etwas anderes bedeutet als unsere Geschlechter-Namen. Umgekehrt haben auch moderne Componisten zuweilen kirchliche Wendungen in ihre Tonsätze geflochten. Das Dreiklangsprincip ist beiden Tonsystemen gemein, und bethätigt sich in der beiden bewussten Stellung der grossen und kleinen Terzen in Stimmführung und Schlüssen.

III. Auch die Unterscheidung zwischen Contrapunct und Generalbass, den Grundformen der vocalen Mehrstimmigkeit und der instrumentalen Begleitung, die freilich in der Sache begründet und dem Lernenden nützlich ist, wird gleichwohl zuweilen auf eine Spitze getrieben, welche der einheitlichen Kunstlehre zuwider ist. Fälschlich wird behauptet, der altflämische Styl habe nichts anderes im Sinne als jede Stimme selbständig zu führen ohne Bezug zum Ganzen des Gesamtwohlklanges; denn wenn auch einzelne schwächere Tonsätze solches zu verrathen scheinen, so stehen dagegen andre treffliche von Eligius Dufay Okenheim Willaert u. a. die noch heute und zu allen Zeiten harmonisch wohlklingen; unschöne atomistische Contrapuncte sind ebenfalls aller Zeiten möglich gewesen, bis auf den heutigen Tag. Anderseits gehört freilich das Accordwesen in engerem Sinne vorzüglich unserer Zeit, und ist sogar Zeitkrankheit geworden, seit manche melodiearme Gesellen durch Accordgetümmel ohne melodische Einheit sich und anderen das Leben sauer machen — aber so war es nicht von Anfang. Und wenn im altkirchlichen Styl die contrapunctischen Stimmen sich zwanglos zu Dreiklängen erbauen: sind sie darum minder Accorde, weil damals der Name Accord nicht üblich war? — Das wenigstens erhellt aus Lehre und Beispiel, dass zwischen contrapunctischer und generalbassistischer Stimmführung nur der relative Unterschied des Strengen und Freien stattfindet, während beide in ihrem Wesen einig sind: ihre Grundgesetze sind dieselben, die Anwendung richtet sich nach dem Stoffe, und hier muss — wolle Einer nun schaffen oder nachbilden —

doch jedesmal der gegebene Kunstsinn und die Einwohnung in die Kunstübung das Beste thun.

Bezüglich der äusseren Ausstattung des Buches bedauern wir dass ungeachtet der sorgfältigen Herstellung des Druckes und mehrmaligen Revision, durch Schuld des Autors ein Citat ungenau gegeben ist: es ist die Aufführung des franconischen Consonanzsystems S. 106 aus dem Gedächtniss citirt, die aber so gefasst einer späteren Lehre angehört, während die ursprüngliche Fassung nach Gerbert Script. III. c. 11 folgendermassen lautet

Perfecta concordantia dicitur quando plures voces conjunguntur ita quod una ab alia ~~vix~~ accipitur differre: unisonus et diapason (Prime und Octave).

Imperfecta dicitur quando duae voces ~~multum~~ differre percipiuntur, ab auditu tamen non discordant: ditonus et semiditonus (grosse und kleine Terz)

Mediae concordantiae dicuntur quando duae voces conjunguntur majorem concordantiam habentes quam praedictae, non tamen ut perfectae: diapente et diatessaron (Quinte und Quarte).

Uebrigens wird durch diese Abweichung der Contrapunctslehre S. 315 nicht beeinträchtigt und so sei es mit dieser Selbstanklage am Schluss der Selbstrecension genug; denn kleinere Irrungen wie S. 338 Z. 7 wo die 6te und 7te Note der Oberstimme ihre metrische Länge umtauschen müssen, (also zu lesen ist — *v* statt *v* —) corrigirt der aufmerksame Leser von selbst.

E. Krüger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

6. Juni 1866.

Commentatio critica de Platonis quae feruntur epistolis praecipue tertia septima et octava. Quam — pro gradu doctoratus summisque in phil. theor. et litt. hum. honoribus et privilegiis rite et legitime consequendis in Academia Rheno-Traiectina publico examini submittet Hermannus Thomas Karsten Amisfurtensis. Traiecti ad Rhenum, typis mandaverunt Kemink et filius. MDCCCLXIV. XII und 254 Seiten in Octav.

Man sollte meinen, dass für den, der mit Platon vertraut ist und die Briefe aufmerksam liest, die Unächtheit derselben nicht zweifelhaft sein könne. Dennoch hat die Macht der Ueberlieferung und, wie es scheint, der Wunsch wichtige Urkunden für die Geschichte Platons nicht zu verlieren, dem Glauben an den platonischen Ursprung aller oder doch einiger immer bedeutende Anhänger erhalten und gewonnen. Bentley (remarks upon a late discourse of Free-Thinking §. 46) und neuerdings Grote (H. of G. 10 S. 435 und Plato and other Companions

of Socrates) halten alle 13, Boeckh (de graec. trag. princip. p. 163) den 3. 7 und 8, Cobet (Var. lectt. p. 235) den 7. und 8., die er mit Baiter zu einem verbinden will, für platonisch. C. F. Hermann scheint es unmöglich nach den namentlich von Ast vorgebrachten Gründen Platon auch nur den 3. und 7. zuzuschreiben, aber er meint mit Socher, dass wegen der genauen Kenntniss aller Verhältnisse Speusippos oder ein anderer Schüler Platons diese geschrieben haben müsse.

Es war demnach ein sehr verdienstliches Unternehmen die ganze Frage noch einmal eingehend zu erörtern und mit überzeugenden Gründen hat Herr Karsten gezeigt, dass alle 13 Briefe, auch die besten, 7. 3. und 8, das Machwerk irgend eines Rhetors seien und irgend einen Werth als geschichtliche Zeugnisse nicht haben. Er hat seine Untersuchung in 9 Kapitel getheilt. Im ersten giebt er eine geschichtliche Uebersicht der Streitfrage, im zweiten spricht er über die wahrscheinliche Entstehungszeit und das gegenseitige Verhältniss der Briefe, im dritten untersucht er den 7., im vierten den 3., im fünften den 8. Brief, im sechsten bespricht er die geschichtlichen Angaben in den Briefen, im siebenten die in denselben nicht erwähnten Reisen Platons, im achten erörtert er, was über die Leben Platons in den Briefen vorkommt, im neunten endlich die Absicht, in welcher namentlich der 3. und 7. geschrieben zu sein scheinen.

Die Gründe, die man für die Aechtheit vorgebracht hat, sind innere und äussere. Die Ueberlieferung geht ziemlich hoch hinauf und da Bentley, neuerlich wieder Grote, so grossen Werth auf die Aufnahme der Briefe in die Trilogieen des Aristophanes von Byzanz und die Tetr

gieen des Thrasyllus legen, so hätte im 1. Kapitel der Beweis genauer geführt werden müssen, dass diese Zeugnisse den inneren Gründen gegenüber nichts beweisen. Allerdings scheint Aristophanes nach den Worten bei Diog. L. 3. 61: *ἔνιοι δὲ, ὧν ἔστι καὶ Ἀριστοφάνης ὁ γραμματικός, εἰς τριλογίας ἔλκουσι τοὺς διαλόγους· καὶ πρώτην μὲν τιθέασιν ἣς ἡγείται Πολιτεία* —, *ἔμπτην Κρίτων, Φαίδων, Ἐπιστολαί* die Briefe in die fünfte Trilogie aufgenommen zu haben. Aber es war in der alexandrinischen Bibliothek um 300 v. Chr. thätig: denn auf seine Kommentare zu Kallimachos *Πόνικας* bezieht Nauck Aristoph. yz. p. 250 ohne Zweifel mit Recht diese Anordnung der platonischen Dialoge: also anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode Platons. Erwähnen wir die Länge dieses Zeitraums voll ausserordentlicher literarischer Thätigkeit, ferner die bekannten Angaben über Fälschungen aller Art, die in Folge der Gründung der Bibliotheken zu Alexandria und Pergamum vorgekommen, endlich die vielen Irrthümer, die dem zufolge Kallimachos den verschiedenen Zweigen der Literatur bei der Anlegung seiner Verzeichnisse nachweislich gegangen hatte, so wäre es wunderbar, wenn nur Bezug auf die Schriften des Platon keine Unterschiebungen und keine falschen Angaben vorgekommen wären. Zwar meint Grote, dass die Kontinuität der platonischen Schule eine Bürgschaft für die gewissenhafte Scheidung der Schriften des Stifters von allem Fremdartigen gebe, aber sowol die Angaben über den unsicheren Ursprung der Dialoge des Aeschines, Anaxagoras, Phädon, Eukleides und Anderer, als der Zweifel, die schon früh über die Aechtheit ihrerer dem Platon zugeschriebener Dialoge bestanden, zeigen uns, dass diese Bürgschaft

zwingende Kraft nicht habe. So galt die Epinomis für ein Werk des Philippos von Opus. über den jetzt Boeckh Sonnenkreise S. 34 ff. ausführlich gesprochen hat, der Alkibiades II. sollte von Xenophon sein (Athen. 11 p. 506. C). Also die griechischen Gelehrten selbst hielt die Aufnahme platonischer Schriften in die alexandrinischen Kataloge nicht ab an dem platonischen Ursprung eines Dialoges zu zweifeln, wenn innere Gründe dazu zu berechtigen schienen. Wenn nun gerade die Epinomis auch in der dritten Trilogie des Aristophanes enthalten war, so wird dadurch jede Beweiskraft des aristophanischen Zeugnisses für die Aechtheit der Briefe aufgehoben. Noch viel weniger kann in Betracht kommen, dass Cicero, Dionysios, Plutarch, Lucian einzelne als platonisch anführen, wie längst anerkannt ist.

Wir sind also auf innere Gründe, Inhalt, Darstellung, Sprache angewiesen. Dass nun die meisten nicht von Platon herrühren können, hat mit Recht Herr Karsten als ausgemacht angesehen und seine Untersuchung auf die drei Briefe beschränkt, die etwas mehr Schein der Aechtheit haben und deshalb auch von solchen, welche die übrigen preisgeben, für platonisch gehalten worden sind, den 3. 7. und 8. Dass der Inhalt des 3. Briefes ganz undenkbar sei, wenn man ihn als vertrauliches Schreiben an Dionysios nehme (Ast, Platons Leben und Schriften p. 514 ff.), aber auch, wenn er eine für das Publikum bestimmte Vertheidigung Platons sein solle, die nur diese Briefform angenommen habe, an Widersprüchen, Undeutlichkeit und Schwachheit der Sprache leide, zeigt der Verf. S. 86 ff. Ausführlichsten hat er natürlich den 7. Brief besprochen und S. 29—83 den Gedankengang und

Das Sprachliche, S. 117—160 die geschichtlichen Angaben, S. 181—201 die philosophischen Auseinandersetzungen erörtert. Es ist in allen drei Beziehungen unbegreiflich, wie man ein solches Machwerk Platon zuschreiben konnte, und wenn auch Ast und Socher schon die Hauptpunkte für den Beweis der Unächtheit angedeutet hatten, so bleibt doch Herrn Karsten das Verdienst alles sorgfältig erörtert und viele neue Kennzeichen der Unächtheit hinzugefügt zu haben. Zuerst ist alles, was in dem Briefe steht, für die Freunde des Dion, die sich einen Rath von Platon erbeten haben sollen, was im raschen Drängen der Ereignisse für sie zu thun nothwendig sei, entweder längst bekannt oder vollkommen unnütz, und das eine, was sie gewollt haben, der Rath, fehlt ganz. Wenn aber neuerdings Baiter und Cobet, um diesen Vorwurf zu beseitigen, den 8. Brief mit dem 7. zu einem Briefe verbinden wollten, so bemerkt Herr K. S. 103 richtig, dass der 7. einen deutlich ausgeprägten Schluss und der 8. einen ebenso unverkennbaren Anfang habe: denn schon C. F. Hermann hatte Platonis dialogi vol. VI. praef. p. VI die Ueberschrift unmittelbar mit dem Anfang des Briefes verbunden und den ähnlichen Anfang von Brief 3 verglichen. Ein Irrthum ist es, dass Karsten S. 91 und 103 das Gleiche auch für den Anfang des 13. Briefes annimmt. Das *ξύμβολον* ist dort nicht der Gruss *εὖ πράττειν*, sondern die folgende Erinnerung an einen nur Dionysios bekannten Vorfall. Sonst will ich nur noch an zwei Stellen erinnern, die K. nicht berührt hat. Die Art, wie p. 339. B ein Brief des Dionysios angeführt wird, ist so kindisch, dass man nur mit Bedauern daran denkt, wie jemand etwas der Art Platon zuschreiben

konnte. Was ferner die ganze Auseinandersetzung p. 344 D. ff., dass und warum Dionysios nichts von Platons Lehre habe wissen können, irgend wie mit dem Zwecke des Briefes zu thun habe, lässt sich durchaus nicht einsehen. Von geschichtlichen Missverständnissen genügt es an p. 324. C: die 51 Gewalthaber zu Athen (Karsten S. 117), p. 325. B: die *δυναστούς*, die Sokrates verurtheilen (S. 121), 328. A: das Alter des Hipparinus (S. 150), 332. A: das Urtheil über Dareios (S. 158 f.) zu erinnern. Ferner welche Unklarheit und welche schülerhafte Irrthümer in dem sich finden, was p. 342. A ff. über das Wesen der *ἐπιστήμη* gesagt wird, hat K. S. 182 ff. auseinandergesetzt und wird ja wol jetzt ziemlich allgemein anerkannt. Während es früher wol gar für höchst tief sinnig galt, nimmt jetzt niemand bei der Darstellung der platonischen Lehre vom Wissen darauf Rücksicht. Die ganz verkehrte Zusammenstellung der *ἐπιστήμη* mit der *ἀληθῆς δόξα*, der Gegensatz, in den das *ὄν* nicht allein zu dem *εἶδωλον*, *ὄνομα*, *λόγος*, sondern auch zu der *ἐπιστήμη* gebracht wird, die wiederholte Bezeichnung der *ἐπιστήμη* als eines Schwankenden und Ungewissen, selbst die thörichte Folge *ὄνομα*, *λόγος*, *εἶδωλον*, die Stellung des *λόγος*, als ob es von dem *ὄν* gar keinen *λόγος* geben könne, hätten wol noch stärker hervorgehoben werden sollen. Auch in der Behandlung des Einzelnen kann ich Herrn Karsten nicht überall beistimmen. Richtig ist S. 193 *ἐπιστήμης* in den WW. p. 342. E: *οὔποτε τελῶς ἐπιστήμης τοῦ πέμπτου μέτοχος εἶναι* gestrichen, richtig auch *μαθεῖν* 344. A nach *εὐμαθία* eingesetzt (S. 188) und *λάμπασ' ἂν* p. 335. D für *λάμπασαν* (S. 19 u. 124) geschrieben. Aber die Umstellung *σ*

*λογραφούμενον καὶ τερνεύόμενον καὶ ἐξαλειφόμε-
 νόν τε καὶ ἀπολλύμενον* 342. C, die S. 182 vor-
 geschlagen wird, ist verfehlt: warum sollen nicht
λογραφείσθαι und *ἐξαλείφεισθαι*, *τερνεύεισθαι* und
ἀπόλλυσθαι als die zusammengehörigen Gegen-
 sätze des Entstehens und Vergehns unmittelbar
 neben einander gestellt werden? p. 343. B
 schreibt K. *κωλύει*, indessen *κωλύειν* hängt, wie
 das folgende *ἔχειν*, das sich nicht wol an *κωλύει*
 anschliessen kann, von dem vorausgehenden
φαιμέν ab, wie *εἶναι*. Ebendort (S. 184) will K.
βεβαίως in den WW. *μηδὲν ἱκανῶς βεβαίως εἶναι*
βέβαιον streichen, aber solche Spielereien kom-
 men doch in diesem Briefe oft genug vor. —
 p. 343. C hat K. die WW. *τὸ δὲ μέγιστον* —
ὅτι δύοιν ὄντων, τοῦ ἑ ὄντος καὶ τοῦ ποιοῦ τινος,
οὗ τὸ ποῖόν τι, τὸ δὲ τί ζητούσης εἰδέναι τῆς ψυ-
χῆς, τὸ μὴ ζητούμενον ἕκαστον τῶν ιετιάρων προ-
τεῖνον τῇ ψυχῇ λόγῳ τε καὶ κατ' ἔργα αἰσθήσεσιν,
εὐέλεγκτον τῷ τε λεγόμενον καὶ δεικνύμενον αἰ-
παρεχόμενον ἕκαστον, ἀπορίας τε καὶ ἀσαφείας
ἐμπλήρησι πάσης, ὡς ἔπος εἰπείν, πάντ' ἄνδρα
 nicht richtig verstanden, wenn er *προτεινόμε-*
νον liest und übersetzt: 'maximum vero est,
 quod, quoniam duo sunt, essentia et qualitas,
 quum animus non quale sit quid sed quid sit
 scire quaerat, nisi illorum quatuor unumquod-
 que, quod animo offertur, exploratur et ratione
 et per rerum experientiam sensibus, quidquid
 dicitur vel ostenditur facile redarguendum se
 praebet'. Der Sinn ist vielmehr, wenn wir auf
 die nun einmal verkehrte Auffassung des Brief-
 stellers eingehn: jedes der vier Elemente, Name,
 Begriffsbestimmung, Erscheinung, Erkenntniss,
 führt von den Dingen sowol bei der sinnlichen
 Auffassung als beim Denken dem Geiste nur das
 Wie, nicht das Was vor, während derselbe das

Was suchte, und bewirkt so, dass alles Vorge-
wiesene und Gesprochene leicht widerlegbar wird
und der Geist in vollkommene Unsicherheit ge-
rät. Diese Unterscheidung des Wie und Was,
die schon 342 E vorkommt, hat der Verf. des
Briefes aus Stellen, wie Gorg. p. 448. E, wo-
nach zu berichtigen ist, was Karsten S. 197 be-
merkt. — Auch die Vermuthung *εὐκαταγέλαστοι*
p 343. C und die Umstellung *ὡς οὐχ ἡ τῶν
τεταμένων φύσις ἐκάστον ἐλέγχεται, ἀλλ' ἡ τοῦ
τοῦ γράψαντος ἢ λέξαντος περὶ οὐκὶα φανίως* sind
nicht richtig. Wenn es sich um die Erkennt-
niss des Fünften, der οὐσία, handelt, da siegt
wer sich auf das Disputieren versteht. leicht
über den, der das wahre Wesen der Dinge in
Worten darstellen soll, eben wegen der Unzuläng-
lichkeit der Worte, so dass er der grossen un-
verständigen Menge nichts zu wissen scheint.
Die grosse Menge weiss nicht, dass durch einen
solchen Sieg nicht die Unwissenheit dessen, der
besiegt wird, sondern die Unzulänglichkeit jener
vier Elemente erwiesen wird. Der Gegensatz
fordert nun, dass bei einer Widerlegung in ge-
wöhnlichen Dingen, wo es sich nicht um das
wahre Wissen handelt, die Folgen für den Wi-
derlegten andere, entgegengesetzte sind. Also
kann nicht *εὐκαταγέλαστοι*, sondern nur *οὐ κα-
ταγέλαστοι* das Richtige sein. — p. 342. E hält
der Verf. S. 184 und 193 f. mit Recht für ver-
dorben, aber der Fehler liegt nicht in den WW.
πρὸς γὰρ τοῦτοις ταῦτα, sondern es ist etwas
ausgefallen und man muss etwa lesen: *πρὸς γὰρ
τούτοις ταῦτα οὐχ ἥτιον ἐπιχειρεῖ τὸ ποιεῖν αὐ-
τὸν ἐκάστον δηλοῦν ἢ τὸ ὄν ἐκάστον* [, δὲναται δὲ
οὐ], *διὰ τὸ τῶν λόγων ἀσθενές*. — Auch gleich
darauf 343. A ist die Lesart der HSS. un-
verständlich; man muss lesen: *τύποις. τοῦτο δὲ*

αὐτὸ νῦν λεγόμενον δεῖ παθεῖν· κύκλος
 d. h. 'das, was jetzt in Worten ausgedrückt
 wird (deutlicher würde es sein, wenn, wie sonst
 der Briefsteller häufig sagt, τὸ νῦν λεγόμενον ἢ
 γραφόμενον stände), hat ferner auch noch fol-
 genden Mangel an sich.' — Ferner p. 343 B muss
 es für ὄνομα τε αὐτῶν φαμέν — heissen ὄνομα
 τε αὐτῶν φαμέν — : er kommt wieder zu einem
 anderen Uebelstand. Dass sodann die wieder-
 holten Aeusserungen über Geheimlehren, dass
 der Philosoph nichts schriftlich aufzeichnen, dass
 er sein Wissen nur wenigen, die sich als beson-
 ders Auserkorene bewährt haben, mittheilen dürfe,
 Platon ganz fremd seien, hat Herr K. S. 201 ff.
 passend nachgewiesen. Sprachliche Ueberladen-
 heit endlich, Ungenauigkeit, passende und un-
 passende Verwendung zum Theil missverstande-
 ner platonischer Worte und Wendungen hat
 Herr Karsten in grosser Anzahl nachgewiesen.
 Es genügt an p. 344 A zu erinnern: οὐδ' ἂν ὁ
 Λυκεύς ἰδεῖν ποιήσῃ τοὺς τοιούτους (S. 200 f.). —
 S. 35 will Herr K. p. 336. C für εὐφημῶμεν le-
 sen εὐφημῶ μὲν, so dass wol dem μὲν das nach
 ὁμῶς folgende δὲ entsprechen soll. Aber wie
 das möglich sei, begreif' ich nicht. Vielmehr
 bricht der Briefsteller die bittern Aeusserungen
 über Dions Ermordung mit den WW. νῦν δὲ
 ὅτ' εὐφημῶμεν χάριν οἰωνοῦ 'τὸ τρίτον' ab. Denn,
 meint er, ihr müsst Dions Beispiel dennoch,
 trotz des unseligen Ausgangs, den sein Vorhaben
 hatte, nachahmen. Also muss es γὰρ heissen
 und die ganze Stelle gelesen werden: ὁμῶς
 γὰρ (f. δὲ) μιμεῖσθαι μὲν συμβουλευῶ Δίωνος
 (f. Δίωνα) ὑμῖν τοῖς φίλοις τὴν τε τῆς πατρίδος
 εὐνοίαν καὶ τὴν τῆς τροφῆς σώφρονα δίαίταν,
 ἐπὶ λωόνων δὲ ὀρνίθων τὰς ἀκρίβους βουλήσεις
 περᾶσθαι ἀποτελεῖν. Das letzte ist eine treff-

liche Verbesserung, die K. stillschweigend giebt, während die HSS. und Ausgaben *διδασκάντων ἐν λόγῳ*, ὡς δὲ — geben, was K. F. Hermann in d. Z. f. Alterth. 1837 p. 275 unpassend gegen Salomons Tadel zu vertheidigen suchte.

In ähnlicher Weise wie bei dem 7. Brief hat Herr K. auch die Unächtheit des 8. Briefs S. 101 ff. sorgfältig nachgewiesen. Nur auf zwei Stellen will ich hier hinweisen, die, so viel ich mich erinnere, noch nicht berührt worden sind. S. 354. E heisst es: *δουλεία γὰρ καὶ ἄνθρωπος ὑπερβάλλουσα μὲν ἑκάτερα πάγκακον, ἔμμετρος δὲ οὐσα πανάγαθον· μετρία δὲ ἡ θεῶν δουλεία, ἄμετρος δὲ ἡ ἀνθρώποις· θεὸς δὲ ἀνθρώποις αἰφροσι νόμος, ἄφροσι δὲ ἡδονή.* Wenn aber auch die Lust eine Göttin ist, die doch jedesfalls Urheberin sowol der Tyrannis, als der ausgearteten Demokratie ist, so sind auch diese Staatsformen *μέτριοι*. Offenbar hat die Sucht nach zierlichen Antithesen den Briefsteller zu einer Ungereimtheit geführt. Ferner p. 356. D sollen ausser den gewöhnlichen Gerichten die 35 Nomophylakes auf Tod und Verbannung erkennen; in demselben Athem aber wird gesagt, dass ausserdem noch aus denen, welche im Vorjahr die verschiedenen Aemter verwaltet, die, welche sich am gerechtesten und besten bewährt haben, zu Richtern erwählt werden und diese dann erkennen sollen, wenn es sich um Tod oder Fesselung oder Verbannung eines Bürgers handelt.

Wenn nun aber alle hier angeführten Einwürfe gegen diese Briefe, den dritten und achten, namentlich aber gegen den siebenten, gegründet sind, so ist es in jedem Fall auch durchaus folgerichtig, dass Herr Karsten nicht allein sie Platon abspricht, sondern auch der Ansicht entge-

entritt, wonach sie von Speusippos oder einem andern Platon und den Ereignissen nahe stehenden Akademiker herrühren sollen. Auch diesen dürfen wir sie nicht zuschreiben, sondern es wird diesen Briefen nicht mehr und nicht weniger als ihr Recht zu Theil, wenn wir sie für das Werk irgend eines Rhetors halten, der mit den Sachen sich oberflächlich bekannt machte, um dann in diesen Schaustücken seine Kunst zu zeigen. Gerade das Vorhandensein des 7. und 8. Briefes neben einander weist auf ein Schulthema hin, von dem wir jetzt zwei Ausführungen vor uns haben.

Allerdings ist durch die Aufnahme der Briefe in die Trilogieen des Aristophanes ein sicherer Anhalt geboten, in wie frühe Zeit wir ihre Abfassung setzen müssen. Dass aber schon im dritten Jahrhundert solche Fälschungen häufig vorkamen, dafür haben wir nicht allein die schon erwähnten Zeugnisse über die Täuschungen, denen alexandrinische und pergamenische Bibliothekare unterlagen, sondern es liegen uns noch jetzt in der vierten andokidischen Rede, in den Isokratesreden, die Lysias und Demosthenes, in einer Reihe von Reden, die dem letzteren zugeschrieben werden, die Belege vor Augen.

Eben deshalb aber, weil die sogenannten platonischen Briefe dieses Ursprungs sind, verdienen sie als geschichtliche Quelle keinen Glauben. Wir möchten daher auch darauf nicht viel Gewicht legen, als Herr K. es zu thun geneigt ist, dass in denselben der Reisen Platons nach Aegypten und Kyrene keine Erwähnung geschieht. Aber dass damit, wenn dies Schweigen nichts beweist, jene Reisen, für die wir nur sehr späte und wenig zuverlässige Zeug-

nisse haben, ausser Zweifel gestellt seien, soll keineswegs gesagt sein.

Hermann Sauppe.

Der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik in den Jahren 1512 — 1516. Ein historischer Versuch von Dr. Wilhelm Gisi. Schaffhausen, bei Friedrich Hurter, 1866. XI und 285 Seiten in Octav.

Eine mit grossem Fleisse durchgeführte und Thatsachen und Richtungen des betreffenden Zeitraums vielfach in eine neue Beleuchtung stellende Monographie, deren Anlage ein näheres Eingehen auf Persönlichkeiten und Ereignisse zuliess, als Werken, die einen grösseren Zeitraum umspannen, gestattet ist. Ueber Kampfstätten und Führerschaften, Zwischenfälle der Schlachten und Abwägungen im Heerlager der einander gegenüberstehenden Parteien erfolgen umständliche Nachweisungen und die nicht geringe Aufgabe, die Ueberzahl der Handelnden gefällig zu gruppiren, ist dem Verf. nicht misslungen. Auf einer weitschichtigen Literatur sich stützend, die zum Theil erst nach den bekannten Untersuchungen Ranke's zugänglich geworden ist, verfolgt derselbe mit Geschick die Motive der Begebenheiten und des Schliessens und Lösens von Bündnissen, ohne dabei immer der Gefahr zu entgehen, durch Häufung von minder wichtigen Ereignissen die Hauptaction zu verdunkeln. Damit in Verbindung steht die vorwaltende Neigung, anstatt des selbständigen Urtheils, Ansichten und Aussprüche von Historikern unserer Zeit einzuschieben und in Bezug

die einschlägige Literatur den Werth der
 Handschriften und das Verhältniss derselben
 einander nicht immer nach Gebühr abzu-
 schätzen, so dass man häufig neben massgeben-
 den Berichterstatlern Gewährsmänner deren An-
 sehn den ersteren entnommen und mit eigen-
 thümlichen Zusätzen versehen sind, in Uebersahl
 gemacht findet.

Noch möge Ref. bevor derselbe auf die In-
 haltssanzeige eingeht, nachfolgende Bemerkung
 gestattet sein. Die Tapferkeit und Mannesstärke
 der Altvordern ist den Schweizern jener Zeit ge-
 geben, nicht so der kindlich schlichte Sinn
 der früheren Tage. Es war zu viel um sie ge-
 lübt und Geld und Schmeichelwort hatten zu
 ihnen Eingang gefunden, als dass die
 keusche und trotzig Liebe für eigene und fremde
 Ehre sich hätte behaupten können. Der
 Soldatendienst im Auslande frass am Mark des
 Mannes, dem Mehrbietenden gehörte die Kraft
 der Männer und das Für und Wider wurde
 nach dem Mass der Zahlungsraten bedingt. Das
 schlechte Eindruck, dessen Keiner bei der Durch-
 führung dieses Werks sich wird erwehren können,
 auch der Verf. nur in leisen Andeutungen
 auf der Seite, das stete Feilschen und Dingen,
 führt hat. Warum auch sollten nur die Eid-
 genossen beim Vertauschen heimathlicher Ar-
 beiten gegen rasch errungenen Siegesgewinn, und
 hartnäckigen, biderben Sitte der Vorfahren gegen
 die Lust, den Verlockungen unlauterer Stim-
 mungen entzogen geblieben sein?

Es ist ein kurzer, aber von Grossthaten rei-
 cher Abschnitt der Geschichte, welcher den Ge-
 stand der Darstellung abgiebt, der Zeitraum,
 welchem die Schweizer zum ersten Male nicht
 ohne Berücksichtigung des eigenen In-

teresse und mit Verkenennung des Einflusses, welchen sie auf die Politik der Höfe Europas auszuüben im Stande waren, als Soldknechte dem Rufe des Auslandes folgten, sondern selbständig in die Fragen des Tages eingriffen und die Gestaltung derselben in ihren Grundzügen bedingten. In einer übersichtlichen, gedrängten Einleitung erörtert der Verf. die Zustände Italiens seit dem Jahre 1494, die Ziele und geheime Wünsche der grösseren Machthaber daselbst während der Wechselfälle der französisch-spanischen Kämpfe und wendet sich dann den Ereignissen nach der Schlacht bei Ravenna zu, in Folge deren die Verhältnisse Lombardiens für mehrere Jahre durch das Einschreiten der Eidgenossen bedingt werden sollten. In ihre Hände wurde durch das rasche Zurückwerfen des französischen Heeres und durch die Besetzung des Herzogthums Mailand die Entscheidung über die Angelegenheiten des nördlichen Italiens gelegt und man weiss, dass sie bei dieser Gelegenheit ohne der heiligen Ligue sonderlich Beachtung zu schenken, die Erweiterung ihres Bundesgebietes nicht ausser Acht liessen. Es war ihr Werk, dass ein Sforza den herzoglichen Thron des Vaters wieder gewann und sie übernahmen die Verpflichtung, denselben zu halten; er war ihr Schützling und war es gegen reichliche Zahlung. Seitdem haschten Kaiser Maximilian und der Papst, Frankreich und Venedig mehr noch als zuvor nach dem Bunde mit der Schweiz die bei Unterhandlungen wie in Schlachttagen den Ausschlag brachte und somit den Mittelpunkt für die Intriguen der Mächte abgab. Durch den bei Novara erfochtenen Sieg, wo vor ihren stürmischen Andrange noch ein Mal die deutschen Landsknechte unterlagen, vereitelten

Eidgenossen Ludwigs XII. Versuch, seine Ansprüche an Mailand zur Geltung zu bringen. Der hier erstrittene Ruhm und gesteigerter Hass gegen Frankreich trieb sie zu neuen und kühneren Unternehmungen. So erfolgte der Zug nach Burgund, der, wenn die Bestechungskünste von de la Tremouille keinen Eingang gefunden hätten und die Männer ihren gegen Kaiser Maximilian eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen wären, der gebietenden Stellung Ludwigs XII. den Todesstoss gegeben haben würde.

Das folgende Jahre (1514) verlief in diplomatischen Verhandlungen, in denen der fein rechnende Leo X. die Leitung übernahm, die Schweiz aber, vermöge ihrer geographischen Lage und mehr noch vermöge ihrer Wehrbereitschaft und Kampflust, die Grundlage abgab. Es waren eitle Pläne und flüchtige Entwürfe, in denen die päpstliche Politik sich genützte und die sofort mit der Thronbesteigung von Franz I. aus einander fallen mussten. Die Herrschaft über Mailand diente noch ein Mal als Gegenstand der Heerzüge und die Mordtage von Marignano entschieden zu Gunsten Frankreichs. Interliegen mochte das Banner mit dem weissen Kreuze wohl, es mochte der bis dahin behauptete Ruf seiner Unbesiegbarkeit erschüttert werden, aber der Schreck, welcher vor ihm herging, behauptete sich auch nach dem Abzuge von Marignano. Das zeigt sich in dem stolzen, aber wiederum durch vorangestellte Stipulation von Jahrgeldern befleckten Frieden, den eben jetzt die Eidgenossenschaft mit Frankreich abzuschliessen im Stande war.

Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges; par Ad. Quetelet, directeur de l'observatoire royal de Bruxelles. Bruxelles, M. Hayez, 1864. 479 Seiten in Octav.

Der Verfasser, welcher sich mehr als irgend ein Anderer um das Wiederaufblühen der mathematisch-physicalischen Wissenschaften in seinem Vaterlande Belgien verdient gemacht hat, ist offenbar bei Abfassung dieser Schrift von dem Gedanken geleitet worden, die, nach seiner mehrfach ausgesprochenen Ansicht, sehr bedeutenden früheren Leistungen seiner Landsleute in diesen Gebieten, der gegenwärtigen Generation zum Bewusstsein zu bringen und zum Nach-eifer zu empfehlen. Indessen scheint ihm die Vorliebe für sein Vaterland doch den unparteiischen Blick getrübt zu haben. Unter allen Wissenschaften möchten, bei vorurtheilsloser Betrachtung, gerade die mathematisch-physicalischen als diejenigen erscheinen, in welchen sich die Belgier am wenigsten hervorgethan haben. Denn während sie ja unbestritten in den Künsten das Bedeutendste geleistet haben, während sie in anderen Gebieten der Wissenschaft Männer ersten Ranges nennen können, wie z. B. den Vater der neueren Anatomie Andreas Vesale, so haben sie zwar auch einzelne treffliche Mathematiker gehabt, aber unter diesen finden sich keine Namen, die wie Kepler, Galiläi, Descartes, Newton, eine neue Epoche in den mathematischen Wissenschaften bezeichnen. Wollte man einwenden, dass es unbillig sei ein kleines Völkchen mit den grössten Kulturvölkern der Neuzeit zu vergleichen, so wäre nur auf das benachbarte und dem Kerne der Belgier stammverwandte Holland hinzuweisen, welches der

Verf. scharf von Belgien scheidet. Denn dieses kann z. B. seinen Willebrord Snellius und vor Allen seinen grossen Huyghens nennen, mit welchen auch die bedeutendsten Mathematiker und Physiker, die Belgien früher aufzuzeigen hatte, keinen Vergleich aushalten. In der That würde es auch nicht möglich gewesen sein, einen so stattlichen Octavband mit der Geschichte der Mathematik bei den Belgiern auszufüllen, wenn der Verf. sich nicht gar mannigfaltige Excurse in andere Gebiete erlaubt und namentlich auch die politische Geschichte Belgiens ausführlicher als es wohl für seine Zwecke nothwendig war, besprochen hätte.

Da der Verf. keinen Anspruch darauf macht, Historiker von Fach zu sein, so wird man auch leicht darüber weg sehen können, wenn er Dinge, die längst ins Fabelbuch geschrieben sind, als geschichtliche Thatfachen aufführt, wie z. B. die bekannte Erzählung von der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch den Kalifen Omar, oder wenn er den König Pharamund im Jahre 418 auftreten lässt. Etwas mehr Kritik hätte man allerdings schon da erwarten dürfen, wo es sich um Geschichte der Mathematik handelt. Dass Plato sich durch seine Arbeiten über Kegelschnitte ausgezeichnet haben soll (p. 5) ist eine blosse Phantasie, die ihren Ursprung in einer missverstandenen Stelle bei Proclus hat, worüber sich Ausführliches bei Reimer (*historia problem. de cubi duplicatione* p. 38 ff.) findet. Auch in Beziehung auf Eudoxus, welcher sich nach dem Verf. durch seine Entdeckungen im Gebiete der Kegelschnitte einen Namen erworben haben soll, liegt durchaus kein Zeugniß der Alten vor, aus welchem sich mit Bestimmtheit auch nur das ergäbe, dass er sich über-

haupt mit diesen Linien beschäftigt hat. Dagegen wird Menächmus gar nicht erwähnt, welcher doch sicher den Grund zur Theorie der Kegelschnitte gelegt hat.

Die Geschichte der Mathematik in Belgien theilt der Verf., der politischen Geschichte des Landes folgend, in vier Perioden. Die erste reicht bis zum Regierungsantritt Karls des Fünften, die zweite von da bis zum Ende der Regierung Alberts und Isabellas, die dritte von da bis zur Gründung der Brüsseler Akademie unter Maria Theresia im Jahre 1769 und die vierte umfasst den Zeitraum bis zur Gründung des gegenwärtigen Königreichs. Weiter wollte der Verf. nicht gehen, vielmehr beabsichtigt er die gegenwärtige Epoche in einem besonderen geschichtlichen Werke zu schildern; theilweise ist dies in dem noch später zu erwähnenden Anhange geschehen.

In der ersten Periode treten nur zwei bedeutendere Namen hervor, die aber beide Männern angehören, welche weder in Belgien geboren noch dort gestorben sind, sondern sich nur zeitweilig dort aufgehalten haben. Der eine ist Petrus de Alliaco (Pierre d'Ailly) ein geborener Franzose, der als Bischof längere Zeit in Cambrai lebte und in Avignon starb. Der andere ist der berühmte Cardinal Nicolaus Cusanus, wie bekannt der Sohn eines armen Schiffers aus Kues an der Mosel, der als Archidiaconus von Lüttich eine Zeitlang in Belgien lebte, aber in Italien gestorben ist. Die bibliothèque de Bourgogne in Brüssel enthält mehrere seiner Manuskripte.

Auch der erste hervorragende Name in der zweiten Periode gehört keinem Belgier sondern einem Holländer Gemma Frisius, welcher in

Winkler in Friesland geboren ist (1508), auch in Friesland seine erste Ausbildung erhielt und erst später nach Belgien kam. Dies verhindert insofern den Verf. nicht ihn als notre célèbre compatriote zu bezeichnen (p. 82); wie überhaupt Herr Quetelet in dieser Art von doppelter Buchhaltung sehr stark ist. Fremde die nach Belgien auswandern, werden zu den Belgiern gerechnet, Belgier dagegen, welche auswandern, bleiben mit Enkeln und Urenkeln Belgier. Wenn man, wie es der Verf. thut, die beiden grossen Mathematiker Johann und Jakob Bernoulli für Belgien in Anspruch nimmt, so könnte man mit denselben Rechte auch Fr. Karl von Savigny zu den berühmten französischen Juristen zählen. Es ist Thatsache, dass die Familie Bernoulli aus Antwerpen stammt und von da, um dem religiösen Drucke unter Philipp den zweiten zu entgehen, nach Frankfurt am Main gezogen ist. Vorher Herr Quetelet die Notiz hat, dass der Bernoulli, welcher Antwerpen verliess, Jacob hiess und 1583 gestorben ist, weiss ich nicht, ich habe dies in keiner Biographie der Bernoulli gefunden. Sicher ist, dass der Grossvater des erwähnten berühmten Brüderpaares, welcher ebenfalls Jacob hiess, im Jahre 1622 in das holländische Bürgerrecht aufgenommen wurde. Nun wird Johann Bernoulli im Jahre 1695, also fast in volles Jahrhundert nach Philipp des zweiten Tod, als Professor nach Gröningen gerufen und dieses Ereigniss bezeichnet Herr Quetelet mit den Worten: *il se rapprocha de sa patrie et devint professeur de mathématiques à l'université de Groningue!* Dies klingt um so komischer, wenn man es mit der französisch geschriebenen Autobiographie Joh. Bernoulli's vergleicht, welche Volf bekannt gemacht hat (Biographien z. Cul-

turgesch. der Schweiz, zweiter Cyclus S. 71 ff.) in welcher auch mehrfach das Wort *patrie* vorkommt, so wie namentlich Bernoulli erzählt, dass er gezwungen gewesen sei, seine Stelle in Gröningen aufzugeben, weil er den Bitten seines Schwiegervaters *de revenir dans la patrie* habe nachgeben müssen, worunter natürlich nicht Belgien sondern Basel zu verstehen ist.

Aechte Belgier von Bedeutung aus dieser zweiten Periode sind die Geographen Mercator (1512—1594) und Ortelius (1527—1598) so wie einige andere Geographen, ferner Adrian van Roomen (Romanus), welcher bekanntlich das Verhältniss der Peripherie zum Durchmesser eines Kreises auf 15 Stellen genau berechnet hat, dann Philipp van Larnsberge, der dieses Verhältniss auf 30 Stellen berechnet hat und vor Allen Simon Stevin. Gegen Ende dieser Periode fällt die Schreckensherrschaft des Herzogs Alba. Herr Quetelet kommt mehrfach auf die Betrachtung zurück, dass von dieser Zeit der Verfall der Cultur und namentlich der mathematischen Wissenschaften in Belgien datirt. Hierin geht er aber offenbar zu weit. Dass Herzog Alba dem Lande schwere Wunden geschlagen hat, dass eine grosse Menge fleissiger und bedeutender Menschen sich veranlasst sah auszuwandern, darüber ist ja kein Zweifel. Aber nicht bloss dass die Künste fortführen zu blühen, was der Verf. selbst zugiebt (p. 106), sondern was namentlich die Mathematik betrifft, so ist gewiss, dass gerade unmittelbar nach dieser Zeit sich erst die grössten Mathematiker zeigten, die Belgien überhaupt hervorgebracht hat, und diese gehörten grösstentheils einer Corporation an, die am wenigsten gegen Albas Verfahren einzuwenden hatte, nämlich den Jesuiten, wovon noch die Rede sein

soll. Von namhaften Mathematikern, welche in Folge der religiösen Wirren ausgewandert wären, ist wohl mit Sicherheit nur van Lansberge zu nennen. Wenn der Verf. neben diesem auch noch Stevin nennt und (p. 189) sagt: deux de nos plus célèbres mathématiciens, Simon Stevin et Philippe Van Lansberge, mûrissaient dans l'exil des talents dont les étrangers devaient recueillir les principaux fruits: so ist dies gewiss in Beziehung auf Stevin eine falsche Vorstellung. Man weiss nur, dass er sein Vaterland früh verliess, aber nicht aus welchen Gründen, religiöse waren es sicherlich nicht. Denn mit den Grundsätzen, welche er in seinem Leben äussert, konnte er selbst unter der intolerantesten Regierung sehr wohl fortkommen. Er glaubt an die Nothwendigkeit einer Staatsreligion und verlangt, dass man gegen diese nicht verstosse, er fordert nicht bloss eine fest gegründete Hierarchie im Staate wie im Unterricht, sondern er lobt sogar die Jesuiten, so dass es überhaupt sehr zweifelhaft ist, ob er sich nicht zur katholischen Religion bekannt hat.

Von Nicolas Muliers, welcher nach dem Vf. ebenfalls Belgien aus religiösen Gründen verlassen haben soll, heisst es p. 181: il naquit à Bruges le 25. décembre 1564, sept jours avant Kepler. Es ist wohl sept années zu lesen; die Wochenschrift von Heis auf welche sich der Vf. bezieht, ist mir nicht zur Hand.

In der dritten Epoche treten die Jesuiten an die Spitze der mathematischen Wissenschaften. Sie etabliren sich besonders in Antwerpen und machen hier in glänzender Weise der Universität Löwen Concurrnz. Die Reihe der ausgezeichneten Mathematiker unter den Jesuiten, welche geborene Belgier waren, eröffnet François

findet man in dem Anhang, obgleich auch hier der Verf. seine eigene Person möglichst zurück treten lässt. Das Werk schliesst mit dem Jahre 1830, so dass nur noch die ersten Arbeiten Plateaus, unstreitig des grössten Physikers, welchen Belgien besitzt, aus dem Jahre 1829, zur Sprache kommen.

Der schon erwähnte Anhang enthält eigentlich einen ausführlichen Bericht über die verschiedenen wissenschaftlichen Leistungen, die theils von Quetelet selbst ausgeführt, theils von ihm angeregt worden sind. Zuerst die Arbeiten der Brüsseler Sternwarte, die Untersuchungen über die verschiedenen periodischen Erscheinungen, Erdmagnetismus, Electricität, Sternschnuppen, periodische Erscheinungen bei Pflanzen und Thieren, Statistik. Am Schlusse findet sich noch ein Vorschlag zu einem belgischen Pantheon.

Stern.

La folie devant les tribunaux par le Dr. Legrand du Saulle médecin-expert près le tribunal civil de la Seine, ancien interne en médecine de la Maison de Charenton et de plusieurs établissements publics d'aliénés etc. Paris. F. Savy, libraire-éditeur. 1864. XVI und 624 Seiten in Octav.

Durch seine frühere Thätigkeit als Irrenarzt sowie durch juristische Studien musste der Verf. besonders geeignet erscheinen für das von ihm gewählte Fach. In der That sind ihm nämlich an der École de médecine in Paris die Vorträge über gerichtliche Psychologie übertragen.

Der Gegenstand — das werden Alle, die

ich näher mit demselben befassen — gern zuzustehen, gehört zu den schwierigsten, die es überhaupt gibt.

Die Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit im Einzelfalle herauszufinden, über die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen zu einem bestimmten vergangenen Zeitmoment zu entscheiden — das sind die Aufgaben, die dem functionirenden Gerichtsärzte täglich obliegen, und von so ausgedehnter praktischer Wichtigkeit für den zu Untersuchenden, für seine Angehörigen, für den Richter und schliesslich für die Gesammtheit der Staatsangehörigen sind.

Bekanntlich sind die meisten speciellen Abhandlungen und Monographien über den Gegenstand in den naheliegenden Fehler verfallen, denselben mehr philosophisch zu behandeln und allgemeine Gesichtspunkte a priori feststellen zu wollen. Verf. warnt ausdrücklich, vor dergleichen nebelhaften Speculationen und entschliesst sich, auf ein ausnehmend reiches Beobachtungsmaterial und was wichtiger ist, auf seine schon erwähnte gründliche psychiatrische Vorbildung gestützt, den Weg der Beobachtung einzuschlagen, der bei allen empirisch festzustellenden Thatsachen der Medicin unentbehrlich ist.

Daher basirt das Werk hauptsächlich auf Kranken Geschichten. Dieselben sind vorzuziehlich ausgewählt, kurz und treffend erzählt und verrathen einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn der gerichtsärztlichen Beurtheilung. Leider lässt sich eben dieses Charakters wegen der Inhalt des Werkes mehr nur andeuten, als eingehend mittheilen.

Zuerst werden die Bestimmungen des römischen Rechts in Bezug auf die Geisteskranken behandelt, und denselben die heutige Lage

der Letzteren vor den Tribunalen gegenübergestellt. Schon hier wird der Zwiespalt beklagt und zugleich beleuchtet, der leider fast immer zwischen den Ansichten der Juristen und der zugezogenen medicinischen Experten im Einzelfalle sich herausstellt. Die Ersteren resp. die Geschworenen begreifen nicht, dass die Geisteskranken eine Sprache reden, die erst von Sachverständigen übersetzt werden muss, um allgemein verständlich zu sein. Sie finden regelmässig, dass ein geisteskranker Verbrecher im Foro wie bei der begangenen That doch ganz anders aussieht, denkt, spricht und handelt, als wie sie selbst sich einen Irren gedacht haben. Sehr begreiflich, denn solche Irre, auf welche die dem Publicum geläufigen Vorstellungen vom Irrsein einigermassen passen, pflegen nur selten noch in der Lage zu sein, Verbrechen zu begehen. Weil diese Vorstellungen nur von den seltenen, hochgradigsten Formen der Tobsucht, des vollständig ausgebildeten Blödsinns etc. hergenommen sind, so wundert man sich heutzutage über eine vermeintlich progressive Zunahme der Geisteskrankheiten in neuerer Zeit. Nicht die Krankheiten sind häufiger geworden, sondern nur ihre Erkenntniss eine bessere.

Andererseits fallen den Gerichten nicht mit Unrecht die häufigen Widersprüche auf, die zwischen den Aussagen zugezogener medicinischer Sachverständigen zu bestehen pflegen, wodurch natürlich das Vertrauen zu den letzteren nicht wenig zu leiden pflegt. Diese Widersprüche resultiren regelmässig daraus, dass der eine Sachverständige Kenntnisse in der Psychiatrie besitzt, der andere aber nicht; und leider sind die Laien wiederum nicht in der Lage, beurtheilen zu können, wo die richtige Auffas-

ung vorhanden ist, und sie helfen sich deshalb gern mit dem oft gehörten Ausspruch, dass manche Aerzte viel zu bereitwillig seien, Geisteskrankheit anzunehmen.

Wie es scheint, um den obwaltenden Schwierigkeiten zu entgehen, haben die meisten Gesetzbücher eine verminderte Zurechnungsfähigkeit auch bei Geisteskranken angenommen. Vf. hält diese Annahme für gerechtfertigt, welcher die meisten deutschen Irrenärzte (z. B. Loewenhardt) neuerdings entgegenzutreten sich genöthigt gesehen haben. Verf. führt ein scheinbar sehr schlagendes Beispiel für seine Ansicht aus den Aeusserungen eines Geisteskranken selbst auf. Dieser litt an Gehörshallucinationen, und glaubte von ihm auf der Strasse begegnenden Personen durch Schimpfreden beleidigt zu werden. Er meinte, wenn er einem solchen Beleidiger eine Züchtigung angedeihen liesse, so könne er nicht dafür verantwortlich sein, denn die Rachsucht würde ihn verblendet haben; wenn er aber z. B. seinem leisegefährten eine Geldtasche nähme, so würde er sich des Diebstahls schuldig machen. Mag es unzweifelhaft sein, dass in letzterem Fall die Gerichte verurtheilen würden, obgleich es im Einzelfall niemals möglich ist zu bestimmen, wie weit und auf wie viele Gegenstände die Hallucinationen eines Irren sich erstrecken, (und unregelmässig sind sie ausgedehnter als es bei einer oberflächlichen Untersuchung den Anschein hat), so ist nach des Ref. Meinung vollkommen klar, dass man einen Geisteskranken, der getöbht hat, in ein Irrenhaus senden sollte; ganz gleichviel, ob der Diebstahl mit der Geisteskrankheit zusammenhängt, oder nicht. Ein solcher kranker Mensch ist ohne Zweifel der öffentlichen Sicherheit gefährlich und muss aus

rein sanitäts-polizeilichen Rücksichten unschädlich gemacht werden. Andererseits ist ein Geisteskranker ohne Zweifel in allen Fällen ungeeignet eine Strafe auszuhalten, für deren Bedeutung ihm das rechte Verständniss fehlt, und die seinen Zustand leicht verschlimmern kann. Da nun leider die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, wie bei den meisten medicinisch-gerichtlichen Fragen von ganz falschen Gesichtspunkten ausgegangen sind, weil sie sich naturgemäß auf die medicinischen Anschauungen einer längst vergangenen Periode stützen, so bleibt dem Gerichtsärzte, so lange die gesetzlichen Vorschriften nicht geändert sind, nach Meinung des Ref. nichts anders übrig, als an dem Satz festzuhalten, den der Verein deutscher Irrenärzte in Hildesheim im September 1865 angenommen hat: »Jeder Geisteskranke ist dem bürgerlichen Gesetz gegenüber unzurechnungsfähig«. Die betreffenden ausgezeichneten Irrenärzte haben, wie Ref. beiläufig bemerkt, sich noch über folgende These geeinigt:

Die Geisteskrankheit wird insbesondere nicht dadurch aufgehoben, dass das in Rede stehende Individuum

a. im Stande ist, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen.

b. mit Bezug auf die That Recht und Unrecht unterscheiden kann.

c. dass es Reue über dieselbe empfindet.

d. dass ein Zusammenhang zwischen den abnormen Ideen, Stimmungen, Antrieben des Kranken und der That des Kranken nicht nachzuweisen ist.

e. dass bei dem Kranken überhaupt keine Wahnideen nachweisbar sind.

Diese für den Irrenarzt selbstverständlichen

Dinge sind gleichwohl den Richtern, wie den Geschworenen meistens völlig unbekannt. Dies fällt um so schwerer in's Gewicht, da gerade die letzteren über die Zurechnungsfähigkeit, als über einen rein juristischen Begriff, zu entscheiden haben, nicht aber die Aerzte.

In Betreff des Verhältnisses zwischen Gerichtsarzt und Geisteskranken gibt Verf. eine Anzahl von praktischen Vorschriften, wie sich ersterer bei dem Kranken-Examen zu benehmen hat. Mit Recht wird auf die Wichtigkeit der Briefe der Kranken aufmerksam gemacht.

Ref. erinnert hierbei an den interessanten von den Zeitungen damals veröffentlichten Brief der Frau Trümpy in Bern, der im Gefängniss geschrieben war und die Form ihrer Geisteskrankheit incl. Hallucinationen ohne alles Weitere auf's Deutlichste erkennen liess.

Die Lucida intervalla werden nach althergebrachter Weise aufgeführt, während sie doch gar nicht existiren, obgleich alle Strafgesetze sie kennen. Man spricht heutzutage von periodischer Manie, periodischer Melancholie etc. und brückt damit den wahren Sachverhalt viel besser aus. Es handelt sich um in unregelmässigen Perioden wiederkehrende Anfälle einer Krankheit, analog den epileptischen, nicht aber um Unterbrechungen einer langdauernden Krankheit gleichsam durch Anfälle von Gesundheit. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird einfach dadurch bewiesen, dass die Perioden der Gesundheit viel länger zu dauern pflegen, als die der Krankheit (Ref.). Uebrigens rath Verf. die Ausdrücke in dem medicinischen Gutachten so zu wählen, dass den hergebrachten Ideen nicht gar zu sehr widersprochen werde. Ref. findet es vortheilhafter zu deduciren, dass in dem frag-

lichen Einzelfälle keine lichten Zwischenräume vorhanden gewesen seien, ohne die Urrichtigkeit der criminalrechtlichen Principien im Allgemeinen zu discutiren.

Sehr interessant ist der Abschnitt, welcher über Testamente von Geisteskranken handelt. Eine Menge der bizarrsten Bestimmungen aus den letztwilligen Verfügungen Geistesgesunder werden aufgeführt, um folgerichtig zu deduciren, dass eine verkehrte Bestimmung dieser Art an sich gar nichts für Geisteskrankheit beweist. Als Beispiel wird jenes bekannte von dem Engländer erwähnt, der verordnete, dass aus seinen Därmen Saiten gesponnen werden, und am seiner Asche optische Linsen dargestellt werden sollten — um doch in etwas der Nachwelt zu nützen. Hierbei wird hervorgehoben, dass die Todesangst und die Beschwerden körperlicher Krankheiten am meisten zu solchen bizarren Verfügungen Anlass geben mögen; analog wie nervöse Menschen oft in der Reise-Aufregung verkehrt handeln, wichtige Dinge vergessen u. s. w.

Sehr drastisch wird der Zustand vor der Hinrichtung geschildert: der Verbrecher befindet sich lange in fieberhafter Aufregung, er giebt bis kurz vor seiner Hinrichtung oder bis zum letzten Moment die Hoffnung nicht auf, durch irgend ein unerwartetes Ereigniss gerettet zu werden; schliesslich siegt die Verzweiflung, allgemeine Erschlaffung folgt, und das Fallbeil sinkt auf einen halbtodten Körper herab.

Sehr mit Vorsicht sind die Aussagen der Sterbenden aufzunehmen, z. B. bei tödtlich Verwundeten, während der Untersuchungsrichter so selten daran denkt, dass das Vorhandensein geistiger Klarheit bei Sterbenden den erheblichsten Zweifeln ausgesetzt sein kann.

Da die Lucida intervalla eine so grosse Rolle in den Criminalgesetzbüchern spielen, so ist es vielleicht bemerkenswerth, dass sie in Betreff der Abfassung gültiger Testamente nicht berücksichtigt sind. Das französische Recht kennt wenigstens keine in solchen Zeiträumen verfassten, gültigen Verfügungen: es hat nur die Bestimmung, dass Jemand geistesgesund sein müsse, um testiren zu können. Das Capitel über die Testamente ist sehr ausführlich durch die schon erwähnten Einzelmittheilungen geworden (S. 122—252).

Alsdann beschäftigt sich der Verf. mit den Zuständen der Trunkenheit, und des natürlichen Sonnambulismus, sowie des plötzlichen Erwachens. Es ist bekannt, dass Soldaten von ihren Kameraden verwundet oder getödtet worden sind, die sie aus dem unruhigen, träumereichen Schlummer im Bivouac erwecken wollten. Der Sonnambulismus wird häufig simulirt, um der Bestrafung zu entgehen, um Mitleid zu erregen oder Unterstützungen zu erhalten, um Handlungen zu begehen, die während des Wachens nicht wohl ausgeführt werden könnten. Die Entlarvung der Sonnambulen, die ihre ganze Umgebung in der Täuschung zu erhalten wussten, gelingt mittelst geschickt durchgeführter Experimente.

Die geistigen Störungen bei Pellagra werden ausführlich abgehandelt, ebenso die Anthropophagie, und letztere durch eine Menge von Beispielen erläutert. Dann folgt die Hysterie. Von Neuem werden eine Menge hübsch erzählter Thatsachen mitgetheilt, bei denen man nicht weiss, ob man über die unverschämte Lügenhaftigkeit der hysterischen Mädchen und Frauen, oder die kritiklose Leichtgläubigkeit der Aerzte und Juristen mehr sich wundern soll.

Die Ansicht, welche manche Irrenärzte thei-

len, dass die Epilepsie stets mit Geisteskrankheit verbunden sei, bestreitet der Verf. So gewiss es ist, dass die meisten Epileptischen Spuren psychischer Störungen, grosse Reizbarkeit, Zornmuthigkeit, versteckten Grössenwahn, oder geringe Intelligenz zeigen, so ist andererseits nicht zu bezweifeln, dass die Fälle, wo diese Störungen weder die Zurechnungsfähigkeit alteriren, noch ärztliche Berücksichtigung erfordern, häufig genug sind.

Ausführlich werden auch die sogenannten Monomanieen abgehandelt. Die Pyromanie wird als solche Species angenommen und Beispiele aus eigener Erfahrung erzählt, was den Ref. sehr in Verwunderung gesetzt hat, da diese phantastische Lehre in Frankreich sonst niemals recipirt worden, in Deutschland aber wieder aufgegeben ist. Beiläufig bemerkt, war die Kranke, deren Zustand Verf. S. 463 — 464 schildert, ohne Zweifel melancholisch; sie endigte durch Selbstmord.

Die Erotomanie ist in folgende Unterabtheilungen gebracht: eigentliche (platonische) Erotomanie, Narrheit aus Liebe, Satyriasis, Nymphomanie, erotische Verstimmungen (Profanation von Gräbern etc.) und geschlechtliche Verbrechen im senilen Blödsinn begangen.

Es folgen Erörterungen über Einflüsse, welche der geistigen Freiheit gefährlich werden: die Imitation, der in Frankreich so häufige Missbrauch des Absynth-Liqueurs, des Opiums, das Heimweh und die Schwangerschaft. Die Gründe, welche eine Heirath in Folge von bestehender Geisteskrankheit annulliren, sind gut auseinandergesetzt, ferner werden die schwierigen Fragen über die Fähigkeit Geisteskranker ein Zeugnis

bzulegen erörtert. Als Grundsatz ist dabei festzuhalten, dass sehr viele Kranke sich selbst anklagen; bekannt ist die Menge von Briefen, die mit Selbstanklagen während jedes grossen Processes (letzthin Franz Müller in London) bei den Behörden einlaufen.

Von den photographischen Aufnahmen Geisteskranker erwartet der Verf. manche Vortheile für die forensische Praxis.

Den Beschluss macht eine wörtliche Zusammenstellung aller Bestimmungen der französischen Gesetzgebung in Betreff der Geisteskranken, die sehr dankenswerth ist. W. Krause.

Der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden laut den neuern Entdeckungen und Veränderungen. Von Dr. Gust. Volkmar, ord. Prof. der Theologie. Zürich, Druck und Verlag von F. Herzog, 1866. IV u. 165 S. in Octav.

Wir haben zwar schon einige Male darauf aufmerksam gemacht, wollen es jedoch bei der Wichtigkeit der Sache hier wiederholen, dass uns vielen Ursachen nichts mehr zu wünschen ist als es möchte endlich die Vielschreiberei über alles das aufhören was gewisse Schriftsteller noch immer gerne die »Evangelienfrage« nennen. Man bemühe sich vor Allem die übeln Leidenschaften und Begierden bei Seite zu werfen welche durch vielfache Schuld sich in diese »Frage« hineingedrängt haben und nun den Gegenstand in alle Ewigkeit zu einer blossen Frage machen wollen. Man bemühe sich dann die so zahlreichen und so bedeutenden Wahrheiten wel-

che in unsern Zeiten hier schon gewonnen sind nur erst allgemein und sicher sich anzueignen, und ergänze ruhig was hie und da noch bei ihnen fehlt: nur so kann hier erreicht werden was unsere Zeit bedarf. So lange die Einen hier bloss ihre eignen willkürlichen Einbildungen neuesten Zeitwindes, die Anderen die unverständenen oder auch grundlosen alten Meinungen vertheidigen wollen, bleibt nur dies wüste Durcheinander welches uns schon so viel geschadet hat. Aber die Freiheit der Untersuchung und das Streben des besseren Christenthumes wird so nicht ohne Grund immer ärger verdächtigt, und wohl könnte es kommen dass gerade die welche die Herren und Meister der Zeit sein wollen zu spät begriffen welches ungeheure Verderben sie angerichtet.

Der Verf. will in seinem Buche eigentlich nur die neulich erschienene kleine Schrift Tischendorf's über das Alter unsrer Evangelien widerlegen: er richtet seine Angriffe zwar zerstreut auch gegen das grössere Werk Weizsäcker's welches unsre Leser aus den Gel. Anz. des vorigen Jahres S. 161 ff. kennen; allein vorzüglich ist es nur jenes viel unbedeutendere Schriftchen Tischendorf's wogegen er sich kehrt, und das durchgehends in einer Sprache welche es zweifelhaft lässt ob die evangelische Theologie so wie sie von den Ausläufern der Baur'schen Schule gehandhabt wird überhaupt noch eine Wissenschaft sei. Dabei geht er sogleich von vorne an von der Meinung aus seine Schriften über die Evangelien sowie die von Renan und Strauss hätten »bei allen denen nicht geringen Anstoss erregt welche Religion Christenthum und Kirche nur in vernunftloser Unterwerfung unter irgend welche Auctorität sei es

on Priestern oder eines Schriftbuchstabens möglich finden«. Meint er wirklich dass sie nur bei allen diesen Leuten solchen Anstoss erregen? wohin will er denn die Männer rechnen welchen sie einen noch viel tieferen Anstoss bereiten? Denn allen diesen Männern unserer Zeit welche er hier bezeichnet, kann vielmehr nichts Angenehmeres und ihren Absichten Förderlicheres geschehen als eben das was der Vf. und die ihm gleichartigen Schriftsteller unserer Tage betreiben. Die Erfahrung hat diess längst gelehrt, und sie kann es nach den schweren Schwankungen unserer Tage leicht noch viel empfindlicher lehren.

Hätte der Vf. sich nun darauf beschränkt die Fehler in jenem Schriftchen Tischendorf's nachzuweisen, so würde das wenn es ruhig und gründlich geschähe ganz verdienstlich sein. Allein sein wahrer Zweck geht vielmehr dahin seine eigenen Ansichten über den Ursprung der Evangelien welche er schon 1851 in einem grösseren Werke veröffentlichte noch immer als die allein richtigen aller Welt mit grossen Lobeserhebungen der eignen Weisheit und »Vernünftigkeit« zu empfehlen. Diese Ansichten gehen im Wesentlichen dahin dass alle unsre Evangelien nicht nur sehr spät geschrieben seien (das älteste 75—80 nach Chr., das Johannesevangelium 150—160 n. Chr.), sondern auch reine Dichtung enthalten. Dabei geht er von der Baur'schen Meinung über die fünf NTlichen Schriften welche aus der Zeit vor der Zerstörung Jerusalem's allein ächt sein sollen wie von einer unumstösslichsten Gewissheit aus. Dass die Apokalypse nicht früher und nicht später als im J. 68 geschrieben sei, wurde 1827 von dem Unterz. bewiesen: dieser Eckstein bleibt bei Baur und seinen Schülern feststehen: aber in-

dem Baur die vollkommen grundlose Ansicht dass vor 68 nur vier Paulusbriefe geschrieben und alles Andre im NT. zu Lesende erst aus der Zeit nach Jerusalem's Zerstörung sei, als einen zweiten Eckstein daneben werfen und auf einem festen und einem wackeligen Ecksteine Alles aufbauen will, ist es kein Wunder dass jedes Haus welches man auf solchen Grund bauen will immer wieder alsbald umstürzt. Haben doch diese Bauherren dafür gesorgt dass auch der erste Eckstein den sie immer an seiner Stelle lassen und der hier allerdings für immer unverrückt stehen bleiben muss sogleich eine verkehrte Ueberlage durch die Annahme empfängt der Johannes der Apokalypse sei der Apostel und dieser selbst habe weder das Evangelium noch die drei Sendschreiben verfassen können: damit kann auch der erste Eckstein durchaus nichts tragen, und jedes Haus welches man so aufbauen will muss stets sogar auf allen Seiten vollständig in Trümmer fallen, sodass von ihm nie etwas übrig bleiben kann als eben dieser eine nackte Eckstein. Das besondere Haus welches unser Verf. auf diesen setzen will, ist näher betrachtet so: er meint weil man nach Jerusalem's Zerstörung gefunden habe dass der Tempel doch nicht so wie die Apokalypse weissagte unversehrt geblieben sei, so habe irgend Jemand (die wahren Namen seiner NTlichen Schriftsteller können ja von hier an nirgends klar werden) das erste Evangelium zur Verbesserung dieser Weissagung und zu anderem Zwecke um 75—80 nach Chr. erdichtet; weil dieses sich bald als ebenso ungenügend herausgestellt habe, habe man immer andere Evangelien bis zu dem »Vierten« und noch späteren hinzugedichtet; so sei das ganze Schriftthum der Evangelien aus dem blossen Bedürf-

isse gewisse Gedanken und Anschauungen er-
 ählend zu erklären entstanden, wobei sich dann
 versteht dass alle Erzählung selbst etwa einige
 schon gegebene ganz rohe Grundstriche ausge-
 nommen immer mit rein dichterischer Hand
 angezeichnet sein muss. Man denke sich
 dieses ganze Verfahren näher, und man wird
 nicht erkennen welches in aller Geschichte des
 Schriftthumes der alten Völker völlig Uner-
 örte darin liegt. Platon und Xenophon mö-
 en als geschichtliche Zeugen über Sokrates ein-
 der seine Mängel haben: wie lässt sich aber
 beweisen dass dieser gar keinen geschichtlichen
 Zweck hatte und jener seinen Sokrates je wie-
 er meinte die fortlaufende Gegenwart fordere es
 immer wieder anders dargestellt habe? Die Bud-
 histischen Erzählungen von Buddha's Leben
 sind im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu
 blossen Märchen geworden und damit dem Ver-
 erben verfallen welches von Anfang an in seiner
 Ehre liegt: man weiss aber jetzt dass auch bei
 ihm die älteren Erzähler sich noch reiner an
 die wirkliche Geschichte hielten. Unter den Er-
 zählern über Muhammed's Leben die wir noch
 genau kennen, waren einige schwache und
 wenig glaubwürdige, allein man kann noch heute
 aus ihren gesammelten Nachrichten ein hinrei-
 chend vollständiges und zuverlässiges Leben Mu-
 hammed's entwerfen, wie der Unterz. schon 1836
 that. Aber wir haben heute sogar (von David
 Schweigen) Mose's Leben nach den allerdings
 häufig d. i. im Laufe sehr vieler Jahrhunderte
 immer karger und trüber fliessenden Quellen
 über ihn hinreichend sicher wiedererkannt. Und
 an Christus hätte man so gut wie gar keine
 Lebensbeschreibungen verfassen wollen oder ver-
 fassen können? das hat der Theologe Volkmar

nun seit zehn Jahren als die höchste Wissenschaft der Welt verkündigen wollen und will es noch? Und nun sollen sich gar innerhalb eines Zeitraumes von etwa hundert Jahren fortwährend christliche Schriftsteller gefunden haben von welchen jeder dem andern die Kunst ablernte immer anders über Christus' Leben zu dichten je wie es die veränderten Zeiten forderten? Kein einziger Mann unter den Christen soll sich gefunden haben der sich ernster um die wirkliche Geschichte Christus' bemühte, kein einziger der auch nur dies von etwa zehn oder zwanzig schlechten Dichtern 100 Jahre lang fortgetriebene Spiel durchschauete und missbilligte? Und die ganze christliche Kirche hätte Schriften dieses Ursprunges und Werthes für die festesten Grundlagen des Neuen Testaments gehalten? denn dass die Evangelien dies sein sollten und dass ohne sie alle die übrigen NTlichen Schriften nicht gehen können, ist gewiss.

Gesetzt nun der Vf. hätte wirklich bewiesen was er beweisen will, so würde sich für jeden nur ein klein wenig verständigen und ehrlichen Mann von selbst verstehen was er zu thun hätte. Er würde seine vermeintlichen Entdeckungen der Welt mittheilen, aber zur selben Zeit auch alles Christenthum verlassen; ja er könnte je aufrichtiger er wäre (und der Verf. rühmt sich seiner Aufrichtigkeit, als ob diese durch Selbstversicherung wüchse!), nicht rasch und entschieden genug so handeln. Mag unser Verf. nun noch so stark versichern seine Ansicht sei »die reformatorische Kritik«: wir wüssten was wir von solchen Reformatoren zu halten hätten. Oder mag er noch so oft ausrufen er wolle das Christenthum nicht aufgeben, etwa weil er ord. Prof. der evang. Theologie ist: wir wüssten was die

deren zu thun hätten, dasselbe nämlich was der Adwigsburger Strauss und Ludwig Feuerbach seit Jahren der Welt anrathen und was doch endlich einmal Ernst werden müsste. Allein zum Glück ist die ganze Ansicht des Vfs ein blosses Wahnbild welches er vor zehn Jahren sich selbst vor die Augen kommen liess, worin er alle Wahrheit zu finden meinte, und wobei er noch immer der seltsam widerstrebenden Welt frängen will weil er noch immer einige Leute findet die ihn mehr oder weniger dabei unterstützen. Er will bei jeder Gelegenheit aufdrängen, z. B. bei dem verhältnissmässig sehr wenig bedeutenden Schriftchen Schendorfs, wo er aber um so mehr allerlei schein- und zeitgemässe Persönlichkeiten einmischen kann. Er will es aufdrängen im Namen der Vernunft, der Wissenschaft, der Freiheit, des Protestantismus: und begreift nicht dass er durch es zu starren Voraussetzungen gezwungen wird welche an sich schon alle solche guten Dinge zerstören müssen. So muss sogleich seine erste Voraussetzung sein in den nächsten 40 bis 50 Jahren nach Christus' Tode sei nicht das mindeste geschichtliche Sinnes und Werthes über sein Leben geschrieben: über diesen heiligen Graal muss er mit Argussugen wachen und alles barsch zurückstossen was seine Grenze zu überschreiten Miene macht; denn was würde sonst aus den seinen weiteren Reden und Thaten?

Nun aber ist jetzt längst bewiesen dass in den wesentlichsten Dingen gerade das Gegentheil von allem was er Vf. erzwingen will richtig ist und geschichtlich feststeht. Da hilft er sich jetzt einfach damit dass er es kurz verneint und alle die nicht seines Sinnes sein wollen für »Renitenten« hält, die Sprache und Denkungsart etwa einer päpstlichen oder sonst weltlichen Obrigkeit in die Wissenschaft einmischend. Er mischt auch allgemeine Verdächtigungen gegen Männer ein wie Schleiermacher: dieser hat einst durch de Wette so lange dieser in Berlin war verleitet allerdings höchst unbesonnen über den instigen hiesigen Gelehrten Eichhorn geredet, und es ist sehr verkehrt wenn man jetzt meint unsre heutigen genaueren Einsichten in die Urverhältnisse der Evangelien gingen allein von ihm aus; unsre heutigen Erkenntnisse über die Evangelien sind vielmehr gänzlich unabhängig von Schleiermacher entstanden und ausgebildet, und sogar die Erinnerung an Papias' Zeugnisse über Matthäos

und Markos welche er seinen Zeitgenossen neu einschärfte würde wenig genützt haben wenn wir nicht vor allem das Innere der Evangelien selbst viel tiefer erforscht hätten. Allein ein Mann wie Schleiermacher konnte wohl hie und da einmal fehlen, nie aber so werden wie Gustav Volkmar ihn sich denkt. Und während dieser fast sein ganzes Buch hindurch nichts beweisen will als das Johannesevangelium könne erst 150—160 n. Chr. ebenso wie alle die 10 oder 20 anderen Evangelien von irgend einem finstern Manne geschrieben und verbreitet sein und sagt er wolle alle die neuesten Entdeckungen und Verhandlungen darüber vorführen, lässt er das Bedeutendste aus was darüber in neuester Zeit öffentlich gesagt ist, und führt dagegen vieles heute längst schon veraltete noch als gewichtig seinen Lesern vor.

Einmal sagt indessen der Verf. in diesem Buche selbst. Baur und Strauss die Gründer dieser seiner ganzen Geistesrichtung seien sehr üble Philologen gewesen. Das ist schon längst vor ihm seit 20 Jahren und noch früher nicht nur gesagt sondern auch genau bewiesen. Da nun jeder Sachkenner zugeben muss dass diese Männer als Theologen und Philosophen noch weit grössere Mängel haben und noch weit ärgere Fehler sich haben zu Schulden kommen lassen, so ist damit in der Hauptsache alles über sie gesagt und das Urtheil gesprochen. Denn etwas anderes als Philologe im alten Wortsinne d. i. Kündiger der alten Sprachen und Schriften wollte Baur selbst immer weniger sein; nur sicher Geschichtliches wollen alle diese Gelehrten geben; und was ist ihre ganze Geschichtsansicht wenn sie ohne festen Unterbau in der Luft schwebt? Und der Verf. merkt nicht dass er im Wesentlichen noch immer von diesen völlig grundlosen Grundlagen ausgeht, sie nur hie und da ein wenig stützen oder übertünchen will, alsob sie dadurch wirklich fester werden könnten! Es scheint uns nicht nöthig hier noch weiter über den ganzen Gegenstand zu reden.

H. E.

Berichtigung.

S. 852 Zeile 3 lese man: welchen (für welche) man — verfällt, obwohl diese weder — irgendwer sie ungestraft —.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

13. Juni 1866.

Xylographische und typographische Incunabeln der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover. Beschrieben von Eduard Bode-
mann, Königl. Rath und Secretair der Königl.
öffentl. Bibliothek zu Hannover. Mit 41 Platten
typographischer Nachbildungen der Holzschnitte
und Typenarten und 16 Platten mit den Was-
serzeichen des Papiers. Hannover 1866. Hahn's-
che Hof-Buchhandlung. Druck von J. C. König
und Ebhardt. VI u. 130 Seiten und 57 Tafeln
in Zinkdruck. Folio.

Diese Incunabeln-Beschreibung, der eine Be-
schreibung der Handschriften nebst einer kurzen
Geschichte der königl. Bibliothek bald nachfol-
gen soll, verdankt, wie das Vorwort rühmt, der
Gunst Sr. Excellenz des Ministers Herrn von
Malortie und besonders der Munificenz Sr. Ma-
jestät des Königs die Möglichkeit ihrer Veröf-
fentlichung, und es ist dies eine um so erfreu-
lichere Erscheinung, als gerade Hannover in der
Förderung solcher wissenschaftlichen und künst-
lerischen Bestrebungen, die einen grössern A-

wand erfordern, als ihn ein Verleger leicht übernimmt, sich sonst nicht häufig hervorgethan hat. Die Zahl der hier beschriebenen Incunabeln beträgt 246 und sie zerfallen in folgende Abtheilungen: I. Xylographische Incunabeln N. 1—3. II. Typographische Incunabeln und zwar datirte nach der Zeitfolge geordnet, bis zum J. 1500. N. 4—205; dann solche ohne Jahreszahl aber mit Angabe des Druckorts, N. 206—215; endlich solche ohne Angabe der Jahreszahl und des Druckorts, N. 216—246. Dann folgt ein alphabetisches Register der Druckorte und Drucker und ein alphabetisches Verzeichniss der Incunabeln. Die Beschreibungen der Incunabeln sind genau, doch hält der Verf. eine ausführliche Beschreibung nur dann für erforderlich, wenn das betreffende Buch in den bekannten bibliographischen Werken fehlte oder die dort gegebene Beschreibung sich als unrichtig und ungenau ergab. Mehrfach ist auch die Erwerbsquelle angegeben.

Am ausführlichsten werden die drei xylographischen Drucke besprochen. Es sind eine lateinische *Biblia Pauperum*, ein *Speculum humanae salvationis* und eine *Ars moriendi*. Der Verf. beschränkt sich hier nicht auf eine blosse Beschreibung, sondern stellt kurz zusammen, was bisher über den Ursprung derselben ermittelt ist. Er bemerkt richtig, dass der Name *Biblia Pauperum*, der übrigens für dieses Werk weder in Handschriften, noch in den alten Drucken vorkommt, sondern erst von den Bibliographen eingeführt ist, sich nicht auf die armen Laien, sondern auf die niedern Ordens- und Klostergeistlichen beziehe, die bei ihren mangelhaften Kenntnissen eines solchen kurzen und fasslichen Leitfadens und homiletischen Hülf-

mittels bedurft hätten. Er bezeichnet das Werk als eine bildliche Durchführung der Typologie, indem auf 40 Tafeln eine fortlaufende Reihe neutestamentlicher Vorstellungen je durch zwei typische Nebenvorstellungen aus dem alten Testamente und vier Sprüche der Propheten erläutert wird. Es sei bestimmt, für weitere Kreise die Wahrheiten des Christenthumes in ihrer symbolischen Tiefe anschaulich zu machen. Bei der Publication durch Holzschnitt mag ein ähnlicher Gedanke gewaltet haben, wie er denn auch in der verwandten, von dem Abt Ulrich im Kloster Lilienfeld (1345—1351) verfassten *Concordantia caritatis* geradezu ausgesprochen ist (Heider im Jahrb. der k. k. Centr. Commission für Erforschung u. Erhaltung der Baudenkm. 5, 27). Die ursprüngliche Zusammenstellung scheint dagegen vielmehr den Zweck gehabt zu haben, für die Mönche, welche sich mit kirchlicher Malerei beschäftigten, Musterbilder zu liefern, um danach die Geschichten der Evangelien mit den dazu gehörenden alttestamentlichen Typen darzustellen und mit den passenden Sprüchen und Versen zu begleiten. In einigen Handschriften hat das mittlere Bild jedesmal eine Einfassung, welche offenbar darauf berechnet ist, dass die Tafeln in senkrechter Linie aneinander gereiht werden können, etwa so, wie es auf den Glasfenstern des Lübecker Doms geschehen ist. Der Verf. bemerkt selbst, dass eine Benutzung dieser Bilder häufig genug stattgefunden hat. Ausser den 40 Fenstern des ehemaligen Klosters Hirschau, die in einer schon von Lessing (Werke, herausg. von Lachmann 9, 228) benutzten und einer zweiten von Heider (a. a. O. 5, 18) verzeichneten Handschrift beschrieben werden, und den von Fiorillo beigebrachten Beispielen hätte noch das

Verzeichniss bei Berjeau, *Biblia Pauperum* (London 1859), angeführt werden können. Die Handschriften weichen allerdings sowohl in der räumlichen Anordnung der Bilder, als in der Auswahl der Typen vielfach von einander ab; indessen findet doch ein Zusammenhang unter ihnen statt. Auch die königl. Bibliothek besitzt eine solche von 1472, jedoch ohne Bilder. Als die vorzüglichste wird ausserdem mit Recht die von Camesina und Heider herausgegebene in S. Florian erwähnt (S. 4). Es wäre noch die vortreffliche Schrift von Heider: *Beiträge zur christlichen Typologie* (a. a. O. 5, 1—128 mit 8 Tafeln) zu erwähnen gewesen, wo noch mehrere andere beschrieben sind. Alle diese Handschriften reichen nur bis in das 14. Jahrhundert hinauf. Zwei vielleicht ältere — eine von Birchrod beschriebene »in lingua antiqua Saxonico-Danica« und eine Tegernseer, die man dem Werinher zugeschrieben hat — sind leider nicht mehr vorhanden und ihr Alter lässt sich daher nicht beurtheilen. Wahrscheinlich ist diese Zusammenstellung des Lebens Christi mit seinen Typen, wie sie die *Biblia Pauperum* enthält, im 13. oder gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstanden. Zwar haben die Mönche ohne Zweifel schon in sehr alter Zeit ähnliche Hand- und Musterbücher besessen, ja es müssen ähnliche Schemata für die Miniatoren schon in vorchristlicher Zeit bestanden haben, da sich in dem Homer-Fragment der Ambrosiana und dem ältesten Virgil der Vaticana bereits eine völlig übereinstimmende Darstellung eines Seesturmes findet. Auch kennen wir genugsam die typischen Darstellungen auf Wand- und Deckengemälden der Catakomben, altchristlichen Sarkophagen und Mosaiken der ältesten Kirchen. Al-

hier stehen die alttestamentlichen Typen stets allein und vertreten den evangelischen Gedanken, den sie ausdrücken sollen, unmittelbar. Die Combination des neutestamentlichen Bildes mit den alttestamentlichen Typen dagegen scheint eine Schöpfung derjenigen Denkweise zu sein, die durch die Scholastik entwickelt wurde, und der die mehr volksthümliche und mystische Richtung bald entgegen trat. Schon Walther von Aquitanien spottet, dass die Geistlichen nur darauf Werth legen, die typischen Beziehungen des alten Testaments zu kennen. Der Verf. erwähnt eine Combination der neutestamentlichen Bilder mit ihren alttestamentlichen Typen, welche auf dem von Camesina publicirten Antipendium von Kloster Neuburg — laut Inschrift 1181 gearbeitet, und unter dem Namen des Verduner Altars bekannt — vorkommt, und bereits grosse Aehnlichkeit mit der der Biblia Pauperum zeigt. Es besteht aber zwischen beiden ein beachtenswerther Unterschied, indem das Antipendium die evangelische Geschichte zwischen zwei Bildreihen stellt, von denen die eine der Zeit vor der mosaischen Gesetzgebung und die andere der Zeit unter der Herrschaft derselben angehört. Der logische Schematismus ist also hier noch schärfer durchgeführt, als in den Zusammenstellungen der Biblia Pauperum, in denen die Sonderung der Typen aus der Zeit ante legem und sub lege nicht mehr eingehalten wird. Ungefähr ein Jahrhundert jünger, als das Antipendium sind die merkwürdigen Portalsculpturen des Doms von Orvieto, die noch keine ganz vollständig richtige Erklärung gefunden haben. Diesen liegt, wie schon Berjeau bemerkt, ein ähnlicher Gedanke zum Grunde. Moses, die Propheten, das Evangelium und die letzten

Dinge bilden die vier Rubriken, denen die vier Pfeiler gewidmet sind. Die Bilder des zweiten Pfeilers sind nun aber denen des dritten nicht allein äusserlich symmetrisch gegenübergestellt, sondern es lässt sich auch fast bei allen eine typische, prophetische Beziehung zu den entsprechenden evangelischen Bildern des dritten Pfeilers nachweisen, und wenn dies bei zweien oder dreien nicht möglich zu sein scheint, so ist zu bedenken, dass die Erklärung dieser Bilder überhaupt noch nicht sicher festgestellt werden konnte. Die Auswahl der alttestamentlichen Bilder weicht aber durchaus von der des Antependiums sowohl, als der Biblia Pauperum ab, und noch viel willkürlicher verfährt um die Mitte des 15. Jahrhunderts die vorhin erwähnte Summa caritatis des Abts von Lilienfeld, die sogar Parallelen aus der Profangeschichte herbeizieht. Man muss daher Heider beistimmen, wenn er den Bilderkreis der Biblia Pauperum als die erste Stufe der Umwandlung betrachtet, welche die streng festgestellte Symbolik, wie sie uns auf dem Antependium von Kloster Neuburg begegnet, erlitten hat.

Die Frage, wann die Blätter der Biblia Pauperum in Holz geschnitten seien, ist vielfach in Beziehung auf die Geschichte der Buchdruckerkunst erörtert worden. Der Verf. schliesst sich denen an, welche dieselben in die Jahre 1410 bis 1420 setzen, und hält es für möglich, dass Johann van Eyck die Zeichnungen dazu geliefert habe. Auch bezweifelt er nicht, dass Lorenz Koster in Harlem der Drucker derselben sei. Es ist rühmlich anzuerkennen, dass er sich wenigstens nicht durch falschen Patriotismus in seinem Urtheile bestimmen lässt, wie es dem Anschein nach selbst Passavant widerfahren ist.

er auf dem Holzschnitt mit der Jahrzahl 1418, welcher 1845 in Mecheln auftauchte und durch J. Reiffenberg für die Brüsseler Bibliothek erworben wurde, sogar zwischen dem MCCC und LVIII die Spuren eines ausradirten L zu erkennen glaubte, während die Erörterungen von Ch. Leulens und das von ihm publicirte Facsimile in den Documents iconographiques et xylographiques de la bibliothèque royale de Belgique, Ser. 2, Livr. 3, schwer an der Integrität der Jahreszahl zweifeln lassen. Indessen ist da, wo es an einem Datum fehlt, ein Urtheil über das Alter, wenn es sich um nicht mehr als ein halbes Jahrhundert handelt, sehr bedenklich. Aus dem Styl der Zeichnungen der Biblia Pauperum lässt sich wohl auf niederrheinischen oder niederländischen Ursprung schliessen, aber gewiss nicht auf einen bestimmten Meister, und am allerwenigsten gerade auf Johann van Eyck. Man braucht sich nur an die Streitigkeiten über die Unterscheidung der Werke Johannis und Huerterts van Eyck und über den Meister des Danziger jüngsten Gerichts zu erinnern, um mindestens sehr bedenklich zu werden. Auch das Kostüm hat sich im Laufe der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht so sehr verändert, dass man daraus einen sichern Schluss ziehen könnte. Endlich ist die Uebereinstimmung der Zeichnungen der Biblia Pauperum mit denen des Speculum hum. salvat. auf welche die Kostenstellen Ansprüche gestützt werden, ebenfalls nicht so gross, dass man darauf einen sichern Schluss ziehen könnte.

Welcher von den bekannten Ausgaben der Biblia Pauperum das hannoversche Exemplar angehöre, bleibt unklar. Heineken und Ebert führen dasselbe als 2te Ausgabe auf, doch sind

ihre weitem Angaben unzutreffend, und es passen vielmehr die Kennzeichen, welche jene Bibliographen für die erste Ausgabe angeben. Dagegen beweist Sotzmann in Raumer's histor. Taschenb. v. 1837, dass jene von Heineken und Ebert als 2te bezeichnete Ausgabe die älteste sei. Dies spricht sehr für Berjeau's Ansicht, wonach nur eine lateinische Ausgabe von 40 Platten und ein zweite Nürnberger von 50 Platten anzunehmen wäre.

Von dem *Speculum humanae salvationis* besitzt die Bibliothek die beiden lateinischen Ausgaben, doch fehlen in der einen die Blätter 29—42. Von der *Ars moriendi* ist ein Exemplar der 5ten lateinischen Ausgabe vorhanden, an dem aber die beiden Blätter der Vorrede fehlen. Besonders dankenswerth ist die vollständige Inhaltsangabe sämmtlicher Blätter dieser drei merkwürdigen Werke, die nicht bloss für die Geschichte des Holzschnitts und der Buchdruckerei, sondern auch für die Kenntniss der mittelalterlichen Typologie von Wichtigkeit sind.

Unter den typographischen Incunabeln steht voran ein Cicero, *de officiis lib. III, paradoxa et versus XII sapientium*, Mainz, Fust und Schöffer 1465, Pergamentdruck. Dann folgt Augustinus, *de civitate Dei*, Venedig 1470; Baptista Massa *de Argenta, opusculum de fructibus vescendis*, Ferrara 1471; *Phisonomia regia*, Merseburg 1473, und von hier an ist jedes Jahr vertreten. Mit besonderer Ausführlichkeit wird die lateinische Ausgabe von Bernhard von Breydenbach's Reise nach Jerusalem, Mainz 1486, besprochen.

Den grössten Werth erhält diese Incunabel-Beschreibung durch die Facsimiles, welche von dem Verf. mit grosser Genauigkeit durchge-

zeichnet, und vermittelt eines neuen Verfahrens, das (wohl nicht mehr) Geheimniss der Officin von C. König und Ebhardt ist und alle früheren Methoden durch Schärfe, Raschheit und Wolfeilheit übertreffen soll, in Zinkdruck hergestellt sind. Es werden von der Biblia Pauperum Bl. 25, 28, 33, von dem Speculum humanae salvationis Bl. 13 und die eine Seite von Bl. 14 aus beiden Ausgaben, und Bl. 17 der 1sten Ausgabe; von der ars moriendi der Text zu Abbild. 1 und Abb. 1, 5, 9 mitgetheilt. Unter den übrigen Facsimile's sind wegen der interessanten Initialen und anderer Holzschnitte hervorzuheben Nr. 8: Boccacius de mulieribus clavis, Ulm 1471, Bl. 5^b, 16^a, 31^b, 109^b, Nr. 11. Joh. Gritsch, quadragesimale, Ulm 1475 Bl. 26^a, Nr. 39: Ulrich von Reichenthal, das Concil zu Eosnitz, Augsburg 1483, Bl. 25^b u. 39, Nr. 64: Freydenbach, sanctae peregrinationes, Mainz 1486, Bl. 2^a, 80^b, 147^b und Nr. 152: Livius, Venedig 1495, Bl. 21^a. Ein Anhang enthält auf 16 Blättern die Wasserzeichen des Papiers.

Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat das Ganze auf das Beste ausgestattet, so dass es sich würdig Werken, wie die Ausgabe der Biblia Pauperum von Berjeau (London 1859) an die Seite stellen kann. Namentlich sind die Facsimiles der letztern weit flüchtiger und manierirter gezeichnet, als die entsprechenden der vorliegenden Ausgabe.

Fr. W. Unger.

Acta publica. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Namens des Vereins für Geschichte und Althum Schlesiens herausgegeben von Hermann Altmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Maria-

Magdalena in Breslau. Jahrgang 1618. Breslau, Josef Max u. Komp. 1865. XII u. 354 Seiten in gross Quart.

Unter den Quellensammlungen, welche im letzten Jahre veröffentlicht worden sind, nimmt die vorliegende eine ehrenvolle Stelle ein und obwol zunächst nur bestimmt, die Geschichte eines kleinern deutschen Gebietes zu erläutern, erregt sie doch durch den darin behandelten Gegenstand und dessen allgemeinere Bedeutung ein über das bloß landschaftliche hinausgehendes Interesse und es wird deshalb keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn ich es unternehme, in diesen Blättern darüber zu berichten.

Durch den König Wladislaw von Böhmen erhielten die Fürsten und Stände Schlesiens im J. 1498 das Recht Zusammenkünfte zu veranstalten, auf denen sie eine juristisch-politische Thätigkeit ausübten: sie entschieden da als höchster Gerichtshof Streitigkeiten, die noch nicht ausgetragen waren, zugleich aber berietben und ordneten sie allgemeine Landesangelegenheiten verschiedener Art. Diese Versammlungen, welche anfangs selten zusammentraten, wurden seit dem zweiten Viertheil des sechzehnten Jahrhunderts regelmässiger. Von da ab spielen sie ein Jahrhundert hindurch eine bedeutende Rolle, bis sie zu einem willenlosen Werkzeug in den Händen der kaiserlichen Regierung herabsanken. Sie haben dann freilich ihr Leben noch ein weiteres Jahrhundert gefristet und erst der grosse preussische König hat, als er Schlesiens Geschicke mit denen seines Staates verband, dem Scheindasein der Ständeversammlungen ein Ende gemacht.

Von diesen »Fürstentagen« nun, wie sie genannt werden, sind eine Fülle von Aufzeichnun-

en vorhanden, die eine überaus wichtige Quelle für die Geschichte Schlesiens in dem Abschnitt von 1530 etwa bis 1630 bilden. »Während dieses mehr als hundertjährigen Zeitraums gehören die vorhandenen Verhandlungen derselben ein treues Bild der Entwicklung jener Menge kleiner, nach Abstammung, Sprache und Religion zum Theil sehr verschiedenen, aber durch ihre natürliche Lage, wie ihre historische Vergangenheit zusammengehörigen Landschaften, die äusserlich ein Glied eines Theils der grossen, damals aber im Innern wie nach aussen schwachen oesterreichischen Monarchie darstellen. Dieses eigenthümliche Verhältniss, in welchem Schlesien zu Böhmen und durch dieses zum Habsburger Kaiserhause stand, daneben auch der innere Zusammenhang der Fürstenthümer unter einander, ihre Oberleitung, Gesetzgebung, Besteuerung, — alles dies spiegelt sich in den Acten jener Fürstentage vollständig ab, auf denen jene einzelnen Theile als Ganzes zusammengefasst erscheinen. Aber auch andre Aeusserungen des öffentlichen Lebens finden in ihnen ihren Ausdruck und beglaubigtes Zeugnis. Handel und Gewerbe, Ackerbau, Religion, Sitte kommen in ihnen zur Sprache und Verhandlung«. Die Aufzeichnungen, die sich an diese Fürstentage knüpfen, sind verschiedner Art: die Beschlüsse, die man auf ihnen fasste, wurden niedergeschrieben; dazu kamen Anweisungen an die kaiserlichen Bevollmächtigten, die Vorschläge welche die letztern den Ständen machten, der Bescheid der Stände darauf, dann wieder die Aufträge, welche man den eignen Gesandten an fremde Höfe mitgab, die Berichte dieser Abgeordneten, endlich der Briefwechsel mit auswärtigen Herrschern. Die Fürsten lies-

sen sich eine Auswahl dieser Schriftstücke abschreiben und auf diese Weise entstand eine Anzahl grosser Sammlungen der Fürstentag-acten, von denen die des breslauer Rathesarchivs die vollständigste ist. Ueber diese und die andern wird in dem Vorwort (S. V.) berichtet. Schon H. Wuttke hat in seinen Schriften »Die öffentlichen Verhältnisse Schlesiens« (1841) und »Die schlesischen Stände« (1847) die Entwicklung der Fürstentage dargestellt: doch von den Verhandlungen derselben war bisher nur sehr wenig durch den Druck bekannt gemacht: es lag dies hauptsächlich an dem Umfang und der Kostspieligkeit eines solchen Unternehmens: jetzt aber ist durch die rühmenswerthe Bereitwilligkeit der schlesischen Stände, welche die Geldmittel dargeboten, die Möglichkeit gegeben, das früher Versäumte nachzuholen. Da es zunächst galt, einen Anfang zu machen, so entschied sich der schlesische Geschichtsverein dafür, mit den Urkunden aus einer Zeit zu beginnen, für deren Veröffentlichung sofort eine geeignete Kraft sich fand. Daher erscheinen hier zuerst die »Acta publica« aus dem Jahre 1618, zu deren Herausgabe Herr Palm sich bereit erklärte. Derselbe hat seine gründliche Bekanntschaft mit der schlesischen Geschichte zur Zeit des dreissigjährigen Krieges durch mehrere Abhandlungen dargethan. 1861 gab er eine umfassende Darstellung der Ereignisse von 1633 bis 1635 (in der Vereinszeitschrift III, 228—368), 1862 führte er uns Martin Opitz als »Agenten schlesischer Herzoge bei den Schweden« vor (Breslau, Verlag von E. Morgenstern) endlich schilderte er 1863 (Zeitschrift V, 251 bis 307) »Das Verhalten der schlesischen Fürsten und Stände im ersten Jahre der böhmischen Unruhen«. Für

Diese Abhandlung eben arbeitete er die Fürstengsacten jenes Jahres durch und die daraus hervorgehende genaue Uebersicht derselben war somit der äussere Anlass, grade mit dem Jahrgang 1618 die Sammlung zu beginnen. Ueber die Grundsätze, von denen der Herausgeber bei der Auswahl des mitzutheilenden Stoffes ausging, hat er im Vorwort Rechenschaft abgelegt. Er hat sich dafür entschieden, dass Alles veröffentlicht werden müsse, was an die Versammlungen ein- und von ihnen ausgegangen ist; nur der Schriftenwechsel zwischen den Ständen und Privatpersonen sei auszuschliessen, ausser wenn er hervorragende Bedeutung darbot. Auch die Beilagen zu den Schreiben auswärtiger Fürsten wurden in Rücksicht auf ihre geschichtliche Wichtigkeit aufgenommen. Man wird sich im Allgemeinen mit diesen Grundsätzen einverstanden erklären können, im Einzelnen jedoch vielleicht Manches anders wünschen. So hätte ich z. B. die gesandtschaftlichen Aufzeichnungen, die S. 87 Anm. 1. u. S. 307 Anm. 1. erwähnt werden, gern gedruckt und dafür — wenn es an Raum gebrach — lieber ein oder das andre bei Londorp oder in den Acta Bohemiae gedruckte und hier wiederholte Stück gekürzt gesehn; denn wenn der Herausgeber bemerkt: »Höchst erwünscht wäre es gewesen, die oft unerträgliche Weitschweifigkeit des Kanzleistils verkürzen und nur die wichtigeren Stellen gewisser Documente geben zu können« — wenn er dies aber unterliess, weil er sich nicht dazu berechtigt glaubte, so meine ich, er hätte dies immerhin wagen können, ohne die Wissenschaft zu beeinträchtigen. Was die zu beobachtende Schreibung anlangt, so lagen Herrn Palm »die gegen einen buchstäblichen Abdruck

der ganz unglaublich verwilderten und jeder Willkür freigegebenen Schreibweise des 17. Jahrhunderts sprechenden Gründe schwer auf«. »Vermehrt wurden diese noch durch den Umstand, dass es sich hier nicht um die Eigenthümlichkeit irgend einer bedeutenderen, ja nicht einmal ein und derselben Persönlichkeit handelte, sondern um das Belieben der verschiedensten unbekannten Copisten, an deren Schreibung allerdings nicht das Mindeste gelegen sein konnte«. Das ist völlig zutreffend: in ähnlicher Weise hat sich daher schon Jakob Grimm gegen die Beibehaltung dieser Orthographie (die man nur euphemistisch so nennen kann) entschieden erklärt; deshalb kann ich nur bedauern, dass Herr Palm sich trotz seiner richtigen Erkenntnis schliesslich für diplomatisch treuen Abdruck entschied, um »das Gepräge des ganzen Zeitalters« nicht »so wesentlich zu verwischen«. Ganz folgerichtig ist er dabei glücklicherweise doch wider nicht zu Werke gegangen, sondern hat wenigstens die Interpunktion nach Erfordernis abgeändert.

Von den hier veröffentlichten Aktenstücken waren nur 14 bisher gedruckt, 2 im Auszug bekannt: alles Uebrige wird zum ersten Male in extenso mitgetheilt. Doch sind allerdings die Hauptergebnisse, die diesem stattlichen Urkundenbunde zu entnehmen, insofern schon früher in Tage gekommen, als die beiden Darstellungen von Roepell »Das Verhalten Schlesiens zur Zeit der böhmischen Unruhen. März bis Juli 1618« in d. Zeitschr. d. Vereins (1856) I, 1—32 und die sich anschliessende, schon oben erwähnte, des Herausgebers, welche die Vorgänge in der zweiten Hälfte des Jahres begreift, grade auf die Fürstentagsakten begründet sind. Es ge-

nügt daher im Allgemeinen auf diese beiden Abhandlungen zu verweisen. Die vermittelnde Stellung der Schlesier beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges erklärt sich, wie Hr. Palm mit Recht hervorgehoben hat, aus ihrer von der der Böhmen ganz verschiedenen Stellung, die sie dem Kaiser gegenüber einnahmen. Das Land war durch die Zersplitterung in so viele kleine Theile schwach, einige seiner Fürsten dem Kaiserhause ergeben — der Bischof von Breslau war ja sogar ein oesterreichischer Erzherzog; dazu hatten die Böhmen durch ihren Uebermuth und ihre Herrschsucht Alles gethan, um die Abneigung der Schlesier zu erwecken: sie hatten ihre Rechte ungescheut verletzt, widerrechtlich einen böhmischen Herrn zum Hauptmann eines schlesischen Fürstenthumes gemacht und den Schlesiern keine Theilnahme an der böhmischen Königswahl von 1617 gegönnt. Nur ein mächtiges gleichartiges Interesse also konnte die Schlesier vermögen, ihre begründete Unzufriedenheit zu vergessen und mit den Böhmen gemeinsame Sache zu machen, und das war das religiöse Interesse. Die evangelischen Schlesier hatten ebenso über kirchlichen Druck zu klagen wie die Böhmen und darum wurden sie deren Bundesgenossen im Kampf gegen das Haus Habsburg. Diese Thatsache ist aber von allgemeiner geschichtlicher Bedeutung, weil sie schlagend beweist, dass, so verschiedene Beweggründe mitwirken mochten, doch einer der mächtigsten Antriebe zum Kriege der Drang, die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses abzuwehren, gewesen ist. Daher erklären die schlesischen Fürsten und Stände augsburgischer Confession nicht bloß dem Kaiser, dass allein in puncto religionis diese (den Böhmen geleistete)

Hülfe von ihnen gemeinet sei (Acta S. 252), sondern sie lassen sich auch von den Böhmen die Erklärung ausstellen, dass das schlesische Kriegsvolk auf nichts anders, als auf die Religion und Majestetbrief — auch nicht zur Offension, sondern nur zur Defension zu gebrauchen (S. 336). — Von Einzelheiten der Acta, die in dem Aufsatze der Zeitschrift, soviel ich mich erinnere, nicht erwähnt sind, mache ich namhaft die Versicherung der böhmischen Direktoren (S. 279), dass man sie fälschlich beschuldige, mit den Türken verbündet zu sein, die Ermahnung König Ferdinands an die Böhmen vom 29. Sept. (S. 331) die Waffen niederzulegen, wofür er beim Kaiser zum Frieden rathen wolle, die Anforderung der Direktoren an den Kaiser vom 14. Sept. er möge der Verwüstung des Landes durch Dampierre's Truppen ein Ende machen (S. 339), endlich Aktenstücke zur Erläuterung der Vorgänge in Aussig, wo man feindselig gegen die Evangelischen verfuhr (S. 332 u. 333) — Ereignisse die, wie Herr Palm bemerkt, Hurter (Gesch. Ferdin. VII, 278) nach dem einseitigen Bericht des Jesuiten Balbin erzählt. Lehrreich für die Kenntniss des Kriegswesens der Zeit sind die Beilagen S. 106—128, endlich sei noch als ein Beitrag zur Sittengeschichte erwähnt (S. 153) die an der Frau v. Krauseneck auf freier Strassen verübte Gewaltthat vom Herrn Grafen von Hardeck, dass er dieselbe aus der Sänfte weggenommen, auf sein Schloss abgeführt und sich mit ihr wider ihren Willen zu verhehelichen begehret.

Der Herausg. hat den Text der Aktenstücke mit erläuternden sachlichen Anmerkungen begleitet und dadurch erst recht nutzbar gemacht, auch die sprachlichen Erklärungen alter Wort-

formen sind dankbar anzuerkennen. Ein sorgfältiges Personen- Sach- und Wortverzeichniss am Schluss erleichtert den Gebrauch der Sammlung. Für die Fortsetzung derselben möchte ich den Wunsch aussprechen dass das Wortverzeichnis abgesondert gegeben werde, hoffentlich folgt dann auch eine chronologisch geordnete Angabe der einzelnen Aktenstücke. Möge es dem Herausgeber, dem für seine Leistung Anerkennung und Dank in um so höherem Grade gebührt, als er ihr seine spärlichen Mussestunden widmete, vergönnt sein, das verdienstliche Werk bald weiterzuführen!

Adolf Cohn.

Life with the Esquimaux: the narrative of Captain Charles Francis Hall, of the whaling-barque »George Henry«, from the 29th May 1860 to the 13th September 1862. With the results of a long intercourse with the Innuits and full description of their mode of life, the discovery of actual relics of the expedition of Martin Frobisher of three centuries ago, and deductions in favour of yet discovering some of the survivors of Sir John Franklin's expedition. With maps and one hundred illustrations. In two Volumes. London. Sampson Low, Son et Marston. 1864. Vol. I. XVI und 324 Seiten. Vol. II. X u. 352 Seiten gr. Octav.

In dem Augenblick, wo wir uns anschicken diese Zeilen niederzuschreiben, bringen die Tagesblätter einen Brief des auf seiner zweiten Nordpolarreise befindlichen Verfs., in welchem er anzeigt, »dass wahrscheinlich noch drei der Genossen Franklin's leben, einer von ihnen,

Crozier, Franklin's Nachfolger. Dieser mit sichtlich Eile geschriebene Brief ist an den bekannten Henry Grinnel in New-York gerichtet und aus dem Winterquartier in Iglu, Nu-Wuk, West End Rowe's Welcome, $64^{\circ} 46'$ Nördl. Breite und $87^{\circ} 20'$ Westl. Länge von Greenwich (oder $64^{\circ} 40'$ W. L. von Ferro) vom 10. December 1864 datirt. Die Nachricht beruht auf der Aussage eines Eskimo's Ouela (Albert), dessen Vetter jene vier Genossen Franklin's bei Neitch-il-le (Boothia Felix) schon vor mehr als 10 Jahren aufgefunden haben will. Wie sehr dadurch die Hoffnung des Verfs. gestiegen ist, den Aufenthaltsort der genannten Begleiter Franklins, von denen inzwischen einer gestorben ist, ausfindig zu machen, kann man sich denken, wenn man erwägt, dass die erste Nordpolarreise Hall's, welche das obige Buch beschreibt, ebenso wie seine zweite im Juni vorigen Jahres angetretene, vorzugsweise um diesen Zweck zu erreichen von ihm unternommen worden, und zwar in dem Bewusstsein dazu »berufen« zu sein, wie er schreibt Vol. I p. 4. Mit der vollen Energie eines Mannes, der in der Lösung dieser einen Aufgabe sein Lebensziel gefunden zu haben sich versichert hält, hat Hr. Hall alle Kräfte seines Leibes und Geistes darauf gesetzt die Verschollenen aufzusuchen, und wir dürfen in Folge der oben erwähnten Nachricht hoffen, es werde ihm gelingen. Schon seine erste Reise in die Polarregion hat merkwürdige Aufschlüsse gebracht, wie wir weiter unten sehen werden. In der Einleitung (I. S. 1–14) erzählt er ausführlich seine umfassenden Vorbereitungen, für welche er unter seinen Landsleuten in New-York, New-London und an andern Orten in Amerika die ermunterndste Un-

terstützung fand (Vgl. Appendix Vol. II. p. 337—341). Allgemein ward sein Plan gut geheissen, und was zur Ausführung desselben an persönlichen Eigenschaften erforderlich, besass Herr Hall: »courage and resolution« (p. 5) »and though some persons, fährt er fort, might not concur in the wisdom or prudence of my effort, still, as my mind was upon it, try it I would and try it I did« (ibid.). Nachdem er den Entwurf seiner beabsichtigten Reise kurz vorgelegt hatte (S. 9), Henry Grinnel denselben als »entirely a new and important one« (S. 10) gebilligt, die Herren Williams and Haven in New-London Conn. ihm die Bark »George Henry« free of charge zur Verfügung gestellt und den Schooner Rescue, der bereits der früheren Grinnel-Expedition gedient hatte, für 2000 Dollars vermietet, ausserdem eine Anzahl wohlhabender Männer das Vorhaben durch mancherlei Gaben freigebig unterstützt hatten, so dass es nicht mit Unrecht als ein nationales bezeichnet werden kann, trat er 1860 d. 29. Mai von New-London aus seine Fahrt an. Der Commandeur der Expedition, Capitain S. O. Budington, hatte früher einen intelligenten Eskimo, Namens Kudlago, nach Amerika gebracht, den Herr Hall jetzt als Dolmetscher mitnahm; im Ganzen betrug die Zahl der Mitreisenden 31. Die Ausrüstung der Schiffe war verhältnissmässig eine beschränkte (S. 15 u. 16.), aber Vertrauen und Entschlossenheit ersetzten, was sonst noch fehlte. Da wir nun des bemessenen Raumes wegen an dieser Stelle nicht im Stande sind einen auch nur kurzen übersichtlichen Auszug aus dem enggedruckten zweibändigen Werke mitzutheilen, uns vielmehr hauptsächlich auf den Nachweis der für alle Zeiten werthvollen Ergebnisse der

Reise beschränken müssen, so bemerken wir vorweg, dass, da die Nachforschungen des Vfs in der Frobisher Bay den vornehmsten Zweck seiner Polarreise bilden und er diese Bai und das angrenzende Festland und mehrere Inseln wiederholt besucht und untersucht hat, die ersten fünf Kapitel in Vol. I. (p. 1—117) als Einleitung angesehen werden können. Aus diesen heben wir hervor den Tod des erwähnten Kudlago, der auf 63° Nördl. Breite nahe der grönländischen Küste und 300 Meilen von seinem Geburtsorte erfolgte (p. 20), sowie dem Chapt. II u. III. p. 39 bis 78 ausführlich und ebenso instructiv als unterhaltend beschriebenen Aufenthalt in der dänischen Colonie Holsteinborg in Grönland. Am 21. August 1860 warf der Rescue zum ersten Mal Anker in der Frobisher Bay in einer vom Verf. Richard H. Chappell genannten Bucht (p. 118). Ein Versuch, den Herr Hall mit seinem Expeditionsboot anstellte, gelang vorzüglich (p. 130). Bereits am 3. September fand er auf Look-out island ein 19 Pfund schweres Stück Metall, welches sich später als ein Ueberbleibsel der Frobisher Expedition aus dem Jahre 1577 (vgl. Vol. II Appendix VIII. p. 344 sqq.) auswies (p. 135). Leider wurden in einem furchtbaren Sturm am 26. und 27. September der Rescue und das Expeditionsboot zertrümmert (p. 143 u. ff.), ein Unfall, der jedoch den Verf. nicht abhielt seine mühsamen Forschungen fortzusetzen: »for a time I was nearly overcome by the blow; but I reasoned that all things were for the best in the hands of a good Providence and I therefore bent submissively to His will« (p. 149). Dies unerschütterliche Vertrauen auf eine gütige und beschirmende Vorsehung ist ein Characterzug des

wackeren Mannes, der ihm über manches Missgeschick glücklich hinweghalf. Schon auf diesen ersten 150 Seiten seines Buches, in welchem häufig sein sorgfältig geführtes Tagebuch wörtlich abgedruckt ist, hat er eine Menge schätzenswerther Bemerkungen über die Sitten und Lebensweise der Eskimo's, sowie treffende Characterschilderungen einzelner Persönlichkeiten, unter ihnen z. B. der Frau Kunniu (p. 132 u. f.), beigebracht. Auf den nachfolgenden Blättern geschieht das aber noch in reicherm Maasse mit bewundernswürdigem Blick und Verständniss auch für die unbedeutendsten Lebensverhältnisse und Begebenheiten und in einer durchweg fließenden und lebendigen Sprache. Herr Hall ist in seltener Weise und mit der grössten Hingebung an seine Umgebung und deren Verhältnisse ein so warmer Freund und Vertheidiger der Eskimo's geworden, dass sich daraus einestheils ihre grosse Anhänglichkeit an ihn, die sie ihm auch gegenwärtig noch beweisen, andernteils sein höchst mildes und anerkennendes Urtheil über sie erklärt. Seine Mittheilungen über diese genügsamsten und bescheidensten unter unseren Mitbewohnern der Erde erschliessen uns gleichsam eine neue bisher noch nicht bekannte Welt und sind ganz dazu geeignet, uns jenes Volk in einem viel günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, als es bisher nach den Mittheilungen anderer Reisenden der Fall gewesen ist. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, dass es uns vorkommt, als habe unser Verf. Manches in gar zu rosigem Lichte geschildert; aber er hat ein warmes mitfühlendes Herz für diese seine Mitmenschen, die im Allgemeinen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stehen, und das verleiht seinen Schilderungen ein einnehmendes

Colorit. Im November und December 1860 und im März des folgenden Jahres wurden höchst merkwürdige Lichtphänomene vor Aufgang der Sonne beobachtet (Vgl. die Abbildung S. 152 und 153). Bei dem letztgenannten rief Captain Budington aus: »the world is on fire«. Herr Hall theilt die Beschreibung aus seinem Tagebuch mit: »Piles of golden light and rainbow light scattered along the azure vault, extended from behind the western horizon to the zenith: thence down to the eastern within a belt of space 20° in width, were the fountains of beams, like fire-threads that shot with the rapidity of lightning hither and thither, upward and athwart the great pathway indicated. No sun, no moon, yet the heavens were a glorious sight, flooded with light. Even ordinary print could have been easily read on deck We looked, we saw and trembled; for even as we gazed, the whole belt of aurora began to be alive with flashes. Then each pile or bank of light became myriads; some now dropping down the great pathway or belt, others springing up etc. etc.« (p. 157). Die das Gemüth aufs Tiefste erschütternde Erhabenheit dieses prachtvollen Phänomens ward noch dadurch erhöht, dass kein Geräusch die Erscheinung begleitete: es war alles stille. Der Capitain war so sehr ergriffen, dass er nachher als alles vorüber war sagte: »I do not care to see the like ever again!« (p. 158). Bereits früher waren die Schiffe mit anderen Kauffahrteischiffen zusammengetroffen (vgl. p. 113), in jenen einsamen Polargegenden ein ebenso seltenes als erfreuendes Ereigniss, es wiederholte sich dies wieder am 13. October (p. 158). Bei Gelegenheit eines Besuchs an Bord dieser Schiffe bewies sich die Eskimo-Frau Ni-

kujar als ein vortrefflicher Pilot »knowing every channel and inlet within two hundred miles of our anchorage« p. 159. Bald hernach machte Hr. Hall die Bekanntschaft des Ebierbing oder Jon und seiner Frau Tukulito oder Hannah, welche früher einige Zeit in England zugebracht hatten, deshalb englisch sprachen und sich wie gebildete Europäer zu benehmen wussten (p. 162 und ff.). Beide leisteten unseren Reisenden die treuesten Dienste; das Titelblatt Vol. I bringt ihre Bilder, Hrn Hall in der Mitte. Chapt. IX. und X. (p. 170—218) schildern das Leben der Eskimos, ihre Sitten und Gebräuche in lebendiger Weise nach dem, was der Verf. selbst erlebte. Daran reiht sich die Beschreibung einer Excursion »by sledge and dogs to Cornelius Grinnel Bay« vom 10. Januar 1861 an, in Begleitung des eben erwähnten Ehepaars, welche dem Leser die Mühsalen solcher Reise lebhaft vergegenwärtigt. Die Reisenden erbauen sich ein Schneehaus (einen Iglu), richten sich darin ein für die Nacht, reisen am folgenden Tage weiter und bauen den zweiten Iglu, »the foundation of which rested on the frozen bosom of the mighty deep« (p. 209). Ein furchtbarer Schneesturm bricht los, »the ice was breaking and water appeared not more than ten rods south of us« (p. 210 und das Bild p. 209), doch geht die Gefahr vorüber, die Reise wird fortgesetzt durch kniehohen Schnee auf schwankendem Eise mit hungernden Hunden, die nichtsdestoweniger den Schlitten rasch fortziehen; nach zehn Tagen sind die Lebensmittel ausgegangen, die Kälte wechselt von -25° bis -52° (p. 219). Endlich gelingt es Ebierbing einen Seehund zu fangen und andere Lebensmittel von den Schiffen herbeizuschaffen (p. 221). Nachdem Herr

Hall 20 Nächte in einem Schneehause zugebracht hatte, wurde ihm behaglich zu Muth: „I enjoyed it exceedingly Life has charms everywhere and I must confess that Inuit life possesses those charms to a great degree for me“ (p. 227). Am 21. Februar trat er die Rückreise nach dem Schiffe an. Chapt. XIII erzählt grösstentheils, wie der Verf. mit mehreren anderen Schiffsgenossen einen Seemann, John Brown, der sich verirrt, aufsuchte, ihn auch fand, aber bereits erfroren (vgl. die Abbildung p. 256). Das folgende Kapitel berichtet über andere gefährvolle Ereignisse ähnlicher Art und schliesst mit einer ersten Mittheilung eines Eskimos Namens Koojesse über Frobisher's Expedition (vgl. S. 271 u. f.), welche den Verf. bewog einen abermaligen Ausflug dahin vorzubereiten. Während des April machte er mehrere trigonometrische Aufnahmen der Umgegend des Schiffes. Am 20. des Monats ward die Schnee-Umwallung entfernt und das Schiff für den Dienst in Bereitschaft gesetzt (S. 275). Zwei Tage später brach Hr. Hall, von Koojesse begleitet, nach der Frobisher-Bai auf (Chapt. XV. p. 276—295). Das Ergebniss dieser mit vielen Gefahren verbundenen Wanderung nach der Insel Nouyarn (lat. $62^{\circ} 55'$ N. long. $65^{\circ} 52'$ W. p. 285) und nach einer andern Insel auf $62^{\circ} 56'$ Nördl. Br. und $65^{\circ} 51'$ Westl. Länge war in Bezug auf die erlangten Erkundigungen ein sehr unbedeutendes, sie brachte aber dem Verf. eine Schneeblindheit ein, wobei seine Augen heftig schmerzten. Dennoch machte er sich Anfang Mai schon wieder auf den Weg, kehrte aber nach einem Tage zurück und hatte bald hernach die Freude, von der Grossmutter Ebierbing's, der hochbejahrten Ookijoxy Niver, welche mit ihrem Enkel von Grinnel-Bai eintraf.

ähere Aufschlüsse über Frobisher zu erhalten
 p. 302 u. ff.). Die Greisin nannte Niountelik
 die Insel, wo die weissen Männer gelandet
 seien. Ihre Aussagen stimmten merkwürdig mit
 der Wahrheit überein; sie sagte, dass in drei
 auf einander folgenden Jahren die weissen Män-
 ner im ersten Jahr in zwei, im zweiten Jahr in
 drei und im dritten Jahr in vielen Schiffen die
 Frobisher-Bai besucht hätten, und Frobisher hat
 wirklich drei Nordpolarreisen gemacht: 1576
 mit zwei, 1577 mit drei, 1578 mit funfzehn
 Schiffen (p. 303). Auf der ersten Reise verlor
 er fünf Mann, die einen Eingebornen an das Ufer
 begleiteten; Hr. Hall erfuhr, dass fünf Weisse
 von den Eingebornen gefangen genommen wur-
 den, als die erstgenannten mit vielen Schiffen
 erschienen, dass diese am Ufer überwinterten,
 unter den Eingebornen lebten, später ein gros-
 ses Boot bauten u. s. w. (ibid.). Daraus zieht
 er für seine besondere Aufgabe den Schluss,
 der ihn ermunterte sein Unternehmen fortzu-
 setzen: »if such facts concerning an expedition
 which had been made nearly three hundred
 years ago can be preserved by the natives, and
 evidence of those facts obtained, what may not
 be gleaned of Sir John Franklin's Expedition of
 only sixteen years ago?« (p. 304). Wir müssen
 dem beistimmen und finden es überdies sehr er-
 dörlich, dass die Kunde von so selten vorkom-
 menden Begebenheiten, wie der Besuch die-
 ser öden Küsten von Weissen, bei einem in so
 grosser Abgeschiedenheit lebenden Volke, wie
 die Eskimos jener Polargegenden es sind, sich
 von Geschlecht zu Geschlecht Jahrhunderte lang
 durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzt. Hr.
 Hall untersuchte demnächst »the head of the
 Field Bay«, wo damals das Schiff ankerte und

bestieg einen dort gelegenen kleinen felsigen Hügel, von wo er einen Berg, den er Alder Mountain nannte, in nördlicher Richtung entdeckte (p. 308 und 309). Auffallender Weise fand er auf dieser Wanderung »a beautiful grassy plain quite destitute of snow, and over which it was a perfect luxury to travel . . . It was surrounded by rugged, sombre, rocky mountains and consequently appeared to me like an oasis in the great desert« etc. (p. 309). Er erfuhr von den Eingebornen, dass es dort noch mehrere solcher grünen Weiden gäbe, welche den Rennthieren als Weideplätze dienten (p. 310 u. f.). Am 27. Mai begab er sich abermals nach der Frobisher-Bai und fand bei einem Eingebornen in Twerpukjua ein Stück Ziegel (brick), welches auf Niountelik gefunden war und das er deshalb als ein Ueberbleibsel von Frobisher's Expedition erkannte (p. 315 u. f.). Nach seiner Rückkehr an Bord des Schiffes erlangte er noch von sechs Sekoselar-Eingebornen, welche am 2ten Juni das Schiff besuchten, genauere Nachrichten über Weisse, welche vor einigen Jahren bei Karmowang gelandet waren. Diese Nachrichten bezogen sich auf die Mannschaft des britischen Schiffes Kitty, welches 1859 in der Hudsons Bai verloren ging (p. 320 u. f. und Vol. II. Appendix IX. p. 348). Auch erzählten dieselben Eingebornen von anderen Schiffen welche nach des Verfs. Meinung zu Parry's Expedition 1821—23 gehört haben müssen (p. 323).

— Der zweite Band, enthaltend 20 Kapitel, berichtet im ersten über einen 10tägigen Ausflug nach Dreaded Land, der sehr glücklich verlief. Herr Hall machte viele Observationen, benannte mehrere Punkte z. B. Dillon Mountain auf 67° 32' Nördl. Breite und 64° 12' Westl. Länge.

Lupton Channel $62^{\circ} 35'$ Nördl. Br. und $64^{\circ} 38'$ Westl. L., Sylvia Island $62^{\circ} 35' 30''$ N. Br. u. $64^{\circ} 36'$ W. L., Jones's Tower $62^{\circ} 33'$ N. Br. u. $64^{\circ} 34'$ W. L. etc. (p. 2 u. ff.). Er schlug ein Zelt auf neben Robison's Bai, östlich von Jones's Tower, und machte von hier aus weitere Ausflüge nach Cap Daly $62^{\circ} 35'$ N. Br. u. $64^{\circ} 21'$ W. L., Cap Hayes, der nördlichsten Spitze der Hudson-Insel etc. Seine beiden Begleiter Koodloo und Ebierbing erlegten mehrere Seehunde, die hier sehr zahlreich waren, und einen Eisbären. Am 30. Juni, fünf Tage, nachdem sie das Schiff verlassen, kamen sie durch Dr. Kane's Channell nach dem südlichen Ufer von Hall's Island (p. 10), wo auf einer Anhöhe ein von Eingebornen vor langer Zeit errichtetes Monument stand. Auch North Foreland of Frobisher, welches sich einige hundert Fuss hoch senkrecht aus der See erhebt, besuchte Hr. Hall (p. 16 u. ff.). Ein furchtbarer Sturm machte das Eis brechen und über dies gebrochene Eis musste die Rückreise angetreten werden. Die Reisenden hatten kein Boot, nur einen mit Hunden bespannten Schlitten. Daher war die Fahrt äusserst gefahrvoll, aber es gab keinen andern Ausweg. Indessen lief Alles glücklich ab, am 15. Juni erreichten sie wohlbehalten das Schiff (p. 21). Chapt. II. (p. 23—40) und III. (p. 41—64) berichten über ähnliche kurze Excursionen, die reich an Abenteuern aller Art waren. Darnach unternahm Hr. Hall am 9. August (1861) eine Fahrt zu Boot nach der Frobisher Bay, von mehreren jungen Eingebornen begleitet (Chapt. IV. p. 64), von welcher er erst nach einer Abwesenheit von »funfzig Tagen und neun und vierzig Nächten« an Bord des Schiffes zurückkehrte (Chapt. X. p. 167). Auf dieser an mannigfachen Er-

lebnissen und Gefahren reichen Fahrt, auf welcher er unter anderen manche Oertlichkeiten aufnahm und benannte, z. B. Bache's Peninsula $62^{\circ} 33' N. Br.$ und $64^{\circ} 43' W. L.$ (p. 66), Cape Cracroft $62^{\circ} 41' 30'' N. Br.$ u. $65^{\circ} 07' W. L.$ (p. 70), ferner p. 84, 85, 90, 91, 97, 103, 106, 118, 124, etc. — fast jedes Nachtlager am Lande hat er astronomisch bestimmt und benannt —, fand er einen Haufen Kohlen, die nach der Angabe der Eingebornen von den weissen Männern vor langer Zeit hiehergebracht seien, auf der Insel Niountelik (p. 79 vgl. p. 93 u. 94) und erforschte das Land an der Frobisher Bay nach allen Seiten hin soweit als möglich. In der Nähe des 13. Nachtquartiers auf Kingaita pflanzte er das amerikanische Sternenbanner auf einer Anhöhe auf »and beheld it, schreibt er, fluttering to the breezes of heaven in the sun's light« (S. die Abbildung p. 119), — ob er von dieser Eiswüstenei für sein Vaterland Besitz ergreifen wollte, sagt er nicht. Ungeachtet seines Unwohlseins setzte er seine Untersuchungen ohne Unterbrechung fort: ein schmerzhafter Abscess an der Schulter machte ihm viele Noth. Eine seiner Begleiterinnen, Tweroong, pflegte seiner mit soviel zarter Aufmerksamkeit, dass er, zu einer Apotheose des weiblichen Geschlechts dadurch begeistert, ausruft: »Oh, woman! thou indeed canst rob pain of its sting and plant refreshing flowers in its place. Thy mission is a glorious one. Even among the rudest tribes of the earth thy softening hand and kindly heart are found« etc. (p. 129). Ein merkwürdiger Berg war der vom Verf. Sulliman's fossil mount genannte (S. die Abbildung S. 131): »Above the talus or heap of broken stones is a mass of fossils in limestone, strata — like« p. 130.

Auch auf dieser Reise kam der Verf. in Lebensgefahr, einmal by dangerous shoals (p. 133) und ein ander Mal durch die Widersetzlichkeit der ihn begleitenden Eingebornen (p. 142 u. ff.), die er aber dennoch in Schutz nimmt; sie sind frei geboren, sagt er, sie haben Niemand, dem sie zu gehorchen verpflichtet sind u. s. w. Bei seiner Rückkehr nach Niountelik begab er sich von dort nach der nahegelegenen Kod-lu-narn d. h. White Man's-island genannten Insel und entdeckte hier »an excavation which was probably the commencement of a mine dug by Frobisher . . . eighty-eight feet long and six feet deep« (p. 150). Auf der Nordküste dieser Insel fand er eine noch grössere künstliche Höhlung und »on the top of the island the ruins of a house, which had been built of stone, cemented together with lime and sand« (p. 150). Unzweifelhaft war dies der Ort, wo Frobisher und seine Begleiter sich niedergelassen hatten, »the identical landing-place of Frobisher in 1578« (p. 159). Auch Eisen ward hier gefunden »a relic of three centuries« (p. 153). Andere Reste, die an jene Expedition erinnerten, zeigten sich gleichfalls z. B. Kohlen (p. 157 u. 159). Eine zweite genauere Untersuchung dieser Localität brachte neue Aufschlüsse: »a piece of iron, semispherical in shape, weighing twenty pounds, fragments of tile and numerous other relics« (p. 161). Hier war der von Frobisher »Countess of Warwicks Mine« benannte Ort (p. 162 vgl. p. 345 im Anhang). Als er an Bord des George Henry zurückkehrte, bestätigten mehrere Eingeborne die Ansicht des Verfs über die mitgebrachten Gegenstände: »Kodlunas (white men) brought them« lautete ihr einstimmiges Urtheil. Am 7. October segelt der unermüdliche Verf. abermals nach

Countess Warwicks sound, aber die Fahrt bleibt des unablässigen Sturms wegen ohne Resultat (p. 173 u. ff.). Am 20. October beabsichtigte Capitain Budington die Rückreise anzutreten. Hr. Hall unternahm deshalb am 17. noch einen Ausflug zu Lande in die Umgegend »to a high point near Bayard Taylor Bay«, um dort seine Observationen zu vollenden (p. 180 u. ff.). An einer hochgelegenen Stelle angekommen, wo er Field Bay, Davis's Strait, Frobisher Bay und Kingaite übersehen konnte, erblickte er nirgends offenes Wasser, »nought but pack« (p. 183). Wie ein Donnerschlag wirkte diese Nachricht, als Capitain Budington davon erfuhr: »Our fate is sealed!« rief er aus, »Another winter here! We are already imprisoned!« (p. 186). Die nächstfolgenden Tage bestätigten diesen Ausruf. Am 25. October war das Eis schon sieben Zoll dick und ward immer stärker. Man hatte die gewisse Aussicht noch neun bis zehn Monate bleiben zu müssen, wo man war (p. 189). Der Proviant reichte dafür nicht aus, statt drei Mahlzeiten am Tage wurden am 27. October zwei angeordnet (p. 190). »Feelings of disappointment — sad disappointment — steal over me now and then at our not being able to proceed according to our plans, schreibt der Verf., but I confidently believe it is all for the best« (p. 189). Er liess sich daher auch nicht abhalten seine Forschungen fortzusetzen. An Bord des Schiffes unterhielt man sich so gut es ging; eine theatralische Vorstellung fand am 26. Nov. statt (p. 199). Hr. Hall aber rüstete sich zu einer neuen sledge journey nach Frobisher Bai, »for the purpose of effecting a complete exploration of every bay and inlet in those waters« etc. (p. 201). Am 15. Decbr. bricht er auf, nach-

Am er noch wenige Tage vorher von einem Reise Karping neue Aufschlüsse über die Weissen aus früherer Zeit erhalten hatte (p. 201 u. ff.); acht flinke Hunde ziehen den Schlitten durch den »gleich Goldsand« aufwirbelnden Schnee (p. 203). In einem Iglu bei bekannten Eingebornen am Peter Force's Sound erfährt er aus den Erzählungen der alten wackeren Pe-ta-to, wie seine kalten Füße nach gastfreundlicher Sitte an ihrer Brust erwärmt, abermals Neues über die weissen Männer. Die Alte hatte es von ihrer Mutter erfahren, welche es wieder von ihrer Grossmutter gehört, die sich bei der Erzählung auf ihren Grossvater bezogen hatte, so dass diese Tradition durch sechs Generationen hindurch sich lebendig erhalten hatte (p. 205—208). Am 11. Januar 1862 erreichte der Verf. wieder das Schiff (p. 211). Im Januar zerstreute sich ein Theil der Mannschaft unter die Eingebornen, die meisten aber kehrten unbefriedigt zurück, die Lebensweise sagte ihnen nicht zu (p. 213 u. ff.). Den Ausflug des Vfs, um eine von den Eingebornen zurückgelassene todtkranke Frau aufzusuchen (p. 217—229), erwähnen wir nur beiläufig, um ihn noch einmal am 1. April 1862 nach der Frobisher Bay zu begleiten (Chapt. XV. p. 231 u. ff.). Es war diese Reise die letzte, die er nach dieser historisch merkwürdigen Polarregion machte. Die Bai war mit Eisschollen angefüllt, welche von den Wogen donnernd über einander geworfen wurden (p. 233). Bei Chapel's Point wird ein Iglu gebaut (p. 237). Als es an Salz mangelt, stösst Einer der Eingebornen in den Schneeboden des Iglu sein Messer und in weniger als einer Minute kommt Salzwasser zum Vorschein (p. 238). Ein junger Seehund dient zu einem »dainty dish to set be-

fore a king* (p. 241). Von hier macht der VI. einen Ausflug nach einer Bai, »which appeared to run up some distance beyond Peter Force Sound«, von nur einem Eingebornen begleitet. Sie übernachteten während eines furchtbaren Sturms in einem improvisirten Iglu und begaben sich am andern Morgen (13. April) nach dem äussersten Ende der Bai, welche der VI. Newton Fiord benennt und auf $63^{\circ} 22'$ N. Br. und $66^{\circ} 65'$ W. Länge bestimmt. Unter Sturm und Schneegestöber kehren sie zu ihren Reisegefährten zurück (p. 245). Am 17. April besuchte Hr Hall Beauty Bay, am folgenden Tage Gabriel's Island of Frobisher (p. 249). Fast Tag für Tag geht es unablässig weiter. An einem Platze müssen sie, um Seehunde zu fangen, da ihnen Lebensmittel fehlen, zehn Tage bleiben »making our ninth encampment on the main ice clear of land«, schreibt der VI. ($62^{\circ} 51'$ N. Br. und $66^{\circ} 40'$ West. Länge). Am 1. Mai, auf einem Marsch an der Kingaita-Küste, stösst er auf einen Eisberg, the Grinnel Glacier, den er auf 100 engl. Meilen Länge schätzt (p. 257). Nahe dem Punkte, wo Herr Hall sich befand, »in the vicinity of President's Street« hielt er ihn 3,500 Fuss hoch (p. 257). Die Rückreise war mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden, aber auch reich an Anebeute. Der Verf. konnte mehrere Punkte astronomisch bestimmen, z. B. M'Lean Island, mitten in Frobisher Bay auf $62^{\circ} 52'$ N. Breite und $66^{\circ} 28'$ Westl. Länge (p. 257), Ann Maria Port auf $63^{\circ} 44'$ N. Br. und $67^{\circ} 48'$ W. Länge (p. 264), Resor Island, Twen Point, Cincinnati Press Channel (p. 270), Eggleston Bay (p. 274) etc., deren Lage auf der Karte angegeben ist. Auch erlegte er einen jungen Eisbären zum Verdras

für die Eingebornen (p. 273), entging mit Noth mehreren hungrigen Wölfen, die ihn verfolgten (p. 271), und langte endlich am 21. Mai wieder bei dem Schiffe an (p. 281).

Eine alte Eingeborne bestätigt, was Hr. Hall schon früher über die weissen Männer vernommen, und erzählt ihm von einem Monument, welches sie errichtet hätten (s. die Abbildung p. 285). Im Juni unternimmt er noch eine Schlittenfahrt nach Cornelius Grinnel Bay (p. 287 u. ff.), bei welcher Gelegenheit ihn wieder geographische Aufnahmen beschäftigten z. B. von Monumental island of Sir John Franklin $62^{\circ} 45' 45''$ N. Br. u. $63^{\circ} 41' 07''$ Westl. Länge v. Greenwich u. s. w. (p. 291). Dann sammelte er auf Kodlunarn in den Tagen vom 14. bis 17. Juli noch viele Ueberreste der Expedition von Frobisher, von denen eine Anzahl S. 294 abgebildet und S. 295 beschrieben ist. Nach sechs Tagen, bei starkem Sturm und dichtem Nebel am letzten Tage der Fahrt, erreichen die Reisenden »speedily and safely but wet as drowned rats« das Schiff, »though in our passage across Bear Sound we had but just escaped destruction« (p. 300). Noch einmal unternimmt der unermüdliche Vf. eine gefahrvolle Bootreise nach Countess of Warwick's Sound, wobei das Fahrzeug in Treibeis geräth und nun über die Eisschollen fortgezogen werden muss. Hier macht er seine letzten Observationen (s. die Abbildung p. 304), »my last sights«, und kehrt am 8. August, nach einer Abwesenheit von fünf Tagen, nach dem Schiff zurück (p. 305). Am folgenden Tage werden die Anker des George Henry gelichtet und, da Windstille herrscht, alle Boote bemannt ihn die Bai hinaus zu schleppen (p. 307 das Bild). Ebierbing und Tukulitu nebst ihrem

Kinde begleiten den Verf. nach Amerika. Am 21. nähert man sich Newfoundland, »all of us were nearly half-starved« schreibt der Vf. Hier erfahren sie zuerst von dem Ausbruch des Bürgerkrieges und als Hr Hall zuerst im Hafen St. John's ans Land geht, »he was in a constant whirl.« »It seemed to me, sagt er, as if I were just coming from death into life« (p. 309). Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen »we made sail for New-London, where we arrived on Saturday morning, September 13, 1862«. Ihre Abwesenheit hatte zwei Jahre und drei und einen halben Monat gedauert (p. 310). Das letzte Kapitel enthält einige interessante Aufschlüsse über den Namen, den Character, das häusliche, gesellige und politische Leben der Eskimos, über ihre religiösen Vorstellungen, ihre abergläubischen Sitten, ihre Festtage (Weihnachten und Neujahr), ihre Sprache, Kleidung u. s. w. nebst einigen Erzählungen von Seehunden und Eisbären und dergl. m. Die Abbildung einer von einem Eskimo gezeichneten Landkarte eines Theils der Polarregion findet sich auf der vorletzten Seite 332. Die Appendix enthält, ausser dem bereits oben Angeführten, einige Ergänzungen von untergeordnetem Werth. Jedem Bande ist ein Verzeichniss der Kapitel nebst kurzer Inhaltsangabe derselben vorausgeschickt. Die in sehr grossem Massstabe gearbeitete, dem ersten Bande angeheftete Karte zeigt die Frobisher Bay und einen Theil der Westküste der Davis-Strasse. Es sind auf derselben bezeichnet: die Route des Expeditionsschiffs, der vornehmsten Boot- und Schlittenreisen des Vfs, sowie die Nacht- und Rastlager der Reisenden. Von den beiden Nebenkärtchen stellt das eine die Insel Kodlunarn, das andere den Countess of Warwick's

und dar. Die technische Ausführung (Lithographie) lässt viel zu wünschen übrig, namentlich fehlt Feinheit in der Zeichnung. Beim Durchlesen des Buchs hat die Karte uns nicht vollständig orientirt. Druckfehler sind uns im Ganzen wenige begegnet, unter denen keine von Bedeutung. Beispielsweise führen wir aus Vol. I: S. 29 Z. 2 v. o. lies its mountains statt it.; S. 77 Z. 6 v. o. steht in lieutenant-governor der Bindestrich vor dem t; S. 113 Z. 2 u. fehlt in dem Worte left das t, ebendasselbst 1 v. u. fehlt an Cornelius ein s. Auf den folgenden Bogen haben wir dergleichen Mängel einiger gefunden. Die Ausstattung ist sehr gut, ganz vorzüglich sind die 100 in den Text gedruckten Illustrationen, fein gearbeitete Holzschnitte meist nach Skizzen des Verfs, welche es, was sie abbilden, höchst lebendig und daher auch naturgetreu darstellen. Ein ausserordentlich reicher Schatz werthvoller Beobachtungen, besonders solcher, welche für die Kartographie der Nordpolarländer von grossem Werth sind, sowie anderer, welche die Natur immer unter ewigem Schnee begrabenen Gegenden betreffen und die Sitten der dortigen Bewohner schildern, ist in diesem Reisejournal enthalten, dessen Lectüre durch die gefällige Form der Darstellung nicht weniger wie durch die oft überraschend neuen Mittheilungen den Leser unwiderstehlich fesselt. Wenn irgend Jemand, so ist Hr. Hall der Mann, der das Schicksal der verchollenen Gefährten Franklin's zu erforschen im Stande ist, und man muss von ganzem Herzen wünschen, dass die grossen Opfer an Kraft, Zeit und Geld, die er gebracht hat u. noch bringt dieses Ziel zu erreichen, nicht vergeblich sein mögen.

Altona.

Dr. Biernatzki.

A comparative grammar of South African languages; by W. H. J. Bleek, ph. D. Part I Phonology. London, Trübner et Co., 1861. XII u. 92 Seiten in Octav.

Dieses sprachwissenschaftliche Werk scheint durch ein ungünstiges Geschick in Deutschland bis jetzt weit weniger bekannt geworden zu sein als es verdient. Es sollte zuerst auf Subscription gedruckt werden: auf diesem Wege wollte der Unterzeichnete es erwerben. Man hörte dann es solle bei Brockhaus in Leipzig erscheinen: wir erwarteten dies jedoch umsonst, und empfangen es erst jetzt nach vielfachem Suchen aus einem Londoner Verlage. Werke dieses Inhaltes finden, wie jetzt die Dinge und die Bestrebungen in Europa und namentlich auch in Deutschland stehen, leider sehr wenig Nachfrager und Leser: man kann auch an dieser Erscheinung erkennen in welchen Zeiten wir heute leben. Denn was sollte, will man überhaupt einmal Wissenschaft und insbesondere Sprachwissenschaft eifriger gesucht und beachtet werden als ein Werk, welches alle die bis jetzt so wenig bekannten Südafrikanischen Sprachen, soweit man sie bis heute an Ort und Stelle aus dem Munde der lebenden Völker kennen gelernt und zu beschreiben angefangen hat, zum ersten Male gesammelt einer höheren Betrachtung unterwirft und damit eine empfindliche Lücke im Kreise der Sprachwissenschaft auszufüllen sucht.

Die Frage nach den Sprachen jener für uns noch bis heute unabsehbar vielen Völker ist ja ausserdem in der gegenwärtigen Weltlage so wichtig geworden weil sie aufs engste mit der anderen nach dem Ursprunge dem Wesen und dem ganzen Werthe derselben Völker zusammen-

abhängt. Die Sprachen dieser Völker weichen, so man bis jetzt schon sicher genug erkennt, von denen aller anderen sei es scheinbarer oder wirklicher so weit ab dass sich bei ihnen ernstlich die Frage erhebt ob sie wie von einer ganz anderen Menschenschöpfung ausgehen oder nicht: und da die Sprache allein das klare geistige Augenniss urältester Geschichte und Ausbildung der Menschheit ist, so müsste sich vorzüglich durch diese Forschungen entscheiden lassen ob diese Völker wirklich, wie man besonders vor zehn bis funfzehn Jahren diese Ansicht zur allein richtigen machen wollte, auf einer geistig niedrigeren Stufe stehen oder nicht. Für alle welche diese Fragen genauer verfolgt hatten, waren sie zwar schon damals entschieden gesagt; und wir haben weder damals noch später auch in diesen Gel. Anz. eine Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen das Richtige hervorzuheben. Allein noch immer, trotzdem dass erst der hochblutige Nordamerikanische Sieg anzukommen musste die schwarze Haut etwas tiefer in Ehre zu bringen, sind die Vorurtheile so weit verbreitet und können bei dem schwankenden Zustande in welchem jetzt alle öffentlichen Dinge kreisen auch künftig wieder leicht übermächtig werden dass die Wissenschaft noch gut thäte ungesäumt in aller guten Weise die Wahrheit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Der Vf. des oben genannten Werkes hat nun mit seinem ganzen bisherigen wissenschaftlichen Bestreben diesem einem Ziele gewidmet die Sprachen aller jener Völker nicht nur in so weitem Umfange als möglich sondern auch dem Stande unserer heutigen Wissenschaft entsprechend zu erforschen. Schon sein erstes Werk über welches in den Gel. Anz. 1852 S. 189 ff. geurtheilt

wurde, diene diesem Zwecke: und seit einer längeren Reihe von Jahren ist er nun in der Capstadt selbst für ihn thätig, und kann dort Quellen aller Art für ihn benutzen welche nirgends so wie dort zusammenfliessen. Es gehören dahin vorzüglich auch die reichen Sammlungen welche der seit dem Ausbruche des Neuseeländischen Krieges dorthin zurückversetzte früher viele Jahre lang als Engländer Statthalter von Südafrika auch wissenschaftlich so ungemein thätige Sir George Grey in der Kapstadt gegründet hat; vgl. die Gell. Anz. 1859 S. 321 ff. 1860 S. 40. Auch sind diese reichen Hülfsmittel im Laufe der letzten Jahre vorzüglich in Folge der kühnen Reisen Livingstone's und Anderer noch im steten Wachsen. Und so hat man allen Grund von ihm ein ausgezeichnet nützliches Werk über den ganzen weiten Gegenstand zu erwarten.

Der erste Band welcher nach Obigem erschien, beschäftigt sich freilich mehr bloss mit den Lauten der beiden sehr verschiedenen Sprachstämme welche der Verf. zusammen behandeln will, des Hottentotischen und des ein unvergleichlich grösseres Gebiet umfassenden welchen man nach den Kaffern benennen kann. Was man jetzt die Lautlehre abhandelt, enthält ein vieles was erst aus der Wort- und Satzlehre ganz klar wird und solange man diese nicht versteht leicht ziemlich dunkel bleibt. Da nun seit 1862 keine Fortsetzung des Werkes erschien, so kann man befürchten dieser Anfang des grossen Werkes werde auch deshalb weniger beachtet werden. Wir freuen uns deshalb hier versichern zu können dass der zweite Band welcher die Wortlehre erläutert von dem Verf. schon ausgearbeitet ist und nächstens veröffentlicht werden soll. Auf einen besonders wichti-

den Abschnitt davon welchen dem Unterzeichneten schon zu lesen die Gelegenheit ward, denkt er ausserdem bald an einem andern Orte die Aufmerksamkeit der Sprachforscher hinzulenken (vgl. jetzt die Nachrichten St. 13). H. E.

Friedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Erster Band. 1784—1830. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1866. Oct.

In zehn Abschnitten (1. das Vaterhaus, 2. Schulpforte, 3. Leipzig, 4. Göttingen, 5. Erste Wirksamkeit in München. 1809—1817, 6. Die Zeit der Befreiungskriege. Reisen nach Paris, Wien und London. 1813—1816, 7. Begründung des Hausstandes. Wissenschaftliche Arbeiten. Reaction in Deutschland. Erhebung in Griechenland. 1816 bis 1822, 8. Reise nach Italien. 1822. 1823, 9. Letzte Jahre des Königs Maximilian Joseph. Regierungsantritt König Ludwig des I. 1823—1825, 10. Wirksamkeit für die gelehrten Schulen. 1826 bis 1830.) stellt uns hier der älteste Sohn des Verstorbenen die erste Hälfte des Lebens von Friedrich Thiersch dar. Jeder Abschnitt zerfällt in zwei Theile. Den ersten bildet in kurzen Umrissen eine Erörterung der Verhältnisse in Wissenschaft und öffentlichem Leben, die Erzählung der persönlichen Begegnisse. Ein zweiter giebt eine Reihe von Briefen in reicher Auswahl, von denen die meisten von Thiersch, einige an Thiersch gerichtet sind. Diese Briefe sind ganz geeignet denen, welche den trefflichen Mann kannten, sein Wesen in all seiner Bedeutsamkeit und Lebenswürdigkeit lebhaft zu erneuen, und allen, die ihn nicht gekannt haben, die Ueberzeugung zu geben, dass Friedrich Thiersch Geist, Gelehrsamkeit, Festigkeit und Muth, Treue und Aufopferungsfähigkeit, Anmuth und Gewandtheit der Bewegung in hohem Grade

besessen habe. Aus dürftiger Lage hat er sich zu einer Wirksamkeit, die in den wichtigsten Verhältnissen des öffentlichen Lebens weithin reichte, durch eigne Kraft erhoben. Er liebte es sehr sich geehrt und ausgezeichnet zu sehn, aber wenn die geistigen, höchsten Güter, in deren Vertheidigung und Förderung er seinen Ruhm suchte, gefährdet schienen, fürchtete er sich nie vor Verkenning, Missachtung, vor Gefahren aller Art, sondern trat kühn in den Kampf für das als wahr und gut Erkannte ein und harrete fest und ohne Menschenfurcht in ihm aus. Grosse wissenschaftliche Werke hat er nicht vollendet, dazu fehlte es ihm an Ruhe, aber nicht nur haben seine Grammatik und eine Anzahl geistreicher Abhandlungen anregend gewirkt, sondern, wie er selbst S. 112 sich dazu bestimmt nennt, seine Thätigkeit hat überall, wo er eingreifen konnte, Leben geweckt. Im Gymnasium zu Göttingen, im Gymnasium, dem philologischen Seminar, der Akademie, der Universität zu München, in dem Unterricht der fünf Prinzessinnen Elisabeth, Amalie, Sophie, Marie und Ludovike während einer langen Reihe von Jahren (1811—1824), in den ersten Kämpfen für ein freieres Geistesleben in Bayern, in seiner Thätigkeit für die Gestaltung der deutschen Gymnasien und für die Freiheit und Selbständigkeit der Universitäten, in der Theilnahme für das Schicksal Griechenlands — überall tritt uns dieselbe feurige und zündende Energie entgegen. Und welche Liebe für die Seinigen, welche Treue und Hingebung für Lehrer und Freunde athmet in seinen Briefen. Für die Geschichte des geistigen Lebens in Bayern sind die fortgehenden Berichte an Lange in Schulpforte u. Jacobs von der grössten Bedeutung, aber auch sonst enthalten die Briefe nicht Unwichtiges für die Zeitgeschichte, so über die Vorgänge in Neapel 1821 (S. 186—204), über die Verlobung der Prinzessin Elisabeth mit dem Kronprinzen von Preussen (S. 259—269), über die versuchte und dann aufgegebene Umgestaltung der Universität Tübingen (der treffliche Brief an den Minister von Macler S. 358 ff.). In unseren Blättern aber musste dieses Buchs um so mehr Erwähnung geschehn, als Thierach nicht nur 1807—1809 hier am Gymnasium und als Privatdocent lehrte (S. 39 ff.), 1819 Welckers Nachfolger werden sollte (S. 171. 175 f.), sondern sich immer als warmer und treuer Verehrer der göttinger Universität bewährt hat. Hoffentlich lässt der zweite Band nicht lang auf sich warten.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

20. Juni 1866.

Die deutsche Geschichte. Für Schule und Haus von Dr. phil. Friedrich Kohlrausch, Königl. Hannoverschem General - Schuldirektor. Funfzehnte Auflage. Abtheilung I, XII u. 335, Abtheilung II. VI u. 433 Seiten in Octav. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung 1866.

Eine Anzeige des vorliegenden Werks könnte beim ersten Blick für überflüssig erachtet werden; Richtung und Methode des Verfs sind so bekannt wie die Aufgabe, welche derselbe sich gestellt hat und in dem Erscheinen der funfzehnten Auflage liegt ein vollgültiges Urtheil, welches das Publicum gesprochen und der Beweis einer Anerkennung, wie er wenigen Schriftstellern zu Theil geworden ist. Aber die Umarbeitung ist, mit Ausnahme eines verhältnissmässig geringen Abschnitts, eine so vollständige, dass das Werk, ohne an seiner ursprünglichen Haltung Einbusse zu erleiden, eine völlig neue Gestaltung gewonnen hat. Denn nicht nur dass die Resultate neuerer Forschungen, namentlich in Bezug auf die ältere Geschichte, vielfach auf

die zweckmässigste Weise Verwendung gefunden haben, so ist auch die einschlägige Literatur auf eine den Bedürfnissen genügende Art eingeschaltet, Uebersichten und Charakteristiken grösserer Zeiträume begünstigen die Auffassung der staatlichen Entwicklung und die richtige Beurtheilung von Thatsachen und Persönlichkeiten und endlich schliesst die Darstellung nicht mit der ereignissreichen Zeit der Freiheitskriege, sondern wird bis zum laufenden Jahre fortgeführt.

Die hiermit verknüpfte Schwierigkeit, das Werk seiner Bestimmung für Schule und Haus nicht zu entfremden, hat der Verf. mit sicherem Tacte überwunden. Es wird nach wie vor bei Lehrern und Schülern seinen Zweck so gewiss erreichen, als es auch ausserhalb der Schule Liebe zur Heimath und Interesse an dem Gemeinwesen heben, den echten, durch kein Parteigetriebe bedingten vaterländischen Sinn nähren und erkräftigen wird; dafür bürgt der Geist, welcher das Ganze durchweht, die Treue der Gesinnung, die frische, durch kein Haschen nach Eindruck kränkelnde Darstellung, die Besonnenheit, mit welcher zwischen einem starren Anklammern an welken Ansichten und Formen und einem jeder geschichtlichen Entwicklung Trotz bietenden Verlangen nach Umgestaltung politischer Grundlagen die Mitte gehalten wird.

Mit Recht hat der Verf. der Erörterung der inneren Verhältnisse Deutschlands in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung einen grösseren Raum geschenkt als früher. Ritterschaft, Städtewesen, Geistlichkeit finden, neben dem Gerichtswesen und den bauerlichen Verhältnissen, die eingehende Berücksichtigung. Ein s. g. gelehrter Apparat tritt als solcher nicht hervor und würde unstreitig die Lösung der

Aufgabe sehr in Zweifel gestellt haben; aber die Verwendung desselben kann einem Kundigen so wenig entgehen, wie die Sorgfalt, mit welcher manche Ergebnisse neuerer Untersuchungen in die Erzählung verwebt, oder, was jedoch seltener der Fall ist, in Noten untergebracht sind. Das zeigt, um nur bei dem früheren Theile der Geschichte stehen zu bleiben, die Besprechung des Castells Aliso, der pontes longi zwischen Rhein und Ems, der Stätte der Varusschlacht, der Kaiserkrönung Karls des Grossen etc. Die Sage vom Tell glaubte, und mit gutem Recht, der Verf. der Jugend nicht vorenthalten zu dürfen, aber er versäumt gleichzeitig nicht für dieselbe in einer Anmerkung den historischen Standpunkt zu bezeichnen. Die literarischen Nachweisungen anbelangend, so findet man, abgesehen von solchen, denen ihre Stelle unter dem Text angewiesen ist, einen Ueberblick der Hauptquellen und der das Verständniss derselben fördernden Schriften im Eingange der betreffenden Periode übersichtlich zusammengestellt.

Dass der Verf. in kirchlicher und politischer Beziehung keiner der extremen Parteien dienstbar ist, mag hier und dort unbequem fallen, während es andererseits dem Werke seinen besondern Werth sichert. Es konnte hier nicht darauf ankommen, den auf- und niederfluthenden Richtungen des Tages zu fröhnen, oder einen Theil des Publicums das nach seinem Geschmacke appetitirte Gericht aufzutischen, sondern es galt einem ehrlichen Erwägen des Für und Wider, einer Vertretung von Ansichten, die aus gesunder Anschauung menschlicher Dinge erwachsen und darin ihre Berechtigung haben. In diesem Sinne ist der Investiturstreit behandelt, der Kampf zwischen dem Hause der Stau-

fer und dem Papstthume, der Hader zwischen Kaiser Friedrich I. und seinem grossen weltlichen Widersacher. Wendet sich der Verf. dann zum Zeitalter der Reformation, so ist er weit entfernt, seinen protestantischen Standpunkt zu verleugnen; aber er ist kein Eiferer, er lässt auch der katholischen Richtung ihre bedingte Berechtigung, zollt einem Ferdinand I. die gebührende Anerkennung und führt selbst die Zeichnung Ferdinands II. ohne Parteihass durch.

Es wird sonach kaum der Bemerkung bedürfen, dass Gustav Adolph hier nicht als der listerne, staatsklug berechnende Eroberer, Tilly nicht als der gottesfürchtige, zur Schonung geneigte Feldherr erscheint, wie man beide in neuerer Zeit zu zeichnen beliebt hat, so wie dass Magdeburgs Brand nicht der fanatischen evangelischen Geistlichkeit beigemessen wird. Eben so wenig konnte sich der Verf. bewegen fühlen, dem nach allen Richtungen vernichtenden Urtheile über König Friedrich II. von Preussen beizustimmen, das jüngsthin, wenn schon vereinzelt, aufgetaucht ist; er verweilt vielmehr mit Liebe bei der Darstellung dieses Herrschers, dessen schöpferischer Geist, Feldherrntalent, unbegrenzte Thätigkeit und Sorge für das Wohl der Unterthanen dem preussischen Staate eine Stellung anwiesen, die nicht auf der gewöhnlichen Berechnung materieller Grundlagen beruhte; aber er ist so wenig geneigt, den König nach Art seiner begeisterten Anhänger zu idealisiren, dass er dessen Schwächen, Irrthümer und Missgriffe der Beleuchtung nicht entzieht. Die Veranlassung zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges anbelangend, so würde die Unparteilichkeit des Vfs ohne Frage dieselbe nicht in der hier gegebenen Weise erörtert haben,

wenn ihm die hierauf bezüglichen und erst in den letzten Monaten veröffentlichten Actenstücke und diplomatischen Verhandlungen hätten bekannt sein können.

Dass der Verf. die Geschichte der Freiheitskriege wesentlich in der früheren Form und Auffassung beibehalten hat, wird jedem, der sich jemals an der Lectüre derselben erfreut hat, erwünscht sein. »Ich habe mich nicht entschliessen können, heisst es in der Vorrede, um diese Erzählung in eine mehr objective Form zu rücken, etwas von der lebhaften Farbe hinwegzunehmen, die in den Tagen der ersten Aufregung aus meiner Feder hervorgegangen war; der innewohnende Geist jener Darstellungen, die nicht mein Werk, sondern das jener gehobenen Zeit selbst gewesen, entwaffnete die kühlere Kritik«. Es ist in den letzten dreissig Jahren die Literatur über diesen Gegenstand ungewöhnlich angeschwollen und neben den schätzenswerthesten Monographien sind Memoiren und sonstige Quellenschriften in grosser Zahl an den Tag getreten, so dass für eine kritische Sichtung der Ereignisse im Felde und in den Cabinetten das vorliegende Material der Hauptsache nach als ausreichend angesehen werden darf. Aber um die gewaltige Zeit in ihrem Sturm und Drang aufzufassen, die Siegesbegeisterung der Jungen, die freudige Entschlossenheit der Alten, des Vaterlandes Schmach und Knechtschaft an dem übermüthigen Eroberer zu rächen, zu schildern, diese Auferstehung eines Volks, das dem Imperator als Leiche galt und nun plötzlich im Verlangen nach Wiedererobierung verlorener Ehre und Freiheit erglühte — um das zu können, muss man ein Kind jener Zeit, von ihrer Stimmung getragen gewesen sein.

Was schliesslich die Fortsetzung der Erzählung bis auf unsere Tage und namentlich der Zustände, Richtungen und Begebenheiten des Jahres 1848 anbelangt, so glaubt Ref. die vom Verf. behauptete Haltung am treffendsten mit dessen eigenen Worten in der Vorrede bezeichnen zu können: »Man kann zweifelhaft sein, ob diese neuesten Begebenheiten, besonders in einem auch für Schulen bestimmten Buche, behandelt werden sollen. Im Sinne der Partienstellung gehalten würde dieses allerdings tadelnswerth, ja selbst ein Unrecht sein, denn die Jugend, unreif zum selbständigen Urtheile und nicht berufen zum Eingreifen und Handeln, soll in keine politische Parteiansicht hineingezogen werden; ihre Partei soll die des Rechtthums, des Gehorsams, der Bescheidenheit im Urtheile, der Treue in der Ausbildung für künftiges Wirken, der Verehrung echter menschlicher Grösse und Güte und der göttlichen Weltordnung sein. Aber eben deshalb, damit sie nicht durch das laute Geschrei des Tages verleitet werde, soll der, welcher sich bewusst ist, durch reifere Lebenserfahrung und geschichtlich gebildetes Urtheil freier dazustehen, das Wort nehmen und der Jugend den einfachen Hergang des Geschehenen mittheilen; denn verschweigen lässt sich ihr die Geschichte der Gegenwart doch nicht, sie wird ihr willig und widerwillig täglich entgegengetragen«.

Collection d'ouvrages orientaux publiée par la société asiatique. — Maçoudi. Les prairies d'or. Tome troisième. Texte et traduction par C. Barbier de Meynard et Pavet de

Courteille. Paris 1864. (464 S. in Octav). —
Tome quatrième. Texte et traduction par C.
Barbier de Meynard. ibid. 1865. (XI und
 480 Seiten in Octav).

Die Herausgabe dieses so sehr wichtigen Werkes wird von der Pariser Asiatischen Gesellschaft mit einem Eifer gefördert, der andern gelehrten Vereinen, namentlich unsrer Deutschen Morgenl. Gesellsch. zum Muster dienen könnte. Wenn die folgenden Bände so rasch hinter einander erscheinen, wie Band 2 — 4, so werden wir das Buch in wenigen Jahren vollständig vor uns haben und damit eine von allen Orientalisten schmerzlich gefühlte Lücke ausgefüllt sehn.

Ueber den Charakter des Werks im Allgemeinen haben wir bei der Besprechung des ersten und zweiten Bandes in diesen Anzeigen (Jahrg. 1862 Stück 21 und Jahrg. 1864 Stück 34) geredet. Derselbe bleibt auch in den hier angezeigten Bänden derselbe. Der dritte Band und der Anfang des vierten geben das, was zu der Cosmographie noch fehlt. Von fremden Völkern und Ländern werden zuerst die Afrikanischen, dann die Europäischen besprochen. Namentlich die Berichte über einige Gegenden Afrika's würden für uns von Werth sein, wenn hier nicht die starke Entstellung der Eigennamen, die nun einmal von der Arabischen Schrift unzertrennlich ist, so sehr störte. Eine deutliche Probe davon, wie weit diese Entstellungen gehn, haben wir an dem Verzeichniss der Lateinischen Monatsnamen Bd. III. S. 412. Wo der October zu **أفریطوس** werden kann, da wird es um die Erkennung eines anderweitig unbekannten Afrikanischen Namens aus der Arabischen Schreibweise misslich stehn. Freilich rühren ohne Zwei-

fel diese argen Verderbnisse zum grossen Theil erst von spätern Abschreibern her, und die Anführung der Varianten würde uns gewiss manchmal Gelegenheit geben, dem Ursprünglichen näher zu kommen, aber ein Theil der fremden Namen ist gewiss schon von Almas'udî selbst sehr fehlerhaft niedergeschrieben; nicht viel besser war es, wenn er bei ihnen etwa die diakritischen Punkte wegliess.

Die Abschnitte über die Europäischen Völker haben, zumal bei der Entstellung der Eigennamen, für uns fast nur den Werth eines Curiosums. Der Verf. spricht nur von den Franzosen, Galiciern (Nordspaniern), Lombarden und Slaven. Deutschland, das sich zu seiner Zeit unter Heinrich I. und Otto I. zum ersten Mal als ein selbständiges Reich mächtig erhob, wird nicht genannt, wenn es nicht, wie ich fast vermuthe, unter einem der unkenntlichen Benennungen Slavischer Völker verborgen ist.

Von diesen Völkern geht das Buch wieder zu den Arabern über. Die mythischen, halb- und ganz geschichtlichen Völker und Reiche Arabiens werden uns vorgeführt, natürlich unsystematisch, in ungleichmässiger Behandlung, unvollständig und unter zahlreichen Abschweifungen. Das ist ja nun einmal der Charakter des ganzen Werkes, von dem ich kaum zu erwähnen brauche, dass er sich auch in den eben besprochenen Theilen dieses Bandes findet. Die rein historischen Angaben sind für uns grösstentheils nicht neu, doch weiss der Verf. durch geschickte Zusammenstellung oft auch das Bekannte interessant und fruchtbar zu verwenden. Die Abschnitte über die verschiedenen Arten des Aberglaubens bei den alten Arabern haben zum Theil ein grosses Interesse. Natürlich be-

zieht sich dieses nur auf die Mittheilung des Thatsächlichen; was Almas'ûdî von seinen eignen Ansichten und denen andrer Gelehrten hinsichtlich dieser Dinge mittheilt, hat für uns wenig Werth, obwohl wir uns doch über die gesunde Auffassung freuen, welche (III, 323 f.) die geheimnissvollen Stimmen der Wüste (hawâtif) aus rein subjectiver Täuschung des durch die Schrecken der Einsamkeit krankhaft erregten Gemüths erklärt.

Ein wichtiger, nur leider zu kurzer Theil, welcher von der Zeiteintheilung und dem Kalender der verschiedenen Völker handelt, naturphilosophische und andre Auseinandersetzungen und eine Besprechung der religiösen Gebäude verschiedner heidnischer Völker, welche sehr wichtige Angaben (wie die schon von Chwolsohn bekannt gemachten über die Harrânischen Heiden) neben manchen unbedeutenden und fabelhaften enthält, und endlich ein Abriss der Weltchronologie (verbunden mit einer Widerlegung derer, welche die Welt für ewig und ungeschaffen halten) schliessen den ersten Haupttheil des ganzen Werks. Wie überall finden sich auch in diesen letzten Abschnitten (dem Anfang des 4ten Bandes) viele wichtige und interessante Bemerkungen; ich hebe nur die über die Ruinen von Persepolis (S. 76 f.) und über »1001 Nacht« (S. 90) hervor. Die Zahlen der biblischen Chronologie S. 107 f. sind leider stark verderbt, so dass man nicht ganz sicher erkennen kann, ob der Verf., wie ich glaube, aus christlicher (auf die Septuaginta zurückgehender) oder aus jüdischer Quelle (wie der Hrg. in der Anm. als gewiss annimmt) geschöpft hat; sicher sind allerdings die chronologischen Daten auf S. 117 f. der gewöhnlichen jüdischen Berechnung entnommen.

Ich wiederhole, dass es unmöglich ist, in einer kurzen Uebersicht den Inhalt des ersten Theils unseres Werkes auch nur einigermaßen zu erschöpfen. Die bald kurzen, bald sehr ausführlichen Digressionen, welche oft wieder von neuen Einschiebseln unterbrochen sind, erklären dies zur Genüge. Natürlich ist in dem zweiten Haupttheil der islâmischen Geschichte von Muhammed bis auf die Zeit des Verf.'s eine grössere Systematik schon durch den Gegenstand geboten, aber freilich ist auch dieser sehr ungleich gearbeitet. Höchst auffallend ist, dass gerade von Muhammed's Geschichte nur ein ganz dürre Abriss gegeben wird, von dem fast nur das Verzeichniss der Koraischitischen Familien (IV, 121 f.) für uns Werth hat. Herr Barbier de Meynard erklärt dies in seinem sehr verständigen Vorwort zum 4ten Bande mit Recht aus dem Verhältniss der »goldenen Wiesen« zu den beiden grösseren Werken unseres Verf.'s. Er will in jenen eben nichts Vollständiges geben, sondern immer das Bedürfniss der Benutzung dieser rege halten. Glücklicherweise hat er aber nur stellenweise einen solchen dünnen Auszug gegeben, sondern zieht es im Allgemeinen vor, einzelne Ereignisse ausführlich zu behandeln und dafür andre ganz zu übergeln oder nur eben mit Verweisung auf die grossen Werke oder andre seiner Schriften anzudeuten. So erhalten wir denn doch eine Menge ausführlicher Berichte von hohem geschichtlichen Werth oder doch wenigstens von literarischem Interesse. Bei der Darstellung der vier ersten Chalifate, welche dieser vierte Band noch enthält, wird leider die Geschichte der grossen Eroberungen fast ganz übergangen; nur die ersten Kämpfe mit den Persern werden beschrieben, hauptsäch-

ich wohl wegen der romantischen Erzählungen, die sich daran knüpfen. Dagegen erfahren wir manches Wichtige über die innern Verhältnisse. Die Geschichte Othmân's verschweigt durchaus nicht die zahlreichen Schwächen und Misgriffe dieses unfähigen Fürsten. Drastisch wirkt hier die Aufzählung der unendlichen Reichthümer, welche von den Grossen der Koraischiten unter ihm gesammelt wurden, kurz nach der Schilderung der rauhen Einfachheit Omar's.

Bei der Erzählung der Ermordung Othmân's zeigt sich zum ersten Mal deutlich die entschiedene Vorliebe des Verf.'s für Alî, welche sich leider fast bei allen Darstellern der Geschichte des ersten Jahrhunderts findet. Dass Alî an jener That durch Aufhetzen und Gewährenlassen eine gewisse Mitschuld trägt, ist nicht zu bezweifeln, wie er denn auch nicht das geringste Bedenken trug, die Früchte derselben zu pflücken und sich von den Mördern das Chalfat geben zu lassen. Freilich zeigt sich bei ihm noch nicht die widerwärtige Heuchelei und Falschheit seiner Rivalen Talha und Azzubair, welche als Rächer dessen auftreten, dessen Sturz sie hauptsächlich bewirkt hatten. Aber darum ist es noch nicht gerechtfertigt, Alî nach der bei den Muslimen zur Herrschaft gekommenen Umai-jaden - feindlichen Auffassung zum Heiligen und gar zum Muster eines Regenten zu machen. Durch seine Tapferkeit ragte er hoch empor, aber darum dürfen wir ihn noch nicht für einen »grand homme« halten, wie der Hg. Die Ursachen der maasslosen Verehrung Alî's von Seiten fast aller muslimischen Parteien, nicht bloss der Schiiten (zu denen allerdings unser Verf. nicht gehört) liegen in ganz andern Umständen, als in seinen persönlichen Vorzügen. Die Ue-

berlieferung über ihn ist durch unbewusste und noch weit mehr durch bewusste Fälschung stark entstellt und von diesen Entstellungen ist auch Almas'ûdi's Bericht nicht wenig beeinflusst; doch erkennt man auch noch aus diesem heraus, wie sehr Ali seinem Gegner an eigentlichen Herrschergaben nachstand. Auf alle Fälle sind die betreffenden Abschnitte unseres Schriftstellers sehr wichtig. Auch wo die grosse Lebhaftigkeit, die romantische Färbung und die poetische Anschaulichkeit der Darstellung einiger Begebenheiten uns andeutet, dass wir nicht eine Geschichte sondern freiere Ausschmückungen der überlieferten Thatsachen durch ältere Erzähler vor uns haben, erhalten wir doch ein gutes Bild des Tones und der Denkungsweise jener Zeit. Ich verweise hier z. B. auf die fast epische Schilderung der Kämpfe in Siffin, den Bericht über die Ueberlistung des schlaunen Amr durch den noch schlauneren Muâwija u. a. m. Von den eigentlichen Fälschungen zu Ehren Ali's finden wir am Meisten in dem letzten Kapitel des 4. Bandes: ich meine die dem Propheten oder Ali selbst untergeschobenen Aussprüche, welche ihn über alle Menschen zu erheben suchen. Ich hebe diese Umstände hervor, damit man sich nicht verleiten lasse, Almas'ûdi's Bericht über Ali ohne Weiteres als eine schlechthin zuverlässige Quelle zu benutzen.

Leider können wir über das Verfahren der Herausgeber auch bei diesen beiden Bänden durchaus nicht günstiger urtheilen, als beim 2. Abgesehen von dem immer wieder hervorrubenden Hauptmangel, dem Fehlen fast aller, auch der wichtigsten Varianten, bietet der Text sehr zahlreiche Anstösse. Grammatische und andre Fehler sind in grosser Anzahl vorhanden.

Wenn Bd. IV. S. 251 ohne Anstoss eine Lesart erfolgt ist, nach welcher Einige behaupteten, *ihmân* sei im Jahre 35 (seinem Todesjahre) zur Herrschaft gekommen, so ist das doch etwas stark. Die Versetzungen zweier Punkte macht Alles richtig: man lese Zeile 1 **وقتل** und er wurde getödtet*) für **وقيل**. Stände nicht die französische Uebersetzung daneben, so würde man meinen, einen Druckfehler vor sich zu sehn. Dieses Beispiel mag uns aber zeigen, dass die in den Noten mehrfach an dem Autor getadelte Flüchtigkeit auch sonst vorkommt. Uebrigens ist dieser Tadel nicht einmal immer gerechtfertigt. Wenn z. B. die Anm. zu Bd. III. S. 115 behauptet, von den 3 Vorrechten gewisser Stämme bei der Pilgerfahrt würden nur 2 erwähnt, so beruht dies auf einer falschen Auffassung des Textes: das 3. ist das S. 116 Z. 8 genannte *Nasî*, dessen grammatische Construction bei der in der Uebersetzung gegebenen Auffassung völlig räthselhaft bleibt. Ueberhaupt fehlt es in den Anmerkungen nicht an unrichtigen Behauptungen, wenn z. B. zu IV, 136 die durch das Metrum geforderte Form (**احمدا**) für metrisch richtig erklärt wird. Zu bedauern ist es, dass die Anmerkungen, welche sehr viel Werthvolles enthalten, nicht zahlreicher sind. Zuweilen wird eine Schwierigkeit erklärt und zahlreiche ganz analoge sind unerklärt gelassen. Dies betrifft hauptsächlich die Erklärung der corrumpten Namensformen.

Auch die Uebersetzung kann nicht sehr gelobt werden. Dass dies so sei, hat offenbar Herr Barbier de Meynard selbst gefühlt, er erklärt in der Vorrede zum 4. Bande, dass er von jetzt an der alleinige Herausgeber einfacher und

wörtlicher übersetzen wolle. Doch ist der Unterschied weit geringer, als ich nach diesen Worten glaubte hoffen zu dürfen. Wo der Text eine wirkliche Schwierigkeit bietet, ist die Uebersetzung meistens so unbestimmt gehalten, dass man nicht darüber klar wird, wie der Uebersetzer die Stelle aufgefasst hat. Dazu fehlt es nicht an sehr groben Missverständnissen; namentlich die Uebersetzung der Verse bietet sehr oft ein Quid pro Quo, und wir müssen daher wiederholt zur Vorsicht bei der Benutzung der Uebersetzung ermahnen.

Dass die Wiedergabe der Arabischen Eigennamen in der Uebersetzung nicht immer ganz richtig ist, wird man eher entschuldigen: freilich sollten Fehler wie »*Moghaira*« für »*Moghira*« und »*Okail*« als Name von Ali's Bruder *Akil* bei den jetzt leicht benutzbaren Hilfsmitteln nicht mehr vorkommen.

Mit dem Wunsche, dass der Herr Hg., welcher sich in den letzten Jahren so manches Verdienst um die geschichtliche und geographische Literatur der Araber erworben hat, uns diese unsre offenen Erklärungen nicht übel deuten möge, verbinden wir den, dass wir bei der hoffentlich baldigen, Besprechung der spätern Bände eine immer grössere Sicherheit und Strenge in der Behandlung und Uebersetzung des Textes constatieren können.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments. Zwei historisch-kritische Untersuchungen von Karl Heinrich Graf, Dr. der Theologie und Phil., Prof. an der K. Landesschule n

Meissen. Leipzig, T. O. Weigel, 1866. — IX u. 250 S. in Octav.

Biblischer Commentar über das Alte Testament, herausgegeben von Carl Friedr. Keil und Franz Delitzsch. Zweiten Theiles dritter Band: die Bücher der Könige, von Keil. Dritten Theiles erster Band: der Prophet Jesaja, von Delitzsch. Leipzig, Dörffling und Franke, 1865 f. 388 und 668 Seiten in Octav.

Es ist wahrlich keine eitle Befürchtung oder gar Schwarzseherei dass eine besonders durch viele ausserdeutsche Zeitbestrebungen begünstigte Richtung auch mitten in Deutschland gegenwärtig noch immer alles in Bewegung setzt um endlich sogar in der Evangelischen Kirche die Freiheit der Wissenschaft und die Gewissenhaftigkeit der Erkenntniss auszutilgen, dagegen aber Ansichten und Grundsätze zur alleinigen Herrschaft zu bringen welche in ihrer Folgerichtigkeit alle Wissenschaft mit dieser Kirche selbst zerstören müssten. Diese Richtung rühmte sich bis jetzt der Frömmigkeit und des Christenthumes: allein besonders die letzten Jahre haben diesen ihren Ruhm zu offen in den tiefsten Schatten gestellt als dass man ihn zumal so ganz allein noch viel vor sich her tragen könnte. So ist denn die neueste Kunst die dass man sich der Wissenschaft selbst rühmen möchte, da man doch zu nachdrücklich erfahren hat welche bedeutende Ergebnisse diese gewonnen und wie sie die Augen der Welt auf sich gezogen habe. Nun kann freilich nichts Besseres kommen als dass so plötzlich ein scheinbar ganz ernstlich gemeinter Wetteifer in der Wissenschaft selbst die bisher entgegengesetzten Richtungen zusammenführen will: die Wissenschaft

als der allen gleichmässig freistehende richtige Weg zu sichern Erkenntnissen zu gelangen führt also schon ihren Sieg, auch wenn man behauptet auf demselben Wege zu anderen Ergebnissen gekommen zu sein. Es kommt jetzt nur noch darauf an wohl zuzusehen ob der richtige Weg auf den man sich so plötzlich stellen will wirklich eingeschlagen sei.

Dr. Franz Delitzsch von welchem ein ähnliches Werk schon im Jahrgange 1864 der *Gel. Anz.* S. 1454 ff. beurtheilt wurde, versichert hier im vollsten Ernste auch bei dem Buche Jesaja ganz allein nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfahren zu sein: allein eben dieses Verfahren habe ihn zu einer neuen Ansicht über die Einteilung und Anlage des B. Jesaja geführt woraus klar hervorgehe dass dieses grosse Buch ganz so wie es jetzt in der Bibel steht von Jesaja selbst geschrieben sei. Das Buch zerfalle in zwei Hälften, c. 1—39 und c. 40—66: allein bekanntlich ist schon diese Grundannahme unseres Verfs ohne allen Grund, da noch Niemand bewiesen hat oder irgendwie beweisen kann dass die grosse Schrift welche jetzt nur zufällig mit dem Buche Jesaja zusammengerückt ist und als c. 40—66 gezählt wird, ursprünglich zu diesem Buche gehörte oder gar durch ein inneres notwendiges Band mit ihm zusammenhänge. Als der Kanon der Propheten geordnet wurde, traf es sich dass man ihn gerade in 4 fast gleich grosse Bände zerlegen konnte wenn man dieses namenlose kleinere Buch dem B. Jesaja wie es damals schon war anhängte: das ist eine blosse Buchsache im alleräusserlichsten Sinne dieses Wortes, man würde heute sagen eine Buchbindersache; und wem wird es einfallen Schriften welche so ganz äusserlich zusammengestellt oder

(man kann auch sagen) zusammengeheftet sind nothwendig von dem gleichen Verf. abzuleiten? Man sieht hier nur dass Dr. Delitzsch von vorne an seine Behauptungen auf Sand baut: denn noch mit mehr Grunde könnte man behaupten Homer habe selbst jedes der beiden grossen Gedichte nach den Buchstaben der Griechischen Alphabete eingetheilt, als das jetzt sogenannte B. Jesaja welches nach den klarsten Anzeichen mit c. 39 völlig zu Ende ist sei von Jesaja selbst in diese zwei Hälften zerlegt. Wir wollen nun unserm Kritiker welcher mit der ernstlichsten Miene von der Welt behauptet die »Kritik« sei auch bei der Bibel ganz nothwendig und er wolle sich ihrer ganz aufrichtig befleissigen, nicht weiter zu seinen Meinungen über diessen grossen Anhang zum B. Jes. c. 40—66 näher folgen: er legt hier die grundlose Ansicht Rückert's zum Grunde dass dieses Werk des grossen Ungenannten aus 3 Haupttheilen jeder zu 9 Capiteln bestehe, will aber in jedem Drittel wirklich 9 Reden nachweisen, und verfällt damit nur in immer ärgere Grundlosigkeiten; aber er bleibt sich darin auch nicht gleich, da er S. 605 mit 63, 7 vielmehr drei ganz besondere Schlussreden nachweisen will. Dies alles wollen wir hier nicht näher verfolgen, um nur genauer zu betrachten wie er seine erste Hälfte c. 1—39 welche doch das nächste grösste und schon seiner Mannichfaltigkeit wegen wichtigste Buch ist behandelt. Diese sogenannte Hälfte nun meint er müsse Jesaja ganz so wie sie uns überkommen ist geschrieben haben weil sie so schön nach der heiligen Siebenzahl auf 7 Theile angelegt sei; ja er will in den 6 ersten derselben sogar 3 »Syzgyien« sehen, wie er denn überall nach solchen absonderlichen fremden Worten hascht als

müsste alles für die Deutschen Ohren ganz besonders vornehm klingen. Nach c. 1 als der allgemeinen Einleitung sollen also 1) c. 2—6 »Weissagungen auf dem Wege der Masse des Volkes zur Verstockung« sich finden, und 2) c. 7—12 »der Trost Immanuel's in den Assyrischen Bedrängnissen«; sodann 3) c. 13—23 »Weissagungen vom Gericht und Heil der Heiden«, 4) c. 24—27 »Weissagung vom Weltgericht und den letzten Dingen«; endlich 5) c. 28—33 »der Abfall von Assur und seine Folgen«, und 6) c. 34 f. »Weissagung von Rächung und Erlösung der Gemeinde«. Wir wollen zu dem siebenten Theile dieses Auslegers c. 36—39 nicht fortgehen, sondern nur hier stehen bleiben bis wohin Jesaja's ursprüngliche Schriften wenigstens auf den ersten Blick sich zu erstrecken scheinen und im Ganzen sich wirklich erstrecken: denn der geschichtliche Schluss c. 36—39 ist ja, wie uns das grosse Königsbuch ganz urkundlich zeigt, eine blosse Erzählung über Jesaja's Handeln in der höchsten Zeit seines Lebens welche den Reichsjahrbüchern entlehnt ist. Allein wer weiss was die Alten Syzygien nannten, der wird jene von dem heutigen Erklärer angenommenen sechs Theile in keiner Weise so nennen, schon weil ihr Inhalt sogar wie er ihn hier bestimmt nicht dazu passt. Aber selbst dieser Inhalt wird ebenso wie diese Eintheilung durchaus willkürlich so angenommen. Niemand der das Buch Jesaja seinem Inhalte nach versteht, wird c. 2—6 verbinden und diesem Haufen von Stücken die c. 7—12 als eine zweite Hälfte gegenüberstellen: aber Niemand wird auch diesen c. 7—12 jenen Inhalt geben, schon deswegen weil das Stück c. 9, 7—10, 4 dazu gar nichtpasst. Aber ebenso passt c. 22 nicht im Mindesten zu jener An-

ahme über den ursprünglichen und von Jesaja selbst gewollten Inhalt von c. 13—23; und die Stücke c. 28—33 nennt unser Erklärer unten . 296 vielmehr »das Buch der Wehe«, was übrigens ebenso wenig passt da das Hebräische Tödtchen הי keineswegs unserm Wehe! entspricht. Man ersieht aus allen diesen schiefen Ansichten und vergeblichen Versuchen nichts als dass Dr. Delitzsch heute in unserer Wissenschaft noch immer, um den besten möglichen Fall zu setzen, wie ein Talmudist verfährt nur nach dem ganz Aeusserlichen der Bibel fragend und allerlei scheinbare Seltsamkeiten aufzuspüren sich begnügend. Kann es denn irgendwie gelingen auf diesem Wege zu den reinen Höhen und auch nur zu den einfachen Wahrheiten der Botschaft eines Jesaja zu gelangen?

Wenn nun eben diese neue Ansicht über das Buch Jesaja welche dem Verf. der feste Grund und seiner Verwerfung aller unsrer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse wird, selbst so vollkommen grundlos ist: so brauchen wir streng genommen in der Beurtheilung des neuen Wertes gar nicht weiter zu gehen; es ist schon damit genug über es gesagt. Zwar verbrämt der Verf. diese seine Verwerfung aller unsrer heutigen besseren Erkenntnisse und vorzüglich des geraden guten Weges auf welchem sie erworben wurden, noch mit den bekannten Redensarten seiner heutigen Kirchenschule, liebt es auch diese Redensarten wo möglich noch mehr zu verbittern und zu vergiften als sie durch seine Meister in dieser Kunst es schon übergenuß sind. Man lese was er besonders S. 20 ff. 385 ff. ganz allgemein nach dieser Richtung hin sagt, und man wird einsehen dass er den Dr. Hengstenberg in Berlin und alle seine übrigen Meister

in der Wissenschaft nur noch zu übertreffen sucht. Da weiss er von nichts als von »kritischen Fragen«: als wenn es in der Wissenschaft und sogar in der Bibel nichts als »Fragen« gäbe, und als käme alle unsre heutige auch die tiefer und erschöpfender alles behandelnde Wissenschaft nur auf »Fragen« zurück! Da behauptet er hoch und heilig auch er wolle »Kritik« treiben, nur die »moderne Kritik« sei Satanisches und wie er scheinbar etwas feiner sagt *ἀντιπαράλογος*, und die wolle er weit von sich stossen: alsob es in der Wissenschaft auf das Wort »Kritik« ankäme, und alsob sie entweder »modern« oder nicht »modern«, entweder kirchlich oder nicht kirchlich, und entweder in Baum und Bogen zu verwerfen oder anzunehmen, anzubeten oder zu verbrennen wäre. Darum weiss er denn auch von nichts als von »Vorurtheilen« oder gar von »Bannsprüchen der neuern Kritik«, und macht aus diesen liebsamen Worten sogar Ueberschriften seiner Capitel und seiner Seiten, alsob er alle Abhängigkeit von Vorurtheilen meilenweit von sich wiese. Lässt er sich aber einmal etwas herab die Vorurtheile welche man so tief verabscheuen müsse näher zu bezeichnen und sie alle auf ihre letzte Quelle zurückzuführen: so lehrt er es seien die beiden welche er só bezeichnet »es gibt keine eigentliche Weissagung«, und »es gibt kein eigentliches Wunder«; und darum habe diese »Kritik« nur immer zwei »Zaubersprüche« mit welchen sie alles ihr feindliche banne: entweder »verwandle sie wie die Wundergeschichten in Sagen und Mythen so die Weissagungen in *oaticis post eventum*«, oder sie »rücke die geweissagten Ereignisse so nahe mit den Propheten zusammen dass es zu ihrer Voraussicht nicht der h-

spiration sondern nur der Combination bedürfe: alsob der Verf. uns über Weissagung und Wunder etwas Besseres zu sagen wüsste als was von den sachkundigsten und frömmsten Männern aller Zeiten längst auch schon in der Bibel selbst gesagt ist, und als wollte er klüger sein als die Bibel! oder alsob was Einzelne gefehlt haben allen Freunden einer ächten Wissenschaft an den Hals zu hängen und mit diesen Freunden wenigstens für jetzt die Wissenschaft selbst an den groben Seilen solcher schillernden Vorwürfe und heute beliebten Anklagen in den Wassersumpf zu ziehen und zu ersäufen wäre! Allein man wird an allen solchen Redensarten womit der Verf. seine Leser unterhält nichts sehen als dass er seine eignen Ansichten und Urtheile nicht richtig zu begründen versteht; und es ist doch nur eine alte Kunst alle die höchst verschiedenen Männer die man sich gegenüberstellt für eine einzige gleich verwerfliche Rotte zu halten.

Eins aber ist nützlich hier besonders hervorzuheben. Der Verf. kann nicht läugnen dass das sprachliche Verständniss des B. Jesaja wie der ganzen Bibel gegenwärtig schon höchst sicher stehe und darin seit 40 Jahren Fortschritte gemacht sind welche unsre ganze Wissenschaft heute auf einen viel zuverlässigeren Boden stellen als dieses früher möglich schien. Zwar sucht er auch dies Zugeständniss gerne wieder etwas zweifelhaft zu machen: allein was er hier versucht wie z. B. S. 183, ist in seiner Schwäche leicht zu erkennen. Ist nun so von unten alles in seinem breiten Grunde gesichert genug, so können ja die Folgerungen welche sich daraus bei weiterem Nachforschen ergeben schon deswegen ebenfalls nicht mehr so unsicher

sein: sondern, wie es gar nicht anders sein kann, das ganze Verständniss der Worte und Thaten Jesaja's und aller anderen Propheten geht uns heute in einer Klarheit und Gewissheit wieder auf welche wir gar nicht besser wünschen können, weil die Erfahrung jetzt gelehrt hat dass durch alle solche genauere Erkenntnisse wie wir sie heute erwerben können unsre Hochachtung vor dem Reden und Wollen und Thun der grossen Propheten nur immer höher und unsre Fähigkeit die rechten Folgerungen daraus für unser eignes Leben zu ziehen nur immer fruchtbarer wird. Warum sperrt sich also der Verf. gegen das Bessere welches jetzt in der That schon da ist? warum will er es wenn auch nur durch solche Mittel wie wir sie eben sehen verdächtigen und wo möglich zerstören? welcher unlösbare Widerstreit erhebt sich so in seinem eignen Thun, da er von der einen Seite ganz mit unserer heutigen Wissenschaft gehen von der andern (wenn sein Handeln überhaupt Sinn und Zweck hat) sie eben in dem Besten was sie hat vernichten will? Ist dies ganze Verfahren etwas anderes als jenes der Päpste und ihrer unentbehrlichen Werkzeuge der Jesuiten womit sie seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegen die Deutsche oder, wie man ebenso wohl und noch richtiger sagen kann, gegen die christliche Reformation zu Felde zogen und ihre Zwecke allerdings wir wissen wie und wie weit erreichten? Die Art wie man damals zuerst gegen Luther und Calvin dann aber auch bald genug gegen Scaliger und die andern besten Gelehrten aller Art verfuhr, gleicht vollkommen dem Wege auf welchem Dr. Delitzsch hier aufs Neue einherfährt; und mag die Nachahmung auch nur durch die Wahl

selben Weges veranlasst sein ohne dass die
 tzt auf ihm Wandelnden bedenken dass sie
 ch nur desselben Weges ziehen den vor ihnen
 ne ebneten, die Aehnlichkeit im Handeln bleibt
 mer dieselbe. Man hat aus irgend welchen
 ründen und Antrieben einen heftigen Wider-
 llen gegen die schon mächtig gewordenen
 rtschritte im christlichen Leben und Er-
 nnen: weil man sie aber auf andere Weise
 fhalten zu können verzweifelt, stellt man
 ch alsob man in Kirche und Wissenschaft noch
 ssere Fortschritte machen wolle und stellt
 rklich ein Scheindring von Kirche und Wis-
 nschaft hin welches durch seine leichte
 atte hübsche Oberfläche die Augen der Welt
 f sich ziehen und der Bequemlichkeit schmei-
 eln kann; nur dadurch erst die wirklichen Fort-
 hritte zerstört, das gewonnene gediegene edle
 rz in Scheinerz aufgelöst, insbesondere die guten
 rbeiter selbst verdächtigt und verdrängt, das
 ebrige wird sich finden! So handelten die Jesuiten
 s sie vor 300 Jahren die Wiener Universität
 aterwühlten und bald von ihr Besitz nahmen um
 e — vorläufig 200 Jahre lang zu dem unsäg-
 chen Dinge zu machen von welchem man jetzt
 i ihrem halbtausendjährigen Jubiläum des An-
 andes wegen öffentlich gar nicht reden mag.

Man fordere von uns nicht hier bei einem
 erke weiter ins Einzelne einzugehen welches
 n vorne bis zum Ende von diesem Geiste
 urchzogen ist. Meint man aber etwa sein Verf.
 i doch nur ein einzelner Mann und man dürfe
 n einem solchen aus nicht zu weit schliessen,
 o kommt uns (um hier von allen übrigen heu-
 gen Männern dieser Art zu schweigen) sogleich
 er Dorpat-Leipziger Dr. theol. Keil als Verfasser
 es anderen Werkes entgegen um uns in diesem

wie in so vielem anderen von ihm Veröffentlichten zu zeigen wie verbreitet heute diese Geistesrichtung sei. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der dass Keil bei dieser Richtung noch etwas mehr rücksichtslos verfährt und daher auch im Verdächtigen und Anklagen noch entschlossener ist: ein trauriger Wetteifer bei welchem man nicht weiss ob der mehr oder ob der minder Rückhaltlose mehr zu loben sei, da doch ihr Zweck der gleiche ist. In der Hauptsache sind beide sich gleich, ob auch das Feuer des Hasses gegen alles was sie das »Moderne« nennen und das Hinausschleudern des Vorwurfes »rationalistischer und naturalistischer Grundanschauungen« gegen jeden und besonders gegen jeden hervorragenden Mann der nicht ihres Weges sein will bei dem einem etwas andere Leuchtkugeln treibt als bei dem anderen. Wenn indessen Delitzsch durch das Ersinnen von allerlei wenigstens scheinbar sinnreichen neuen Vorstellungen die Schwellen der Wissenschaft zu verzieren sucht ob man sich durch sie anlocken lassen wolle, so sucht Dr. Keil in weit kühleren Bemerkungen sich Glanz und Ruhm zu erwerben, wie man vorzüglich auch in der Vorrede zu einer eben erscheinenden neuen Ausgabe des ersten Bandes dieses ganzen Sammelwerkes sehen kann. Für ihn nimmt jeder der seine Zerstörung aller Wissenschaft nicht billigen kann, »auf die Fortentwicklung der Wissenschaft« keine Rücksicht; und sogar leicht zu entdeckende Unwahrheiten werden auf diesem Wege schon nicht mehr gescheuet: er weiss für welche Leser er schreibe! Die Anmassung solcher Schriftsteller welche die Wissenschaft und sogar die Frömmigkeit selbst (denn wo ist diese nachdem die Liebe zur Wahr-

sit erstickt ist?) in ihr Gegentheil verkehren, ummt seit den letzten Jahren in Deutschland ihr unverkennbar einen ganz neuen raschen Aufschwung: man bäumt sich schon, man weiss sich vor Uebermuth und Muthwillen kaum noch zu halten! Warum auch nicht? die Sterne dieser Zeiten scheinen ja so günstig, und alle des Namens werthe Wissenschaft zu verachten bringt dem Evangelischen Deutschland keine Schande mehr.

Bei diesem Stande der Dinge kann man es dem Verf. des ersten der oben genannten neuen Bücher nicht verdenken dass er in der Vorrede sich gerade gegen die Herren Delitzsch und Teil stark äussert: er hat darin nur zu viel Recht, und wie lange wird es in Deutschland noch währen bis man den Schaden welcher von einer Seite her unser ganzes bestes Bestreben und Arbeiten anfrisst allgemein auf die rechte Weise zurückweist? Allein dies wird nie gelingen so lange man einem solchen tieffressenden Schaden mit ebenso verkehrten Mitteln begegnet: und leider lässt sich nicht sagen dass Dr. Graf die rechten Mittel zum Heilen und Bessern anwendet. Sein Werk zerfällt in zwei Abhandlungen: in der ersten betrachtet er »die Bestandtheile der geschichtlichen Bücher von Gen.

bis 2 Kön. 25«, in der zweiten »das Buch der Chronik als Geschichtsquelle«: es entspricht also seinem Inhalte nach nicht genug seiner Aufschrift und gibt auf eine Menge von Fragen welche die geschichtlichen Bücher des ATs betreffen keine Antwort. Allein nicht diese Mangelhaftigkeit ist es welche wir dem Werke übel anrechnen: das Ueble ist vielmehr dass der Vf. sich alle mögliche Freiheit bei der Betrachtung und Beurtheilung der Biblischen Bücher nimmt,

diese Freiheit aber wenig richtig anwendet weil er die Dinge selbst über die er frei richten will zu wenig versteht, aber auch das was man über sie heute sicher genug wissen kann sich nicht hinreichend angeeignet hat. Er kennt offenbar den Stand unsrer heutigen Wissenschaft in diesen Fächern zu wenig, und hat sich zu wenig Fähigkeiten erworben um ihn richtig zu schätzen. Dies erhellt aus allen Merkmalen: man kann es aber auch schon an der seltsamen Art sehen wie er über diesen heutigen Zustand unsrer bis jetzt errungenen wissenschaftlichen Erkenntnisse redet. So meint er unter anderen die geschichtlichen Forschungen über das Neue Testament seien jetzt viel weiter als die über das Alte: er sollte doch wissen dass die über jenes beständig höchst unvollkommen und schwankend blieben bis die über dieses eine unumstössliche Gewissheit gewonnen, worauf es dann leicht wurde auch die über jenes zu derselben Gewissheit zu erheben. So ist es gekommen: und anders konnte hier gar kein Fortschritt und keine Sicherheit erreicht werden; jetzt aber ist diese längst auf beiden Seiten ganz gleichmässig erreicht.

Wer indessen die ATlichen Geschichtsbücher untersuchen will, muss vor Allem Wort um Wort Satz um Satz und Stück um Stück ganz genau nicht bloss für sich sondern auch im grossen Zusammenhange der Erzählungen selbst vollkommen sicher zu verstehen sich bemühen: sonst wird er sie weder ihren Quellen nach ihrem geschichtlichen Werthe nach richtig schätzen können. Der Verf. verwirft aber nach S. 2 ausdrücklich diesen wol schwierigen aber allein sichern Weg, und kann schon deshalb hier im Grossen und Ganzen nichts genügendes erreichen; von Knobel hätte er aber hier überhaupt

nicht reden sollen, da dieser es in solchen wirklich schwierigen Dingen nie zu einer Fertigkeit brachte. Dann aber muss der Forscher auf diesem Felde von der Geschichte eines grossen Zeitraumes selbst im Ganzen nach allen noch zugänglichen oft so höchst verschiedenen Quellen sich schon ein untrügliches Bild entworfen haben ehe er über die besonderen Erzählungsstücke treffend urtheilen kann; nur der Geschichtschreiber selbst wird auch ihre Quellen richtig beschreiben können wenn er ihnen allen mit dem schärfsten Auge nachgegangen ist. Unser Verf. bedenkt dies zu wenig, urtheilt über den Inhalt der Quellen so oft zu abgerissen und einseitig, daher leicht auch zu niedrig, und trübt dadurch häufig selbst erst diese unschuldigen Quellen. Kommt nun irgend woher ein irrthümlicher Anstoss hinzu, so ist die Verwirrung leicht sehr weitgreifend und der mögliche Schaden gross; die Freiheit selbst aber die man sich nimmt und der man nie genug zu thun meint, wird dann zur gefährlichen Falle um sich immer weiter zu verstricken. In diesem Wirrwarr waren alle diese Dinge um den Anfang unsres Jahrhunderts in Deutschland, und spannen sich so noch lange fort: unser Verf. verfällt daher ganz in das Zeitalter und in die Sitten und Meinungen der de Wette Gramberg Bohlen Lengerke u. s. w. zurück, während man heute über alle solche Unvollkommenheiten weit hinaus sein sollte. Sehen wir indess was er bringt im Einzelnen etwas näher an.

Der grössere Theil des Buches beschäftigt sich mit der Chronik: diese ist schon in einem sehr tief gesunkenen Zeitalter des alten Volkes geschrieben, und zeigt uns auch nach dieser Seite der Kunst der Geschichtschreibung hin

einen niedrigeren Stand. Ihren wahren Mangel hat man jedoch jetzt genug erkannt und im Einzelnen sowol als im Allgemeinen überall deutlich bezeichnet: es ist grundlos wenn der Verf. das nicht zugeben will. Allein da er alles zu tief stellt, so urtheilt er auch über dieses Buch und seinen Inhalt viel zu niedrig. Und während man erwartet er werde den Mängeln dieses Buches gegenüber die hohen Vorzüge anderer Geschichtswerke des alten Volkes desto glänzender in das rechte Licht setzen, sieht man sich in dieser Hoffnung völlig getäuscht, obgleich er hier nur sorgsam weiter zu verfolgen hatte was heute bereits sicher genug erkannt ist.

Ausserdem ist es nur der Pentateuch dem er eine besondre Aufmerksamkeit widmet: aber auch in ihm ist es wiederum nur ein kleinerer Abschnitt bei welchem er etwas besonders Wichtiges entdeckt zu haben meint. Wir wollen nämlich ganz übersehen dass er auf die Meinung verfällt die Gesetzgebung der sogenannten mittleren Bücher des Pentateuches sei später als die des Deuteronomiums: wer diese Meinung genau verfolgt, wird sie nach keiner Weise hin billigen können, ganz abgesehen davon dass man dann den Inhalt dieser Bücher für rein ungeschichtliche Einbildung halten müsste; denn was dies bedeuten würde, hat unser Verf. offenbar nicht gehörig überlegt. Allein an einer besondern Stelle dieser Bücher gewinnt seine Meinung etwas mehr als eine unklare und unstäte Gestalt: er will beweisen die letzten Stücke im B. Leviticus seien von keinem andern als von dem Propheten Hezeziel geschrieben. Liesse sich das beweisen, so hätte man damit eine sehr greifbare Vorstellung, und man könnte dann

von dieser Gewissheit aus sehr vieles und äusserst wichtiges Anderes ganz sicher entscheiden. Wäre nun der Beweis für diesen Gedanken überhaupt möglich, so müsste er hier sehr zwingend und vollständig geführt werden können, weil wir ja das weite grosse Buch Hezeqiel's haben auf welches wir alles ganz zuverlässig gründen könnten. Allein unser Vf. zählt zwar S. 81 f. eine Menge von Stellen auf aus welchen der Beweis herzustellen sei, er hat aber offenbar nicht bedacht was zu einem solchen Beweise gehöre. Der erste und der Haupttheil dieses Beweises soll nämlich der sein: Lev. c. 18 ff. finde sich so oft der (ursprünglich so hoch bedeutsame) prophetische Spruch »Ich bin Jahve!« und derselbe finde sich nirgends weiter so als bei Hezeqiel. Wir wollen hier nicht über den Ursprung und Sinn dieses Auspruches reden: es ist schlimm dass unser Verf. darüber nachzudenken unterlässt; was aber Hezeqiel'n betrifft, so verhält es sich mit ihm so. Er gebraucht die Worte 20, 5. 7. 19: allein hier wiederholt er bloss erzählend Worte Gottes aus Mose's Zeit, gebraucht also diese besondern Worte ebenfalls nur weil er wusste dass es wirklich alte Worte waren die Mose immer gebraucht habe. An allen den vielen anderen Stellen stehen sie aber bei Hezeqiel gar nicht so wie im Pentateuche fast unzähligemal rein für sich wo der Zusammenhang der Rede sie erlaubt, sondern hangen immer enger von einem anderen Worte ab, wie »dass sie erkennen ich sei Jahve«. Allein eben in solchem Zusammenhange kommen sie im Pentateuche aus guten Gründen sehr selten und gar nicht in jenen Stellen die Hezeqiel verfasst haben soll sondern nur Ex. 6, 7. 10, 2. 14, 4. 18. 16, 12.

29, 46 vor, sind aber auch bereits 300 Jahr vor Hezeziel bei Joel 4, 17 wiederholt: erst Hezeziel hat sich diese Redensart wie ein süßes Lieblingswort angeeignet und wiederholt sie seiner Sitte nach so überaus oft. Statt dass also hieraus folgte was unser Verf. wünscht, folgt aus alle dem gerade im Gegentheile dass Hezeziel diese Worte nur aus dem Pentateuche hat, sei es dass er sie am rechten Orte rein wiederholt, sei es dass er sie in seine eigne Sprache verarbeite wodurch sie nur noch halb ihre ursprüngliche hohe Bedeutsamkeit behalten. Was aber bei dieser Hauptstelle so bewiesen ist, trifft bei allen anderen ein. Die bei Hezeziel von 5, 13 an so ungemein häufige verwandte Redensart »ich Jahve hab's geredet« findet sich im ganzen Pentateuche nur einmal Num. 14, 35, ist also von ihm wieder nur aus dieser Stelle entlehnt. Die Redensart וְהָיָה כְּדִבְרֵי יְהוָה Lev. 18, 3. 20, 23. 26, 3 ist zwar bei Hezeziel einige Male wiederholt, ebenso aber auch schon bei früheren Propheten wie Mikha 6, 16 ganz ähnlich, und geht bei ihm vielmehr in die ähnliche וְהָיָה כְּדִבְרֵי יְהוָה über 11, 12. 20, 18. 36, 27. Ueberall wird man beim genaueren Nachforschen finden Hezeziel sei nur Nachahmer. Wenn er aber besonders die Sprache des Lev. 26, 3—43 eingeschalteten prophetischen Stückes nachahmte, weil dieses seiner Sprache und seinen Gedanken allerdings auch zeitlich schon viel näher stand als die weit älteren Stücke des Pentateuches, so hat dagegen dieses Stück doch auch so viel ihm ganz Eigenthümliches und Hezeziel'n durchaus Fremdes, dass man nicht ernstlich auf den Gedanken verfallen kann es sei von ihm geschrieben.

Wenn nun bloss eine solche Wissenschaft

ie sie leider hier durch Dr. Graf erneuert wird
 en Herren Hengstenberg Delitzsch Keil gegen-
 über tritt, so haben diese ein leicht gewonne-
 nes Spiel. Die eine Oberflächlichkeit ruft so
 beständig die andre, der eine schwere Irrthum
 len ihm entgegengesetzten aber nicht besseren
 hervor. Wir wiederholen daher auch hier dass
 es endlich hohe Zeit ist denen welche deutlich
 und absichtlich alle ächte Wissenschaft auf diesem
 Felde vernichten wollen mit einer solchen Art von
 Wissenschaft und mit solchen Früchten von ihr
 entgegenzutreten welche sie wirklich zum Rück-
 zuge und zum Beginnen besserer Bemühungen
 zwingen müssen. Unsre deutschen Zeitgenossen
 müssen sich auch hier erst an den rechten Ge-
 brauch der unentbehrlich gewordenen Freiheit
 gewöhnen: sonst wird die Freiheit sie vernich-
 ten. Eine andere Wahl ist hier nichtmehr mög-
 lich: und wenn man es sonst noch nicht kann,
 so lerne man wenigstens in der ächten Wissen-
 schaft auch der ächten Freiheit und damit zu-
 gleich der ächten Religion zu dienen. H.E.

ИЗСЛѢДОВАНИЕ О СОСТАВѢ АРМЯНСКАГО ЯЗЫКА.

К. ПАТКАНОВА. САНКТПЕТЕРБУРГЪ. 1864. (Unter-
 suchung über den Bau der Armenischen Sprache
 von K. Patkanow. St. Petersburg) XXIII u.
 110 Seiten in Octav.

Seitdem Petermann zuerst die armenische
 Sprache im Zusammenhang mit ihren Verwand-
 tinnen betrachtet hat und durch Gosche's, Win-
 dischmann's, P. Bötticher's (de Lagarde's) und
 namentlich Friedrich Müller's Untersuchungen die
 Stellung dieses merkwürdigen Idioms genau be-

leuchtet und die Einzelheiten seines grammatischen Baues und des Lexicons immer mehr und sicherer in ihrem Verhältnisse zu den betreffenden Theilen der zunächst verwandten iranischen Sprachen dargestellt worden sind, so ist es gewiss ein zeitgemässes Unternehmen gewesen, mit dem Schatz aller dieser Forschungen ausgerüstet aufs Neue eine Grammatik des Armenischen auszuarbeiten, und von noch grösserem Interesse mag es für uns sein, dass wir diese Arbeit von einem gelehrten Armenier, dem bereits durch die Herausgabe armenischer Dichtungen (man sehe die Titel in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. XIV, 239), einen Catalogue général de la littérature arménienne (vom 4. bis 17. Jahrh., im Bulletin histor.-philol. de l'acad. des sciences 1860 p. 49 ff.), den Abriss einer Geschichte der Sasanidischen Dynastie. Petersburg 1863 und eine russische Uebersetzung der armenischen Geschichtschreiber Ghevond (8. Jahrh.) und Sebeos (7. Jahrh.) bekannten Herrn Kérobé Patkanianz mit Geschick und Sorgfalt unternommen und gelöst sehn. Nicht allein die Eingangs erwähnten Forschungen, sondern auch gelegentliche Bemerkungen über das Armenische, sowie ältere Werke, wie der treffliche noch immer den grössten Nutzen gewährende Thesaurus des Marburger Professors J. J. Schroeder, sind vom Hn. Verf. gewissenhaft benutzt worden, ganz zu schweigen von den armenischen Grammatiken seiner Landsleute, von Johann Erzenkatzian, der im 14. Jahrh. einen Commentar zu der bekanntlich schon im 4. oder 5. Jahrh. ins Armenische übersetzten Grammatik des Dionysios Thra schrieb, bis auf Arsen Bagratoni (Venedig 1852) herab, deren Forschungen dem Herrn Verf. wie keinem andern offen standen.

In der Einleitung seiner Grammatik finden wir

eine übersichtliche und verständige Darstellung der Urgeschichte des Armenischen, der Zeit, in welcher diese Sprache nach der Absonderung von ihren Schwestern ihren eignen Weg gieng, Wörter und Formen nach unbewussten, mit jenen ihr gemeinsamen Sprachgesetzen instinctiv schaffend allmählich zu der Verwischung der Consonanten und Vocale und der damit zusammenhängenden Flexionsformen, in Verbindung mit den Wirkungen des Accents, welcher durch seine Gegenwart die Längung der Vocale verursacht, während diese bei Tonlosigkeit verkürzt zu werden pflegen, fortgieng, bis sie zu dem nun schon vierzehn Jahrhunderte und darüber — von einer Veränderung der Aussprache der stummen Consonanten abgesehen — wesentlich sich gleich gebliebenen Zustand gelangt ist. Der Herr Vf. macht darauf aufmerksam, dass die historische Entwicklung des armenischen Volkes in umgekehrtem Verhältnisse zu derjenigen der Sprache stehe; während das Volk sich entwickelte, sei die Sprache auf dem im 4. Jahrh. erreichten Standpunct stehn geblieben, eine Ansicht, die doch wohl kaum richtig ist, da wir die Entwicklung des armenischen Volkes nicht erst vom Zeitpunct seiner Bekehrung zum Christenthum und des Eintritts in die Verwicklungen der mittelalterlichen und neuern Geschichte an datiren dürfen, wie diess bei den Gothen der Fall ist, deren Sprache, wie der Herr Vf. bemerkt, zu jener Zeit ein viel alterthümlicheres Gepräge als das Armenische zeigt.

S. VI wird die bekannte Lautverschiebung des Armenischen erörtert, über welche später bei der Lautlehre noch eines weitern geredet wird.

Von S. VIII an finden wir die Geschichte der

armenischen Sprachforschung in Europa und die Ansichten der verschiedenen Gelehrten über den Ursprung des Armenischen, welcher bald im Semitischen, bald im Turanischen gesucht wurde, während es auch nicht an solchen fehlte, die eine Autochthonie des Armenischen annahmen, bis denn endlich nachgewiesen wurde, dass es ein arischer (éranischer) Dialect sei, dessen jetzige Gestalt abgesehen von den Besonderheiten, die im Armenischen zahlreich sind und lange seinen verwandtschaftlichen Kern verhüllt haben, einen Grad der Entwicklung oder wenn man will des Verfalls zeigt, wie wir ihn etwa im Persischen der Sasanidenzeit oder im Pehlvi bemerken.

S. XIV folgt eine interessante Besprechung der armenischen Dialecte, zu welchen sich die Sprache der armenischen Bibelübersetzung verhält wie die Luthers zu den deutschen Volksmundarten, indem in beiden Uebersetzungen die Hof- und Canzleisprache zur Anwendung gekommen ist. Nach Johann Erzenkatzi unterscheidet man acht armenische Mundarten ausser der Schriftsprache 1) das Kortschaik (vielleicht die Moksische Mundart), 2) das taische, 3) das khataische, 4) das sperische (in Hocharmenien), 5) das armenische, d. h. westarmenische, 6) das siunische (zwischen Göktscha, Kur und Aras), 7) das arzachische (in der Provinz dieses Namens), 8) das araratische. Die Volksmundarten sind deshalb wichtig, weil, wie überall, ein beträchtlicher Theil ihres Lexicons keinen Eingang in die Schriftsprache gefunden hat. Im grossen Lexicon der Mechitaristen finden sich etwa 700 solcher Wörter. In einem zu Smyrna erschienenen Vocabulary sind 6000 Wörter gesammelt, die sich nur im Neuarmenischen finden, wobei

wohl viel Fremdwörter mit untergelaufen sind, welche die armenischen Kaufleute ihrer Sprache in allen Ländern zugeführt haben. So finden sich auch bei Gregorius Magister (XI. Jahrh.) viele Wörter, über die uns die Wörterbücher keine Auskunft geben. Herr Patkanow nennt folgende Mundarten (p. XV): 1) die araratische oder kaukasische, 2) die von Tiflis, 3) die abendländische oder das Armenische der Kaufleute in Kleinasien und Europa, 4) die von Wan, in welcher man *խոյ* für *հոյ*, *խէր* für *հէր* sagt, 6) (sic!) die moksische, in Moks oder Mukus, 7) die sasunische, am Ali Dagh im Taurus, 8) die beilanische in Antaki, dem alten Antiochien, 9) die zeitunische im Taurus, 10) die zokische in Akulis (am Aras) und Karabagh, 11) die Gocht-nische, in welcher man *հոյ* für *հոյ* sagt, 12) die dschulfinische, in der Provinz Eriwan, wo man *խոյ* für *հոյ* sagt.

Nachdem der Herr Verf. die Verwandtschaft des Armenischen mit alten kleinasiatischen Sprachen — vom Phrygischen wird diese bekanntlich durch die Alten ausdrücklich bezeugt — erwähnt hat, lässt er sich über die Ansicht Emin's über das armenische Alphabet aus, nach welcher im alten armenischen Alphabet 14 Zeichen gefehlt hätten, die das neue Alphabet besitzt. Dass diese Ansicht unrichtig ist, zeigt schon die Aufzählung der angeblich neuen Zeichen, unter denen sich u. a. alle Vocale finden; aber wenn Herr Patkanow zwar in der Anzahl und Auswahl dieser Zeichen seinem Landsmann nicht beistimmt, wohl aber behauptet, die Laute, welche später entstanden seien, müssten durch die neuen Zeichen vertreten sein, so ist auch diese Behauptung unhaltbar, da es sich hier nicht um

die Hinzufügung einiger neuer Buchstaben, sondern um eine totale Umgestaltung des armenischen Alphabets handelt. Wir wissen aus Mose von Khorene (Edit. Londin. 1736 p. 297), dass Versuche mit einer Verwendung des griechischen Alphabets für die armenische Schrift gemacht, aber aufgegeben wurden, dass es erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang, eine aramäische Consonantenschrift in eine reine Buchstabenschrift nach dem Muster der griechischen umzubilden (Müller, Sitzungsberichte der Wiener Akad. XLVIII p. 438). Wenn daher das armenische Alphabet bereits so vorgelegen hätte, dass nur die Vermehrung durch ein paar neue Zeichen nöthig gewesen wäre, so hätte man der vorbereitenden Versuche, wie sie Mose beschreibt, nicht bedurft.

Die Grammatik beginnt wie billig mit der Lautlehre, und wir sehen hier die sichere Methode befolgt, welche zunächst aus dem Armenischen selbst Natur und Geschichte der Laute entwickelt und erst dann das Verhältniss derselben zu den Lauten der verwandten Sprachen bespricht und durch Beispiele belegt. Diese Zusammenstellungen der verwandten Wörter sind durchgängig richtig, und nur bei sehr wenigen lassen sich Bedenken äussern, so bei dem Worte *u-l-p*, *op*, welches Herr Patkanow p. 5 mit sanskritisch *áhar* zusammenstellt. Dass diess nicht möglich ist, beweist schon die bactrische Form des sanskritischen Wortes, nemlich *azan*. Gosche (de Ariana linguae Armen. indole p. 27), dem auch Fr. Müller im Kuhn und Schleicher Beiträge III, 90) beipflicht, stellt *op* mit skr. *svâr*, bactr. *kvare* zusammen; aber hiegegen lässt sich einwenden, dass alle eranischen Dialecte wie auch das Ossetische ein

kh oder *q* im Anlaut zeigen, z. B. pehlvi neupers. *خور*, sodass wir auch im Armenischen ein *kh* (*ք*) vorn erwarten müssten. Die Etymologie von *op* bleibt demnach noch unsicher, denn die Ähnlichkeit mit dem semit. *אור* scheint ebenso zufällig wie die Zusammenstellung mit *αὔρα* und *αὐριον* unsicher ist.

Die S. 7 angenommene Vertretung eines ältern *t* und *o* durch *h* steht sehr zu bezweifeln (denn die Gleichsetzung von *հալ* mit skr. *sthâ* stützt sich auf besondere Vorgänge), da die Beispiele für dieselbe nicht zureichend sind. Was zunächst das eine derselben, *սոհր* betrifft, so ist diess zwar im Grund dasselbe Wort wie skr. *ásthi*, *asthán*, allein dieses selbst hat wie das griech. *ἀστέον* wahrscheinlich ein anlautendes *k* verloren, welches das Slavische erhalten hat und welches im Armenischen aus dem Anlaut in den Inlaut gestellt erscheint; *սոհր* stimmt daher zunächst zu dem russ. *космъ*. Das andere Beispiel *սկեսալ*, skr. *śvaçrū* bekanntlich für (*śvaçrū*), hat nur ein prosthetisches *s*, da wir auch *հեսալ*, *հեսալ* finden, wo demnach *h* für *ք* (altbactr. *qaçura*) steht, was bei der armenischen Orthographie nicht befremden darf (vgl. Windischmann, Abhandl. der bayer. Akad. IV, 2, p. 20).

Die Zusammenstellung von *դարման* mit neup. *درمان* ist richtig, nicht aber die mit skr. *dhárman*, da das armenische und persische Wort aramäisch ist (im syr. *ܕܪܡܢܐ*). Umgekehrt ist die Identität von *ժամ* mit skr. *yáma* (p. 21) nicht zu bezweifeln, aber das neupers. *زمان*, wel-

Führung ist somit evident, doch kommen die Erklärungsversuche beider Gelehrten schliesslich auf eins hinaus, da doch auch das *y* ursprünglich aus dem dentalen Characterbuchstaben hervorgieng.

Eine wichtigere Differenz zwischen Herrn Patkanow und andern Gelehrten waltet in Betreff des Aorists, welchen er Perfectum nennt. Der Name allein würde nichts weiter bedeuten, wenn damit nicht eine verschiedene Auffassung der Sache verknüpft wäre. Herr Patkanow parallelisirt den armenischen Aorist, den er Perfectum nennt, mit dem lateinischen Perfectum und findet in der Bildung Հաւի neben սիբցի (von uns Aorist II. und I. genannt) dasselbe Verhältniss wie in lat. *legi* und *dixi*. Abgesehen davon, dass *i* in *legi* nicht ursprünglich ist, müsste schon das Augment, welches Herr Patkanow in der Vorsatzsylbe sonst einsylbig bleibender Formen des fraglichen Tempus annimmt, ihn auf den Gedanken gebracht haben, dass wir einen Aorist vor uns haben; ausserdem aber beweist die Uebereinstimmung der Aoristendungen mit denen des Imperfects, sowie die Analogie des Futurs, welches nichts als ein Conjunctiv des Aorist zu sein scheint, dessen Zischlaut aber Herr Patkanow bei seiner Hypothese mit skr. *syâmi*, was doch schon im Altbactrischen zu *hyâmi* oder *gyâmi* wurde, zusammenbringt, zwingend genug, dass uns ein wahrer Aorist und nicht ein Perfectum vorliegt, welches bekanntlich wie im Neupers. periphrastisch gebildet wird (Հարցիս եւ նեup. پرسیده ام).

Alle diese Aufstellungen, welche wir an dem Werke des gelehrten Armeniers, der wie wir hören, eine Arbeit über den armenischen Dialect von Karabagh unter der Feder hat, zu ma-

chen uns veranlasst sahen, schmälern das Verdienst, auf welches wir Eingangs anspielten, keineswegs, und die Grammatik dürfte jedem, welcher mit den Anforderungen unserer heutigen seit Petermanns Werk (1837) so rüstig fortgeschrittenen Wissenschaft an das Studium des Armenischen tritt, zu empfehlen sein, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass er die gerade nicht häufige Fertigkeit besitzt, ein Buch in russischer Sprache zu lesen.

Marburg.

F. Justi.

Geschichte des Gymnasiums zu Stendal von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach archivalischen Quellen bearbeitet von Ludwig Götze, Gymnasiallehrer zu Seehausen i. d. A. Mit einer lithogr. Beilage. Stendal, 1865. VII u. 330 S. in 8.

Diese Geschichte des Gymnasiums, auf welchem Johann Winckelmann gebildet wurde, ist mit grossem Fleiss und fester Hand gearbeitet. Bei eingehender Genauigkeit in die besondere Entwicklung der einzelnen Anstalt behält doch der Verf immer die allgemeine Geschichte der deutschen Bildung im Auge. Und nicht nur der Kampf, den die Stadt bei der ersten Errichtung der Stadtschule 1338 mit dem Domstift erfolgreich bestand, auch mehrere andere Zeiträume, so das Rektorat E. W. Tapperts 1696—1738 und Haackes 1808—1854, zweier Rektoren, wie sie sein sollen, sind von allgemeiner Bedeutung. Es werden fünf Zeiträume unterschieden (1338—1540, — 1626, — 1696, — 1808, — 1864) und in jedem folgen der Darlegung des Unterrichts und der äussern Verhältnisse der Anstalt sorgfältige Angaben über das Leben der einzelnen Lehrer. Ein Anhang giebt 20 zum Theil sehr wichtige Urkunden.

H. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

27. Juni 1866.

Zur Geschichte des Baseler Friedens. Nach Originalquellen bearbeitet von Alfred Edl. v. Vivenot. I. Abtheilung. November 1794 bis April 1795. Zweite Abtheilung. Mai bis December 1795. Wien 1866. Wilhelm Braumüller XX und 650. VII und 635 S. in Octav.

Oft genug haben wir Klage geführt, dass für die neuere deutsche Geschichte die österreichischen Archive unbenutzt, unzugänglich geblieben, dass wir uns genöthigt gesehen, in den Mittheilungen des Engländers Coxe oder den buntscheckigen und nicht eben zuverlässigen Erzählungen Hormayrs, neuerdings in russischen Werken, Auskunft über die Haltung der österreichischen Politik zu suchen; auch mehr als einmal ist ausgesprochen, dass solches sicher am wenigsten im Interesse Oesterreichs liege, dass im ganzen kaum zu erwarten stehe, dass unser Urtheil über die Tendenzen und Massregeln seiner Regierung ungünstiger werde, als es jetzt auf Grund anderer Berichte sei; und freudig ward es daher begrüsst, dass in den

letzten Decennien der Anfang zu einer Bearbeitung der neuern Geschichte aus den reichen Quellen die zu Gebote stehen, und zu einer Veröffentlichung des Materials gemacht worden: mit voller Anerkennung und Dank sind die einschlagenden Arbeiten von Arneth, Wolf, Lorenz, Karajan u. a. aufgenommen und benutzt. Da muss es in hohem Grade unsere Theilnahme erregen, wenn jetzt von Wien aus ein ausführliches Werk erscheint »Zur Geschichte des Baseler Friedens«, nach Originalquellen bearbeitet, mehr als 1200 Seiten, über ein trauriges und verhängnisvolles, aber zugleich ja überaus wichtiges Ereignis der deutschen Geschichte. Freilich müssen wir uns gleich sagen, dass gerade hierüber die Wiener Archive nicht eigentlich die Aufschluss gebenden Papiere enthalten können, und sollten meinen, dass es andere gleichzeitige oder naheliegende Dinge gäbe, die Reichenbacher Verhandlungen, der Beginn des Kriegs gegen Frankreich, die polnischen Theilungen, die Verträge von Leoben und Campo Formio, über die es lohnender sein müsste in Wien Auskunft zu suchen und zu geben. Doch sehen wir denn schon aus dem zweiten Titel des Buches und den Vorreden, dass der Verf. zu diesem Gegenstand mehr zufällig, beiläufig geführt ist: er hatte es unternommen, die Thätigkeit des Reichsfeldmarschalls Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen zu schildern, dafür einen Theil der österreichischen Archive benutzt, und glaubte hier nun das Material zu finden, um die Ansichten und Urtheile neuerer Historiker über die österreichische Kriegführung und dann auch die Politik der Regierung im Jahre 1794 zu berichtigen, und da dies allerdings in einem nahen Zusammenhang steht mit dem Frieden, den Preussen einseitig zu Basel

abschloss, so liess er sich bewegen seine Aufgabe weiter auszudehnen und auch diesen Frieden, der erst einige Zeit nachdem der Herzog Albrecht sein Commando niedergelegt zu Stande kam, in den Kreis der Darstellung zu ziehen, zumal ihm hier jene neuern Bearbeitungen noch ungleich mehr wünschen zu lassen schienen. Die Urtheile, welche über den ersten Band der Geschichte des Herzogs ihm zukamen, »zustimmende und abträgliche,« wie er sagt (ich finde das letzte Wort in Grimms Wörterbuch nur in einer Bedeutung, die der Verf. schwerlich gemeint hat, nocivus, Abbruch thuend) haben nach seiner Erklärung darauf einen erheblichen Einfluss gehabt. Damit mag man es denn entschuldigen, wenn nur die Dinge nicht in der besten Ordnung vorgebracht, manche Ergänzungen zu Früherem nachgetragen werden.

Was die äussere Disposition betrifft, so steht die Sache so, dass die erste Abtheilung dieses Bandes die zweite Hälfte der Biographie des Herzogs enthält, die zweite es specieller mit dem Baseler Frieden zu thun hat.

Mit dieser haben wir uns hier besonders zu beschäftigen, doch auf die erste Abtheilung öfter Rücksicht zu nehmen, wogegen der vorhergehende Band der Geschichte des Reichsfeldherrnamts Herzog Albrechts, der schon früher erschienen, hier zur Seite bleiben kann.

Manches übrigens, was gegeben wird, steht sowohl mit der einen wie der andern Aufgabe wenigstens nur in losem Zusammenhang, z. B. die ausführliche Behandlung der Ereignisse in Holland (I, S. 258—370). Auch sonst ist die Darstellung von einer Weitläufigkeit, die oft in keinem Verhältniss zu der Wichtigkeit der behandelten Gegenstände steht.

Der Verf. hat, wie es sein erster Plan mit

sich brachte, besonders die österreichische Reichstagscorrespondenz zu Rathe gezogen, und nun den ihm neuen Verhandlungen in Regensburg eine Bedeutung beigelegt, die ihnen sicher am wenigsten zukommt: sie geben nur immer neue Zeugnisse von der Schwäche und Ohnmacht des Reichs, der Verkommenheit aller Einrichtungen und Zustände, die mit demselben in Zusammenhang stehen, der kleinlichen zugleich ängstlichen und eigennützigen Politik fast aller Reichstände. Wir sind gerne bereit in alle die Klagen und Verwünschungen einzustimmen, die seine Gewährsmänner und er über den Reichstag, das Reichsheer u. s. w. u. s. w. austossen; aber wir erfahren da in der That nichts neues, und wenn andere, die von dieser Zeit und diesen Ereignissen handeln, kürzer darüber weggegangen sind, so liegt der Grund sicher nicht darin, daß sie diese Misère nicht gekannt oder gesucht hätten sie zu verbergen, zu beschönigen, sondern es geschah, weil sie einsahen, wie alles Leben und Thun anderswo liege, es sich dort nur um eitle Formen und leeren Schein handle. Und dafür darf dann wahrlich doch nicht diese Zeit, dürfen nicht die Regierungen und Staatsmänner dieser Tage verantwortlich gemacht werden. Auch stand es auf österreichischer Seite nicht besser, wie z. B. die hier gemachten Mittheilungen über den Mangel an Einigkeit zwischen den verschiedenen Gesandten, die der Wiener Hof in seinen verschiedenen Eigenschaften am Reichstag hielt, zeigen (I, S. 344. II, S. 101). Trotz alle dem mögen wir die ausführliche Berichterstattung über die Verhandlung des kurmainzischen Friedensantrags (I, S. 136—257), über den Versuch einer Revision der Reichsexecutionsordnung (II, S. 1—138, wo vieles andere eingemischt ist,

Über die Aufnahme der Nachricht vom Baseler Frieden in Regensburg (besonders II, S. 278 ff.), das Meiste aus den Berichten des kaiserlichen Concommissars Freiherrn v. Hügel, für den der Verf. eine grosse Vorliebe hat und dessen Portrait den ersten Band schmückt, immerhin mit Dank hinnehmen. Es ist nicht das Wesen der Dinge, die wir kennen lernen, aber ein gewisser Reflex der Begebenheiten, den zu beobachten nicht ganz ohne Interesse ist.

Dagegen über den Baseler Frieden erfahren wir sehr wenig, nichts eigentlich Neues, nichts Authentisches. Der Abschnitt, welcher diese Ueberschrift trägt (II, S. 139—277), berichtet, nachdem vorher unter den Verhandlungen über die Executionsordnung auch allerlei Correspondenzen über die preussischen Unterhandlungen wenig oder halb eingeweihter Agenten mitgetheilt sind, kurz über den Abschluss und den Inhalt nach französischen Quellen, und beschäftigt sich dann ausführlich mit seinen Folgen und seiner Aufnahme, und daran schliesst sich als weiteres Capitel »Die öffentliche Meinung zur Zeit des Baseler Friedens« (S. 278—470), das mancherlei recht Interessantes enthält. Dazu kommen einige nicht unwichtige Beilagen.

Der Verfasser geht darauf aus, die damals und später versuchten Rechtfertigungen des Baseler Friedens zu widerlegen, namentlich alle Vorwürfe, welche im Zusammenhang damit Oesterreich gemacht worden sind, als ganz nichtig und unbegründet zurückzuweisen. Leider geschieht dies aber mit unzureichender Kenntniss, ungenügendem Material, und, was das Uebelste ist, in einer Form die nicht widerwärtiger gedacht werden kann. Der Ton, dessen der Verf. sich bedient, ist unwürdig, unziemlich, unzuläs-

sig. Er mag den Frieden verdammen, auf seinem Standpunkt als Verbrechen, Schandthat, oder wie er mit einem Lieblingsausdruck sagt Meinthat (II, S. 181. 263. 276. 606. 612) bezeichnen, die Politik verurtheilen die zu demselben führte; aber es geht über alles Mass hinaus und verfehlt eben damit seine Wirkung, wenn diese Politik wieder und wieder als »lügenvoll heuchlerisch, gott- und ehrlos« (II, S. 263) bezeichnet wird, und es ist mehr als das, es ist ein Zeichen, man kann nur sagen, völliger Unzurechnungsfähigkeit, wenn er von einer »schamlos lügenhaften und absichtlichen Geschichtsverdrhung« zu sprechen wagt, wenn er sich erdreistet, von einer Reihe der namhaftesten Geschichtsforscher der Gegenwart, weil sie eine andere Auffassung der Dinge haben als er, zu sagen, dass sie in »wohlberechneter Absichtlichkeit« die Dinge entstellt hätten (S. 324N.), während andere doch nur aus Mangel besseren Wissens gefehlt haben sollen. Nicht, um mit dem Verf. zu verhandeln, der in seiner Leidenschaftlichkeit sich ausserhalb aller Discussion gestellt hat, sondern nur um zu zeigen, wie rein verläumderisch sein Vorbringen ist, mag man einfach die Frage stellen, woher denn jene ihr besseres Wissen geschöpft haben sollten. Vor dem Verf. hat sich ja kein Oesterreicher die Mühe gegeben uns über diese Vorgänge actenmässig zu belehren; die über den Gegenstand neuerdings schrieben, und das sind allein Häusser und Sybel (die andere, Bluntschli! u. s. w. in blindem Eifer daneben gesetzt), waren auf die gedruckten Nachrichten und überwiegend die Papiere der preussischen Archive angewiesen. Wie sollten sie da zu andern Resultaten kommen, als die sie darlegen.

Man braucht dabei nicht ihre Auffassung

überhaupt oder die Beurtheilung einzelner Ereignisse zu theilen; ich begreife vollkommen, dass auf österreichischem Standpunkt manches sich ganz anders ausnimmt; wir erfahren aus den Briefen Hügels, Lehrbachs, des Prinzen Albrecht, besonders auch dem Aufsatz (Remarques) sur la conduite des Prussiens durant la campagne de 1794 (I, S. 643 ff.), wie wir freilich auch so schon wussten, dass man damals auf österreichischer Seite nicht weniger Vorwürfe gegen Preussen erhob als hier gegen Oesterreich; und ich glaube auch mit nicht geringerem Recht. Eine Apologie der einen oder andern Seite scheint mir gleich wenig berechtigt, gleich wenig Aufgabe der Geschichte zu sein; mit solchem Schmähen und Declamieren aber wie hier ist in der That gar nichts geholfen, wird der Wahrheit am schlechtesten gedient.

Ein Hauptpunkt ist eine angeblich von Oesterreich durch den Gesandten des Grossherzogs von Toscana, Bruders Kaiser Franz II., in Paris, Carletti eingeleitete Unterhandlung über einen Frieden Oesterreichs. Der Verf. berichtet an vielen Stellen (II, S. 164. 200. 224. 293 ff.), wie allgemein verbreitet und geglaubt die Nachricht damals war; er druckt einen Brief Hügels an Colloredo ab (II, S. 324), in dem es heisst: »so löge denn dieses Gerücht, weil es fast unaussprechlich scheint, fortbestehen.« Und so kann er sich wundern, dass ihm auch jetzt noch eine gewisse Bedeutung beigelegt, dass es als ein Factor zur Erklärung der Vorgänge damals benutzt worden ist. Der Sache ist damals officiös mehreren Zeitungen, officiell in einem Circulaire Thuguts an sämtliche Minister im Reiche ausgesprochen. Sybel hat dies sehr wohl gekannt (I, S. 475, 2. Aufl.); aber ich glaube nicht, dass

man ihm einen Vorwurf machen kann, wenn er ebenso wie die Zeitgenossen, der Sache nicht darum alle Glaubwürdigkeit abgesprochen; er selber berichtet, dass der preussische Agent zu der Ueberzeugung gekommen, Carletti habe ohne förmlichen Auftrag aber in Thuguts Sinn gehandelt (S. 477); darin konnte jener sich irren; ich glaube nicht an diese Thugutschen Pläne; aber die Sache verliert damit doch nicht alle Bedeutung: am wenigsten ist daran zu denken, dass die Gerüchte nur von Preussen erfunden und ausgestreut worden.

Mit diesen Carlettischen Verhandlungen ward damals der beabsichtigte Tausch der Niederlande gegen Baiern in Verbindung gebracht, und der Vf. meint nun das eine mit dem anderen beseitigen zu können: niemals habe Oesterreich in dieser Zeit daran gedacht; wohl sei von Preussen eine solche Lockspeise hingehalten, aber von Oesterreich in keiner Weise darauf eingegangen (I, S. 524 ff.); was man der Art erzähle sei eine reine Fabel (II, S. 265). Es beruht das, wie wir gerne glauben wollen, nur auf mangelhafter Kenntniss. Die von Hrn. Vivenot benutzten Papiere mögen es nicht enthalten: er hat ja aber auch gar nicht über die Geschichte der Jahre 1792 und 1793 umfassende Untersuchungen angestellt, nur nachträglich einzelnes dafür durchgesehen, hat überall die Correspondenz des Wiener Hofes mit den europäischen Mächten nur sehr theilweise benutzt. Wenn er eine Aeusserung von dem preussischen Gesandten in Regensburg Graf Görtz an Hünd abdrucken lässt: »Es sei ja notorisch und unwidersprochen, dass der Graf Lehrbach im Jahr 1792 mit dem nämlichen Auftrag zu dem König in das Hauptquartier geschickt«, so entspricht das genau dem was wir aus dem Berliner Ar-

chiv wissen; Hügel mochte es neu, auch Colloredo, der Reichsvicekanzler, der später nichts davon wissen wollte (I, S. 625), nicht eingeweiht sein; aber es nicht glauben wollen, weil man es nicht in Wiener Acten gelesen, ist gelind gesagt, unverständlich. Sollte der Vf. wirklich den Mittheilungen von Sybel und Häusser aus dem Berliner Archiv nicht glauben wollen — und sie haben allerdings die diplomatischen Papiere nicht in extenso abgedruckt, wie er es liebt, — so kann er sich auch andersher belehren. Ssolowjoff, Geschichte des Falls von Polen S. 296, giebt genau dieselben Nachrichten aus russischen Quellen, er fügt hinzu, dass allerdings Preussen, welches das von Oesterreich verlangte Ansbach und Baireuth nicht hergeben wollte, schon im December 1791 eine Säcularisation geistlicher Stifter zu Gunsten Oesterreichs angeregt (S. 310), er druckt auch den Brief Thuguts ab, in dem dieser im Juli 1793 erklärt, wie es unmöglich werde bei dem Bairischen Project noch länger stehen zu bleiben, und statt dessen einen Ersatz in Polen fordert (S. 313). Auch hat Oesterreich im Jahr 1795 gar nicht der Sache überhaupt widersprochen, nur dass sie mit Frankreich verhandelt sei.

Ueber die späteren Verhandlungen mit Russland, wie sie durch Miliutin bekannt geworden und dann nachträglich wohl zu einer gewissen Rechtfertigung der preussischen Politik, des Baseler Friedens selbst, benutzt sind, geht der Verf. fast ganz mit Stillschweigen hinweg; er sucht sich in einer Note (S. 266) mit der Sache abzufinden, und weiss nur geltend zu machen, dass Preussen selbst damals keine Kunde von dem russisch-österreichischen Vertrage vom 3. Jan. gehabt. Ich theile hier und in mancher ande-

ren Beziehung nicht die Auffassung Sybels, finde in den Umständen keine Rechtfertigung für Preussen, einseitig einen Krieg aufzugeben, den es wesentlich mit betrieben, und den es nicht als blosser Alliirter Oesterreichs zu führen hatte. am wenigsten einen Frieden zu schliessen. in dem es factisch einen grossen Theil Deutschlands den Franzosen preisgab, den zu verteidigen es gerade auf dem Standpunkt den es einnehmen wollte, als selbständige und deutsche Macht, offenbar dieselbe Verpflichtung hatte wie Reich und Kaiser; durch seine eigennützige, nur auf Vergrösserung und Vortheil ausgehende Politik vorher hat Preussen Oesterreich wohl Anlass gegeben zu jener Verhandlung mit Russland, die doch wesentlich nur einen defensiven Character hatte; es scheint mir eine fast naive Behauptung, wenn man sagt, Oesterreich hätte unter den damaligen Umständen und nach dem vorhergegangenen sich dabei beruhigen, ja vielleicht freuen sollen, wenn »sein Verbündeter« sich vergrössere. Mein Urtheil über den Baseler Frieden ist also, wenn ich auf die Sache sehe, kein wesentlich anderes als das Hrn. Vivenots, ist es gewesen ehe die Veröffentlichungen Miliutins erfolgten und ist durch diese nach der einen Seite so wenig wie durch die hier gemachten nach der andern Seite verändert. Es giebt Dinge, die sich überall nicht rechtfertigen, nicht beschönigen lassen. Die Geschichte hat aber dazu auch nicht den Beruf; sie wird sich begnügen müssen zu erklären was geschehen. Und dafür hat allerdings die nähere Kenntniss der politischen Verhältnisse, in Verbindung mit dem Charakter der ganzen Politik und der tonangebenden Persönlichkeiten, erst das erforderliche Material gegeben. Von Hrn Vivenot aber erfahren wir nicht

tens, dass man sich in Berlin über einige Einzelheiten täuschte, nichts was die ganze Lage der Dinge in einem andern Licht erscheinen lasse.

Zu den heftigsten Angriffen giebt dem Verf. die Benutzung eines angeblichen Abschiedsge-
schäfts des Prinzen von Coburg, das er für unecht,
erfälscht erklärt, von Häusser und Sybel Anlass
(II, S. 290. 590 ff.). Selbst der sorgfältige und
nach Gebühr gelobte Biograph Coburgs, v. Witz-
leben, hat es nicht unbedingt zu verwerfen ge-
sagt, aber allerdings bemerkt, dass er in den
im zu Gebote stehenden Archiven keine Spur
desselben gefunden; Häusser, dem ein handschrift-
liches Exemplar vorlag, hat darauf keine Rück-
sicht genommen und auch in der 3ten Auflage
dieselbe Stelle benutzt (I, S. 569). Da er aber
hier auch sonst Witzlebens Buch nicht anführt,
was er an anderer Stelle eingehend gewürdigt
(Histor. Zeitschrift V, S. 274), so ist wahrschein-
lich, dass er bei der Redaction der neuen Auf-
lage dasselbe, wenn es auch kurz vorher erschie-
nen, noch nicht kannte. Sybel aber, gegen den
Herr Vivenot hierüber 20 Seiten (sage zwanzig
Seiten) der wichtigsten Schmähungen ausgießt,
hat schon in der zweiten Auflage (1861) seines
Geschäfts (III, S. 162) die anstössige Stelle wegge-
lassen. Aber davon wird hier keine Notiz ge-
nommen, obschon Hr. Vivenot die Auflage kennt
(S. 608)

Ebenda hat Sybel (Vorrede S. VIII) unter
Beziehung auf Witzlebens abweichende Ansicht
über eine Frage ausgesprochen, die Herr
Vivenot ganz besonders beschäftigt, ob Thugut
auf eine Räumung Belgiens durch die Oesterrei-
cher aus politischen Gründen hingewirkt habe:
er sagt ausdrücklich, dass eine positive Ent-

scheidung wohl bis zur vollen Eröffnung der Wiener Archivalien vertagt werden müsse. Man könnte meinen, was hier beigebracht müsse die Sache zur Erledigung bringen. Aber das ist doch keineswegs der Fall, wie Sybel neuerdings an anderer Stelle gezeigt hat (Histor. Zeitschr. 1866. I, S. 89 ff.). Ueber solche Dinge werden keine Protocolle aufgenommen, keine Depeschen geschrieben, und es mag schwer sein über sie ins Reine zu kommen. Aber so leichter Hand mit ein paar officiellen Schreiben und viel eigenen Betheuerungen abthun lassen sie sich auch nicht.

Dabei mag man gerne zugeben, dass unser Kenntniss Thuguts und seiner Politik noch eine ungenügende, nicht immer aus den besten Quellen geschöpfte ist. Sind in Hormayrs Schilderung, die der Verf. als späteren Darstellungen zu Grunde liegend ansieht, wohl die Farben, wie jener es liebte, grell aufgetragen, so entbehrt sie doch nicht einer gewissen inneren Wahrheit, und nicht blos einzelne andere Zeugnisse, die Geschichte selbst giebt für manches Bestätigung. Dabei sollen dem Mann bedeutende Eigenschaften, vor allem ein österreichisches Bewusstsein und eine dem entsprechenden Gesinnung nicht abgesprochen werden: er vertrat, nur vielleicht consequenter, fester, was die preussischen Staatsmänner jener Zeit auf ihrer Seite thaten, das Interesse des eignen Staats, beide wenig bekümmert um allgemeine nationale Gesichtspunkte, nur der Oesterrächer, wie es die ganze Geschichte des Landes und Hauses mit sich brachte, noch mit einer gewissen, nur freilich auch nicht grossen Rücksicht auf das Reich, gegen das Preussen sich gleichgültig verhielt, wenn nicht momentan die Far-

desselben auch seinen Tendenzen dienten; gut war dazu ein entschiedener, bewusster und jeder Neuerung, jeder freiheitlichen Bewegung, ein Gegner der Revolution und darum Frankreichs, deshalb für den Krieg; und am meisten hat man ihm Unrecht gethan, wenn man eine Zeit lang ihm Friedensabsichten legt; auch später zur Zeit der Verhandlungen haben wir gerade er, wie wir aus den Briefen bei Miliutin sehen, ihnen widerstrebt. Er war ein Gegner Preussens, wie es wohl jeder österreichische Staatsmann sein musste, doch nicht in dem Masse wie Kaunitz, dass er um willen eine Verbindung mit Frankreich oder damit der Revolution vorgezogen hätte. Mehrere hier mitgetheilte Briefe zeigen, dass er suchte zur Zeit ein gutes Verhältniss zu erhalten, gerne vermied was die Spannung vermehren konnte (I, S. 441. 511. II, S. 72 ff.); russischen Berichte bestätigen, dass er es suchte, freilich seine Vergrösserung, aber auch feindliches Auftreten zu hindern suchte. Es ist viel, sehr viel, dass wir nach den Mittheilungen Vivenots in Thugut einen genialen Staatsmann (II, S. 517. 531 N.) zu erkennen vermöchten (freilich auch der Herzog Albrecht, diese kann mit Recht sagen, brave, lebenswürdige, schwache Persönlichkeit, soll ein »grosser österreichischer Staatsmann« gewesen sein, I, S. 583); wir müssten wahrlich auch Oesterreich nur benehmen, wenn die Lage, in die es Thugut gebracht, ihm solchen verdankt werden sollte, wenn, wie hier behauptet wird, der Verrath Preussens die Schlechtigkeit der andern Reichsstände offenbarte gewesen wären, trotz desselben herbeizuführen was über Oesterreich in den folgenden Jahrzehnten verhängt ward. Dabei erkennen

wir die Ausdauer und Kraft, die in den Kriegen gezeigt ist, vollständig an, finden die im ganzen consequente äussere Politik ungleich mehr zu loben als das Schwanken und unsichere Taster der preussischen Staatsleiter. Aber die grossen Gebrechen der innern Politik, die beschränkte und engherzige Behandlung der staatlichen Angelegenheiten überhaupt, das Operieren mit meist unzureichenden Mitteln, die Scheu vor lebendiger Entwicklung der Volkskraft haben das Mälingen auch der Ziele der auswärtigen Politik verschuldet. Wie wenig speciell Thugut, und man mag wohl sagen auf seinem Standpunkt ganz mit Recht, deutsche oder Reichsinteressen bedeuteten, zeigen die beiden interessanten Gutachten, die hier mitgetheilt werden (S. 27 ff.), in denen er vorschlägt, nun endlich die Eigenschaft des Reichsoberhauptes von jener des Beherrschers der österreichischen Monarchie zu trennen (vgl. was über die Theilung der österreichischen und Reichsarmee gesagt ist I, S. 547): kam es später dahin, dass Franz II. für Oesterreich Frieden schloss, während er als Kaiser beim Kriege blieb, so dachte Thugut jetzt umgekehrt an die Möglichkeit, einen Reichsfrieden zu schliessen, aber den Krieg von Oesterreich fortführen zu lassen. Auch diese Gutachten zeichnen sich übrigens aus durch das Bedächtige, Vorsichtige ihrer Rathschläge, ein gewisses Streben möglichst jeden Anstoss zu vermeiden.

Es fehlt auch sonst nicht an mancherlei ganz dankenswerthen Mittheilungen. So ist die im ersten Band benutzte und in Auszügen mitgetheilte Correspondenz des Gesandten Perser in Holland nicht ohne Interesse; schon damals tauchte der Gedanke auf, Belgien und Holland unter einem Oranier zu einem Königreich

zu vereinigen (S. 295). Auch die Mittheilungen über die Kriegführung sind im einzelnen nicht ohne Werth, und manches giebt eine Bereicherung unserer Kenntniss, eine Berichtigung früherer Annahmen. In einer Beilage des zweiten Bandes ist eine Correspondenz des Mainzischen Ministers Albin mit Hardenberg und andern abgedruckt. Auch hier aber wird man aus den Briefen Hardenbergs ganz andere Schlüsse ziehen als der Verfasser, nach dem derselbe »nicht um ein Haar besser war als die andern preussischen Minister und zu jener gehässigen Klasse von preussischen Diplomaten gehörte, welche die österreichisch-preussische Allianz seit ihrem Anfang ununterbrochen zu lockern am thätigsten und eifrigsten bemüht war« (II, S. 83 N.), durch den Lüge und Heuchelei in ein kunstvolles System gebracht sein sollen (S. 164), der ein »recht frevelhaftes Spiel mit den Regierungen der deutschen Reichsfürsten trieb« (S. 190). Seine Briefe betätigen vielmehr nur die auch sonst bekannte, freilich fast naive Zuversicht, die er und andere preussische Staatsmänner hatten, nach dem abgeschlossenen Frieden durch Unterhandlung und Vermittlung Frankreich gutwillig zum Verzicht auf das linke Rheinufer zu bewegen, freilich wohl mit Ausnahme der österreichischen Niederlande, während Albin sogar in wahrhaft thörichter Verblendung schreiben konnte (S. 576): »Ich weiss nicht, ob der kaiserliche Hof die Niederlande wieder haben will; mir scheint aber, die Franzosen sowohl, als wir alle, seyen auf alle Weise interessirt dabei, dass er solche wieder bekomme; und resolviren sich die Franzosen hierzu, können wir dem Kaiser sagen, es hänge nur von ihm ab, diese Niederlande wieder zu haben, so hindert uns nichts mehr, das Frie-

densgeschäft zu konsumiren* (so am 18. Mai 1795!). Wie es mit der Charakterfestigkeit Albinis bestellt war, zeigt dann der Vergleich des Briefes vom 24. Sept. mit denen aus dem April. Am 15. April (S. 565): »Euer Excellenz wissen, dass ich nichts weniger als Prahler bin, lieber aber soll mich selbst eine Kugel von dem Walle ins Grab werfen, als dass ich uns nach so ungeheueren Aufopferungen Maynz nehmen lasse; ich werde ausharren, siegen oder sterben, für mich ist keine andere Wahl«; am 24. Sept.: »Ich wünschte, dass wir eine Neutralität für Mainz und alle fürstliche Lande des linken Rheinufers, sowie Hessen, erhalten könnten, wenn wir auch gleich die Lande des linken Rheinufers bis zur Pacification générale in feindlichen Händen lassen müssten. . . . Die Franzosen werden höchst wahrscheinlich nicht fordern, dass ihnen Mainz abgetreten werden soll, denn, da sich diese Festung ganz sicher lange halten kann und wird, mithin dem Feinde nothwendig noch viele Menschen kosten muss, so gewinnt er dadurch schon genug, wenn die Kaiserlichen solche mit ihrem Geschütze und Munition verlassen, dergestalt, dass sie nicht mehr im Vertheidigungsstande sein würde, wenn der Feind bei der Pacification générale auf deren Abtretung bestehen sollte. . . . Die kurfürstlichen Truppen machen ungefähr den dritten Theil der Garnison aus: wenn man nur diesen den Befehl zubringen könnte, sich nicht ferner brauchen zu lassen, so würden sich die Kaiserliche um so mehr fügen müssen, als auch schon das in Mainz liegende Münsterische Bataillon den Befehl zum Abzuge hat, und alle weiteren darinnen liegenden Reichstruppen sich sogleich anschliessen würden.« Und wie andere Staatsmänner dachten, zeigt eine von Hügel r-

ferierte Aeusserung des hannoverschen Reichstagsgesandten von Ompteda (II, S. 137): »dass es selbst im schlimmsten Falle nichts zu sagen habe, wenn an dem untern Rhein der Deutsche vom rechten Ufer nach Frankreich schaue, wie es am Ober-Rhein der Fall seye.« Als besonders eifriger Freund des Friedens wird ausserdem mehrmals der hessische Minister Waitz von Eschen genannt (II, S. 193 N. 309. 344. 399).

Wohl auf falscher Fährte ist der Verf., wenn er meint, es seien noch geheime Artikel des Baseler Friedens unbekannt; allerdings als Garden, auf den er sich beruft, den 5. Band seines Werks über die Geschichte der Friedensschlüsse veröffentlichte, war es der Fall; aber seitdem hat Häusser dieselben bekannt gemacht, wie er selber anführt*), und wenn er daran mäkelte, dass es nur nach einer Abschrift geschehe, Häusser nicht das Original zu Gesicht bekommen zu haben scheine, so lässt sich das nur als Unkenntnis der Verhältnisse in den meisten Archiven, wo alle Akten viel leichter als die officiellen Urkunden zugänglich sind, oder aus dem Vergnügen auf jeder Seite wo möglich sich über die »Deutsche Geschichte« zu expectorieren, erklären.

In welcher Weise dies geschieht, zeigt z. B. S. 405 N: »Auch Häussers D. Geschichte hält gegen besseres Wissen (siehe Anmerkung B. II, S. 25) daran fest, dass der Name Hügel mit jenem Strengschwerdts identisch ist«. In der an-

*) Dagegen hat sie Le Clerq in dem von dem Verf. angeführten *Recueil des traités de la France* (Bd. I. 1864) nicht, obschon er versichert, die Erlaubnis erhalten zu haben »de collationner les documents officiels sur les originaux eux-mêmes«; nur in ein oder zwei Fällen »des considerations d'ordre majeur commandaient une réserve devant laquelle nous devons nous encliner.«

geführten Stelle heisst es aber: »Man glaubte, dass der kaiserl. Concommissarius zu Regensburg, Baron Hügel, unter der Maske versteckt sei. Der Herausgeber der Lebensbilder aus den Befreiungskriegen II, 386 nennt dagegen mit Bestimmtheit Karl Friedrich Kobielsky als Verfasser«. Dass jener Glaube übrigens doch nicht so ganz ohne Anlass war und Häusser alles Recht hatte nachher von der österreichischen Diplomatie zu sprechen, zeigt, dass Hügel jenen Kobielski freilich zu grösserer Mässigung (S. 456 ff.), aber auch zum Fortarbeiten ermunterte (S. 404 N.), auch sein Streben zu unterstützen in Wien vorschlug (S. 355 N.), wo man es ablehnte, weil die Reichskanzlei über keine Gelder disponieren könne, in der Staatskanzlei »die Leitung der öffentlichen Meinung unter dem Namen Pedanterie und gelehrter Spiegelfechtereie angeschwärzt ist«: auch ein Zeugnis für die Thugutsche Ansicht der Dinge (vgl. S. 454: »Alles liegt also an Thuguts Gleichgültigkeit gegen öffentliche Meinung«). Der Reichsvizekanzler, der Concommissar, ein kaiserlicher Gesandter Graf Westphalen dachten anders (S. 354. 238), und einige Mittheilungen die der Vf. über ihre Thätigkeit und aus den Schriften der Zeit macht, verdienen allen Dank. Man wird auch das Bemühen des kaiserlichen Hofes ganz in der Ordnung finden und sich nur wundern, dass das entsprechende Preussens und seiner Freunde so harten Tadel erfährt.

Wie der Eifer den Verf. zu den masslosesten Behauptungen und Worten fortreisst, so besonders hier, wo er darauf kommt, dass damals norddeutsche Professoren sich gegen die kaiserliche, für die preussische Politik ausgesprochen haben; auch die »hochberühmte Georgia

Augusta« hat seinen Zorn erregt, und er vergisst sich soweit von ihr zu schreiben: »was Staatsrecht und Reichsgeschichtslehre betraf, damals ein wahrer Schandpfehl deutscher Gelehrsamkeit«. Dabei hat er natürlich nicht die mindeste Kenntniss von dem was er sagt: er hat in den Flugschriften von Kobielski gelesen, dass dieser Pole, »in einem unbesiegbaren Hasse gegen Preussen aufgewachsen« (II, S. 406), keinen »Pütter« citiere, Pütter nicht fürchte (S. 407. 409), eine seiner Schriften an Pütter und Martens adressierte (S. 445); er findet einmal in seinen Akten, dass Böhmer und Runde von der preussischen Regierung um ein Gutachten angegangen sein sollen: ob und wie sich nach dem Westphälischen Frieden noch Säkularisationen machen und mit jenem Reichsgrundgesetz vereinigen lassen (S. 393) — und damit ist das Urtheil fertig. Von derselben Art ist es, wenn er schreibt (S. 329): »Ein grosser Theil der hannoverschen Staatsmänner bezog preussische Pensionen und Orden und wurde hiedurch dem preussischen Interesse dienstbar gemacht«.

Das Gesagte genügt aber, um mit dem Urtheil zu schliessen, dass die von dem Verfasser gemachten Mittheilungen dankenswerth, wenn auch für die Beurtheilung der österreichischen Politik in diesen Jahren durchaus nicht ausreichend sind, seine Zuthaten aber grossen Theils der Art, dass viel Geduld und Nachsicht mit dem k. k. Hauptmann dazu gehört, um sich durch diese Bände hindurchzulesen und das wirklich Brauchbare herauszusuchen. G. Waitz.

Die Christologie des Neuen Testaments. Ein biblisch-theologischer Versuch von Willibald Beyschlag, Dr. d. Theol. u. ord. Prof. an der Univ. Halle. Berlin 1866. XLII und 260 Seiten.

Herr Prof. Beyschlag hat das Unglück gehabt, durch einen auf dem Kirchentage zu Altenburg (1864) gehaltenen Vortrag über die nothwendige Auffassung der Person und des Lebens Jesu bei einem grossen Theile seiner Zuhörer Anstoss zu erregen. Der positiven Begründung seiner damals ausgesprochenen Ansicht und ihrer Rechtfertigung aus dem N. T. ist die vorliegende Schrift gewidmet, die deshalb, wie der Verf. erklärt, in weniger freier Musse und schneller ausgearbeitet worden ist, als ihm selbst erwünscht war. Ref. steht dem ganzen Handel fern; aber wie er nicht zu seinem Vergnügen wahrgenommen hat, in welchem Tone namentlich die Gelehrten der Ev. K. Z. über den Altenburger Vortrag, neuerdings aber verschiedene andere Zeitschriften mit Hohn und Schmähung über das vorliegende Buch sich geäussert haben, so würde er, gerade als billiger Beurtheiler, wünschen, dass der Herr Verf. den unter dem frischen Eindrucke der polemischen Situation entstandenen Entwurf dieses Buches zurückgehalten haben möchte. Denn einmal darf der Anspruch erhoben werden, dass nachdem man sich durch den prologus galeatus von XLII Seiten hindurchgearbeitet hat, die Sache selbst so objectiv verhandelt werde, dass man nicht auf jeder Seite an die polemische Veranlassung erinnert werde; und dann darf der Verf. überzeugt sein, dass die Gegner, denen er hauptsächlich seine Erörterungen gewidmet hat, sich weder überführen noch imponiren lassen durch immer wiederholte

Zeitenhiebe und deductiones ad absurdum. Den Gegnern gegenüber war es Herrn B. geboten so zu schreiben, dass er ihnen Achtung vor der wissenschaftlichen Solidität seiner Ausführungen abgewinnen könnte, aber er musste von vorn herein darauf verzichten, ihnen die Unrichtigkeit ihrer eigenen Ansicht anzudemonstrieren. Denn ein solches Unternehmen gegen theologische Traditionalisten ist völlig erfolglos; hingegen pflegen dieselben soweit dem Bewusstsein ihrer wissenschaftlichen Mängel zugänglich zu sein, dass sie die Sicherheit der wissenschaftlichen Methode auch bei entgegengesetzter Ansicht anzuerkennen sich genöthigt sehen. Herr B. musste sich darauf beschränken, aber auch bestimmt danach streben, diese Stellung zu gewinnen, wenn er der von ihm vertretenen Sache dienen und zugleich sich vor fortgesetzten »persönlichen Miss-handlungen« sichern wollte. Aber freilich hat er sich durch die Sicherheit seiner eigenen subjectiven Ueberzeugung und die entsprechende Geringschätzung der gegnerischen Ansichten darüber getäuscht, dass eine materiell neue Ansicht, wie er sie über die N.T.lichen Vorstellungen von Christus darzustellen sich anheischig macht, nicht in den alten Formen der Beweisführung zur Geltung kommen kann. Er hat zu dieser »ersten grösseren theologischen Arbeit« nicht die Einsicht mitgebracht, dass eine Menge von Methodefragen angeregt und gelöst sein wollen, wenn der traditionellen Christologie ihre Begründung im N. T. mit Erfolg streitig gemacht werden soll. Anstatt dessen begegnen wir nur auf S. 6. 7. einigen dürftigen Behauptungen über den Werth der Bibel im Verhältniss zu der Aufgabe, die sich der Vf. gestellt hat, und einige methodische Instanzen werden im Verlauf des

Buches bei ihrem jeweiligen besondern Gebrauch angerufen. Hr. B. hat ja nun freilich sehr Recht darin, dass man die christologischen Gedankenreihen im N. T. nur nach ihren A.T.lichen Prämissen und nicht nach den Denkformen der heidenchristlichen Theologie richtig versteht, und er behauptet mit vollem Recht, dass die Aussagen Jesu über sein Wesen und sein Verhältniss zu Gott nicht berechnet sind auf die Dialektik in der sich die hergebrachte Dogmatik bewegt: aber diese Grundsätze verstehen sich leider noch gar nicht so von selbst, dass sie nicht von vorn herein als die unumgänglichen Bedingungen des Verständnisses des N. T. erörtert werden müssten. Und wenn es zu keinem andern Zwecke dienen sollte, als dazu, den Gegnern zu zeigen, dass auch sie keine voraussetzungslose Exegese ausüben! Allein wir vermuthen, dass der Herr Verf. selbst die Tragweite dieser von ihm aufgestellten und gehandhabten Grundsätze nicht völlig durchschaut. Durch dieselben wird nämlich die Kunstmässigkeit des Charakters der Exegese des N. T. bedingt, d. h. es wird festgestellt nicht nur, dass die durch die heidenchristliche Theologie begründete exegetische Tradition nicht den Schlüssel für den wirklichen Sinn der N.T.lichen Männer darstellt, sondern auch, dass man keiner exegetischen Aufgabe gegenüber ein, wie man sagt, unbefangenes und unmittelbares Verhältniss einnimmt, bei dessen Geltung man den Sinn einer Stelle, schon nach ihren grammatischen, lexikalischen und logischen Bedingungen als selbstverständlich ansprechen könnte. Die religiöse oder die theologische Bedingtheit jedes N.T.lichen namentlich jedes christologischen Gedankens kann immer nur durch complicirte Vermittelungen, namentlich durch die

Beachtung der eben bezeichneten beiden Grund-
 sätze erhoben werden. Der Verf. hat, wie ich
 meine, weder seinen Vorthail noch die ganze Be-
 leutung seines Unternehmens erkannt, indem er
 es für überflüssig erachtet hat, die alttestament-
 lichen Prämissen für das Selbst- und Berufsbe-
 wusstsein Jesu zu entwickeln. Und wenn er S.
 37. 40. einige Punkte der Art bezeichnet, die
 er als bekannt voraussetze, so fürchte ich, dass
 ihm selbst noch nicht der vollständige Zusam-
 menhang des Gedankenkreises Jesu mit den ver-
 schiedenen Fäden der A.T.lichen Religions-Idee
 aufgegangen ist, da gerade die Analyse des Mes-
 siasbewusstseins Jesu nicht ohne eine allseitige
 Vergleichung der Zukunftshoffnungen der Pro-
 pheten gelingen kann. Die Vernachlässigung
 dieser Ausgabe verschuldet noch insbesondere,
 dass der Verf. seine Darstellung des Sinnes der
 stehenden Bezeichnung: Menschensohn, welche
 Jesus auf sich anwendet, von der Deutung der
 übrigen Aussagen Jesu über sich selbst vorweg-
 nimmt, und so über die Messiasbedeutung des
 Namens handelt, ehe er sich auf die Zeugnisse
 dafür einlässt, dass und wie Jesus den directen
 Namen des gesalbten Davidssohnes acceptirt hat.
 Wir können aber nicht umhin, jede Erörterung
 des Selbst- und Berufsbewusstseins Jesu für er-
 folglos zu halten, welche nicht geleitet und ein-
 geleitet ist durch die Erkenntniss, dass der A.
 T.liche Sinn des Titels Messias seine sehr be-
 stimmten und engen Grenzen hat, dass der Ge-
 danke an die Ausübung der in der Zukunft zu
 gründenden idealen Gottesherrschaft durch den
 Davididen nur eine secundäre Idee der prophe-
 tischen Eschatologie ist, und seit dem achten
 Jahrhundert vor Jesus immer nur sporadisch
 auftritt, dass die durch Josephus bezeugte Hoff-

nung der jüdischnationalen Partei auf die bevorstehende Eröffnung der vollen Gottesherrschaft vor dem Auftreten Jesu nicht den Gedanken an den Davididen in sich schliesst, dass endlich Jesus zwar den Glauben bei einem Theile seiner Volksgenossen erweckt hat, dass er der verheissene Sohn Davids sei, dass er aber offenbar die Attribute des göttlichen Gerichts und der göttlichen Weltherrschaft, die er für sich anspricht, nicht ursprünglich an sein Bewusstsein, von David abzustammen, sondern an ganz andere Data seines Selbstbewusstseins angeknüpft hat, da sie, verglichen mit der prophetischen Zukunftshoffnung, gar kein genetisches Verhältniss zur Vorstellung des gesalbten Davididen haben. Dem namentlich seine Gewissheit, Gottes Sohn zu sein, hat für ihn nicht den Werth, ihn als den Nachkommen und Nachfolger Salomos zu bezeichnen, sondern steht in Abhängigkeit oder vielmehr Reciprocität zu dem Sinne, in welchem er sich regelmässig den Sohn des Menschen nannte (Marc. 8, 38). Wir würden es nun Herrn B. durchaus nicht verdenken, wenn er auf der Kanzel sich über den bezeichneten Abstand der Attribute Jesu von dem historischen Sinn des Messiasbegriffs hinwegsetzte, und in der populären erbaulichen Rede fortführe, alle eigenthümlichen Attribute und Ansprüche Jesu unter dem Titel seiner messianischen Würde zusammenzufassen. Aber in einer wissenschaftlichen Erörterung fühlen wir uns nichts weniger als erbaut, jenem unbestimmten, geschichtlich nicht begränzten Sinne von »Messianität« des Namens und der Geschäfte Jesu zu begegnen (S. 22 ff.), bei welchem der Verf. sich nicht beruhigt haben würde, wenn er die nöthige A.T.liche Substruction seiner Aufgabe unternommen hätte. Nun ist es

allerdings wahr, dass Jesus, indem er seinen Namen »Sohn des Menschen« aus Daniel entlehnte, hierin das Recht und den Besitz der Herrschaft über das Menschengeschlecht für sich in Anspruch nahm. Für diese Thatsache ist es auch gleichgültig, dass im Buche Daniel der Zusammenhang darauf hinweist, dass durch den Menschensohn das erwählte Volk Israel dargestellt ist. In dem Munde Jesu hat also freilich der Name »Sohn des Menschen« die bestimmteste Analogie zu dem prophetischen Begriff des Gesalbten aus Davids Stamme, aber eben auch kein anderes Verhältniss zu diesem historischen Begriff als das bezeichnete. Denn eine bekannte Rede Jesu weist darauf hin, dass er, indem er seine Abstammung von David zugesteht, als der Sohn des Menschen und Gottes auch die Herrschaft und Erhabenheit über David für sich in Anspruch nimmt (Marc. 12, 35 f.). Aber auch über die Tragweite der Danielischen Vision vom Menschensohne erhebt sich die Gewissheit Jesu, dass er als der Menschensohn mit dem Gerichte beauftragt ist, demjenigen Privilegium Gottes, an dessen Uebertragung an einen Menschen kein Prophet des A. T. gedacht hat. Es erscheint uns also als ein schwer verzeihliches Missverständniss, dass Herr B. z. B. die richterliche Function der Sündenvergebung, die Jesus als der Menschensohn auf der Erde wie im Himmel auszuüben erklärt, mit Berufung auf Jerem. 31, 34 aus der von Jesus in Anspruch genommenen Würde des Messias ableitet, an dessen Vermittelung der Prophet bei der Verheissung des neuen Bundes weder denkt, noch denken kann. — Mit Hrn. B. erkenne ich in der Danielischen Vision die Grundlagen der von Jesus bevorzugten Bezeichnung seiner Person. Neuerdings aber ist

die Ableitung des Namens aus Ps. 8 durch Keim und namentlich durch Colani in einer Weise geltend gemacht worden, über die man nicht so leicht hinwegkommen kann, wie es dem Verf. in einer gegen Keim gerichteten Anm. S. 11 gelingt. Denn Colani (*Jésus Christ et les croyances messianiques de son temps*) hat es unternommen, die Aussagen Jesu über seine, des Menschensohns, richterliche Gewalt, auf die sich Hr. B. kurzer Hand gegen Keim beruft, als nicht ursprünglich zu erweisen. Ich erlaube mir ausnahmsweise, aus der »Nichterwähnung dieses Buches auf die Unbekanntschaft des Hrn. Verf. mit demselben« zu schliessen (vgl. S. 7), und bedauere dies um so mehr, als Hr. B. Gelegenheit hatte, an der Widerlegung des interessanten französischen Buches sowohl die Ueberlegenheit unserer namentlich durch Holtzmann und Weissäcker geförderten Evangelienkritik zu erproben an einem Punkte, der von dem weitestgreifenden theologischen Interesse ist, als auch seine eben so positive als conservative theologische Gesinnung seinen Gegnern zu beweisen.

Für die Analyse wie für die Synthese des Selbstbewusstseins Jesu ist die Eschatologie der Propheten, weiterhin überhaupt die Religionsidee des A. T. der gebotene Ausgangspunkt, der freilich durch den Inhalt der Reden Jesu über sich und sein Thun in einer Weise überschritten wird, welche die Subsumtion Jesu unter dem Umkreis der A.T.lichen Religion verbietet, der aber sich darin bewährt, dass unter seiner Voraussetzung die richtige Ordnung der verschiedenen Glieder des Gedankenkreises Jesus gewonnen wird. Hingegen der Ausgangspunkt und die Voraussetzung für alle eigenthümlichen Aussagen der Apostel über die Person Jesu, ihren Werth und ihre

Stellung zu Gott und zur Welt bildet die Gewissheit seiner Auferweckung und Erhöhung zu Gott. Indem die Apostel ihren Heilsglauben an Jesus als den Christus knüpfen, beachten sie natürlich die Stellung, die er im Zusammenhange der Vorsehung und Offenbarung Gottes gegenwärtig hat, als die Form, welche die ihnen wichtigen Merkmale seiner Person zusammenfasst; und erst von dieser ihren Glauben beschäftigenden Anschauung des der Gemeinde gegenwärtigen gottgleichen Herrn gehen sie nach Gelegenheit und Bedürfniss zu den Merkmalen seiner vergangenen irdischen Erscheinung zurück. Nicht glauben sie in erster Linie an vergangene Data göttlicher Offenbarung in Christus; denn der gesunde und ursprüngliche Glaube sucht sich aller göttlichen Heilswirkung für den gegenwärtigen Moment zu versichern, und ergreift den Zusammenhang der Offenbarung aus der Vergangenheit bis in die Zukunft hinein immer nur insofern, als derselbe die Richtigkeit des gegenwärtigen Glaubenseindrucks gewährleistet. Desshalb ist die Glaubensreflexion, welche aus den Briefen der Apostel hervorleuchtet, so gründlich verschieden von den Glaubensvorschriften der kirchlichen und theologischen Traditionalisten, welche unser religiöses Gefühl mit allen möglichen Thatsachen vergangener Offenbarungen belasten, bis wir ermattet zu den Füßen ihrer eigenen irregeleiteten Autorität niedersinken. Also ist es insbesondere eine fehlerhafte Erwartung, dass die Apostel ihre Aussagen über Christus in derjenigen Reihenfolge aufgefasst haben sollten, in welcher die schulmässige Dogmatik erst vom präexistenten, dann vom geschichtlich menschlichen, endlich vom göttlich herrschenden Christus handelt. Endlich aber

ist leicht erkennbar, dass wenn Jesus nur durch die Vermittlung der A.T.lichen Religionsidee sein aus Gottes Wesen geschöpftes Bewusstsein von sich hat gewinnen können, wenn hingegen die Apostel nur durch die Gewissheit seiner Auferweckung zur gedankenmässigen Feststellung seines Werthes befähigt wurden, die beiden Gedankenreihen, welche Herr B. in dem vorliegenden Buche nach einander entwickelt, nichts weniger als eine Continuität bilden. Denn obgleich es den Aposteln gelingt, ihre Vorstellungen von Christi Wesensbestimmung und Stellung zur Welt in gleicher Höhe mit den eigenen Andeutungen desselben zu halten, und obgleich diese ersten Fäden theologischer Erkenntniss für die Erkenntnisseite des Christenthums so massgebend sind, so wird doch das religiöse Gefühl sympathetisch nur angeregt durch die damit verflochtenen Hinweisungen der Apostel auf das gegenwärtige Wirken des erhöhten Herrn auf die Gemeinde. Denn in solchen Aeusserungen pulsirt das menschliche Heilsinteresse an Christus unmittelbar; hingegen die im engern Sinne christologischen Aussagen der Apostel athmen die Weise der Reflexion. Und in ähnlicher Weise stehen diese christologischen Sätze der Apostel auch von den gleichartigen Aussprüchen Jesu ab, z. B. Kol. 1, 15 ff. von Matth. 11, 27. Denn der Apostel legt eine objective Erkenntniss über die von ihm verschiedene Person dar; das Wort Jesu aber ist in erster Linie Ausdruck seines individuellen Selbstgefühls. Jene vermögen wir nachzudenken, von diesem fühlen wir uns in der Vergegenwärtigung der lebendigen Person unmittelbar ergriffen.

Die Bedingungen für die Darstellung der N.T.lichen Christologie, die wir mit diesen An-

deutungen bezeichnen, haben wir leider nicht aus dem vorliegenden Buche schöpfen dürfen. Herrn B. ist die Bedingtheit aller apostolischen Aussagen über Christus durch die Gewissheit seiner Erhöhung im Ganzen wie im Einzelnen verborgen geblieben, und in dem Verhältniss der apostolischen Christologie zu der Selbstdarstellung Jesu erkennt er eine Continuität, in welcher »das apostolische Zeugniß von Christus auf Grund des vollendet vorliegenden Heilandslebens vom heiligen Geiste hervorgerufen, in gewissem Sinne (bleibt uns sehr ungewiss!) mehr von Christus auszusagen haben muss als er selbst; denn es giebt nicht das Bewusstsein des Gottessohnes in seinem noch währenden Werdeprocess, sondern nimmt von demselben als dem vollendeten seinen Ausgangspunkt.« »In Wirklichkeit schliesst sich Jesu Mund nicht, sondern er redet nun zu seinen Aposteln durch den auf sie herabgesendeten Geist, und durch diese Apostel zu uns« (S. 106. 107). Das ist Alles, was Hr. B. zur Anknüpfung der apostolischen Christologie an die Selbstdarstellung Jesu beizubringen für nöthig achtet, und es ist herzlich wenig; aber nicht nur dies, sondern es verräth uns, wie sehr die »freie gläubige Theologie« (S. 5), wenigstens soweit sie durch den Verf. vertreten ist, in den methodischen Voraussetzungen der Gegner gebunden ist, deren Satzungen er durch das Buch zu entwurzeln strebt. Für den Gesamtwertb desselben und für die Begründung des nicht unbedeutenden Anspruches auf Anerkennung, mit welchem es der Verf. geschrieben hat, können wir leider die einzelnen gelungenen Partien desselben nicht erheblich in Anschlag bringen, da die Haltung des Buches im Ganzen von der erforderlichen Einsicht in die Methode der

Darstellung so wenig genügendes Zeugniß giebt. Der Verf. schmeichelt sich, mit dem Satze, dass die heilige Schrift »als specifisches Erzeugniß des heiligen Geistes eine (!) urbildliche Lehre der Wahrheit enthält« nicht bloss der Negation (d. h. der negativ kritischen Richtung) sondern auch der Orthodoxie entgegenzutreten, welche beide »die blosse unentwickelte unbestimmtere Vorstufe der Kirchenlehre, den blossen Anfang der Dogmengeschichte aus ihr machen« (S. 6). Aber dies Urtheil über die Orthodoxie ist einfach nicht richtig, und die Behauptung des Verf. über die heil. Schrift ist bloss die Voraussetzung, welcher die von ihm bekämpfte Theologie folgt. Und demselben Gedankenkreise gehört die compendiarische Aeussderung des Verf. an, dass die christologischen Aufstellungen der Apostel indirect Aeussderungen aus dem Munde Jesu seien, die nur Mehreres enthalten, als was die Evangelien an Reden Jesu mittheilen. Fügen wir hinzu, dass Hr. B. auch noch den confusen Modeausdruck für die orthodoxe Würdigung der h. Schrift sich aneignet, dass sie »ein organisches Ganze« sei (S. 7), so können wir uns nicht wundern, dass ihm der qualitative Unterschied der apostolischen Christologie von der Selbstdarstellung Jesu, der unbeschadet ihres Offenbarungswerthes unverkennbar ist, als ein nur quantitativer erschienen ist, und dass die Kritik, zu deren Anwendung auf die Bibel er sich bekennt, nicht so weit reicht, um ihn die verschiedenartigen Bedingungen der bezeichneten N.T.lichen Gedankenkreise erkennen zu lassen. Sind nun aber sämmtliche absichtliche und gelegentliche Aussagen der Apostel über die Weltstellung, über das Wesen und die Herkunft Christi von der Glaubensanschauung des gegenwärtig

erhöhten, durch Gott auferweckten Christus beherrscht, so wird man erwarten müssen, dass, indem Hr. B. dies nicht erkannt hat, alle seine Erörterungen über die Gedankenreihen der Apostel mehr oder weniger verfehlt sind. Dazu kommt, dass auch seine exegetischen Operationen zur Erhebung des Sinnes der einzelnen Aussprüche ebenso wenig das Bewusstsein von der Schwierigkeit der Aufgabe verrathen, wie dies bei der von ihm bekämpften theologischen Richtung der Fall zu sein pflegt. Er verkennt gerade bei den entscheidendsten Aussprüchen, dass man aus dem Zusammenhange das Feld der Anschauung ermitteln muss, in welchem sich die Aussprüche der Apostel bewegen, und dass sich nach diesem Maassstabe die Tragweite derselben begränzt. Kurz die Freiheit, die er bei seiner gläubigen Theologie prätendirt, ist nicht die Freiheit der wissenschaftlichen Erkenntniss, die ihren Stoff methodisch beherrscht.

Dieser Mangel giebt sich auch darin kund, dass Hr. B. die Grenze zwischen der biblischen und der systematischen Theologie nicht aufrecht zu erhalten versteht. Wenn überhaupt der positive Charakter unserer, der evangelischen Theologie behauptet werden soll, so kann es nur geschehen, indem man den Ideengehalt der Offenbarungsurkunden in seiner erkennbaren geschichtlichen Gestalt, in der möglichst diskreten Deutung ihres Inhaltes von den Bedürfnissen allgemeiner Erkenntniss zu unterscheiden lernt, welche durch die wissenschaftliche Umbildung der biblischen Religionsideen befriedigt werden soll, möge diese Umbildung der kirchlichen Ueberlieferung oder anderen Wegen folgen. Keine Bearbeitung der biblischen Theologie wird also correct sein, in welcher die geschichtlich-exegetische

und die theologisch-dogmatische Aufgabe mit einem Schlage gelöst werden sollen. Die Einwendung, diese Forderung nicht zu erfüllen, müssen wir schliesslich gegen das vorliegende Buch erheben. Wie ich meine, wird dieser Fehler theilweise verschuldet durch den verhängnissvollen Zusammenhang dieses Buches mit dem Auftreten des Verf.s vor der seinen Enthüllungen abholden Versammlung zu Altenburg. Da er hier exegetische Resultate und dogmatische Andeutungen kurzer Hand zu verschmelzen sich veranlasst sah, und da die Gegner ihrer ganzen Art nach vor allen Dingen nicht exegetische Resultate sondern dogmatische Auskunft und Rechtfertigung zu erwarten schienen, so meinte Hr. B. ihnen Beides mit Einer Hand darbiehen zu müssen. Aber dieses Verfahren hat ihn nicht nur zu unklaren und voreiligen Aufstellungen verleitet, sondern ich vermag mir die Einschlagung dieses Weges durch den Verf. vollständig nicht blos aus der äussern Veranlassung seiner Schrift, sondern ich muss es auch daraus erklären, dass er in der Confundirung der Aufgaben der biblischen und der systematischen Theologie eigentlich nur den Standpunkt seiner Gegner einnimmt. Ich muss mich enthalten, dies Urtheil durch einzelne Beläge zu begleiten, so wie ich der Versuchung, auf Einzelheiten der exegetischen Verfahrungsweise und der biblisch-theologischen Resultate des Verf.s einzugehen, ungern ausgewichen bin. Indessen gerade für die wichtigen Probleme der N.T.lichen Christologie bedarf man mehr Raum, als diese Blätter bieten, und ausführlichere Vorbereitungen zu ihrer Lösung, als welche Hr. B. für nothwendig erachtet hat.

A. Ritschl.

Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von Dr. Eduard von Kausler. Dritter Band. Leipzig 1866. XXX u. 585 Seiten Octav.

Es ist bereits geraume Zeit her, dass die ersten beiden Bände dieses Werkes erschienen sind (1840 und 1844) und ihre Stelle unter den hervorragendsten Publicationen auf dem betreffenden Felde eingenommen haben. Wir dürfen uns daher ohne Weiteres der Besprechung des vorliegenden dritten Bandes zuwenden, welcher die ganze Arbeit zum Abschluss bringt, indem jetzt der reiche Inhalt der bekannten Comburger Handschrift mit wenigen Auslassungen in kritisch genauem Abdruck den Freunden der ältern niederländischen Litteratur zugänglich gemacht ist. »Die Sammlung gewährt, nach dem Hinzutreten dieses Bandes, eine Art übersichtlichen Bildes der gesammten niederländischen Poesie aus der Schlussperiode des Mittelalters. Die wenigstens ihrem innern Wesen nach ältere episch-chronikalische Gattung ist im ersten Bande vertreten. In den theilweise sehr umfassenden Dichtungen des zweiten, deren Abschlusszeit meist näher bestimmt werden kann, kommt das lyrisch-didaktische Element zum Ausdrucke, während der dritte, neben einigen jüngeren didaktischen Versuchen, grossentheils aus erzählenden Gedichten, Legenden, Schwänken, Satiren u. s. w. besteht, von welchen mehrere vielleicht zu den gelungensten der ganzen Sammlung gehören und somit diesem letzten Bande noch einen besondern Werth für sich verleihen. Beigegeben sind die diesem Bande vorbehaltenen Anmerkungen über den Inhalt der beiden letzten Bände, ferner ein ausführliches Wortregister und eine Inhaltsübersicht über das ganze Werk.« Das anfänglich beabsichtigte »voll-

ständige Wortregister jedoch, das zugleich zur Erklärung der Worte gedient haben würde,« hat Kausler »schon des bedeutenden Raumes wegen, den die Arbeit bei möglichster Beschränkung erfordert hätte,« sich, obwohl ungern, entschlossen auf den Bestand des erwähnten Registers zurückzuführen, worin »neben den Eigennamen nur die in den Anmerkungen erklärten Wörter angeführt, solcher Worterklärungen aber im dritten Bande weiter versucht sind als im ersten.« Wir wollen mit dem Herausgeber über die aus angeführtem Grunde stattgefundene Nichterfüllung seines Versprechens nicht rechten, bedauern dieselbe aber von ganzem Herzen, da eine derartige Arbeit von so kundiger Hand wie die seine einen ganz besondern Werth gehabt hätte und überdies Wörterbücher über einzelne Werke neben solchen, die sich über den ganzen Umfang einer Sprache erstrecken, immer noch ihren eigenen Werth besitzen, ganz abgesehen davon, dass das de Vries'sche Unternehmen wer, weiss wann beendet sein wird. Man kann des Guten nie zu viel haben; wer z. B. beklagt sich über Wackernagel neben Müller-Zarncke? Indess — auch Massmann hat sein verheissenes Wörterbuch zur »Kaiserchronik« im Tintenfass gelassen. Darum müssen wir auch wohl diesmal aus der Noth eine Tugend machen und uns mit dem Gebotenen begnügen. Wie vorzüglich werthvoll dies aber ist, hat Ref. bei sorgfältigem Studium sehr wohl erkannt, so dass ihm wenigstens nichts besonderes hinzuzufügen bleibt, und nur eine kleine Zahl Bemerkungen mögen einen Beweis seiner Aufmerksamkeit liefern. So z. B. zu Bd. III. S. 236 zu V. 542—544 (nebst S. XVII) vgl. den Ref. in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 828, wo er unter anderm gezeigt hat, dass die »*virnêtin ermil*« statt der Hemdeknöpfe noch zu Anfang des 18. Jahrh. sich in Schweden

erhalten hatten. — S. 273 zu V. 11119 *tameer* heute.* Vgl. mhd. *talmē*, *tālā*, welche Kausler's Ableitung jenes Wortes aus *te dagte meer* bestätigen. — S. 238 zu 821. Das frz. Original lautet: »et si fait des seignors sergens — *Et des lames refait bajesses* — quant il les trove trop ingresses«; dies ist ganz richtig übersetzt: „*Hi naect knecht menighen heere — So doet hi vrouwe menich ionc wiif — Die hi ieghen hem vint stiif.*« D. h. »er macht zum Knecht manchen Herrn und ebenso zum Weibe manche Jungfrau, die er gegen sich widerspänstig findet.« Durch alles dies gibt Amor einen Beweis seiner Gewalt. Der frz. Dichter hat freilich einen der vorhergehenden Zeile mehr entsprechenden Gegensatz, nämlich: »und aus den Damen macht er ebenso Mägde (Dienerinnen).« Diese Bedeutung von *bajesse* ist zu ergänzen bei Diez, Etymol. Wörterb. I, 44. s. v. *Bagascia*; sie findet sich auch noch in den bei letzterm angeführten *baisele* und *baeheler*; so wie in dem neapol. *vajassa*; s. Galiani, Vocabol. del Dial. Napol. s. v., wo es vom arab. *bagasch* Magd* abgeleitet wird. Der niederl. Dichter annahm, wie es scheint, diese Bedeutung des Wortes gleichfalls nicht, milderte jedoch den Ausdruck und setzte Weib statt Metze. Vgl. Theocr. 7, 65: »*παρθένος ἔνθα βέβαια, γυνή δ' εἰς ὀλν ἀφερψῶ.*« — S. 239 zu 1011 *maersant*. Steht dies für *maergruis*? vgl. mhd. *mergriez*. Grimm Myth. 1169; dann stünde Perle für Edelstein, ebenso wie ja auch das Wort Perle selbst aus *eryll* entstanden ist. Grimm l. c. — S. 255 zu 231 *Tatolf*. Dies Wort ist wahrscheinlich eine Nebenbildung von *tatman* und gebildet wie *Rulf*, *Ludolf*, *Morolf* u. s. w.; s. Grimm, Gramm. 330—334. Myth. 721 f. (über die Bedeutung der Ableitungssylbe — *olf*); *tatman* aber ist = silzerne) Puppe, Kobolt, s. Myth. 468—471, vgl.

Simrock Myth. 471 (2. Aufl.), und ist vielleicht aus dem engl. *tatter* zu erklären (Grimm l. c. 470), wie eben auch *tatolf* muthmassen lässt, welches nach Kilian eigentlich eine Puppe für Schneider, die Kleider daran anzupassen, bedeutet. Lumpen und Kleider werden oft durch das nämliche Wort bezeichnet; so frz. *chiffons*, engl. *buntings*, lat. *pannus*, woraus ital. *panno* Tuch und *panni* Kleider (sp. *pañó* und *paños*), gr. *ῥάκος* (*βράκος*); also *tatolf* Lumpenpuppe, Kleiderpuppe, später, wie *tatрман*, stummes, hölzernes Koboldsbild, und als solches für »einfältig, dumm« gebraucht. Demnach wäre also die Bedeutung »Gliederpuppe für Schneider« die ältere, und dergleichen mögen allerdings schon früh in Gebrauch gewesen sein. Oder wurden Götzen- und Koboldspuppen auch aus Lumpen und Fetzen gebunden und hingestellt, so dass die Bedeutung Gliederpuppe die spätere ist? Vgl. Grimm Myth. 469. 470. Doch bietet sich für *tatрман* (*tatolf*) auch noch die wahrscheinlichere Ableitung aus *Tater*, *Tatter* d. i. Tatar, wenn man sich nämlich der Schilderungen des gräulichen Aussehens der Hunnen und Tataren erinnert, wie sie uns die Schriftsteller des Mittelalters geben. Jene Wörter bedeuteten also eigentlich Fratzenbild, dann aber Kobold. Das *man* in *tatрман* ist ein Anhängsel wie in *Peterman*, *Heinzelman*, *popelman* (*popel* = *Popanz*) u. s. w. — S. 264 zu 8501. Das altfrz. *wihot* will A. Rothe, *Monuments pour servir à l'hist. des prov. de Namur, de Hainaut et de Luxembourg* vol. I. p. 583 aus dem deutschen *Geweih*, also ahd. *wich*, *wih*) und *Haupt* u. *hoofd* ableiten. Für diese Etymologie spräche die Form *hoot* für *hoofd* (vgl. Kausler S. 351 u. 87). Hieran knüpft sich die weitere Frage, ob aus *wihot* dann im Engl. *wit* und aus diesem mit der erwähnten Ableitungssylbe — *olf* (womit auch

engl. *ouphe*, *ouphen* verwandt ist, Grimm Myth. 11) dann die Form *wittol* entstand. In dem Synonymen *cuckold* begegnen wir der entsprechenden Sylbe *-olt*, über welche s. Grimm Gramm. 2, 331—334. Myth. 470. 721). — S. 265 zu 8725 *aere*, *neere* neben der Form *aere*, *ere*, vgl. *neerenst* für *cerenst* Bd. II S. XXIII: »Die Statthaflichkeit des prothetischen *n* in *neerenstelike* u. s. w. zu bezweifeln ist kein Grund vorhanden.« Ganz richtig; denn ebenso ist noch jetzt *narm*, *naars*, *noom*, *nelleboog* gebräuchlich für *arm* *aars* u. s. w. — S. 267 zu 9402. Ob der nl. Dichter die *dragons* des Orig., die er in Schiffe verwandelt hat, wohl im Sinne des altn. *dreki* genommen? — S. 281 zu 13342. *Cartainge* scheint keine Erfindung des Uebersetzers, sondern der mit *Cythera* verwechselte *Cythaeron* (vgl. S. XVII f.) ist als Wohnsitz der Venus muthmasslich mit Absicht in das Gebiet der durch ihr Liebesunglück im Mittelalter sehr wohl bekannten Dido verlegt. — S. 329 zu 3002. l. *mantica*. — S. 340 zu 340. *dien*, *dye* ahd. *dioh*, mhd. *diech*, engl. *thigh*. In der Form *tiech* auch bei Hans Sachs 2, 4, 223. — S. 351 zu 44 *gonnen* könnte auch ohne *wel* heissen »gut meinen, lieb haben.« So im altn. *unna* (s. Lünig Gloss. zur Edda s. v.) und lat. *cupere alicui*. — S. 448 zu 178 *wisch* ist = Kranz, als Zeichen des Weinschanks. Daher das Sprichwort: »Guter Wein bedarf keines Kranzes;« engl. *good wine needs no bush*;« frz. »à bon vin il ne faut pas de bouchon.« Letzteres Wort (*bouchon*) ist ganz offenbar aus dem engl. *bush* entstanden und weil ein Busch oder Strohisch auch zum Verstopfen gebraucht wird, so hat *bouchon* gleichfalls die Bedeutung *Stöpsel* erhalten, steht also mit it. *boccone* in keiner etymol. Verbindung; denn in diesem ist keineswegs der Begriff *voll* enthalten oder ausgedrückt, wie Diez, Etym. Wb.

II, 225 (s. v. Bouchon) annimmt, sondern wie mehr der des Masses, wie auch z. B. in *pugi* und in *Hand*, z. B. zwei Hände Salz u. s. w. - S. 458 zu 37. Die betreffende Stelle lautet: *Hortrecht ende die waerheit sterke.* Hier scheint *sterke* nicht Imper. sondern Adv., mhd. *stark* also: »halte fest das Recht und die Wahrheit. Uebrigens bemerkt Kausler ganz richtig, das Sing. und Pl. im Mnl. nach bekanntem Gebrauche sehr häufig promiscue für einander gesetzt werden. Auch noch in späterer Zeit findet dies Statt wie Ref. gezeigt hat in seinem Schluss von Gachet's Glossaire roman des chroniques rimées de Godefroid de Bouillon etc. Brux. 1859 (Acad. Roy.) s. v. *Tu* (woselbst zu dem Citat: *A Dieux dist Baudouins etc.* die Verszahl 12320—1 zu ergänzen ist; ebenso muss es heissen: »Horae Belg. vol. II p. 201). Zu den dortigen Angaben füge hinzu: Horae Belg. vol. XI p. 51 (no. XXIV v. 9): »*Vaert henen dijnre straten.*« Ebendas. hat Ref. auch auf Gleiches in andern Sprachen hingewiesen; s. ferner in dem provenz. Gerard de Roussillon ed. Francisque-Michel Paris 1856 p. 82 die ganze Rede des Herzogs von Narbonne, wo die 2. P. Sing. u. Pl. fortwährend wechseln, wie: »*Cuiatz vos, per mal faire, vos agam car? . . . Quant aniest en Espanha ta ost guidar etc.*« Vgl. die entsprechende Stelle der altfrz. Version ebendas. p. 296 f. S. auch Rigsmål (in der Saem. Edda) 44. 45: Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser vol. II p. 60 v. 18. p. 281 v. 92—96. S. auch die Stellen bei Wackernagel im Wörterb. 1. Aufl. S. CII f. s. v. *dú* (in der Anrede *dú* und *ir* vermischt). Vgl. auch Holland zum Chevalier au Lyon p. 74 Anm. zu V. 1795. — S. 459. Ist *ribaldus* aus altn. *riþbaldr* abzuleiten? —

So weit, was die wenigen sprachlichen Bemerkungen betrifft, die sich dem Ref. ungesucht dargeboten. Ehe nun ders. zu dem sachlichen Inhalt der Dichtungen des 3. Bandes oder vielmehr zu den von Kausler gegebenen Erläuterungen übergeht, will er zuvörderst erst darauf hinweisen, dass die in der Reimchronik von Flandern V. 49—148 (Bd. I. S. 2 ff.) über Balduin den Eisernen und Ju-

mith erzählte Sage (vgl. ebend. S. 441 f.) die nämliche zu sein scheint, die anderwärts mit einigen Abweichungen von dem ebend. V. 1—48 (vgl. S. 433 zu V. 13) erwähnten *Liederie* berichtet wird. Vgl. J. Wolf, *Niederl. Sagen* S. 99 (no. 66: »Lyderik und Idonea«). In letzterer Gestalt ging sie wenig verändert auch nach England über; s. *Percy's Reliques Series III, Book II, no. 16: »The King of France's Daughter.«* — Ferner mag der Bd. I S. 633 erwähnte Einfall der Flämänder mit dem gemalten Hahn wohl aus den zahlreichen Merartigen Sagen entsprungen sein, die damals im Umlauf waren; vgl. hierüber den Ref. oben Jahrg. 1861 S. 573 zu Passow no. 197. Zu den dortigen Nachweisen füge noch Graesse Sagenschatz des Königr. Sachsen S. 74 (no. 30: »Der Hahn in der Jakobskapelle zu Grossenhayn«), sowie den von der Brüsseler Akad. herausgeg. Jean d'Outremeuse, *Ly Myreur des Histors* T. I p. 346 Brux. 1864 (über den an der genannten Stelle dieser Anzeigen erwähnten Birnamwald s. noch Ref. in Pfeiffers *German.* 10, 108 zu Simrocks *Mythologie* S. 582). — Hinsichtlich der von Kausler zum 3. Bande gegebenen sachlichen Erläuterungen bieten sich dem Ref. zunächst folgende Bemerkungen. Zu S. 291 Anm. ist anzuführen, dass die von der Société des Bibliophiles veranstaltete Ausgabe der *Disciplina Clericalis* Par. 1824 (nicht 1834) erschien, der von Valentin Schmidt besorgten also vorherging; s. Loiseleur Deslongchamps *Essai sur les Fables ind.* Paris 1838 p. 62 n. 3 (vgl. Grimm, Reinhart Fuchs S. CCLXXVII Anm., wo es also: »drei Jahre vorher« heissen muss statt: »zwei J. v.«). Kauslers irrigte Angabe ist veranlasst durch Graesse *Lehrb.* II, 2, 717 (ebenso in dessen *Handbuch* II, 388). — Zu S. 346. Zarneke hat ausser dem »deutschen Cato« später in den Berichten der philol. hist. Classe der Kön. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1863 auch noch unter dem Titel: »Beiträge zur mittellat. Spruchpoesie« (Separatabdr. S. 1—58) zwei gereimte lat. Umarbeitungen der *Disticha Catonis* herausgegeben, von denen die eine bisher gar nicht, die andere nur aus kurzen Andeutungen bekannt war. — Zu S. 474. »*Een goet exempel.*« Kauslers Vermuthung, dass die Quelle dieses Gedichts ihrem eigentlichen Ursprunge nach eine morgenländische sei, ist ganz richtig; s. Val. Schmidt zur *Discipl. Cleric.* c. II, Heinrich Kurz zu Burkhart Waldis *Buch* III Fabel 11: »Von dem reichen Manne u. seinen Freunden;« so wie den Ref. in seiner Anzeige letztern Werkes in Pfeiffers *German.* VII, 505, wozu man noch füge die arabische Version bei Freytag, *Arabum Proverbia* I, 119 no. 362: »Frater tuus est qui tibi solatium adtulit.« Vgl. auch noch Gödeke, *Every Man, Homunculus und Hekastus.* Hann. 1865 S. 2 ff. — Zu S. 481. *Van den IX besten.* Nach Luthers

Tischreden 24, 95 hatte Tritheim zu Wege gebracht, »dass Keyser Maximilian alle verstorbene Keyser ~~von~~ grosse Heyden, die *Neien Besten*, so man also heisst, in seinem gemach nach einander gehend gesehen hatte, wie ein jeglicher gestalt vnd bekleydet war gewest, da er gelebt u. s. w.« Auch unter den in Nischen stehenden Figuren des *Schönen Brunnens* zu Nürnberg befinden sich die Neun Helden, doch wird *Clouis* statt *Artur* genannt. (Bei Aufzählung einer Anzahl von Dichtungen in dem nun von Paul Meyer, Par. 1865 herausgeg. provenz. *Roman de Flamenca* werden auch einige der »Neun Besten« als Stoff zu dergleichen erwähnt; nur so ist die allerdings zu kurz gefasste Notiz aus dem Lex. roman vol. I p. 10 ff. in des Ref. Dunlop gemeint; s. Kausler S. 482 Anm. — Nur dies wenige hätte Ref. zu den Erläuterungen des 3. Bds hinzuzufügen; dass es aber so wenig ist, kommt natürlich daher, dass Kausler selbst »alles was über den Ursprung, das Alter, die Verfasser, Litteratur, Inhalt, Quellen beizubringen oder zu erörtern war, in möglichster Vollständigkeit zu vereinigen suchte« und dass ihm dies in jeder Beziehung gelungen, zeigt sich auf jeder Seite. Es war dies aber nichts geringes bei dem so reichen und verschiedenartigen Inhalte dieser 2 letzten Bände, welche eine Anzahl oft ganz vortrefflicher Dichtungen enthalten, die in mehr als einer Beziehung nicht nur den Freunden der ältern niederländischen Literatur, sondern der des Mittelalters überhaupt im höchsten Grade willkommen sein müssen. Auch der Geschichte der romantischen Litteratur werden so eingehende scharfsinnige Untersuchungen wie z. B. die über die »zwei treuen Freunde« (*Van twee ghesellen* etc. S. 491 ff.) zu gut kommen und stimmt Ref. vollkommen der Ansicht Kauslers bei, dass die vier abendländischen Versionen derselben wahrscheinlich einer solchen Quelle entstammen. Auch dass die Erzählung des Gualterus Mapes »*De Sceva et Ottone*« mit der »*van eenen verwaenden coninc*« in wenn auch nur entferntem Zusammenhang stehe (S. 523), ist nicht unmöglich; jedesfalls aber ist ihre nächste Quelle irgend ein Fabliau gewesen. Sehr anziehend, wahr und lehrreich ist endlich was Kausler über den Roman de la Rose und dessen Verfasser so wie über eine bisher unbekannte Quelle dieses Gedichts mittheilt (S. 227 ff. 284 ff. vgl. S. XII ff.), so dass, wohin wir uns auch wenden, wir in dem vorliegenden Werke so wie in der innern Ausstattung desselben jede Art von Befriedigung finden und es daher in den betreffenden Kreisen unzweifelhaft dem grössten Beifall begeben wird

Lüttich.

Felix Liebrecht.

